LITTERATUR UND VÖLKERKUNDE, EIN PERIODISCHES...

Johann-Wilhelm von Archenholtz

MENTEM ALIT ET EXCOLIT

K.K. HOFBIBLIOTHEK
ÖSTERR. NATIONALBIBLIOTHEK

26.S.76

Digitized by Google

Neue Litteratur

und

Völkerkunde,

Für das Jahr 1790.

No. VII.

J u l i u s.

Leipzig, bey G. J. Göschen.

Herr Geyser in Leipzig ist beschäftiget, einige Blätter vorzüglich nach Ideen aus Herders zerstreuten Blättern und nach vortreflichen landschaftlichen Zeichnungen des Herrn Professor Oesers, in seiner bekannten angenehmen Manier herauszugeben, welche den Verehrern des großen Dichters und des großen Mahlers sowohl als auch jedem Liebhaber der Kunst sehr angenehm seyn muß. Der Anfang dieser Sammlung, der Verkauf des Amors eine Landschaft nach Oeser, ist in der Ostermesse erschienen. Zugleich hat derselbe ein Blatt nach Dietrich, die Verstoßung der Hagar herausgegeben, welches auf den Beyfall der Kenner die gerechtesten Ansprüche hat. Man kann solche bey Herrn Geyser, bey dem Buchhändler Göschen in Leipzig und in den Kunsthandlungen zu den sehr billigen Preiß à 20 Gr. haben.

Herr Penzel in Leipzig hat das selten gewordene Blatt seines Freundes und Lehrers des Herrn Chodowiecky, die Familie dieses großen Mannes, treu copirt, und ist dasselbe zu 12 Gr. bey dem Buchhändler Göschen und in allen Buchhandlungen zu haben.

Die Blätter des berühmten Kupferstechers Marc-Antoine, eines Zeitgenossen und vertrauten Freundes des unsterblichen Raphaels, sind in unsern Tagen so selten geworden, daß dieselben sogar in berühmten Sammlungen nicht immer gefunden werden, und daß daher Kenner und Liebhaber auch für geringere Abdrücke oft ansehnliche Summen bezahlen.

Die Ursache dieser Seltenheit liegt nicht in dem hohen Alter dieser Blätter allein, sondern darin, daß unter allen sowohl alten als neuern Kupferstechern, die nach Raphael gearbeitet haben, keiner den Geist desselben so richtig aufzufassen, und die Bestimmtheit seiner Formen und Umrisse, und die erhabene Größe seiner Charactere, mit solcher Genauigkeit und Wahrheit, als Marc-Antoine, in die Kupferplatte hinüber zu tragen wußte.

Ob

Ob es wahr sey, wie viele behaupten, daß Raphael dem Kupferstecher jedesmal selbst die Umrisse in seine Platten gezeichnet, läßt sich nicht wohl erweisen. Gewiß aber ists, daß Marc-Antoine unter der Aufsicht und Leitung dieses großen Mahlers gearbeitet hat.

Unter die seltenen und vorzüglicheren Blätter dieser Künstler gehören Christus und die zwölf Apostel. Raphael hat sich in diesen nicht allein als einen Künstler vom ersten Range, sondern auch als einen großen Menschenkenner, und als Mann von tiefem Verstande und von großer gefühlvoller Seele gezeigt.

Er hat bewiesen, wie Würde und Erhabenheit des Characters auf die mannichfaltigste Art im einzelnen Menschen sich darstellen läßt. Man siehet in jedem Apostel einen grossen, erhabenen, mit jeder ihm eigenthümlichen Tugend begabten Mann, nicht allein im Ausdruck des Gesichts, sondern auch in jeder Bewegung der Theile, und selbst im Wurfe der Gewänder. Ich schweige von Christo, als dem Höchsten und Vollkommensten unter ihnen. Und bey dieser Mannigfaltigkeit in Darstellung der Erhabenheit und Größe ist nicht die mindeste Wiederholung oder Copie des einen von dem andern in diesen Blättern zu finden: jedes ist ein für sich bestehendes Original.

Um diese so selten gewordene Blätter wieder in Umlauf zu bringen, habe ich sie mit der möglichsten Genauigkeit durchgezeichnet und geätzt, und glaube mir das Zeugniß geben zu dürfen, daß ich den Originalen ganz getreu geblieben bin. Zu diesen Blättern füge ich noch fünf Köpfe nach einem vortreflichen Gemählde Raphaels auf hiesiger Gallerie, die heilige Familie vorstellend, hinzu, so daß die ganze Lieferung aus 18, jedes für sich geätzten Blättern besteht, welche bey dem Buchhändler G. J. Göschen in Leipzig zu haben sind.

Joh. Peter Langer,

Prof. der Mahlerakademie in Düsseldorf.

Neue Litteratur und Völkerkunde.

Für das Jahr 1790. No. VII.

Julius.

Inhalt.

Neue Litteratur
und
Völkerkunde.

Für das Jahr 1790.
Zweyter Band.
Julius bis December.

Ein periodisches Werk.

Herausgegeben
von
J. W. v. Archenholtz,
vormahls Hauptmann in königlich-preußischen Diensten.

Leipzig,
bey G. J. Göschen. 1790.

K. K. HOFBIBLIOTHEK

Neue
Litteratur und Völkerkunde.

Für das Jahr 1790. No. VII.
Julius.

I.

Ueber die Regierung der Völker.

Ein Fragment.

Dieses Fragment ist aus den Schriften des berühmten englischen Schriftstellers Fletscher gezogen, dessen politische Werke wahrscheinlich nicht ins Deutsche übersetzt werden dürften.

Es ist in menschlichen Angelegenheiten vielleicht kein Gegenstand so unbegreiflich, als die Herabwürdigung und Grausamkeit, die unter dem Vorwand der Regierung der größte Theil des Menschengeschlechts geduldig leidet. Viele Menschen überreden sich fälschlich, daß schlechte Regierungen für sie vortheilhaft sind, weil sie unter denselben am meisten ihren Ehrgeitz, ihre Geldbegierde und ihren Luxus befriedigen können, daher sie die äusserste Kunst und Gewalt anwenden, dergleichen Regierungen zu gründen. Durch solche Leute ist fast die ganze Welt unter die Füße getreten und der Tyranney unterworfen worden, da es den Menschen an Verstande fehlte einzusehn, durch welche Mittel und Wege man

sie zu Sclaven machte. Denn obgleich der bessere Theil der Menschen sich mit großer Sorgfalt auf Künste und Wissenschaften legt, so sind doch sehr wenige unter ihnen, die die Natur der Regierung zum Gegenstand ihrer Studien machen; eine Untersuchung, die sowohl für die Beherrscher als fürs Volk nützlich ist. Ja in den meisten Ländern sind die Künste des Staats alle dahin gerichtet, entweder die Menschen zu Sclaven zu machen, oder sie in der Sclaverey zu erhalten. Fast allenthalben ist es ein Verbrechen, über Regierungssachen zu urtheilen. Wenn aber die Menschen nur einen kleinen Theil ihrer Zeit und Bemühungen, die sie bey sinnreichen aber nutzlosen Studien verschwenden, anwenden wolten, die vortreflichen Regeln und Beyspiele nachzulesen, die uns die Alten über Regierungssachen hinterlassen haben, so würden sie bald im Stande seyn alle diejenigen Mißbräuche, Fehler und Verderbnisse zu entdecken, die zum Ruin der bürgerlichen Gesellschaft führen. Es ist sehr sonderbar, daß sie glauben solten, das Studiren und die Kenntnisse wären in allen Dingen nöthig, mit Ausnahme der edelsten und nützlichsten aller Künste, die Kunst die Menschen zu regieren. Allein, wenn jemand aus Mitleiden mit dem Elend eines Volks sich auch bemühen wolte, ihnen über diese Materie die Augen zu öfnen, so wird er gewiß nicht nur den Unwillen, sondern den Haß und die Verfolgung derjenigen auf sich ziehn, die ihre Rechnung bey der Unterdrückung der Welt finden; noch mehr, auch seine Bemühungen den grossen Haufen zu belehren werden fehlschlagen, denn bey allen Menschenclassen wird bey weitem der größte Theil durch Worte und Namen betrogen, und wenn nur die alten Formeln,

meln, Benennungen und die äussere Regierungsform beybehalten wird, so mag die Natur derselben noch so sehr verändert werden, sie werden dennoch beständig fortfahren zu träumen, daß sie die vorige Freyheit genießen, und werden nicht eher erwachen, bis es zu spät ist. Hievon findet man viele merkwürdige Beyspiele in der Geschichte, daher ist mein Vorhaben die Natur der vorigen und der gegenwärtigen Regierungen in Europa zu untersuchen, und denen ihren Irrthum zu zeigen, die sie noch für die nehmlichen halten, weil sie noch die nehmlichen Namen führen, und die aus Unwissenheit wieder diejenigen schreyen, die sich *bemühen die* geringe Freyheit noch zu bewahren, die übrig geblieben ist.

II.

Maria, Königin von Schottland.

Ein Trauerspiel

von

John Sanct John.

Aus dem Englischen.

Dies neue Trauerspiel der Britten erschien im Jahr 1789, und wurde sehr oft mit großem Beyfall auf dem Theater in Drury Lane gegeben. Die Uebersetzung ist von Herrn Doktor Kramer in Halberstadt.

v. A.

Personen:

Maria, Königin von Schottland.
Elisabeth, Königin von England.
Lady Douglas, Hofdame von Maria.
Herzog von Norfolck.
Lady Scrope, seine Schwester.
Lord Herries.
Wilhelm Cecil.
Davison.
Graf von Schrewsbury.
Graf von Huntingdon.
Amias Paulet.
Beton.
Nawe.
Aufseher der Tower.
Scheriff.

Erster

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

(Vor dem Thor des Schlosses Bolton.)

Beton. Lord Herries (ankommend).

Beton.

Sieh da! Lord Herries! O! mein edler Freund!
Wie haben wir für eure Heimkehr jeden Tag
Gebetet! Eure Königin war stündlich wach
Und strengte ihre schönen Augen an
Von jenes Thurmes Spitze euch zu sehn,
Bis *ihren Blick* ein heißer Thränenstrohm
Verdunkelte. Doch sagt, was bringt ihr neues
Von Hofe der Elisabeth für uns?

Lord Herries.

Wenn Treue Beton, wenn ein warmer Eifer
Für eine gute Sache den Erfolg
Auch sichern könnte, o! dann wär' er dir
Gewiß. Denn eure Bitte um Gehör
Für eine Königin begründete
Sich auf ein königliches Pfand. Der Ring
Der eure Sendung angenehmer machte
Ward einst Marien von Elisabeth
Mit der Versichrung zugesandt, daß sie
Die Sache ihrer Schwesterkönigin
Mit Nachdruck unterstützen wolle.— Doch,
Mein guter Beton, es bedarf ja unsrer
Erfahrung nicht, den Abgrund wahrzunehmen

Der leider immer zwischen dem Versprechen
Und der Erfüllung liegt.

Beton.

Und der Erfolg?

Lord Herries.

Ausflüchte nur und Ränke; erst entehrende
Bedingungen und dann den hinterlistgen Rath:
Daß sich Maria diesem fremden Tribunal
Freywillig unterwerfen solle: Himmel!
Bevor man ihr persönliches Gehör
Gewährt.

Beton.

Verweigert man ihr immer noch
Persönliches Gehör? und stützt man sich
Auf diese nichtigen Vorwände noch?
Nehmt einmal an, daß unsre Königin
Anklagungswürdig sey — nehmt alles an
Was Neid und Haß ihr aufzubürden wagt —
Muß dies nicht ihre Foderung verstärken,
Den Kläger selbst ins Angesicht zu sehn?

Lord Herries.

Ich will Erlaubniß bitten, diese rasche
Berufung auf ein fremdes Tribunal
Zurück zu nehmen.

Beton.

O! ich wünscht' es wäre
Geschehn! Entehrt wird unser Vaterland
Wenn unsere gesalbte Königin
Hier willig ihre Klage einem fremden

Gerichtshof unterwirft. Dies schändet beydes
Die Würde Schottlands und die Ihrige.

Lord Herrics.

Dies will ich geltend machen; o! ihr kennt
Ja ihren Geist. Berührt nur diese Saite
Und sie wird schnell durch alle Nerven zittern.
O! sie hat eine Seele, die beym Ruf
Der Ehre rasch erwacht, und neubelebt
Beym leisen Laut mit feurigen Erbeben
Ihr in die Arme fliegt. Ihr mag die Schande
Sich nahen, plötzlich prallt sie ab und schrumpfet
Schnell *in sich* selbst zurück. So fühlbar ist
Wohl keine Pflanze und so flüchtig wohl
Kein Schatten. Möge sie der Himmel stets
Beschützen! Wo find' ich die Königin? — —

Zweyter Auftritt.

(Die Halle im Schloß Bolton.)

Lady Scrope. Lady Douglas.

Lady Scrope.

Sagt, liebes Mädchen, wie mein hoher Gast
Sich heut befindet? Eben treft ihr mich
Hier auf dem Wege, eurer Königin
Auch heute meine Aufwartung zu machen
Und ihres gnädigen Befehls zu warten.

Lady Douglas.

Ihr seyd zu gütig, meine theure Lady.
Ach! solche Worte passen leider für
Den Zustand meiner armen tiefgefallnen

Gebietherin nur schlecht. — O, sagt mir lieber
Ist sie hier sicher? Wer bewacht die Pforten
Des Schloßes? Wie? ist jeder Spalt, durch den
Ein Pfeil entschlüpft und jedes Loch bewacht?

Lady Scrope.

O! Douglas! urtheilt nicht von mir mit Härte. —

Lady Douglas.

Ihr thut nur eure Pflicht. Doch übt ihr sie
Mit zärtlicherm Gefühl, und ächtrer Achtung
Als jene Abgesandten, die sie hier
Zuerst mit allem königlichen Pomp
Und aller Förmlichkeit empfangen haben.
Denn, o! der drückenden Verspottung! Bücken
Und Lächeln oder Höflingsworte mildern
Der Fürsten Schmerzen im Gefängniß nie.
Doch Eu'r erhabner Geist verschmäht das Laster,
Durch Strenge Leidende noch mehr zu kränken.

Lady Scrope.

O! ja, ich weiß was Königen gebührt.
So lang sie bey mir ist, so lang sie unter
Lord Scrope's Dache lebt, wird seine Gattin
Und Norfolcks Schwester einer Königin
Gerechte Klagen nie mit Kaltsinn hören.

Lady Douglas.

O! brav gesprochen! würdig eurer hohen
Geburt. O! eure Stimme und Gesinnung
Ruft eures Bruders Bild in mir zurück.
Ich wünscht' er wär' jetzt hier, um meiner armen
Gebietherin — doch seht, da kommt sie selbst.

(Maria tritt ein.)

Lady

Lady Scrope.

Wohlthätig möge nun mit diesem Morgen
Zu eurer Majestät Gesundheit Trost
Und Seelenruh' zurück auf immer kehren!

Maria.

O! meine edle Wirthin, eure Güte
Rührt heftiger ein dankbar Herz, ergreift
Mich stärker, und zerschmelzet mein Gefühl
Mehr als ein minder gütiger Empfang
Es je vermögte. Doch mir habt ihr diesen
Besuch nicht zuzuschreiben. Denn ich kam,
Dem hohen *Willen* eurer Königin
Gehorsam, unter dem Versprechen, daß
Sie *mich* vor meiner Ankunft treffen wolle.
Doch seht! an ihrer Statt schickt sie anjetzt
Mir eine Ehrenwache. — O! mein theures
Geliebtes Mädchen. Du hast mich vordem
Im stolzeren Gefolge reisen sehn:
Als von Lothringens Fürsten angeführt
Wetteifernd Frankreichs edle Jugend einst
Sich um mich drängte, wer zuerst von ihnen
Jetzt ihre Königin dort von Paris
Zum Meer begleiten solte. Längst den Ebnen
Der Piccardy zog glänzend das Gefolg
Gleich einem strahlenden Comet in seinen
Pfadlosen Bahnen, und erleuchtete
Die Länder rings umher, wodurch es zog.
Doch ach! was fromt mir die Erinnerung?
Denn andre Scenen muß mein Auge sehn! —

Doch

Doch, warlich! dieses schöne Lustschloß schickt
Sich übel nicht für einen Königssitz;
Und paßt für meine Laune; nur erblickt
Mein Auge manche Züge hier die leicht
In meiner Seele fremde Ahndungen
Erwecken könnten. — Sagt, warum, Mylady,
Umgeben ringsum Wachen diese Mauern?

Lady Scrope.

Monarchin! fürchtet nichts. O! seyd versichert,
Ihr solt in diesen Mauern allen Trost
Und Ehre, freyen Zutritt eurer Freunde
Und jedes Vorrecht finden, das eur Unglück
Nur irgend mildern kann. Doch suchet euch
Nicht zu befreyn und denkt an keine Flucht.

Maria.

Flucht? sagt ihr, Lady, Flucht? Ich soll nicht fliehn?
So ist es dann gewiß? — Ach zu gewiß!
Ja! ja! ich bin hier im Verhaft, bin eine
Gefangne! Ha! ein fürchterliches Wort. —
O! des entsetzlichen Verraths! O! falsche
Meineidige Elisabeth! — Ist dies
Die Treue Englands? Dieses das Gelübde
Der Königin an eine Königin?
Ist dies das Band der Schwesterschaft? Sind dies
Die heil'gen Rechte biedrer Gastfreyheit?
Wenn die Gerechtigkeit die Erde nicht
Verließ, o! Himmel so vergilt ihr dies.
O! meine gute Wächterin, anjetzt
Nicht meine Wirthin mehr, ihr seyd barmherzig.

Eu'r sanftes Mitleid mildert und versüßt
Mein Loos, und stumpft die Schneide jener Stunde
Der schmerzenvollen aber kurzen Stunde ab
Die zwischen der Verhaftnehmung der Fürsten
Und ihrem Ende liegt. Vorhin verspracht
Ihr mir, ich solte meine Freunde sehen
Eu'r Bruder Norfolck ist mein bester Freund.
Darf ich? ———

(Lord Herries kömmt)

Lady Scrope.

Hier ist schon einer der mich auf
Die Probe stellt; der Himmel weiß den Ausgang.
Wir, Lady, wollen uns entfernen, wollen
Um Frieden, Eintracht, Lieb' und Freundschaft beten.

(Lady Scrope und Douglas ab)

Maria.

Herries! mein Freund! Gefährte meiner Flucht!
Mein bester Rather, der mich dieses Land
Vermeiden hieß; sagt, welche Antwort bringt
Ihr mir von dieser stolzen Königin?

Lord Herries.

Dies ist der Inhalt: Englands Königin
Erklärt: sie höre diese Klage nur
Als Freundin nicht als Richterin — sie wolle
Auf euren Thron euch setzen, wenn ihr allen
Anspruch auf ihre Kron' entsagt; bey ihren
Und ihrer Erben Leben Frankreich aufgebt;
Dann euch mit ihr verbündet, und der Messe
Entsagt.

Maria.

Maria.

O! Himmel! welche Unverschämtheit!
Jetzt seh' ich ihren Zweck; und nun, nichts weiter
Als dies — will ihre Schwesterkönigin
Sie nicht persönlich hören?

Lord Herries.

Nein! sie lehnt
Es immer ab, euch eher noch zu sehn,
Bevor ihr nicht von dieser schändlichen
Beschuldigung gereinigt seyd, die sie
Durch niedre Künste selbst zu nähren sucht.
Indeß erwarte sie's mit Ungeduld
Und voll der reinsten Liebe freudenvoll
Euch, ihre freygesprochne Schwester zu
Umarmen. Doch bis dahin müsse sie
Mit Abscheu euren Anblick selbst vermeiden,
Auf deren Ehre sie doch selbst durch falsche
Verläumdungen den größten Schandfleck bringt.

Maria.

Scheinheilige, verrätherische Schlange!

Lord Herries.

Wißt ihr, daß hier, an Hofe, Murray
Eu'r falscher Bruder lebt, im Cabinet
Zu Rath gezogen wird? indeß ihr hier,
Ihr, eine Königin, und ihresgleichen
In einem schimpflichen Gefängniß sitzt. —

Maria.

O! Himmel, jetzt verleihe mir Geduld!

Lord Herries.

Und wär' er Euresgleichen, sagt warum
Ihm dieser Vorzug, der nicht anzuklagen
Nein zu vertheidigen verpflichtet ist?

Maria.

Verspottung ists und bloßer Kunstgrif nur,
Die Welt zu hintergehn, und durch den Schein
Von unpartheyischer Gerechtigkeit
Ihr Zutraun zu gewinnen.

Lord Herries.

Sagt vielmehr
Durch offenbahre Ungerechtigkeit.
Wenn ich euch offenherzig rathen dürfte,
So müßte Eure Majestät nur Recht
Als unabhängige Monarchin fodern!

Maria.

Und doch! mein treuer Führer, kann ich noch
Zurück; darf ich der Untersuchung mich
Entziehen, ganz die öffentliche Stimme
Verachten, ihren eigenen Gedanken
Die lästersücht'ge Welt frey überlassen
Und meinen guten Namen zügellosen
Vermuthungen zur Beute übergeben?

Lord Herries.

Die Welt ist zu gerecht, von einer Königin
Zu glauben, daß in einem fremden Lande
Sie vor Vasallen eine Klage führen,
Aufheben ihre Hand und ihre Knie
Vor denen beugen werde, die bey ihrer

Erblickung niederfallen, und den Staub
Voll Demuth küßen solten.

Maria.

Aber sagt,
Wo soll ich anders losgesprochen werden?
Soll ich erliegen unter dieser Last?
Soll reine Unschuld alle Mittel von
Sich stoßen, diesen Schandfleck wegzutilgen.
Nein! lieber opfr' ich alles auf, nur nicht
Den schönsten Titel, einen guten Namen.

Lord Herries.

Nicht mich, nein Schottland selbst verrathet ihr:
Die Rechte eines freyen Reichs, durch hundert
Monarchen überliefert; Rechte, die
Ihr zu erhalten schwurt, wozu ihr selbst
Gebohren seyd.

Maria.

O! Freund! die Wahrheit siegt.
Kehrt dann zu Englands Königin zurück;
Sagt ihr ich nähme meine vorige
Berufung jetzt zurück. Die meinen Namen
Und Würde schände, sagt, ich sey hieher,
Durch ihre glatten Worte eingeladen,
Gekommen. Habe einen Zufluchtsort
Gesucht, allein statt dessen ein Gefängniß
Gefunden — wiederhohlt ihr meinen Wunsch:
Ihr in Person die Sache vorzutragen
(Wodurch ich meine Achtung und Verehrung
Ihr beyspiellos beweise.) Wenn alsdann

Dies

Dies Weib, so wenig ihrer eingedenk,
Und gegen alles taub, was Königswürde
Und Blutsverwandschaft fodert, ihrer Schwester
Die Thür verschliessen will, die sie doch ihren
Verkläger öfnet, nun so sag' ihr, daß
Die Königin von Schottland ihre Freyheit
Verlange, daß sie ihr Geburtsrecht fodre.
Denn nimmer geb' ich jene Freyheit auf
Die allen Himmel und Natur verlieh.
Schlägt sie auch die gerechte Bitte ab
So fodert sie heraus, ertrotzt von ihr
Das schlimmste: mich gefangen hier zu halten,
Und reizt sie, die Gesetze der Natur
Und Völker zu verletzen und für nichts
Zu achten, laßt an der barbarischen
Geringschätzung des Rechts ganz ihren Stolz
Sich weiden! und hierin mit rauhen Türken
Und wilden Mohren um den Vorzug streiten;
Bis einst die ganze Christenheit in einer
Gemeinen Sache, und mit einer Stimme
Zu meiner Rettung sich erheben wird.

(Lord Herries ab)

Norfolck (tritt ein.)

Verzeihung eurem Sclaven, der so kühn
Sich eindrängt, dessen Schritte eure Reize
Und das Gefühl, das reine Lieb' in ihrer
Verehrer Herzen haucht, gewaltsam leiten.

M a r i a.

Seyd ihr gekommen tapfrer, edler Mann!
Die Freude, Norfolck, über deinen Anblick
Zerstreuet meine Furcht und Aengstlichkeit.
Doch wie? wenn man hier eure Gegenwart
Erfahren solte?

Norfolck.

Ists denn Hochverrath
Sich diesen Mauern nahen? Muß ich euch
Denn schuldig glauben. Da durch diesen Schleyer
Ich eurer Unschuld Glanz doch schimmern sehe?

M a r i a.

Der Himmel weiß, so ists. Doch ach! verrathen
Durch ränkevollen Meineid, hintergangen
Von kühnen, falschen Männern, sagt, was kann
Ein Weib, was die hülflose, freundelose
Vertriebne hoffen?

N o r f o l c k.

O! mich kannst du sehn
Und diese Reden führen?

M a r i a.

Nein! Du schütztest
Mich vor der Rachsucht Murray's, meines Feindes.
Hast ungefordert Hülfe engelgleich
An mir verschwendet. — Ja nun fühl ich erst
Was ich verlohr. Gesunkne Macht und Größe
Verwundet nie die Brust so tief, als wenn
Sie Herzen, die Gefühl der Dankbarkeit
Durchglüht, die Mittel zu belohnen raubt.

Nor-

Norfolk.

Was hör' ich? — Keine Mittel zu belohnen?
Wie? Kann der Himmel größern Lohn gewähren,
Als einer schönen Königin Besitz,
Das Muster und der Neid des weiblichen
Geschlechts, der ganzen Menschheit Lust und Wunder,
Vom Aetherreich herabgesandt, hienieden
Mit ihren Strahlen alles zu verblenden,
Zu glänzend für den Blick der Sterblichen?

Maria.

Verschwendet solche Worte nicht an ein
Elendes, *armes*, *unglückseliges*,
Erniedrigtes, verstoßenes Geschöpf,
Auf immer zur Gefangenschaft verdammt.

Norfolk.

Gefangenschaft? Dies kann nicht, muß nicht, soll
Nicht seyn. Solch *eine* That erreicht der Griff
Des Neides nicht. Kaltblütige Tyrannen
Vermögen den Gedanken auszubrüten.
Doch glaubt mir, noch hat nicht die Menschheit ganz
Dem Wohlstand, Ehrgefühl und edler Liebe
Entsagt; und selbst die Sitten unsrer Zeit
Der Dinge ganze Lage werd' es nicht
Erdulden, unsrer entzeit höchsten Stolz
Den Inbegrif der Schönheit auf der Welt,
Zu Nacht und Hölle einem Opfer gleich
Geführt — und plötzlich in der Jugendblüthe
Begraben hier zu sehn; — und solche Blüthe,
Vor der die Rosengluth von Englands so

Gepriesner Jungfrau ganz erbleichen muß.
Ha! ein Gebilde, welches aller Andern
Anspruch auf Würd' und Anmuth schnell vernichtet.

Maria.

Ihr spottet meiner, warlich! — Ach was meint
Denn der erhabene Gedankenflug?

Norfolck.

Euch selbst, und diese schöne Hand. Hier kniend
Erfleh' ich dreist in einer raschen Bitte
Das alles, was der Himmel geben kann.

Maria.

Gebt nicht Verzweiflung oder Zutraun Platz,
Wo nur der Wankelmuth des Glücks regiert. —

Norfolck.

O! freudenvolle Worte! Nun bin ich
Doch zur Verzweiflung nicht verdammt. Von dieser
Minute rechn' ich alle Lebensfreuden
Und schmeichelhaften Hofnungen der Zukunft,
Von nun an weih' ich Ehre, Dienst und Liebe
Nur der Gebietherin von meiner Seele.

Maria.

Doch deine Dienste fodert eine andre
Gebietherin, die stolze, forschende
Rachgierige Elisabeth, verdammt,
Sich lebenslang von Haß und Milzsucht nur
Zu nähren, nie der Liebe süßen Trank
Zu kosten. Sie ist unermüdet wachsam,
Und eifersüchtig bis zur Ausschweifung.
Verhütet, daß sie nichts erfährt!

N o r f o l c k.

Was solten
Wir fürchten? Ihre Staatsminister sinds
Zufrieden; selbst ihr Liebling will, der stolze
Leicester, ihre Zustimmung verschaffen.

M a r i a.

Ver chtlos sind zu ihrem Untergang
Erhabne Seelen. O! mein Norfolck, trauet
Leicesters Worten nicht, und träumet nicht
Sie werde diese Ketten lösen, werde
Für eine Feindin Hymens Bande knüpfen,
Die sie *doch haßt und* fürchtet und auf die
Sie *stets mit* neiderfüllten Augen sieht.
Wird sie, so weise sonst, mit eurer Macht
Mich wohl verbinden? Nein, dies kann nicht seyn.
Seid dann aufs schlimmste nur gefaßt; mißlingt
Der Streich, und muß ich hier als Sclavin bleiben
Vielleicht in festern Ketten noch, so sollen
Sie unsre Liebe fester knüpfen. — Nimm
Dies Zeichen, (sie giebt ihm einen Ring) — wenn noch engre
Mauern meiner
Erwarten. Dann wird einem treuen Diener
Dies euren Namen kennbar machen, wird
Ihm zum Beweise dienen, daß ich euren
Besuch und Zutritt wünsche. — Nun lebt wohl!

N o r f o l c k.

Leb wohl, du Muster aller Treflichkeit!

(Norfolck ab)

 Maria.

Maria (allein).

Ihr obern Mächte, wann ihr auf die Leiden
Der Sterblichen herniederblickt, wenn Unschuld
Von euch Erbarmung fordern darf, so breitet
Jetzt schirmend eure Flügel über mich,
Beschützt mich vor dem schwarzen Sturm und scheucht
Die listge Schlange weg, die schleichend sich
Auf krummen Pfad zu meinem Untergang
Mir naht! Womit hab' ich ihr Gift verdient?
Wo liegt die Schuld? Ists meine Jugend, oder
Daß eine Krone die Geburt, die andre
Mir die Vermählung brachte, oder dies,
Daß sie in mir mit gallensücht'gen Augen
Die nächste Erbin ihres Thrones sieht?
Ja! dies ist das Verbrechen, welches niedre
Gesinnung nie verzeihen kann. — O! arme
Beschränkte Seele! — Doch weil ihr der Muth
Dem Schicksal sich zu unterwerfen fehlt,
So sucht sie, wie ihr Vater, einen Thron
Auf Erden, ewig zu besitzen, und
Zu herrschen, wenn sie nicht mehr lebt. Es giebt
Kein so unheilbar Uebel, als der Durst
Nach Macht. — Hier bin ich nun auf lebenslang
Gefesselt, wenn ich mir nicht einen Ausweg
Durch diese felsenfesten Mauern bahne.
Ach! diese Hände sind zu schwach! Doch finden
Will ich den Mann, der diese dicken Thürme
Aus ihren Wurzeln reißen soll. Aus meinem
Gefängniß will ich rufen, daß von meinem

Ge-

Geschrey Europa wiederhallen soll. —
Du! Norfolck! Du solst mächtig ihn erwecken
Den hohen Freyheitsgeist Brittaniens,
Der Unrecht haßt, der Unschuld Hülfe beut,
Tyrannen schreckt, und die Bedrückten schützt.

(Ende des ersten Aufzugs).

Zweyter Aufzug.

Erster Auftritt.

Whitchall.

Elisabeth (auf den Thron sitzend, von Hofleuten und Wache umgeben)
Cecil (eintretend).

Elisabeth.

Cecil! eu'r Eilen sagt mir, daß ihr Nachricht
Von dem Erfolg der Untersuchung von
Maria's Sache bringt. —

Cecil.

Monarchin! plötzlich
Hat Norfolck, euer Abgeordneter
Die heutige Versammlung aufgehoben. —
Als Herrics kaum persönliches Gehör
Für seine Königin verlangte, so
Entließ der Herzog die Versammlung gleich
Und hieß partheyisch gar die Fordrung gut.

Elisabeth.

Marien wird es nie an Freunden fehlen
So lange Norfolck lebt.

Cecil.

Wie lange dies
Noch seyn mag, weiß ich nicht. Doch niemals kann
Ich Englands Feinden langes Leben wünschen.

Elisabeth.

Von Norfolck sagt ihr das?

Cecil.

Nicht um gerade
Ihn eines Staatsverbrechens anzuklagen,
Das des Gesetzes Griff erreichen kann.
Doch, wenn ein Herzog, stets so hochgeehrt
Von seiner Königin, sich nicht entblödet,
Geheime Meutereien anzuzettlen. —

Elisabeth.

Erklärt euch, was bedeuten diese Winke.

(Sie steigt vom Thron)

Cecil.

Der Herzog kömmt von Bolton, von dem Schloße
Lord Scrope's.

Elisabeth.

Freylich, der Besuch war nicht
Zur besten Zeit gemacht.

Cecil.

Er floß vielleicht
Wohl nur aus brüderlicher Liebe?

Elisabeth.

Ey,
Cecil, ihr scheint am schwarzen Argwohn euch
Zu laben. Norfolck ist fürwahr ein ofner

Ver-

Verstellungsfreyer Mann, der seinen Haß
Und seine Freundschaft jedem frey bekennt.

Cecil.

Ja! weicher Leim nimmt tiefen Eindruck an,
Geschmeidig jeder Form und leichtlich bildsam.
Und öfters tauschen ofne edle Seelen,
Ergriffen von der Allgewalt der Liebe,
Die angebohrnen Eigenschaften aus
Für jene, die sich besser für die neue
Absichten passen.

Elisabeth.

Wie? ihr sprecht von Liebe

Cecil.

Ja wohl! von gegenseitig angelobter
In aller Förmlichkeit erklärter Liebe,
Und inniger Verbindung.

Elisabeth.

O! verdammte
Verfluchte Neuigkeit!
Verführerische Buhlerin! — Vermag
Den Zauberblicken dieser lockenden
Sirene keiner zu entgehn? Muß sie — —
Cecil! gebt augenblicklich den Befehl
Zum engeren Verhaft. Sucht Schrewsbury
Und sagt ihm, sie von ihres Norfolcks Schwester
Von Lady Scrope wegzunehmen, und sogleich
Von Bolton weg zur Feste Tutbury
Zu führen. Laßt sie sorgsam dort bewachen. —
Nun geht — und zögert nicht. Nehmt euch in acht

Cecil, bey dieser Sache nicht zu scherzen.
Ich mögt' an eurem sonst bedächtigen
Character gar nicht gern den Flecken sehn,
Daß ihr in das geschwätzige Geschrey
Politischer geschäft'ger Schurken stimmtet,
Um Lohn für unbegründete Gerüchte
Zu haschen. — Sagt! was habt ihr für Beweise?

Cecil.

Bis zur Entwicklung — nur mein Ehrenwort.
Doch laßt nicht Uebereilung die Entdeckung
Vereitlen. Tiefer liegen überdem
Hier schwärzre Plane noch verborgen, die
Wohl nicht vom Herzog fließen, sondern vom
Rastlosen Geist der Kirche, deren nächtliches
Conclave, stets im Finstern Unglück brütend,
Auf Hinterlist und Mord der Ketzer sinnt,
Die muthig ihre Fesseln abgeworfen.

Elisabeth.

Nun dann! Beschleunigung. All' euren Eifer
Laßt thätig seyn. — Vergeßt Schrewsbury nicht. (Cecil ab)
So — die Begebenheiten häufen sich
Und neigen sich zu meinem Zweck. Die engre
Verwahrung wird nun in des Volkes Augen
Geheiligt. Ich will das Gerücht von dieser
Verschwörung schnell verbreiten. Doch bedarf
Des Herzogs Liebeshandel nicht der Eile.
Für jetzt ist er nur in der Knospe noch
Und kann verborgen liegen, bis ihn einst

Ein wärmrer Lichtstrahl reift und seine Farben
Entfalten wird. — Hier kommt er endlich selbst.

Norfolck (eintretend).

Ich fürchtete zu spät zu kommen, bin
Ich gleich in Lieb' und Pflichtergebenheit
Der letzte gegen meine gnädige
Monarchin nie.

Elisabeth.

Wir kennen euren Ruf
Für Ehre, Treu' und für Gerechtigkeit
Und Edelmuth. Wir glauben unsern Theils
Die Anerkennung und Belohnung eurer
Verdienste nie versäumt zu haben, zweifeln
Auch nie an eurer Dankbarkeit und Treue.

Norfolck.

Der Himmel wird verhüten, daß ihr nie
Gerechte Ursach habt, hieran zu zweifeln!

Elisabeth.

Ihr, Norfolck, seyd der erste Abgeordnete—

Norfolck.

Als solcher, glaub' ich, hab' ich weder Englands
Gerechtigkeit, noch meine Würde je
Entehrt.

Elisabeth.

Ihr seyd nicht angeklagt. Glaubt sicher
Wir fordern bei der Führung dieses Amts
Nicht blinde Folgsamkeit. Doch sagt uns frey,
Was trägt Maria's wunderbare Sache
Für Farben jetzt?

Norfolck.

An ihrer Seite, schöne,
So schön als ihre anmuthreiche Stirn. —

Elisabeth.

(für sich) Ha! mir das ins Gesicht? (zum Norfolck) Mylord,
ihr redet
Beständig frey vom Herzen; dieser Freymuth
Gefällt mir sehr und ehret eur Geschlecht
Und euren Namen; den ich warlich gern
Durch Erben eures Stamms gesichert wünschte.
Vor kurzen ließ uns eure edle Gattin
Erst ihren schmerzlichen Verlust beklagen.
Ihr soltet ihn ersetzen. Denn wer wäre
Nicht stolz auf den Besitz von Norfolcks Herzen?
Warum nach einer königlichen Hand
Nicht streben? — Seht, ich solte fast vermuthen
Daß Schottlands Königin in euren Augen
Vor allen Beyfall findet.

Norfolck.

Wie? nach den
Besitze von Schottlands Königin zu streben?
Soll ich, den ihr so hoch mit eurer Gunst
Begnadiget, um eine Angeklagte,
Gefallne und Gefangne mich bewerben?

Elisabeth.

Hat denn ein Diadem so wenig Werth?

Norfolck.

Verzeiht mir, Königin, der Gatte einer
Gefangenen zu seyn, war nie mein Wunsch.

Bey Gott! wenn ich die Freuden überrechne
Die ich in meiner Heimath hier genieße,
Wie solt' ich dann ein Land voll Zwietracht suchen
Und um den Preiß von Reichthum und von Ruh
Mir einen dürren machtberaubten Scepter
Und eine unfruchtbare Krone kaufen?

Elisabeth.

So kann mit einem Pair sich England brüsten
Der diese Heyrath stolz verachtet? —

Norfolck.

Ja!

So reichlich spendete die milde Vorsicht
Mir ihre Gaben zu, so vortheilhaft
Ist hier in meiner Heimath meine Lage,
Daß ich, eur Lehnsvasall, zuweilen mich
Geringer nicht als manche Fürsten achte;
Wenn mich der unzählbare Haufen meiner
Getreuen Mannen bald an meinem reich
Besetzten Tisch und bald im menschenreichen Feld
Bey ländlicher Belustigung umgiebt. —

Davison (eintretend).

Ich komme, Königin, vom Grafen von
Leicester, der, von Krankheit schnell befallen,
An seinem Leben zweifelt, aber dennoch
Oft euren königlichen Namen nennt.
Es scheint, als wünscht' er euch wichtiges
Geheimniß mitzutheilen. —

Eli-

Elisabeth.

Sagt ihm nur
Ich käme gleich. (Davison ab) (für sich) Leicester will mir
also
Auf seinem Sterbebett noch ein Geheimniß
Entdecken? Nun es läßt sich nicht von ihm
Vermuthen, daß er da noch lügen werde! —
(zu Norfolck)
Auf welchem Kißen Norfolck auch sein Haupt
Zur Ruhe legen mag, so hüt' er sich! —

Norfolck.

Was solte diese Warnung wohl bedeuten?
Sich hüten — welch ein Kißen? — Ha! die Worte
Bedeuten mehr. Ich merkte ihre kalten
Und trocknen Blicke, und ihr unglückschwangres
Verhöhnend Lächeln wohl; — Es steht nicht gut. —
Gewiß sie hat noch nicht gehört — Sie hat —
Und ich — ich bin verlohren. — O! verweßt
Ist Treu' und Glauben. — Zwar Leicester ist
Mein Freund; allein wer weiß, was er vielleicht
Im Todeskampf bekennen wird. Fürwahr
Ich bin durch irgend was verrathen. — Ja —
Es ist Cecil, der scharf durchschauende
Der spürende Cecil. Er übersieht
Mit einem Blick das Treiben dieser Welt
Und liest in unsern Herzen. O! ich muß
Muß schnell zu ihm — ich lechze nach Gewißheit.
(Norfolck ab)

Zweyter

Zweyter Auftritt.

Cecil. Herries (sich begegnend).

Cecil.

Wohin so schnell, Mylord?

Herries.

Gleichviel, wohin,
Nur fern von Gegenden, aus denen Treue
Und Glauben längst, und biedre Redlichkeit,
Und alle Achtung königlicher Rechte
Entflohen sind. —

Cecil.

Wie so?

Herries.

O! England ist
Nicht mehr ein wohlgesittet Königreich.
Der wilde africanische Tyran
Mag seiner Unterthanen Freyheit öffentlich
Verkaufen, sie ergreifen, binden lassen,
Mit Menschen, wie mit Thieren, Handel treiben
Und ihre Köpfe gleich des Feldes Disteln
Danieder mähen, er ist nicht belehrt,
Ist weniger belehrt als ihr, Barbar,
Uneingedenk der Treu' und der Gesetze!

Cecil.

Welch ein Gesetzbruch? welch beschimpfend Urtheil
Ist das?

Herries.

Mit nichten. Denn ihr könnt, ihr dürft
Ja unsre Königin nicht richten. Sagt

Warum

Warum wird sie denn hier zurückgehalten?
Fluch auf dies Land und alle seine wilden
Bewohner, Fluch auf eure Küsten, die
Gleich einer Falle hingestellt, die Fahrt
Zur See zu hemmen, meine Königin
Auf ihren Weg beynah gefangen haben.
Wird jedes Seegel fürder eu'r Gestade
Durch manche Sandbank und durch Felsen nicht
Vermeiden? Ja! sobald der Schiffer nur
Von fernher die verhaßten Klippen sieht,
So wird, ob gleich ermattet von Beschwerden
Von Krankheit aufgerieben, und in Noth
Um Kost, er doch sein leckes Fahrzeug wenden
Und einem Land' entfliehn, wo grausam die
Verrätherische Circe herrscht. Jedoch,
Bevor ich gehe, merkt euch dieses noch:
Die Stund' ist vor der Thür, da fremde Rache
Verderben eurer Insel bringen, ihre
Gestade rings umher in Schrecken setzen
Und ihren Mittelpunct erschüttern wird,
Wenn solch ein dicht gedrängtes Kriegsgeschwader
Als niemals noch den Schooß des Meers gedrückt,
Sich ihren Blicken zeigt. Drum hütet euch.

(Herris ab)

Cecil (allein).

Sehr wohl! — Doch troz' ich dir, du stolzer Schotte.
Laß Schottland, Frankreich, Spanien den Sturm
Erregen, dennoch segl' ich ihn vorbey,
Wenn nur kein widriger und falscher Wind

Und

Und kein Orcan vom Lande plötzlich mich
Versenkt. Maria ist in Sicherheit
Und Norfolcks schwacher Kopf ist jetzt in Träumen
Von Eitelkeit und Liebe dicht umhüllt.
Und seine Plane sind nun absichtlos.

Dritter Auftritt.

Zimmer der Elisabeth.

Elisabeth. Aufseher der Tower.

Elisabeth (zum Aufseher der Tower.)

Ihr habt nun die Befehle, eilt sie zu
Vollziehn.

Aufseher.

Sogleich. Der Herzog ist noch unten
Ich will ihn wohl bewachen! — (ab)

Elisabeth. (allein)

So! der Plan
War reifer als ich dachte. Wie Leicester
Mir anvertraut, so wäre der Vertrag
Schon unterzeichnet. Drum ist nun die Tower
Die schicklichste und beste Wohnung für
Den ränkevollen Lord, der unbemerkt
Die Rolle des Verliebten und des Staatsmanns
Zugleich zu spielen wähnte.

Cecil (tritt ein, und wirft sich Elisabeth zu Füßen.)

Gnädigste
Monarchin, hier zu euren Füßen muß

Ich euch um eine Gnade flehn. Der Herzog
Ward eben, als ich eintrat, in Verhaft
Genommen. — O! besänftigt euren Zorn.

Elisabeth.

Für Norfolck kann Cecil um Gnade bitten?
Steht auf, und sagt mir, was bedeutet diese
Zweyseitigkeit, was dieser schnelle Wechsel
Und diese fieberische Hiz' und Kälte?
Eur männlich fester Geist, der immer sonst
Der Wege sichersten zu wählen pflegte,
Schwankt jetzt, und dreht gleich einer Wetterfahne
Im Kreise sich bey jedem Stoß des Windes.

Cecil.

Wann haben diese Augen eure Feinde
Wohl jemahls anders als mit einem festen
Und dreisten Blick des Hasses angesehn?

Elisabeth.

Wie denn? Cecil! Sind alle Catholiken
Bey dieser Sache nicht Verbündete?
Die Abgesandten Spaniens und Frankreichs
Bestürmen mich mit ihren Bitten Tag
Und Nacht für die gefangne Königin!

Cecil.

Doch Norfolck ist ja weder Catholik
Noch Feind. Geruht daher ihn anzuhören! —

Elisabeth.

Es sey, da ihr so eifrig ihn vertheidigt! —
Wer wartet auf? (ein Bedienter kommt) den Herzog ruft herein
(Bedienter ab)

Cecil.

Cecil.

Ich hätt' um Gnade nie für ihn gebeten,
Wenn je sein Anschlag wider eure Herrschaft
Gerichtet wäre. Aber er, der arme
Betrogne! nur bedacht auf seine eitle
Ehrsüchtge Unternehmung, trachtete
Wohl nie uns weitern Nachtheil zuzufügen.
Auch ist er, um die Wahrheit zu gestehn,
So allbeliebt beym Volk, daß es nicht sicher
Und rathsam ist, ihn lang hier im Verhaft
Zu halten. — Doch hier kömmt er ja schon selbst! —

Norfolck (kommt und wirft sich Elisabeth zu Füßen.)

O! meine gnädige Gebietherin,
O! Königin, hier auf der Erde knieend
Will ich Gehorsam euch und Treue schwören!

Elisabeth.

Steht auf! Es ist genug. Der redliche
Cecil bewies, gerichtet sey eu'r Anschlag
Nicht gegen unsere Person gewesen.

Norfolck.

Obgleich das Recht Gerechtigkeit gewährt,
O! so verräth doch der, wer sich dafür
Von Dankbarkeit nicht ganz durchdrungen fühlt,
Ein kleines Herz, vergißt die allgemeine
Verdorbenheit des Menschen, oder schätzt
Um ihrer Seltenheit die Tugend nicht.

Elisabeth.

Nun, Norfolck! merkt euch diese Warnung noch;
Was von der Höhe niederfällt, das solte

Auch tiefen Eindruck machen. Hütet euch
Je wieder an Maria's Sache Theil
Zu nehmen. Prägt euch das Gedächtniß dieser
Verzeihung ein, und gebt eu'r Ehrenwort,
Hinfort Versuche dieser Art zu meiden.

Norfolck.

Mein feierlich Gelübde fodert diese
Gerechte That.

Elisabeth.

Cecil, begleitet uns.

(Elisabeth ab)

Cecil.

O! Norfolck, dies Entrinnen der Gefahr
Muß euch zur Warnung dienen, fürderhin
Von dieser eitlen Jagd nun abzulassen.
Jetzt wählt euch eine andre Schöne. Nehmt
Sie dann zu eurer Frau und jagt nicht nach
So hohen Wilpret. Sicher ist der Falke
Der nur nach kleinen Raub das Feld durchstreift.
Doch wird er denn getroffen und verwundet
Wenn er den Reiger hoch in Lüften jagt,
So fällt er, um sich nimmer zu erheben.

(Cecil ab)

Norfolck (allein).

Ey dieser weise Mann läßt sich herab
An Herzog Norfolck seine Lehren zu
Verschwenden! Guter Rath ist freylich leichter
Gegeben als befolgt. Denn allem was
Das Leben reizend macht, und allem was

Ich

Ich liebe ganz entsagen ist fürwahr
Kein Kinderspiel und keine leichte Arbeit.
Was hab' ich ihr versprochen? Himmel was?
Ich wag' es kaum zu denken. Dennoch muß
Es seyn. Denn wann brach Norfolck je sein Wort?
Noch nie. — Und seiner Königin und seiner
So gütigen, so nachsichtsvollen milden
Gebietherin? — O! wie vortreflich! erst
Verzeihung bettlen, dann die erste große
Bedingung der ertheilten Gnade brechen?
Ha! der Gedanke nur ist schon Verbrechen! —
Verwandeln mag sich die Natur, und alle
Geschöpfe mögen ihre Elemente
Verlassen, ja das ganze Weltall mag
Zerbersten und aus seinen Angeln springen,
Die Zeit mag Widersprüche zeugen, Wunder
Gebähren; — aber solch ein Wunder, daß
Mein Wort ich jemahls bräche, soll man nie
Erleben. — Jetzt will ich zu der Geliebten
Um unser hartes Schicksal zu beweinen
Und ihr mein letztes Lebewohl zu sagen.

III.

Der Büchernachdruck.

Fortsetzung.

Der im Aprilstück dieses Journals gethanen Zusage zufolge, gebe ich hier weitere Nachricht von dem Erfolg der Maßregeln gegen den Büchernachdruck. In wie ferne die Herren Gelehrten in Wien, an welche die Nationalbitte vom 23sten März gerichtet war, bey diesem für die deutsche Litteratur so höchst wichtigem Gegenstande, wirksam seyn werden, wird die Zeit lehren. Bis jetzt fehlen mir noch von ihnen die Zusicherungen. Von Sr. Majestät dem König Leopold war bey den jetzigen drückenden Staatsgeschäften, wo die Blicke mehr nach aussen als nach innen gehn, keine Antwort auf ein Gesuch zu erwarten, das seiner Natur nach nicht zu den dringendsten in den Augenblicken der Regeneration einer großen Monarchie gehört; auch würde ich die Uebersendung der Bittschrift noch verschoben haben, wenn ich nicht vor deren Erwägung im königlichen Cabinet, über diesen für keinen Staat gleichgültigen Gegenstand anticipirte Verordnungen und Gesetze besorgt hätte. Eben so wenig erwartete ich eine Antwort von dem Durchlauchtigen Staatskanzler, und begnügte mich mit der Ueberzeugung, daß dieser große Mann den besten Willen hat dem Uebel zu steuern, ohne ihn erst jetzo, in den mit Geschäften belasteten Tagen, durch Höflichkeitsbriefe zu bestätigen. Ich erhielt jedoch von ihm folgenden Brief:

Wohl-

Wohlgebohrner Herr Hauptmann!

Ich habe Ew. Wohlgebohren Schreiben vom 23. März mit Vergnügen empfangen. Sie leisten mir Gerechtigkeit, wenn Sie glauben, daß Männer, die mit Unterscheidung sich den Wissenschaften widmen, mich immer bereit finden Ihnen nützlich zu seyn. Ew. Wohlgebohren nähmen in dieser Klasse einen vorzüglichen Platz ein, und Ihre persönliche Bekanntschaft, die ich zu machen das Vergnügen hatte, konnte nicht anders als die Achtung noch vermehren, die Sie mir als Schriftsteller eingeflößt hatten.

Von der großen Denkungsart des Apostolischen Königs hat man sich *allerdings* für die Wissenschaften den wirksamsten Schutz, und für jene, die sie pflegen, jede gedeihliche Rücksicht zu versprechen. Und ich werde um so weniger ausser Acht lassen, Sr. Majestät den Gegenstand Ew. Wohlgeb. Schreibens, wie mehrere andre, gegenwärtig zu halten. Ihrer eignen Einsicht kann jedoch nicht entgehen, daß in dem Augenblick, wo der König die Regierung einer großen Monarchie antritt, dieser Gegenstand nicht gerade unter den ersten seyn kann, welche die Aufmerksamkeit Sr. Majestät erfodern.

Ich bin mit besonderer Hochachtung

Ew. Wohlgebohren

Wien, den 2ten April 1790.

ergebener Diener

Kaunitz.

Die Leipziger Ostermesse war zur Vereinigung der Buchhändler gegen den so schändlichen Unfug sehr gewünscht. Ein Patriot in Regensburg, der Preußische Legations-Rath Herr Ganz, durch eine vieljährige Erfahrung mit den Reichsangelegenheiten, Reichsgesetzen und Formalitäten bekannt, schickte seinen damahls in Leipzig anwesenden Freunden und den vornehmsten deutschen Buchhändlern folgende Schrift zu:

„Vorschlag, wie dem Büchernachdruck im deut-„schen Reiche durch eine in die zukünftige Wahlkapitu-„lation einzurückende Stelle vorzubeugen seyn möchte."

„Das ergiebigste Mittel, dem den Buchhandel zer-„störenden Nachdruck zu steuren, wäre ein allgemeines ver-„bindliches Reichsgesetz, welches jeden Schriftsteller und je-„den Verleger bei seinem Eigenthum schützte. Diejenigen, „welche man bisher angewendet hat, haben nicht zu diesem „Zwecke geführet; Satyren, Schmähen und Declamationen „haben nur das Uebel ärger gemacht."

„Die Aufforderung des Reichsfiscals, wenn kaiserliche „Druckprivilegien verletzt werden, ist kostspielig, weit aus-„sehend, und wenn der Nachdrucker unter dem Schutze eines „mächtigen Fürsten lebt, der Erfolg unbedeutend."

„Durch Verträge mit benachbarten Staaten, oder der „deutschen Reichsstände unter sich, könnte allerdings dem „Uebel abgeholfen werden; allein da beschäftigen so viele „wichtigere Gegenstände die Cabinette der Fürsten, da sind „so viele andre Interessen auszugleichen, welche sich durch-

„kreutzen,

„kreuzen, daß an die Erhaltung oder Beförderung des ein„ländischen Buchhandels nicht gedacht werden kann. Und „welcher Staatskaufmann hat noch je sich die Mühe gegeben, „die Geistesproducte seiner Nation in die Wagschaale des „Commerzes zubringen, und den Activ- oder Passivhandel der „der Gedankenfabriken zu berechnen?“

„Der Kayser kann nicht als Oberhaupt des Reichs, „ohne Zuthun der Reichsstände, den deutschen Buchhandel „gegen die Beeinträchtigung der Nachdrucker schützen. Der Satz: „daß kaiserliche Bücherprivilegien für alle deutsche Provin„zen verbindlich seyen, wird nicht allgemein anerkannt, und „*ist bisher selbst in* Böhmen und Oesterreich nicht anerkannt „worden, welche Staaten doch unstreitig in der deutschen „reichsständischen Verbindung stehen. An vielen Orten „hält man dafür, ein kayserliches Privilegium könne die Aus„flüsse der Landeshoheit nicht einschränken; und es habe da„mit die Bewandniß, wie mit vielen andern kayserlichen „Reservaten, welche die Fürsten nur in so weit gelten lassen, „als ihre eigne Territorialgewalt damit nicht in Collision „kömmt.“

„Reichsständische Privilegien schützen nur in solchen „Staaten, welche mit jenem, wo das Privilegium ertheilt „worden ist, in freundschaftlicher Verbindung stehen, oder „wo eigene Verträge der Privilegien im Auslande Nachdruck „gewähren.“

„Am Reichstage könnte zwar durch ein allgemeines „Reichsgesetz das Eigenthum des Bücherverlags eines deut-

„schen Bürgers gegen den Raub des Nachdruckers sicher ge„stellt werden. Allein hier treten so viele Rücksichten ein; „und man weiß, wie viele Mühe es kostet, in wichtigeren „Angelegenheiten eine übereinstimmende Sprache und einen „gemeinsamen Schluß zu Stande zu bringen."

„Die einzige schickliche Gelegenheit, die Pest des Nach„druckes mit der Wurzel auszurotten, wird sich alsdenn dar„bieten, wann die höchsten Churfürsten des Reichs rühmlichst „beschäftigt seyn werden, die Wohlfahrt des Reichs durch „eine bündige Wahlcapitulation zu befördern."

„Bey allen Wahlcapitulationen ist noch der Commer„zien Erwähnung geschehen, und kayserliche Majestät haben „auf Veranlassung der höchsten Churfürsten sich verbindlich „gemacht, solche zu Wasser und zu Lande nach Möglichkeit „zu befördern, gegen alles, was dieselbe sperren oder hin„dern kann, Vorsehung zu thun, und die Attentaten, wo„durch ihnen Nachtheil zuwachsen kann, abzustellen *)."

„Diese paciscirte reichsoberhauptliche Vorsorge für „die Erhaltung und Beförderung der Commerzien ist keine „Neuerung, welche bey dem hohen Fürstenstande Aufsehen „erregen, und die Befolgung erschweren könnte, sondern sie „gründet sich auf ältere Reichsgesetze, hauptsächlich auch auf „den westphälischen Frieden **)."

„Nun

*) Wahlkapit. Art. VII. §. 1. Art. VIIII. §. 6. 7. 11.

**) W. Fr. Art. IX.

„Nun kann aber kein größerer Nachtheil des Buchhan„dels gedacht werden, als der Nachdruck und dessen allgemein „verbindliche Untersagung, ist das einzige Mittel, den „Buchhandel, einen nicht unbeträchtlichen Zweig des deut„schen Commerzes, zu befördern: wobey es denn wohl einer„ley seyn muß, ob der Verlagsartikel ein kayserliches, oder „ein reichsständisches Privilegium an der Stirne trägt, oder „ob er bloß die reichsständische Censur passirt hat, und der „Verleger sich nennet."

„Da der erste Churfürst des deutschen Reichs es sich „zum rühmlichsten Geschäfte macht, alles anzugehen, was „dem Vaterlande Vortheil und Nutzen gewähren kann; da „die übrigen höchsten Churfürsten von gleichem Eifer beseelt „sind; da ein Leopold es sich zur Ehre rechnet, in der reichs„ständischen Verbindung zu stehen, da ein jedes Churhaus „patriotische Minister aufzuweisen hat, welche neben dem in„dividuellen Wohl des Staats, dem sie dienen, auch das „allgemeine Beste zu Herzen nehmen; so möchte wohl jetzt „der glückliche Zeitpunkt eingetreten seyn, dasjenige durchzu„setzen, woran man schon zu verzweifeln angefangen hat. „Es kömmt nur darauf an, daß die zu Leipzig versammelten „deutschen Buchhändler sich verbinden, an allen höchsten „Churhöfen eine ehrerbietige und nachdrückliche Vorstellung „über den unermeßlichen Schaden, der dem Buchhandel durch „Duldung des Nachdruckes erwächst, überreichen zu lassen, „worin der Antrag dahin gerichtet wird, daß die Höfe über „diesen wichtigen Gegenstand in Correspondenz, und bey „Fassung der Wahlcapitulation auch das Interesse des deut„schen Buchhandels ihrer Aufmerksamkeit würdigen mögen."

„Ich

„Ich gebe mir die Ehre, meine Berliner Freunde „und andere, denen ich vielleicht das Glück habe bekannt zu „seyn, aufzufordern, Ihren Collegen diese Gedanken mitzu„theilen, und sie zu vermögen, gemeinschaftlich Hand ans „Werk zu legen. Ihr Eifer soll die Belohnung für meinen „wohlgemeinten Rath seyn; und ich bedinge mir dabey nichts „aus, als billige Preise und gute Behandlung für Ge„lehrte, sie mögen nun Büchermacher oder Bücherfreunde „seyn. Regensburg, den 10. May, 1790."

J. Fr. Ferdin. Ganz.

Dieser mit gedruckten Briefen begleitete Vorschlag eines würdigen vom Nationalgeist beseelten Mannes, geschah mit einem Eifer, den der größte Buchhändler Deutschlands, der täglich von patentisirten Dieben bestohlen wird, nicht lebhafter hätte zeigen können. Er wurde begierig ergriffen, und zu dessen Ausführung die nöthigen Maaßregeln genommen. Amen!

IV.

IV.

System der brittischen Staatsverfassung.

Ein Fragment von Lolme, frey übersetzt und mit Anmerkungen begleitet.

Zweyter Abschnitt.

Nach solchen Vordersätzen, welche mir für allen Dingen nothwendig zu seyn schienen, um den Geist der englischen *Criminaljurisprudenz* und ihre großen Vorzüge anschaulich zu machen, schreite ich zu deren ausführlichen Darstellung.

Sobald Jemand in England eines Verbrechens wegen angeklagt worden, so fertigt der Magistrat, den man Iustice oder Friedensrichter nennt, eine Verordnung (Warrant) ab, um sich der Person des Beschuldigten zu bemächtigen; aber diese Verordnung darf weiter nichts enthalten, als einen Befehl, daß sich der Angeklagte sogleich zum Friedensrichter führen lasse; dieser muß den Beschuldigten anhören, und sodann seine Antwort sowohl als die verschiedenen zur Sache nöthigen Belehrungen niederschreiben. Ergiebt sich aus dieser Untersuchung oder aus diesem summarischen Verhör, daß entweder das Verbrechen, dessen man ihn beschuldigt, gar nicht begangen worden, oder daß man gar keinen Grund hat, das Verbrechen vom Angeklagten zu vermuthen, so ist der Magistrat gehalten, ihn auf der Stelle wieder frey zu lassen. Giebt aber das summarische Verhör zu einer gegen-

thei-

theiligen Vermuthung Anlaß, so muß der Friedensrichter vom Angeklagten eine Sicherstellung für sein Erscheinen zu Beantwortung der Anklage fodern, oder gilt es ein Verbrechen, das die Gesetze mit Todesstrafe belegt haben, so muß er den Beschuldigten sogleich ins Gefängniß schicken, um sein Verhör und Urtheil in den nächsten Sessionen zu erwarten.

Allein die Vorsicht, einen Angeklagten verhören zu lassen, ehe und bevor er in Verhaft gebracht werden darf, ist nicht die einzige, womit ihn die Gesetze begünstigt haben; das Gesetz fodert, daß seine Sache nochmals genau erwogen werde, ehe man ihn dem ungewissen Ausgang irgend eines Prozesses überliefert. Bei solchen Sessionen ernennt der Sheriff eine Anzahl Männer, welche die große Versammlung der Geschwornen (Grand jury) heißen. Dies Collegium muß aus mehr denn zwölf und aus weniger denn vier und zwanzig Personen bestehen, und es werden dazu aus den Grafschaften die geschicktesten und tauglichsten Männer gewählt. Ihrem Amt liegt ob, alle der Anklage beygefügte Beweise genau zu untersuchen. Finden nicht alle 12 Großgeschworne die Anklage gegründet, so ist der Angeklagte augenblicklich frey, sind aber alle 12 über die Hinlänglichkeit der Beweise einig, dann heißt es, der Beschuldigte ist prozeßfähig, und er wird sodann in Verhaft gebracht, um die Verfolgung des Verfahrens weiter auszuhalten.

Am bestimmten Tag, wo über die Anklage erkannt werden muß, erscheint der Verhaftete vor den Schranken des Tribunals. Sobald als der Richter ihm die Ordon-

nanz, (Bill) welche die Bewegungsgründe seines Arrests enthält, vorgelesen hat, muß jener ihn fragen, wie er will gerichtet seyn, und der Verhaftete antwortet: „Durch Gott und die Gesetze meines Vaterlands:“ diese Formel ist alsbald die Losung, daß er sich alle Mittel zueignen darf, welche ihm die Gesetze zu seiner Rechtfertigung gewähren; sodann ernennt der Richter die kleine Rathsversammlung von Geschwornen (petty jury). Diese Versammlung muß aus 12 Männern bestehen, die in der Grafschaft, wo das Verbrechen begangen worden, dazu ausersehen werden, jeder Geschworne muß Herr einer Besitzung seyn, die 10 Pfund Sterling, ohngefähr 60 Rthlr., *jährliche* Renten abwirft; und nur deren Erklärung *entscheidet* über die Gültigkeit der Anklage.

Unter solchen Umständen war es denn schlechterdings nothwendig, daß der Angeklagte einen großen Einfluß auf die Wahl derjenigen, von denen sein Loos abhängt, haben möchte; auch dafür haben die Gesetze reichlich gesorgt, dadurch, daß sie ihm eine Menge von Ausstellungen gegen die Geschwornen gestattet.

Die Ausstellungen sind von zweyerley Gattung. Die erste, welche die Ausstellung in universum (tó thé array) genennt wird, besteht darinne, daß die ganze Versammlung verworfen werden kann. Diese findet nur in dem Fall statt, wo der, der die Versammlung der Geschwornen ernennt hat, nicht für eine gleichgültige und unpartheyische Person gelten kann z. B. wenn sein Interesse auf irgend eine Art mit der Anklage verwebt, wenn er ein Verwandter oder dem Ankläger oder überhaupt der beleidigten Parthey mit Pflichten zugethan wäre.

Die

Die zweyte Gattung der Ausstellung, welche die in capita (to the polls) heißt, ist gegen die einzeln Glieder der Geschwornen gerichtet. Der Ritter Coke theilt sie in vier Unterabtheilungen ab. Die erste heißt die Ausstellung wegen Ansehen der Person, (propter honoris respectum) und findet wegen Unterschied des Standes statt; diesemnach kann der Verhaftete einen Lord verwerfen, wenn er seinen Namen auf der Liste der Geschwornen findet. Die zweyte Ausstellung dieser Art propter delictum, eines Verbrechens halber, hat die Entfernung aller der Personen zum Zweck, über die ein Criminalurtheil ausgesprochen worden. Die dritte Ausstellung propter defectum trift einen Geschwornen, der ein Ausländer oder nicht Herr einer Besitzung von 10 Pfund Sterling jährlichen Renten ist. Die letzte Ausstellung dieser Gattung propter affectum schließt jeden Geschwornen von der Versammlung aus, der irgend ein besonderes Interesse bey der Verdammung des Angeklagten haben könnte, wenn er sich mit dem Beschuldigten verfeindet hätte, wenn er mit ihm proceßirte, wenn er ein Verwandter, oder sonst Verbündeter, ja wenn er sogar ein Mitglied der nehmlichen Gilde des Anklägers wäre *)

Endlich um den Angeklagten in diesem Punkt so sicher zu stellen, daß auch seine Einbildungskraft sich keine neuen Ausstellungen schaffen könne, gestattet ihm das Gesetz ohne Nachtheil der mannigfaltigen eben erwähnten Verwerfungen noch

*) Ist der Angeklagte ein Ausländer, muß die Hälfte der Geschwornen auch in Ausländern bestehen; diese Versammlung nennt man in England jury de medietate linguae.
Anm. des Verf.

noch eine peremptorische, nehmlich er kann hinter einander zwanzig Geschworne, ohne die geringste Ursache anzugeben, verwerfen. *)

Ist nun endlich die Versammlung der Geschwornen vollzählig, und haben sie ihren Eid abgelegt, so heißt es nunmehr, der Proceß sey offen, und der Ankläger tritt mit seinen Beweisen hervor. Die Zeugen aber werden ganz von den Vorschriften des sogenannten römischcanonischen juris civilis verschieden, in Gegenwart des Delinquenten abgehört, dieser kann ihnen eine Menge Fragstücken fürlegen, kann Zeugen gegen sie aufstellen, und ihre Aussage eidlich bekräftigen lassen. Kurz für ihn tritt eine ganze Gesellschaft von Rathgebern auf, die ihn nicht nur bey Aufsuchung des Rechtspuncts, der manchmahl zu fein mit dem Facto verwebt ist, als daß er so obenhin abgesondert werden könnte, sondern auch bey der Beleuchtung des Facti selbst mit Rath und That an die Hand gehen, die ihn die Fragestücke an die Zeugen an die Hand geben, ja solche selbst statt seiner an die Zeugen thun. **) Solche Vorsichtsregeln sind durch

*) Wenn diese verschiedenen Ausstellungen das Verzeichniß der Geschwornen (le pannel) welches acht und vierzig Personen enthalten muß, erschöpfen, so ernennt alsdenn der Richter durch ein Decret zehn oder acht andere Geschworne, die mit dem gewöhnlichen Namen die Tales belegt sind.

Anm. des Verf.

**) Dieser letzte Umstand ist nur im Fall des Hochverraths durch ein ausdrückliches Gesetz angeordnet; die Menschlichkeit

durch die Gesetze bey Anklagen gewöhnlicher Verbrechen eingeführt, aber bey den Verbrechen des Hochverraths, bey Verschwörung gegen das Leben des Königs oder gegen den Staat (misprision de trahison) und bey deren Verheelung,*) Verbrechen, welche ganze Parthien und mächtige Ankläger voraussetzen, haben die Gesetze dem Angeklagten ganz neue Hülfsquellen geöfnet.

1.) Kann keine Anklage dieser Verbrechen, wenn es nicht ausdrücklich die Frage gilt, ob der Verbrecher Absicht auf das Leben des Königs habe, anders als nach Verfluß dreyer Jahre, von der wahren Beleidigung angerechnet, erhoben werden.

2.) Darf der Angeklagte ohngerechnet der andern gesetzlichen Ausstellungen gegen die Geschwornen 35 Geschworne, ohne irgend eine Ursache anzugeben verwerfen.

3.) Hat der Beschuldigte das Recht, sich zwey Conseils von Patronen zu wählen, die ihn während des ganzen Verlaufs des Prozesses zur Seite stehen können.

4.) Damit ihm auch diejenigen Zeugen, welche er für sich aufführen kann, nicht unbenommen bleiben, so sind die Justizstellen gehalten ihm alle mögliche, in diesen Fällen

keit der Richter und Gewohnheit der Sachwalter hat ihn aber bey jeden Criminalprozeß zugestanden.

Anm. des Verf.

*) Die Nichtentdeckung der Verhehlung dieser Verbrechen wird in England mit Confiscation der Güter und lebenswierigen Gefängniß bestraft.

Anm. des Verf.

len übliche Zwangsmittel zu bewilligen, damit die Zeugen erscheinen müssen.

5.) Der Richter muß ihm zehn Tage vor dem Endurtheil in Gegenwart zweyer Zeugen und vor fünf Schilling eine Abschrift des ganzen processualischen Verfahrens einhändigen, welche alle Puncte der Anklage, den Namen, Aufenthalt und das Gewerbe der Geschwornen, die ihn richten sollen, und sogar der Zeugen, die man gegen ihn aufstellen wird, enthalten muß. *)

Sobald als nun Kläger und der Angeklagte, betreffe es Hochverrath oder ein anderes gewöhnliches Verbrechen, ihre Gründe gegen einander angeführt, und die Zeugen die Fragstücke sowohl der Richter als Geschwornen (und der Uebersetzer möchte hinzufügen auch des Angeklagten und seiner Sachwalter) beantwortet haben, so nimmt einer von den Richtern das Wort und trägt die wesentlichen Bestandtheile des Verfahrens nochmahls der ganzen Versammlung vor; er stellt den Geschwornen alle die Gegenstände, worauf es wesentlich bey der Untersuchung ankommt, lebhaft dar, und fügt sodann seine Meynung nicht über das Factum sondern über das Punctum juris, welches sie in ihrer Entscheidung lei-

*) Besage des Stat. 7. von Willhelm III. cap. 3. und der 7 Ann. c. 21. Diese letzte Acte solte nicht eher gültig seyn, als nach dem Tode des verstorbenen Prätendenten.

Anm. des Verf.

leiten soll, mit bey *). Nach diesem Verlauf treten die Geschwornen in eine Nebenstube ab, und müssen daselbst so lange bis sie unter sich ganz einig sind, verweilen, und der Richter darf ihnen weder Essen noch Trinken, noch Feuerung im Winter zulassen. Ihr Ausspruch (verdict) schränkt sich nur darauf ein, daß der Verhaftete des Verbrechens, dessen man ihn angeklagt, schuldig oder nicht schuldig sey. Kurz, die Grundmaxime dieser Prozeßart zweckt nur darauf ab, daß die Geschwornen über die Verdammung eines Verbrechers nur eine Stimme haben müssen.

Und

*) So viel Bewunderung man auch dieser feinen Berechnung zollen muß, um so wichtiger ist dieser Umstand, daß der Richter die Geschwornen nicht auf das Factum selbst durch seine Meynung aufmerksam machen darf, mehr als er beym ersten Anblick zu seyn scheint. Dem deutschen Geschäftsmann, der eine Reihe Criminalacten schon untern Händen gehabt, bedarf ich nicht erst aufzufodern, die Wichtigkeit einzusehen, wie viel Einfluß die Darstellung des Facti und die von den Protocollanten hierbey gefügte Meynung auf das Schicksal des Verbrechers hat. Aber für den übrigen Theil des denkenden Publicums kann dieser Zuruf, die Wichtkeit dieses Umstands näher zu beleuchten, eben so wenig überflüßig als unbedeutend seyn. Wer da weiß, wie schnell und oft im gemeinen Leben ein Wink, ein bedeutendes Achselzucken und ein kalter oder warmer Ton da, wo wir noch zwischen Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit schwankten, zur Ueberzeugung einer Begebenheit hinführt, wird leicht begreifen können, wie wichtig es sey, wenn der Richter denen, die über das Schicksal eines Angeklagten entscheiden sollen, seine Meynung über das Factum selbst nicht äussern darf.

Anm. des Uebers.

Und weil der Hauptzweck der eingeführten Probe durch Geschworne dahin gehet, daß die Angeklagten schlechterdings nicht der Entscheidung solcher mit irgend einem fortdauernden Ansehen bekleideten Personen unterworfen sind; *) so hat nicht nur die vom Richter über das Punctum juris gegebene Meynung nur in soweit einiges Gewicht, als es die Geschwornen wollen, sondern sie vermögen auch noch mehr, ihre Erklärung darf sogar über den Rechtspunct, welcher dem Facto unmittelbar beygefügt ist, hinausgehen, das will soviel sagen; sie dürfen sogar um gerecht zu seyn, sowohl die Existenz eines gewissen Facti festsetzen, als auch den Grund, warum es gesetzwidrig ist, angeben. **)

*) Junius sagt sehr weislich; der Zweck oder die Absicht der Gesetze ist nicht, um sich gegen das, was die Menschen thun würden, zu sichern, sondern ihre Vorsicht gegen das, was die Menschen thun können, zu kehren.

Anm. des Verf.

**) Wenigstens können die Geschwornen noch eher einen besondern Ausspruch thun oder eine Erklärung mit Vorbehalt von sich geben. Coke sagt: wenn die Geschwornen noch einiges Bedenken bey dem Gesetz finden, und doch gerecht handeln wollen, so sprechen sie über das Factum ihr Urtheil, mit Vorbehalt folgender Clausel: et super tota materia petunt discretionem justitiariorum Inst. IV. pag. 41. Hierbey ist zu bemerken, daß diese Stelle des Coke darüber nicht den geringsten Zweifel übrig läßt, daß den Geschwornen nicht auch die Macht zukomme, über das dem Facto sogleich beygefügte Punctum juris zu entscheiden, eine Macht, welche die Verfassung in jeder Rücksicht einführen mußte; einmal, weil ein Verhafteter in England den Rich-

Es wird demnach ausdrücklich erfodert, daß die Klageschrift (bill of indictment) diese beyden Begriffe schlechterdings zum Grund legen muß, nehmlich in der Klage des Hochverraths muß angeführt werden, daß alle Handlungen des Verbrechers mit dem Willen Hochverrath zu begehen, (proditorie) unternommen seyn müssen: die Klage gegen einen Mörder muß den vorsetzlichen Mord enthalten, die Anklage gegen den Räuber muß enthalten, daß das Verbrechen mit dem Vorsatz zu rauben (animo furandi) begangen worden sey. *)

Ueberhaupt sind die Geschwornen so sehr Meister ihres Ausspruchs, und die Gesetze waren so sehr besorgt, es möchten

Richter nicht ausschlagen kann, so wie es nach dem römischen Recht möglich ist, sodann aus den nehmlichen Ursachen, um welcher Willen der Verbrecher einen Zeugen verwerfen kann.

Anm. des Verf.

*) In England ist der Grundsatz, daß die Versammlung der Geschwornen sowohl über das Factum als den Vorsatz (welche beyde Begriffe das Verbrechen bestimmen) entscheiden müssen, so unerschütterlich, daß, wenn die Sammlung der Stimmen das nackte Factum des Angeklagten ohne den Vorsatz ein Verbrechen zu begehen, bloß zum Gegenstand hat, der Richter keine Strafe dictiren darf. So war es bey dem Fall des Woodfalls, welcher angeklagt wurde, daß er den bekannten Juniusbrief gedruckt hätte; die Geschwornen sprachen, er ist bloß des Drucks und der Publicität schuldig; diese Entscheidung verursachte, daß der Verhaftete sogleich losgesprochen wurde.

Anm. des Verf.

Die

möchten die in jener Rücksicht genommenen Vorsichtsregeln, wie es denn oft zu geschehen pfleat, eine entgegesetzte Wirkung von dem, was man bey der ersten Einrichtung zu erreichen hofte, hervorbringen, und es dürfte eine errichtete Stelle, um sie gewisse Regeln beobachten zu lassen, sich bald mit deren Ueberschreitung beschäftigen, so daß der Grundsatz fest angenommen worden; ein Geschworner soll bey Gebung seiner Stimme keine andere Richtschnur als seine eigne Meynung kennen: das heißt, die Ueberzeugung seines Verstandes von den Handlungen, die bey der Anklage angeführt worden, von ihrer sowohl als der Zeugen Glaubwürdigkeit, und sodann von alle den Umständen, davon er einige indi-

 viduelle

Dieser Grundsatz, daß bey Fällung eines Criminalurtheils sowohl auf das Factum als den Vorsatz Bedacht genommen werden müsse, wenigstens wenn die ordentliche Strafe statt finden soll, ist wohl durchgängig in allen deutschen Tribunälen und Gesetzbüchern angenommen, wenn nicht Laune und Erbittrung des Fürsten eine Ausnahme von dieser Regel, wie wir leider bey einigen Fällen in einer Monarchie erfahren haben, macht. In Frankreich war dieser Grundsatz wo nicht ganz vergessen, doch wenigstens äusserst schwankend, denn die sogenannten Marechaussées durften jemand über einer verbotenen That ertappen, und die Strafe des Stranges wurde, ohne den Vorsatz zu untersuchen, sogleich vollführt; aber dieses unsinnige Verfahren, welches das zuverläßigste Criterion einer barbarischen Tyranney war, hat nun seit der ehrwürdigen Revolution auch sein Grab gefunden, und mit der Nationalmaxime, die Rechte der Menschheit zu behaupten, verbreiten sich hellere Begriffe über das Strafrichteramt selbst.

Anm. des Uebers.

viduelle Kenntniß haben kann. Laßt uns sehen, wie der Oberrichter Hale in seiner Geschichte des gemeinen Rechts sich darüber ausdrückt: „Die Geschwornen sollen die Glaubwürdigkeit der Zeugen, die Kraft und den Nachdruck ihrer Aussagen gegen einander abwägen, daher sind dieselben, wie ich schon vorhin erwähnt habe, eben nicht gebunden, den Vorschriften des römischen Rechts so buchstäblich nachzukommen, z. B. daß um eine üble That zu beweisen, gerade zwey Zeugen erfodert würden, wenigstens mag diese Formalität bey dem Beweiß eines Hochverraths nicht nöthig seyn, sie haben auch nicht Ursache, einen Zeugen deswegen, weil er ganz allein ausgesagt, zu verwerfen, noch so unbedingt zu glauben, daß die Aussage zweyer Zeugen, wenn ausserdem die Wahrscheinlichkeit des Facti hervorleuchtet, kurz andere Umstände sie an ihrer Ueberzeugung hindern können. Den Maßstab des Strafurtheils bestimmt nicht einzig und allein die Aussage der Zeugen, sondern auch der Ausspruch der Geschwornen, denn es ist ja leicht möglich, daß sie vor ihr Individuum von der Unrichtigkeit einer Begebenheit, deren Gewißheit ein Zeuge behauptet, unterrichtet seyn können, oder daß ein Zeuge völlig unzuläßig sey, folglich nicht den geringsten Glauben verdiene, obschon niemand gegen denselben einige Ausstellung gemacht, mit einem Wort, sie können ihre Stimme dem gemäß einrichten." *)

Er-

*) Diese nehmlichen Grundsätze und Methode gilt auch bey Fällen des englischen bürgerlichen Rechts mit dem einzigen Unterschied, daß die Ausstellung gegen die Geschwornen ohne eine Ursache anzugeben nicht statt findet.

Anm. des Verf.

Erkennen die Geschwornen den Verhafteten für nicht schuldig, (not guilty) so ist er sogleich frey und kann niemahls wieder unter keinerley Vorwand des nehmlichen Verbrechens wegen vor Gericht gezogen werden. Ist er aber für schuldig (guilty) befunden worden, dann nur treten die Richter in ihr Amt und erkennen die in Gesetzen bestimmte Strafe zu. *)

Allein bey Entscheidung der Sache sind die Richter sich nicht selbst überlassen, sie sind schlechterdings an den Buchstaben des Gesetzes gebunden, keine einzige Erklärung darf statt

*) Ist der Angeklagte ein Titularlord, so genießt er doch des allgemeinen Rechts von seines Gleichen den Pairs des Reichs gerichtet zu werden; das Verfahren ist nur in gewisser Rücksicht von der andern Methode unterscheiden.

1.) In Betref der Geschwornen müssen alle Reichspairs, welche hiebey die Stelle der Geschwornen vertreten, wenigstens 20 Tage vor Eröfnung des Prozesses eingeladen werden.

2.) Geht der Prozeß während der Parlementssitzung vor sich, so sagt man, es geschieht im Großen Parlamentshof, und die Pairs vereinigen alsdenn das Amt sowohl der Geschwornen als Richter; hat aber das Parlament keine Sitzung, so sagt man, der Proceß wird in dem Hof des Großintendanten von England, (high Steward) geführt. Dies Amt ist nur für diese Gattung Prozesse bestimmt, und hört nach geendigtem Prozesse sogleich wieder auf. Dieser Großintendant macht alsdenn den Richter.

3.) Die Uebereinstimmung aller Pairs wird nicht erfodert, sondern Mehrheit der Stimmen, die wenigstens aus zwölf Personen bestehen muß, entscheidet.

Anm. des Verf.

finden; so nachtheilig auch irgend eine Handlung dem Staat seyn mag, so würde sie in England ungestraft bleiben, wenn sie nicht durch ein Gesetz zum Verbrechen gemacht, und dafür eine Strafe bestimmt worden; die englische Gesetzgebung sah das Uebel der Ungestraftheit eines Verbrechens oder deutlicher ein Uebel, dem augenblicklich durch ein neues Gesetz abgeholfen werden kann, für weit weniger gefährlich an, als die Verletzung dieser so beträchtlichen Schutzmauer der individuellen Sicherheit. *)

Allen diesen Vorsichtsregeln, welche die Gesetze für die Sicherheit des Unterthans genommen haben, muß ich noch einen Umstand beyfügen, welcher allein hinreicht, die Partheyligkeit der englischen Juristen, wenn sie ihre Gesetze dem römi-

*) Ein Beyspiel von der äusserst gewissenhaften Sorgfalt der englischen Richter in dieser Hinsicht, liefert uns folgende Begebenheit. Heinrich Ferrers wurde zufolge einer gerichtlichen Verordnung, worinne er anstatt Baronet, Ritter genennt worden, in Verhaft genommen. Sein Cammerdiener Nightingale vertheidigte seinen Herrn und ermordete den Gerichtsdiener. Die Sache wurde dahin entschieden. Der Mord des Gerichtsdieners, der den Verhaftsbrief vollstrecken wolte, sey wegen des Fehlers dieses Briefs kein wahres Verbrechen des Mords, darum, weil der Verhaftsbefehl nicht den Gesetzen gemäß eingerichtet gewesen, daher wurde dieser Cammerdiener für des Mords nicht schuldig erklärt.

Anm. des Verf.

Welchen Philosophen und Menschenfreund entzücken nicht solche Grundsätze. O! Ihr grausamen Richter unsers Vaters

römischen Recht weit vorziehen, zu rechtfertigen, und dieser besteht darinne, daß die englischen Gesetze schlechterdings die Tortur verwerfen.

Ohne erst das, was der unsterbliche Verfasser von Verbrechen und Strafen über diesen Gegenstand sagt, zu wiederhohlen, betheure ich nur noch, daß die Tortur, dieses in sich schon die Menschheit empörende Mittel, überhaupt in einem Freystaat die traurigsten Folgen haben würde. Indem man dies schreckliche Mittel verwarf, war schlechterdings nothwendig, zu verhindern, daß der Unschuldige unter dem Vorwand der Erforschung der Wahrheit ja nicht der Rache seiner Feinde Preiß gegeben würde, ja man mußte sogar den überführt Schuldigen der Tortur entziehen und so ein Mittel ganz verbannen, deren unvermeidliche Folge war, nie ein Ende der ewigen Anklagen und Criminalprozeße zu sehen. *)

Um

terlands, deren eiskalte Köpfe für das Schicksal so vieler unglücklichen Schlachtopfer ihrer Verhältnisse unempfindlich sind, ihr, die ihr so oft bey Schwachheiten eurer Brüder Zeter schreit, und sie zu Verbrechern, welche selbst die Gesetze nicht dafür erkennen, umschaft, ihr, die ihr unter jene fanatische Wörter Blut und Blutschulden eure heimtückischen Absichten verbergt, und mit dem Leben und der Freyheit eurer Brüder ein Spiel treibt, kommt hieher und seht, wie schwesterlich wahre Gerechtigkeit sich mit Menschenliebe paart, ja wie wahre Gerechtigkeit ohne ächte Menschenliebe nicht bestehen kann.

Anm. des Uebers.

*) Der Richter Foster erzählt uns nach den Whitlok, es habe ein gewisser Felton, der den Herzog von Buckingham ermor-

Um nun auch jede Möglichkeit eines Mißbrauchs der Gewalt zu verdrängen, ist noch in England eine unabänderliche Gewohnheit eingeführt, nehmlich, es müssen alle Prozesse öffentlich geführt werden. Der Beschuldigte erscheint und antwortet nur in Gerichtshöfen, wo der Zutritt der ganzen Welt offen steht: die Zeugen werden unter den Augen des Publicums verhört, so trägt der Richter seine Meynung über das Punctum juris vor, und so müssen die Geschwornen ihren Ausspruch thun. Endlich kann der Richter weder Ort noch die Art und Weise der Vollstreckung eines Strafurtheils abändern, und derjenige Strafrichter (Sheriff) der einem Menschen das Leben anders, als wie es die Gesetze verordnen, nähme, wäre des Verbrechens eines Mords schuldig, und würde als ein Mörder bestraft werden. *)

Mit

mordet hatte, dem Bischof von Londen, welcher den Felton geradezu erklärte, er möchte, wenn er seine Mitschuldigen nicht angeben wolte, sich nur immer auf die Tortur gefaßt machen, geantwortet: „Wenn das ist, so weiß ich „nicht, wenn ich in der Heftigkeit meiner Schmerzen zu„erst anklagen werde, vielleicht wohl gar den Herrn Bi„schof von Londen Laud oder irgend eine andere Person „dieses Tribunals.“

Eine trefliche Bemerkung fügt Foster hinzu, in dem Mund eines fanatischen Bösewichts. Auf den Vorschlag des Bischofs für die Tortur und nach einigem Wortwechsel hierüber erklärten die Richter einstimmig, die englischen Gesetze könnten die Einführung der Tortur nicht gestatten.

Anm. des Verf.

*) Ja, wenn jede andere Person, als der dazu gestellte Straf-Richter, sich mit Vollstreckung des Todesurtheils abgäbe,

seis

Mit einem Wort, die Verfassung von England als ein Freystaat bedurfte (um es recht oft zu wiederhohlen, wenn anders eine so trefliche Wahrheit oft genug wiederhohlt werden kann) nur in dieser Hinsicht allein ausserordentliche Vorsicht und Klugheit, um Gefahren, wohin die Strafgewalt stürzen könnte, von sich abzuwenden. Und wer wird, wenn er alle diese Umstände genau beachtet, wohl noch zweifeln, daß die Probe durch Geschworne nicht die bewundernswürdigste Einrichtung ist. Durch diese Anordnung ist nicht nur die richterliche Gewalt ganz den Händen desjenigen entzogen, der mit der ausübenden Macht bewafnet ist, sondern es sind auch sogar dem Richter selbst die Hände gebunden. *Derjenige, in dessen* Verwahrung die öffentliche Gewalt gegeben worden, kann sie nur alsdenn erst, wenn er so zu sagen Erlaubniß von den Verwahrern der Gesetze dazu hat, hervortreten lassen, ja selbst die Bewahrer der Gesetze sind durch ein gleich trefliches Hinderniß beschränkt, und dürfen das Gesetz nicht eher sprechen lassen, als bis durch die Erlaubniß der Geschwornen die Reihe an ihnen ist.

Und diese Personen, welche durch die Gesetze ausschließungsweise berechtigt sind, zu entscheiden, ob eine Strafe statt finden soll oder nicht, diese Männer, ohne deren Ausspruch sowohl die ausübende als richterliche Gewalt in ewige Unthätigkeit vergraben sind, machen kein festbeständiges Corps unter sich aus, wodurch sie Zeit gewinnen könnten,

seis auch selbst der verurtheilende Richter, so würde die That für ein Verbrechen des Mords angesehen.

Anm. des Verf.

ten, um zu überdenken, wie sie ihre Gewalt zum Besten ihres Privatinteresse etwa nützten, nein diese Männer werden aus der Nation ausgehoben, ohne vielleicht jemahls zu einem so wichtigen Amt gerufen worden zu seyn, und ohne nur vermuthen zu können, daß man sie je wieder dazu rufen würde. Wenn nun auch alle die zahlreichen Ausstellungen, so eines Theils die bösen Anschläge derjenigen, welche ohngeachtet der wenigen Vortheile nicht ablassen wolten, die richterliche Gewalt nach ihren Absichten zu lenken, zerstöhren, anderer Seits die Privatleidenschaften ausschließen, hier nicht in Erwägung kommen, so bürgt doch noch eine Empfindung, die gleich einem electrischen Schlag die unbestechliche Treue derjenigen, welche die Losung zur Ausübung der öffentlichen Gewalt gaben, in dem Augenblick der ihnen anvertrauten Macht belebt, für allen Nachtheil; der Gedanke, sage ich, daß ihr, als eines Bürgers Schicksal, so genau mit dem Geschick des Mannes verkettet ist, dessen Looß sie eben zu bestimmen haben. Kurz eine solche beglückende Verfassung, wo das Richteramt eine an und für sich selbst so fürchterliche Gewalt mit dem Leben, der Ehre und Vermögen der Bürger nach Gefallen schaltet und waltet, und wodurch diese Gewalt ohngeachtet der möglichst genommenen Vorsicht, sie zu beschränken, bey alledem noch größtentheils willkührlich bleiben muß, besteht in England, erfüllt in jeder Rücksicht den Zweck ihrer Einführung, und ist doch eigentlich in keines Menschen Händen. *)

Bey

*) Die Folge dieser treflichen Einrichtung ist, daß in England eigentlich Niemand dem andern ansehen darf, um von ihm be-

Bey alle den Vorzügen, die ich von der in England eingeführten Criminaljurisprudenz dargestellt habe, gieng ich nur lediglich von diesem Gesichtspunct aus, in wieferne sie sich auf einen Freystaat beziehn, und nur diese Begriffe leiteten mich zur angestellten Vergleichung mit der Rechtsgelehrsamkeit andrer Staaten. Unterdessen kann ich ohne diese schon erwähnten erhabenen Bewegungsgründe in Anschlag zu bringen doch nicht umhin zu behaupten, daß die englischen Gesetze ausser diesen großen Vortheilen noch weit mehrere gewähren. Durch diese Gesetze ist ein Angeklagter nicht anders als bey der Mitwissenschaft von wenigstens 12 Personen, (nämlich dem Grand jury) der Gefahr eines Criminalprozesses ausgesetzt: der Beschuldigte sey nun im Kerker oder vor den verhörenden Richter, so verschließen ihm die Gesetze den Zutritt seiner rathenden und tröstenden Freunde nicht einen Augenblick, sondern sie gestatten ihm viel-

bestimmt sagen zu können, dieser Mensch ist gewissermaßen Herr von meinem Tod oder Leben. Wäre es auch möglich einen Augenblick das Glück einer solchen Verfassung zu vergessen, so muß man doch einer solchen Erfindung die gerechte Bewunderung zollen.

Anm. des Verf.

Wer ist wohl blödsinnig oder hartherzig genug, das Glück einer so menschenfreundlichen Verfassung nicht zu begreifen, oder es nebst dem Bewundern nicht tief zu fühlen? Wen eine so sehr das Gepräge der Menschenliebe tragende Justizverwaltung nicht rührt, dem muß es warlich in der Zirbeldrüse wirbeln, oder er verdient, stets von Despoten mit Füssen getreten zu werden.

Anm. des Uebers.

vielmehr jede mitleidige Seele, die etwas zu seinem Vortheil aussagen könnte, herbeyzurufen: endlich das Wichtigste, was einem Angeklagten zustatten kommt, ist, daß die Zeugen, welche gegen ihn aussagen, in seiner Gegenwart verhört werden müssen, dadurch gelingt es ihm, den Zeugen verschiedene Fragen vorzulegen, und durch eine einzige solcher unvorhergesehenen Fragen auch das feinste verläumderische Gewebe zu vernichten. Alles Gegenstände, die der Gesetzgebung andrer Staaten leider! nur zu fremd sind. Sieht dann auch der Angeklagte die Entscheidung seines Schicksals in den Händen von Männern (dem petty jury) welche vielleicht nicht so ganz mit dem Forschungsgeist versehen sind, der, wenn man ihn bey dem Richter findet, manchen Vortheil gewährt, so wiegen doch die andern ausserordentlichen Erleichterungen, welche ihm die Gesetze einräumen, diesen Verlust wenigstens auf.

Gebricht es auch dem Geschwornen an der beharrlichen Uebung in dergleichen Geschäften, der Mutter der Erfahrung, so wird doch auch sein Herz nicht so abgehärtet, eine unvermeidliche Folge der Geschäfte von der Art. Und so den Richterstuhl mit wahren menschlichen Grundsätzen und mit dem rührenden Gedanken, daß er auch Mensch sey, besteigen kann der Geschworne nicht anders als mit Zittern die fürchterlich richterliche Gewalt, wozu man ihn berufen hat, ausüben, ja bey zweifelhaften Fällen wird sein sanftes gerührtes Mitleid jedesmahl die Schaale für den Angeklagten niederdrücken.

Ueber-

Ueberdem muß ich noch anführen, daß nach dem gewöhnlichen Gang der vorkommenden Sachen die Geschwornen viel Bedacht auf die Einleitungen des Richters nehmen, daß, wenn sie zwar einig über das Factum, aber verlegen über den Grad des dem Facto beygefügten Verbrechens sind, sie den Fall der Entscheidung des Richters dadurch überlassen, daß sie nach obiger Erwähnung einen von der gewöhnlichen Art abweichenden Ausspruch (special verdict) thun: daß sie jedesmahl, sobald die Beschaffenheit der Umstände einen zwar schuldig befundenen Mann nur einigermaßen entschuldigt, ihrer Sentenz noch beyfügen, wir empfehlen ihn der Gnade des Königs: eine große Anmerkung, die ihren Zweck niemahls verfehlt, die wo nicht gänzliche Begnadigung, doch gewiß Milderung der Strafe bewirkt; daß, sage ich, so wie nach einmahl erfolgter Lossprechung des Angeklagten eine Erneuerung des Verfahrens durch Geschworne unter keinerley Vorwand unternommen werden darf, man eine solche Wiederholung doch gerne zuläßt, da, wo man nur auf die entfernteste Weise vermuthen könne, als sey der Angeklagte aus falschen Beweisen verurtheilt worden.

Endlich der wichtigste Punct, der die englischen Gesetze vor allen andern sehr ehrwürdig auszeichnet, besteht darinne, daß sie mit Verabscheuung der Tortur keine größere Strafe als die von allen Grausamkeiten entfernte simple Beraubung des Lebens kennen. Alle diese Grundsätze verbreiten eine überaus große Sanftmuth über die Ausübung der peinlichen Rechtspflege, so daß die bisher erörterte Un-

tersuchung durch Geschworne (trial by jury) bey dem englischen Volk für den wichtigsten Artikel seiner Freyheit gilt, an keinem hängt es so fest und allgemein als an diesen, ja die einzige Klage, die ich von Männern, mehr empfänglich für die Nothwendigkeit der allgemeinen Ordnung als gefühlvoll für die Menschheit hörte, bestand darinne, daß so viel Verbrecher ungestraft blieben. *)

*) Welch eine schöne Klage! wie wohlthätig für den Menschenfreund, wenn er neben dem Anblick einiger ungestraften Bösewichter, die doch weiter nichts beweisen, als das Gesetze von Menschen aber nicht von Engeln, noch weniger von einem Gott gegeben worden, einen einzigen Unschuldigen antrift, den die Gesetze selbst gerettet haben, wenn er in so treflichen Gesetzen gewahr wird, daß es beynahe unmöglich ist, die Unschuld anzutasten, oder ein Raub unmenschlicher und rachsüchtiger Despoten zu werden. Möchte es doch bald den Mächtigen Deutschlands, welchen germanische Freyheit aus sehr triftigen Gründen doch eben nicht so ganz gleichgültig seyn kann, einfallen, durch Einführung solcher Gesetze, die ihre Unterthanen zu freyen Geschöpfe aber nicht zu Negersclaven bilden, diese Klage, „als blieben so viel Verbrecher ungestraft“ allgemein zu machen, und sich nicht an das Geplärre solcher in Actenstaub verrosteter Seelen oder an das Zetergeschrey elender Bonzen zu kehren, welche, wie Hommel sich ausdrückt, mit funkelnden Augen und kupferrothen Lippen in ihrer fanatischen Wuth gerne Verbrechen auffinden wolten, wo keine sind; wahrhaftig dann verlohnte es sich mehr der Mühe, ein Deutscher zu seyn.

Anm. des Uebers.

Drit-

Dritter Abschnitt.

Aber der Gegenstand, der das Gefühl der Unabhängigkeit, womit die englischen Gesetze ihre Bürger überströhmen, zum höchsten Grad stimmt, ein Gefühl, welches der wohlthätigste Ausfluß der Freyheit ist, begreift den so großmüthig genommenen Bedacht auf den so feinen Artikel der Verhaftnehmung. Für allen Dingen haben die Gesetze, ohngerechnet daß sie in den meisten Fällen die Befreyung ohne alle Sicherstellung zugestehen, und die Fälle, wo jemand verhaftet werden kann, schlechterdings nicht dem Gutdünken der Richter überlassen, auch jeden Vorwand verscheucht, den etwa die Verwickelung der Umstände (sey sie ersonnen oder wahr) an die Hand geben könnte, um Jemanden seiner Freyheit zu berauben. Dies war eigentlich der große Punct, wo die Gesetzgebung alle ihre Kräfte gegen die ausübende Gewalt gerichtet hat, aber es gelang ihr nur spät, ihn zu erreichen, um der ausübenden Gewalt eine Macht zu entwinden, die sie vermochte, dem Volk seine Vertheidiger zu entreißen und diejenigen, so es zu werden Lust hätten, abzuschrecken, und welche mit der ganzen Wirksamkeit der verhaßtesten Mittel versehen, ohne alle Theilnehmung der damit verknüpften Gefahr die fürchterlichste Waffe war, womit sie die Freyheit aus dem Feld schlagen konnte.*)

*) Hiebey erlaube man mir eine kleine Ausschweifung. Ich weiß nicht, welcher unsel'ge Dämon so manche der Herren, die am Ruder sitzen, beschwindelt, daß sie sowohl heimlich als öffentlich durch einige wenige Bösewichter, noch mehr aber

Die durch die englischen Gesetze ursprünglich angegebenen Mittel, einen widerrechtlich eingesperrten Bürger zu befreyen, hießen the writ of the mainprize, de odio et atia et de homine replagiando. Diese Schriften, welche nie-

aber durch verschiedene arme hungernde Advocaten verleitet diesem ganzen Stand den Krieg ankündigen und sich sogar beykommen lassen, durch Abwechslung der Strenge mit dem Lächerlichen eine gänzliche Herabwürdigung und Verachtung dieses Standes, welcher doch zumahl in monarchischen Regierungsformen einzig und allein die ohnehin schon schwachen Rechte, Freyheit und Eigenthum des Bürgers zu vertheidigen bestimmt ist, zu einer Volksmeynung umzuschaffen. Alles schreyt über die Chikane des Advocaten, der Minister tobt, der arme Bauer klagt, der Hofmarschall macht die Chicane zur Anecdote der Antichamber und der Comödienschreiber äfft dem tollen Unsinn nach. Die mächtigen Herren Staatenverbesserer bedenken aber nicht, daß die Gesetze selbst, besonders das römische Recht verbunden mit dem canonischen das Asylum aller Chicane sind, sie überdenken nicht, daß, wenn der Advocat erst von der Bühne gestoßen ist, der Richter ein Tyrann wird, und welche Classe von Menschen ist wohl dem Staat gefährlicher, ein Beutel ausleerender Advocat oder ein von Rachsucht, Ehr- und Geldgeiz getriebener despotischer Richter? Solche Minister erwägen nicht, daß, wenn etwa wider Vermuthen ihr Sturz durch einen Proceß beschlossen ist — (und man hat Beyspiele, daß gefallne Räthe und Minister den Händen einer solchen Justiz überliefert worden) ihr und ihrer Familie Schicksal auf ewig verlohren ist, wenn nicht dieser Stand berechtigt wäre, ihre Richter wenigstens erröthen zu machen, und sie für Grausamkeit zu bewahren. Nur dieser Stand, den eine kluge Gesetzgebung jederzeit so en echec halten kann, daß

niemahls versagt werden konnten, enthielten eine Verordnung an den Criminalrichter der Grafschaft, wo der Verhaftete sich befand, die Ursachen seiner Verhaftnehmung genau zu untersuchen, und ihn nach Beschaffenheit der Umstände entweder mit oder ohne Bürgschaft frey zu lassen.

Aber das allgemein üblichste und sicherste Mittel, welche alle andre in Vergessenheit brachte, war the writ habeas corpus, die wegen ihrer Anfangsworte habeas corpus ad subjiciendum also genannt wurde. Diese Verordnung von ausserordentlichen Nationalvorzügen mußte von dem Hof der königlichen Bank, (Kings-Bench) dem obersten Gerichtshof in England, erlassen werden, ihre Gültigkeit verbreitete sich ohne Unterschied über alle und jede Grafschaften Englands, und der König befahl oder war genothdrungen, darinne jederman, der einen seiner Unterthanen in Verhaft hätte, anzubefehlen, daß er den Verhafteten sogleich mit der Anzeige des Tags und der Ursache seines Arrests vor den Richter stellte, und sich dem, was der Richter verordnen würde, gutwillig unterwerfen solte. Aber diese Verord-

daß er nicht ausschweife, ist die einzige Stütze der leidenden Unschuld und die geprüfteste Controlle gegen alle willkührliche nach Despotismus riechende Schritte der Richter, ja nur durch seine Beständigkeit und durch das wechselseitige Lauern sowohl der Richter als Advocaten auf ihre Recple wird jenes schöne Gleichgewicht der Justizpflege hervorgebracht, welches für Sicherheit des Lebens, der Freyheit und Eigenthum von den wohlthätigsten Folgen ist.

Anm. des Uebers.

ordnung, welche auch gegen die von Privatpersonen eigenmächtig unternommenen oder durch ihr Gesuch erschlichenen [illegible] schützte, zwar nur eine schwache Schutzwehr oder vielmehr gar keine gegen die Macht des Fürsten selbst, besonders unter der Regierung der Tudors und im Anfang der Stuarts. Ja sogar noch in den ersten Jahren Carls I. entschieden die Richter der königlichen Bank, welche vermöge des Geists des damahligen Jahrhunderts und darum, weil sie ihre Stellen, so lang als es dem König gefiel, behielten, der Krone jederzeit sehr ergeben waren, ungescheut „die Verhaftnehmung sey auf ausdrücklichen Befehl des Königs oder seines Geheimenraths erfolgt, sie könnten daher auf die bloße Vorzeigung einer habeas corpus Verordnung den Verhafteten weder ganz befreyen, noch ihn auf Bürgschaft loßlassen, besonders weil die Ordre zum Arrest keine einzige Ursache warum? enthalten." Diese Grundsätze und die daraus folgende Prozedur machten die Aufmerksamkeit des Parlaments rege, und in der Rechtspetitionsacte, welche im dritten Regierungsjahr Carls des I. durchgieng, wurde verordnet, daß Niemand zufolge solcher ohne angegebene Ursachen unternommenenen Arretirungen in Verhaft bleiben könnte. Allein die Geschicklichkeit der Richter wußte die Wirkung auch dieser Acte zu hintertreiben; denn sie weigerten sich zwar in der That keinen Augenblick, einen ohne Ursache gefänglich Eingezogenen zu befreyen, aber sie dehnten die Untersuchung aller Gründe ihn zu befreyen, so weit aus, daß sie dadurch die Wirkung einer vollen Justizverweigerung gewannen.

Die

Die Gesetzgebung schlug sich dann vom neuen ins Mittel, so daß in der im 16ten Regierungsjahr Carls des I. (des nehmlichen der die Sternenkammer (chambre etoilée) unterdrückte) durchgegangenen Bill festgesetzt wurde, „man solte auf den Fall, da jemand auf Befehl des Königs oder seiner Minister arretirt würde, demselben ohne Aufschub einen habeas corpus Brief bewilligen, und der Richter solte gehalten seyn, innerhalb dreyer Tage von der Rückkunft dieses Briefs angerechnet, die Gesetzmäßigkeit des Verhafts sowohl zu untersuchen als auch darüber zu entscheiden.“

Diese Acte hatte das Ansehen, als könnte ihre Wirksamkeit nicht hintergangen werden, und doch wurde sie es: denn durch die Nachsicht des Richters konnte der Kerkermeister ohne alle Gefahr den zweyten und dritten habeas corpus Brief, welche der Alias und Pluries hießen, abwarten, ehe er den Verhafteten dem Richter vorstellte.

Aus allen diesen abwechselnden Chikanen wuchs auf einmahl jene berühmte im 30. Regierungsjahr Carls II. durchgegangene habeas corpus Acte empor, eine Acte, die in England für eine zweyte Charta magna gilt, und die alle nur mögliche unreinen Quellen der Unterjochung sehr bestimmt verstopft hat. *)

*) Der wahre Titel dieser Acte heißt: Acte, um die Freyheit des Unterthans desto besser zu sichern und der Verbannung übers Meer zuvorzukommen.

Anm. des Verf.

Die vorzüglichsten Artikel dieser Acte bestehen darinne:

1.) Daß verschiedene Fristen, binnen welchen ein Verhafteter öffentlich vorgezeigt werden muß, bestimmt sind, diese Fristen sind der Entfernung des Orts angemessen, jedoch darf keine derselben über zwanzig Tage dauern.

2.) Jede Gerichtsperson, auch der Kerkermeister, der den Verhafteten binnen der bestimmten Frist nicht öffentlich vorführen, weder ihm noch seinem Agenten sechs Stunden nach der Foderung eine Abschrift des Arrestbriefs aushändigen, oder den Verhafteten von einem Gefängniß ins andre ohne irgend eine in der habeas corpus Acte angeführten Ursache bringen wird, muß fürs erstemahl eine Geldbuße von 100 Pfund Sterling oder 600 Rthlr., das zweytemahl 200 Pfund an die mißgehandelte Person auszahlen, und ist überdem auf immer eines solchen Amts verlustig.

3.) Niemand, der durch die habeas corpus Acte einmahl befreit worden, darf bey Strafe von 500 Pfund Sterling niemahls wieder um der nehmlichen That willen in Verhaft gebracht werden.

4.) Wenn Jemand, der wegen Hochverrath oder einer Felonie willen arretirt worden, in der ersten Woche der gesetzlichen Frist oder am ersten Tag der Seßion gerichtet zu werden verlangt, so muß ihm seine Foderung zugestanden werden, wenigstens dürfen die Zeugen selbst des Königs binnen der nehmlichen Zeit nicht verhört werden; wird ein

solcher

solcher Verhafteter nicht bey der zweyten Seßion gerichtet, so muß er sogleich in Freyheit gesetzt werden. *)

5.) Derjenige von den zwölf Oberrichtern Englands oder der Lordcanzler, welcher auf die Vorzeigung eines Verhaftsbriefs oder auf den Eid, daß derselbe abgeschlagen worden, sich weigern würde seinen habeas corpus Brief auszuhändigen, ist ganz allein verurtheilt, an den Beleidigten eine Geldbuße von 500 Pfund Sterling zu bezahlen.

6.) Kein Einwohner von England, ausgenommen solche, die schon überführt und verurtheilt von England verpflanzt zu werden fodern, kann als Gefangener nach Schottland, Irland, Jersey, Guernsey oder an irgend einen andern

 Ort

*) Ein Beyspiel hievon liefert uns die neuere Geschichte. Ein Kaufmann Sayre hatte während des americanischen Kriegs den Anschlag, den König aufzuheben und so lange in sicherer Verwahrung zu behalten, bis der König alle Puncte, die man ihm vorlegen würde, bewilligt hätte. Jener theilte sein Vorhaben einem Freund Richardson, Capitain bey des Königs Garde, mit, dieser entdeckte es dem damahligen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Lord Rochford. Der Verräther wurde sogleich in Verhaft genommen: hierauf foderte sein Rechtspatron vom Minister, den Clienten auf Bürgschaft loßzulassen, die Loßlassung wurde aber verweigert. Weil man aber in der Folge aus politischen Gründen den Prozeß nicht fortsetzen konnte, ward Sayre nicht nur sogleich in Freyheit gesetzt, sondern der Minister mußte ihm auch wegen unbefugten Verhafts die bestimmte Strafe an 3000 Pfund bezahlen.

Anm. des Uebers.

Ort übers Meer, es sey unter oder ausser der Oberherrschaft des Königs, geführt werden. Diejenigen, welche eine solche Gefangennehmung und Verpflanzung auszuführen beginnen, oder ihre Gehülfen, sind zu einer an den Beleidigten zu bezahlenden Geldbuße von wenigstens 500 Pfund Sterling nebst der dreyfachen Vergütung seines dabey gehabten Schadens verurtheilt, sind aller Aemter auf immer verlustig, fallen in die Strafe des Statuts Praemunire, *) und dürfen schlechterdings nicht vom König begnadigt werden.

*) Diese Verordnungen Praemunire wurden von der Schrift (Writ), die mit den Worten praemunire facias anfieng, um sie in Ausübung bringen zu lassen, also benennt, und hatten ursprünglich die Widersetzung aller unbefugten Eingriffe des Pabstes zum Gegenstand. Das erste Statut von der Art erschien unter Eduard dem I, und wurde mit noch andern in der Folge begleitet, die selbst vor der Reformation diesen Eingriffen so wirksame Gränzen setzten, daß einer von den Päbsten diese Verordnung mit dem Beynamen Statutum execrabile belegte.

Die Verbrechen, wider welche diese Statuten gerichtet waren, nannte man auch die Praemunires, und unter diesem Wort wurde überhaupt jede Unternehmung

„einen Staat im Staat zu gründen, dadurch daß man den päbstlichen Eingriffen Folge leistete, die doch einzig und allein dem König gebührte“

begriffen. Auch die für diesen Fall bestimmte Strafe hieß ein Praemunire; seitdem hat sie sich auch auf andere mehrere eigenmächtige Eingriffe in die Oberherrschaft erstreckt, und enthält die Confiscation aller Güter und lebenswieriges Gefängniß. Siehe Comment. de Blackstone Ch. 8. Liv. IV.

Anm. d. Verf.

V. Re-

V.

Renata von Balagni.

Eine historische Anecdote.

Wenn Ehrgeiz gleich zuweilen die Quelle der Laster genannt zu werden verdient, so ist diese Leidenschaft doch auch manchmahl der Anlaß zu großen Unternehmungen gewesen. Der in der französischen Geschichte wegen seiner Tapferkeit so bekannte Bussy d'Amboise war meuchelmörderischer Weise von dem Grafen von Montsoreau umgebracht worden, weil dieser zwar gerne eine vom Bussy seinem Hause zugefügte Beschimpfung rächen, aber doch sein Leben dabey nicht gegen einen so furchtbaren Gegner in einem ofnen Zweykampf wagen wolte. Der Bruder des Ermordeten ließ, entweder, weil er Vortheile bey diesem Todesfall fand, die ihn über den Verlust seines Bruders trösteten, oder auch aus Mangel an Herzhaftigkeit, diese schändliche That unbestraft. Aber Renata, ihre Schwester, die voll Muth und Ehrgeiz war, beweinte zu gleicher Zeit das traurige Ende des Einen und die Schwachheit des Andern. Ueberall suchte sie dem niederträchtigen Montsoreau Feinde zu erwecken, und nachdem sie lange Zeit vergebens ihre Blutsfreunde zur Rache aufgefodert hatte, faßte sie den festen Entschluß bey Fremden Hülfe zu suchen, und sich auf immer von einer Familie zu trennen, die ihren gerechten Erwartungen so wenig entsprach.

Johann von Montluc, Herr von Balagny, ein natürlicher Sohn des Johann von Montluc, Erzbischof von Valence, behauptete damahls einen ansehnlichen Rang am französischen Hofe. Die Dienste, die der Prälat, sein Vater, und der Marschall von Montluc, sein Onkel, dem Staat geleistet, hatten einigermaßen den Fehler seiner Geburt in Vergessenheit gebracht; aber demohngeachtet gleichen seine Glücksumstände doch bey weitem nicht den Hofnungen, mit welchen er sich schmeichelte. Eine Verbindung mit Renata von Amboise, bot ihm nicht allein ansehnliche Güter, sondern auch den Schutz eines mächtigen Hauses an. Vortheile, die in der That groß genug waren, um seine ganze Aufmerksamkeit zu verdienen. Er sah das Fräulein von Bussy oft, und ohne sich im geringsten über den wahren Bewegungsgrund seiner fleißigen Aufwartung auszulassen, bestrebte er sich nur einzig und allein ihr zu gefallen.

Renata war ihrerseits sehr zufrieden sich von einem Mann geliebt zu sehen, dessen Muth ihr die Erfüllung ihres sehnlichsten Wunsches versprach, nehmlich, in ihm den so lange erwarteten Rächer ihres unglücklichen Bruders zu finden. Auch würde man vielleicht nicht Unrecht haben, wenn man behaupten wolte, daß sie damahls keine andre Leidenschaft kannte, als diese. Sie kam daher mit ihrer Erklärung dem Herrn von Balagni zuvor. „Wenn Sie „mich genug lieben, um mir Rache verschaffen zu wollen“ — sagte sie zu ihm — „so sollen Sie den Vorzug vor allen „ihren Nebenbuhlern erhalten; denn ich werde nie einem

„andern

„andern als demjenigen zugehören, der dereinst den Mör„der meines Bruders bestrafen wird.“ Freylich zeigte diese Aeusserung nicht viel Liebe an, aber Balagni, der in diesem Punct eben nicht sehr zärtlich dachte, geizte weit mehr nach den Reichthümern, als nach dem Besitz des Herzens des Fräuleins von Bussy.

Indeß versprach er doch seiner Gebietherin den Herrn von Montsoreau überall aufzusuchen und ihren Haß durch den Tod desselben zu befriedigen. Da aber dieser Artikel ihres Ehecontracts geheim gehalten wurde, so vergaß Balagni nach vollzogner Hochzeit bald genug alle Versprechungen, die er als Bräutigam geleistet hatte. Seine Gemahlin schrieb diesen Bruch des ihr gegebenen Ehrenworts einem Mangel an Herzhaftigkeit zu. Von Natur stolz und im hohen Grade aufgebracht, wolte Sie nichts mehr vom Gehorsam wissen, den, ihrer Meynung nach, Ungerechtigkeit und Gewalt dem weiblichen Geschlecht aufgelegt hatten. Sobald sie sich also nur von diesem demüthigenden Vorurtheil losgerissen hatte, sah sie in ihren Gatten auch weiter nichts mehr als einen ohnmächtigen Gefährten. Sie machte ihm daher die bittersten Vorwürfe über sein Betragen, welches sie geradezu Feigheit nannte, und Balagni, voll Aerger, sich bis zum Gegenstand der Verachtung eines Weibes erniedrigt zu sehen, suchte den Grafen von Montsoreau auf, schlug sich mit ihm, und verwundete ihn tödtlich.

Nach dieser That schien die Frau von Balagni ihren Character ganz umzuändern. Ihr zufrieden gestellter Haß

räumte

räumte nun der Liebe in ihrem Herzen den Platz ein. Sie fieng an ihren Mann mit wahrer Leidenschaft zu lieben, und bestrebte sich, ihm nach und nach jene edlen und erhabenen Gesinnungen einzuflößen, wodurch sie sich jederzeit auszeichnete. Der einzige Hauptfehler der Frau von Balagni war ein unbegränzter Ehrgeiz. Tag und Nacht sann sie darauf, sich einen berühmten Namen zu machen und sich Macht und Einfluß zu verschaffen. Ihren Gemahl ließ sie in diesem Stück weit hinter sich zurück, obgleich er selbst nicht wenig ehrgeizig war. Doch die Schritte seiner Gemahlin machten ihm Ehre und verschaften ihm bald einen Posten, der eben so nützlich als ehrenvoll war.

Der Herzog von Alencon hatte umsonst die ungeheuersten Summen verschwendet, um die Herrschaft über die Niederlande zu erhalten. Der Reichthum und der Muth der Einwohner dieser Provinzen waren Klippen, an welchen alle seine Versuche scheiterten. Für so viele Mühe und Arbeit blieb ihm weiter nichts übrig, als der Besitz der einzigen Stadt Cambrai.

Dieser Ort, die ehemahlige Hauptstadt des französischen Reichs in der Kindheit desselben, war immer reich und bevölkert gewesen, und empfahl sich auch in der Folge durch einen ausgebreiteten Handel und eine Menge schöner Gebäude. Ihre von Natur feste Lage und alle Werke zu ihrer Vertheidigung, die seither durch Kunst derselben zugefügt worden, waren doch nicht fähig gewesen, den Besitz dieser Stadt ihrem ersten Oberherrn zu sichern. Die französischen

Könige aus dem zweyten Geschlecht, schwache, gegen alles gleichgültige, und überhaupt des Throns unwürdige Prinzen, sahen ruhig zu, daß Cambrai ihnen entrissen und den Grafen von Flandern gegeben wurde, deren Staaten überhaupt französische Lehne waren.

Diese nur gar zu mächtigen Vasallen, führten lange Zeit Krieg mit ihren Oberherren, und Cambrai war daher bald mit Franzosen, bald mit Flämingern angefüllt. Kayser Carl V. hielt Cambrai für einen sehr wichtigen Platz, der ihm einen Weg bis in das Herz von Frankreich öfnen könnte, und legte daher eine feste Zitadelle daselbst an. Die großen Entwürfe dieses Monarchen aber, sowohl als die seines Sohnes Philipp II, scheiterten durch die Empörung der vereinigten Provinzen, und Cambrai wurde dem Herzog von Alencon wieder eingeräumt. Dieser Prinz bemühte sich nun um einen Gouverneur, dessen Standhaftigkeit und Muth er die Erhaltung dieser Stadt anvertrauen könnte, und seine Wahl fiel endlich auf den Herrn von Balagni.

Kaum sahe sich dieser in dem Besitz eines so wichtigen Postens, als auch der Ehrgeiz seiner Gemahlin sich zu verdoppeln schien. Tugend allein ist nicht der einzige Gegenstand der Hochachtung der Menschen; sie schenken weit leichter ihre Aufmerksamkeit und Ehrfurcht der Gewalt und dem Ansehen. So dachte auch die Frau von Balagni. Sie, die nur zu blenden und vor allen den Vorzug zu erhalten suchte, besann sich keinen Augenblick, ihre Erkenntlichkeit ihrem Ehrgeiz aufzuopfern, und brachte es durch ihre Ueberre-

dung

dung bey ihrem Gemahl bald dahin, daß dieser alle Pflicht gegen Frankreich vergaß, und sich in kurzer Zeit zum unumschränkten Oberherrn der Stadt aufwarf.

Der Erzbischof von Cambrai führte zwar noch immer diesen Titel, weil er sich aber bey der spanischen Armee aufhielt, so entzog ihn Balagni als einem Staatsverbrecher, seine Einkünfte. Doch nicht sowohl er, sondern vielmehr seine Gemahlin war es, die das Ruder der Regierung führte. Durch ihre Sanftmuth und Herablassung wußte sie sich bey einem großen Theil des Volks beliebt zu machen; aber noch weit mehrere zog sie durch ihre Verschwendung an sich. Diese sonderbare Frau geizte so sehr nach Ruhm, daß sie es durchaus nicht zugeben wolte, daß ihr Gemahl sich im geringsten mit Regierungssachen befassen solte. Sie hatte sich daher gänzlich derselben bemächtiget, und schien gar nicht geneigt, sich ihrer wieder zu entschlagen. Der schwache Balagni genoß indeß ruhig sein Glück und brüstete sich, unterstützt durch mächtige Bündnisse mit seinem neuen Fürstentitel. So verlebte er dann, ohne sich weiter um Ruhm zu bekümmern, seine Tage in Wollust und Gemächlichkeit.

Da Balagni's Unthätigkeit seiner Gemahlin einmahl die höchste Gewalt überlassen hatte, so wolte sie auch durchaus weiter von Niemand abhängen; wodurch sie sich denn bey den Spaniern sowohl als bey den Franzosen gleich verhaßt machte. Heinrich IV. beherrschte damahls Frankreich, aber sein Thron war noch nicht fest genug gegründet, um den Balagni wegen seiner Abtrünnigkeit zur Rechenschaft

zie-

ziehen zu können. Ausserdem hielten auch diesen Monarchen die Reize der berühmten Gabrielle d'Estrees in weit entfernten Provinzen zurück, wo er von seinen Arbeiten ermüdet, in den Armen der Liebe ausruhte.

Der König von Spanien hingegen, weit ungeduldiger als jemahls die Niederländer zum Gehorsam zu bringen, unterhielt in diesen Gegenden eine starke Armee unter dem Befehl des Grafen von Fuentes. Der Erzbischof von Cambrai hatte sich zu ihm begeben, und bat ohne Unterlaß, ihn wieder in den Besitz seines Erzbischofthums einzusetzen, welches er bloß aus Eifer und um seine unverlezliche Anhänglichkeit für das Interesse Sr. katholischen Majestät der Welt zu zeigen, verlassen hatte. Doch nicht diese Gründe, sondern vielmehr die wiederholten Klagen der unglücklichen Fläminger waren es, die den Entschluß des spanischen Feldherrn bestimmten. Die Frau von Balagni, zufrieden, sich in Cambrai beliebt gemacht zu haben, verbreitete Furcht und Schrecken in allen umliegenden Gegenden. Sie schickte große Partheyen nach der Grafschaft Hennegau, und die von festen Städten entfernten Dörfer in Flandern, waren täglich den Plünderungen ihrer Truppen ausgesetzt. Der Raub, den ihre Soldaten nach Cambrai brachten, setzte diese herrschsüchtige Dame bald in die Verfassung, noch weit größere Unternehmungen zu versuchen. Sie versah ihren Hauptsitz nicht allein mit einer starken Besatzung, sondern unterhielt auch noch ausserdem verschiedene Compagnien, die das Land von Zeit zu Zeit durchstreifen mußten. Auf diese Weise hieng sowohl eine mächtige Stadt, als auch ein klei-

 nes

nes Corps wohlunterhaltener Truppen von ihrem Befehl und Willen ab.

Alles dieses zusammen war genug um ihren angemaßten unumschränkten Fürstentitel zu realisiren. Geliebt von ihren Unterthanen und von ihren Nachbarn gefürchtet, blieb ihr nichts weiter zu wünschen übrig, als ein grösserer Staat, um alsdenn mit den größten Königen der Erde wetteifern zu können. Doch ihr Glück war viel zu groß, als daß sie nicht dadurch hätte geblendet werden sollen. Zur Unterthanin gebohren, konnte sie sich nur mit vieler Mühe an ihre eigne Größe gewöhnen, und nach und nach gerieth sie auf den verderblichen Wahn, daß die wahre Gewalt eines Fürsten nur darin bestände, seine Unterthanen in Sclaven zu verwandeln, und kein andres Gesetz anzuerkennen, als seinen Willen.

Die meisten Menschen beugen nur aus Zwang ihren Nacken unter dem Joch der Knechtschaft. Es ist ein mißliches und äusserst schweres Unternehmen, die Ketten eines mächtigen Königes zu zerbrechen; aber kleine Fürsten sind der Gefahr einer Empörung um so vielmehr ausgesetzt, je weniger sie sich im Stande befinden, ihre aufrührerische Unterthanen zu bestrafen. Die an die friedfertige Regierung ihres Erzbischofs gewöhnte Bürger von Cambrai sahen anfänglich mit Vergnügen zu, wenn Balagni's Soldaten, mit Beute beladen, in ihre Stadt zurückkehrten. Die kleinen Siege, die diese über die Einwohner von Flandern und Hennegau erfochten, flößten ihnen eine Idee von Ueberlegenheit

ein,

ein, womit sie sich eine geraume Zeit lang schmeichelten. Aber endlich öfnete das Betragen ihrer neuen Fürstin ihnen die Augen. Sie sahen ein, daß diese nicht sowohl ihre Nachbaren zu unterjochen, als vielmehr ihre eigne Freyheit zu untergraben suchte. Sie fiengen daher bald zu murren an, und zeigten sich gegen ihre Befehle weit weniger gelehrig wie bisher.

Da sich der hohe und edle Muth dieser Dame einmahl in Stolz verwandelt hatte, so brachte der Widerstand ihrer Bürger sie bald in Zorn, und sie nahm sich vor, diese Ungehorsamen als Verbrecher, die sich des Hochverraths schuldig gemacht hätten, zu behandeln. Ihre Einigkeit verhinderte sie zwar, die Schuldigen von den Unschuldigen, oder vielmehr die Verführer von den Verführten zu unterscheiden, doch erwartete sie, daß Zeit, Eigennutz oder Pflicht ihr die Oberhäupter der Verschwörung entdecken würde, und sie faßte den festen Vorsatz, solche alsdenn auf das strengste zu bestrafen. Indeß ließ sie alle ihre Soldaten nach der Stadt kommen, und quartierte sie bey den Bürgern ein. Sie hofte dadurch diese Widerspenstigen in Furcht zu erhalten, und vielleicht wäre es auch geschehen, wenn nicht der Graf von Fuentes mit seiner Armee vor Cambrai erschienen wäre, und unterrichtet von dem in der Stadt herrschenden Zwiespalt unter der Bürgerschaft, die Belagerung derselben unternommen hätte.

Der Krieg schuf nun die Frau von Balagni plötzlich zum General um, und die Nothwendigkeit lehrte sie bald

alle dazu erfoderlichen Eigenschaften kennen. In Mannskleidern und zu Pferde durchstrich sie die Straßen der Stadt, und munterte Bürger und Soldaten zur muthigen Gegenwehr auf. Das Beyspiel macht Helden; und der größte Theil der Weiber in Cambrai ergriff die Waffen und formirte unter dem Befehl dieser kriegerischen Dame einen besondern Haufen, dem nichts fehlte, als Mannskraft und Kriegszucht.

Ihr Gemahl war weit weniger ungestühm, aber auch wirklich weit weniger muthvoll als sie. Er sah nur zu gut ein, daß er für sich allein nicht fähig seyn würde die Stadt zu behaupten, und wolte daher lieber einen Oberherrn anerkennen, als sich seiner bisherigen Hoheit gänzlich beraubt sehen. Frankreich war noch immer ein Raub innerlicher Zwistigkeiten. Der Pabst und der König von Spanien vereinigten sich dieses blühende Königreich zu Grunde zu richten. Ihre Ränke empörten Provinzen gegen Provinzen, und Unterthanen gegen ihren rechtmäßigen Oberherrn.

Heinrich IV. fuhr fort durch seine Siege zu beweisen, daß ein einziger großer Mann fähig ist, mehreren Feinden Widerstand zu leisten. Er kämpfte mit gleichem Glück sowohl gegen die römische Politik, als gegen die spanischen Waffen, und sahe sich bereits nahe der Erfüllung aller seiner Wünsche. An die Gränzen seiner Staaten schickte er Generale ab, auf die er sich verlassen konnte. Der Herzog von Nevers bedeckte mit einem Corps Truppen einen Theil von Champagne und der Picardie. Der König konnte die

Sorge

Sorge für die Vertheidigung dieser Provinzen Niemand sicherer anvertrauen als ihm, einen für seinen Dienst so eifrigen Mann, der schon bey so manchen Gelegenheiten die auffallendsten Beweise von seinem Muth und seiner Geschicklichkeit gegeben hatte. Balagni wendete sich daher in seiner gegenwärtigen Noth an den französischen Feldherrn. Der Herzog, der nicht viel Truppen entbehren konnte, begnügte sich fünfhundert Reuter zu detaschiren, mit dem Befehl, sich in die belagerte Stadt zu werfen, und um dieser an und für sich nur kleinen Hülfleistung ein wichtigeres Ansehen zu geben, vertraute er die Anführung derselben seinem Sohn, dem Herzog von Rhetel. Dieser, von der Erfahrung seines Vaters unterstützte junge Krieger, hintergieng die spanischen Feldwachen, und kam glücklich mit allen seinen Leuten in Cambrai an.

Diese Verstärkung vermehrte den Muth der Belagerten, die sich nun zur hartnäckigtsten Gegenwehr vorbereiteten. Selbst der Graf von Fuentes würde damahls vielleicht die Belagerung aufgehoben haben, wenn er sich nicht noch immer auf die getheilten Meynungen der Einwohner verlassen hätte. Diese hingegen untersuchten jetzt mit mehrerer Aufmerksamkeit die wichtigen Folgen, die ihr Aufstand, indem sie sich Spanien unterwerfen wolten, haben könnte. Sie zogen sich wahrscheinlich dadurch eine neue Belagerung von den Franzosen zu, und setzten ihre Stadt allen Gefahren eines blutigen Krieges aus. Auf der andern Seite aber war ihnen Balagni's oder vielmehr seiner Gemahlin Regierung viel zu unerträglich geworden, als daß zukünftige

Uebel ihnen so viel Furcht eingeflößt haben solten, um sie zu bewegen, ihre gegenwärtigen Leiden noch ferner geduldig zu ertragen.

Nach genauer und reiflicher Ueberlegung wählten sie endlich einen Ausweg, und schickten einige der ansehnlichsten Bürger, als Deputirte, an Heinrich IV. ab. Diese stellten dem Monarchen nicht allein den gegenwärtigen Zustand vor, worin sich die Stadt damahls befand, sondern schilderten zugleich auch auf eine rührende Weise alle Drangsalen, die sie bisher von ihrer tyrannischen Beherrscherin hatten erdulden müssen. Alsdenn unterrichteten sie den König von allem, was die Frau von Balagni anfänglich gegen den Erzbischof, nachher gegen ihre Nachbaren, und endlich gegen sie selbst unternommen hätte, indem sie von ihr, nicht wie Unterthanen, sondern vielmehr wie Sclaven wären behandelt worden. Da diese Deputirten nur zu gut wußten, daß selbst Könige Menschen sind, und daß Menschen sich am leichtesten rühren lassen, wenn ihr eignes Interesse dabey ins Spiel kömmt, so erboten sie sich, den König von Frankreich als ihren Oberherrn anzuerkennen, doch mit dem Beding, daß er ihnen an die Stelle des Herrn von Balagni, einen andern, einzig und allein von der Krone abhängigen Gouverneur zugestehen möchte. Der König, der sich mit Balagni nicht gerne erzürnen wolte, versprach ihnen bloß, ihren bisherigen Beherrscher zu mehrerer Güte gegen seine Unterthanen zu ermahnen, wobey er ihn zugleich zur Fortsetzung einer muthigen Gegenwehr aufmuntern und schleunige Hülfe, wozu schon alle Anstalten getroffen wären, versprechen wolte.

Die

Die Deputirten kehrten nun, eben nicht sehr zufrieden mit der erhaltenen Antwort, nach Cambrai zurück, wo sie ihre Mitbürger benachrichtigten, was sie in Zukunft alles von ihrem jetzt so offenbar von Heinrich IV. unterstützten Tyrannen zu befürchten hätten. Sie entschlossen sich daher, die Stadt dem spanischen Feldherrn sobald als möglich zu überliefern, um dadurch die Gnade des Ueberwinders zu verdienen. Doch um diesen Plan auszuführen, war es durchaus nöthig, daß man so lange warten müßte, bis die Garnison geschwächt wäre, oder die Belagerer neue Verstärkung erhalten haben würden. Während dieser Zeit bemühten sich die Häupter der Verschwörung bloß unter der Hand den Pöbel auf ihre Seite zu ziehen, und erwarteten übrigens nur einen günstigen Zeitpunct, um ihr Vorhaben alsdenn sicher durchsetzen zu können.

Der Graf von Fuentes erwartete schon längst eine Verstärkung von frischen Truppen; sie traf endlich ein, und nun grif er die Stadt mit weit mehr Nachdruck an, wie bisher. Die Garnison, die bis auf diesen Augenblick alle seine Bemühungen verlacht, und alle seine Versuche vereitelt hatte, ließ sich jetzt von einem panischen Schrecken ganz hinreißen. Mit Zittern sahen sie den Vorbereitungen zu, welche die Feinde zu einem Hauptsturm machten. Die Bürger benutzten diese Veränderung, sie versammleten sich mit vielem Lärm und Geschrey, und bemächtigten sich des Waffenplatzes und verschanzten sich daselbst auf das sorgfältigste. Von hieraus schikten die Mißvergnügten Deputirte ins spanische Lager, um die Bedingungen zu erfahren, welche

man ihnen zugestehen würde, wenn sie es über sich nehmen wolten, dem spanischen Feldherrn eines der Stadtthore zu übergeben. Während dem man sich noch über diesen Artickel berathschlagte, versuchte Balagni, im Gefolge seiner vornehmsten Officiere, durch Güte die Bürger wieder zu ihrer Pflicht zurück zu führen. Besonders strengte seine Gemahlin, die auf einem schönen Pferde saß, alle ihre Ueberredungskünste zu diesem Endzweck an. Sie ließ bald Zorn, bald wieder Mäßigung von sich blicken, und gieng in ihrer Rede, von Drohungen, zu Bitten, und von diesen wieder zu jenen über. Vorzüglich stellte sie diesen unruhigen Köpfen vor, wie viele Schande ihnen ihre Empörung bey allen Völkern der Erde bringen, und wie unvortheilhaft der Graf von Fuentes selbst sie behandeln würde, der nur ihre Uneinigkeit nützen wolte, um sich dadurch der Stadt desto leichter bemächtigen zu können. Zu gleicher Zeit warf sie ganze Hände voll Silber und Gold unter den Haufen aus.

So überredend sonst auch immer diese Waffen, besonders beym Pöbel, zu seyn pflegen, so that doch dieser Kunstgriff diesmahl nicht die geringste Wirkung. Diese durch ihr langes Mißvergnügen abgehärteten Bürger blieben sogar ungerührt, da sie die Thränen dieser stolzen Frau strohmweise fließen sahen, und sie sahe sich endlich gezwungen, sich mit ihren Soldaten in die Citadelle zurück zu ziehen. Der Graf von Fuentes hatte sich indeß mit den Bürgern verglichen, zog in die Stadt ein, und fieng nun an die Citadelle zu beschießen. Die Frau von Balagni schien fest entschlossen, sich unter ihren Trümmern zu begraben; aber ihr Gemahl, der weniger groß dachte, betrachtete ein Privatleben

als

als ein erträgliches Uebel, welches man doch wenigstens dem gewissen Tode immer vorziehen könnte, und fieng daher bald an, von Uebergabe zu reden. Seine Gemahlin gerieth über diesen feigen Rath, in die äusserste Wuth. Sie setzte jetzt alle Achtung aus den Augen, wovon sie bisher doch noch einen kleinen Ueberrest für diesen schwachen Mann beybehalten hatte, und behandelte ihn als einen Niederträchtigen, mit dem sie ihren Namen und ihr Glück zu theilen, sich schämen müßte.

Zu gleicher Zeit ermahnte sie alle ihre Truppen zu einem muthigen Widerstand. Während dieser bedrängten Lage sahe man diese, sogar von ihrem eignen Ehrgeiz gedemüthigte Dame, ihre Krieger kniend anflehen, sie nicht zu verlassen. Doch indeß sie alle ihre Mühe vergebens anstrengte, um den Verlust ihrer Herrschaft wenigstens noch um einige Augenblicke aufzuschieben, unterzeichnete Balagni, einverstanden mit seinen vornehmsten Officieren, eine ehrenvolle Capitulation, die ihnen der Graf von Fuentes zugestanden hatte. Doch kaum vernahm seine Gemahlin diese für sie so fatale Nachricht, so ließ sie sich von ihrer Wuth gänzlich hinreißen, und schwur auch selbst allein die Festung noch zu vertheidigen. Von der Heftigkeit ihres Temperaments endlich überwunden, stürzte sie todt zur Erde nieder, in dem nehmlichen Augenblick, da sie die Spanier in die Citadelle hineinziehen sahe. Anfänglich hielt man sie bloß für ohnmächtig, so wenig natürlich schien ein so plötzlicher Tod zu seyn, aber nur gar zu bald wurde man aus diesen Irthum gerissen, und Balagni hatte Ursache zu gleicher Zeit sowohl den Verlust seines Fürstenthums zu beklagen, als auch diejenige, die ihn bis zum Rang eines Fürsten erhoben hatte.

F.

VI.

Blumen aus dem Portugiesischen.

Von Quita.

1.

An den General Daun, als er Friedrich schlug.

Es sinkt der muthige Held
  Gewohnt der lauten Triumphe,
    Befleckt mit Blut und mit Staube,
      An der reißenden Moldau*) Strande.

Einen Scipio hast du, o Graf!
  Und einen Alexander geschlagen. —
    Mit Todten und Beute belastet
      Bebt das Feld des Triumphes!

Hört ihr der Verzweifelnden Röcheln? —
  Sie hauchen in ihm ihr Leben aus!
    Hört ihr, wie drein das Gejauchz
      Der triumphirenden Sieger hallt?

Umwinde deine Schläfe mit des Triumphes Lorbeer,
  Denn du hast Friedrich geschlagen!
    Laut verkündet der Besiegte
      Des Siegers Preiß! —

*) Einem Portugiesen ist dieser Fehler zu verzeihn.

2.

Ich sah die schöne Tircea
Im Schatten der grünenden Pappel,
Umringt von den grasenden Lämchen.
Wie bebte mein Herz mir vor Wonne!

Gelehnt auf dem blühenden Rasen
War sie entschlafen. Da gieng ich
Und setzte mich zu ihr und küßte
Mit Vorsicht die sammetne Hand ihr.

Da schnitzt ich meinen Namen
In ihren Hirtenstab,
Und barg mich unter die Myrthen,
Und harrte ihres Erwachens.

Erwachend sah sie den Namen,
Und röther ward ihre Wange —
Sie küßte das Fleckchen —
Und seufzte!

3.

An einem Abend, da die goldne Sonne
Schon hinter dem Gebirge stand,
Sah ich die reizende Schöpferin meines Kummers,
Von einem Wilde verfolgt, fliehen.

Ich rief ihr; die Furcht verschloß ihr Ohr.
Da nahm ich den Pfeil aus dem Köcher;
Und seine kalte Spitze
Durchschnitt des Ungeheuers Herz.

Es fiel: und meine Geliebte
Sank ermattet
Auf das blühende Gras hin.

Ach da rief sie; da rief sie,
— denn sie glaubte sich ungehört —
„Komm Alcino und rette mich!"

4.

Singend begleitet der Landmann
Seinen Pflug; es singet,
Im Kerker verschlossen, der Arme,
In der dumpfrieselnden Quelle Ton.

Fröhlich singet der Landmann
Lieder der Freude, und dieser
Hüllt, sich am Schicksal zu rächen,
Seinen Kummer in Lieder ein.

Ach, auch ich sang in Freuden
Einst, dem fröhlichen Landmanne gleich,
Diesem Walde mein Liedchen vor.

Aber nun hüll ich gefangen,*)
Mich am Schicksal zu rächen,
Meinen Kummer in Lieder ein.

*) Die Bilder von Ketten und Gefängniß der Liebe sind in alten und neuern Dichtern zu gewöhnlich, als daß hier angemerkt werden dürfte, dies prizam dura gehe auf die Fesseln, die die Liebe dem Dichter angelegt habe.

5.

Es entschwindet in Schatten
Schon der glänzende Tag; und es schreitet
Ueber die Erde die finstere Nacht,
Süße Ruhe über sie gießend.

Schon hör ich nichts, als das Murmeln
Dieser lieblichen Quelle!
Schon flieht der folternde Kummer
Dieses Herz voll Sorgen und Sehnen.

Ach, ich werde glücklich! — — —
Schon bin ich im Arme der Ruhe,
Nach der so lang' ich schon seufzte.

Spotten will ich der Tiranney,
Spotten der Marter! — — Doch ach!
Dort bricht schon das Licht des Tages herein!

6.

Der schreckenvolle Winter wüthet,
Der Regensturm durchbraust die Luft
Entfesselt stürzen die Wolken herab.

Ihres Reizes entkleidet
Trauert die Flur. Es wälzt sich
Trübe und reißend der Fluß dahin!
Alles das Bild meines Kummers!

Doch hat des Winters Wuth vertobt,
So strahlet wieder die blaue Luft,
So blühet wieder die Flur,
So fließen wieder die Bäche klar!

Alles wirft die Trauer ab
Und kleidet in Freude sich,
Nur trocknet nicht mein Thränenquell
Den aus dem Auge der Kummer mir preßt.

7.

Liebesphantasie.

Bilden deine Götterreize
Sich vor meiner Phantasie,
So durchströhmt mich ein Gefühl,
Das die ganze Seele heitert.

Dann vergeße ich die Welt,
Seh nur deines Lächelns Reize,
Seh nur deiner holden Augen
Allgewaltgen Feuerblick.

Aber plötzlich weckt der Kummer
Wieder meine Phantasie
Und mein Traumbild ist verschwunden.

O, ich will ja keine Freude
Als in deinem Blicke, Mädchen!
Einzig mich im Geist zu laben.

8.

Es saß in einer Felsengrotte Schatten
Ein Hirt und seufzte tief und viel.
Es seufzte seiner Klagestimme Ton
Voll Mitleids nach, das Schattenthal.

Aus seinen trüben Augen rollten
Die heißen Zähren ihm. Er sang —
Doch Seufzer hemmten ihm und Thränen
Der Klage stöhnendes Lied. —

O ihr, die ihr die Klagen,
Die einsam ich und elend weine,
Den tauben Winden wiederhallt,

Ihr Felsen! Rührt euch meine Pein,
O, so erzählt Tircea sie,
Daß Mitleid ihr das Herz erweiche.

9.

Glück im Unglück.

Ungestörte Einsamkeit, du
Meiner Schmerzen einzige Linderung!
In dir will ich meine Tage verleben
Hier auf dieser Felsenhöh!

Dort, dort schwebet im Thal
Die bleiche Gestalt des Schreckens mir vor!
Da flieht durch die Fluren,
Mich Armen, grausam das Glück.

O, raube mir Reichthum und Glanz,
Laß mich Verlassenen hier
Mit meinem Kummer kämpfen.

Nimm sie, die Schätze, neidische Göttin!
Du kannst das Eine,
Das schönste Gut mir nicht rauben!

10. Auf

10.

Auf den Tod eines geliebten Mädchens.

Des Todes metallne Hand, mit bleichen Myrthen umwunden,
Brach die Rose der Schönheit, die schön, wollüstig entfaltet
Den frühen Sommer verkündete! — Phyllis starb! —
Und dunkel ward das Licht, das einst die Sterne beschämte.

Melodie und Harmonie verschwand
Aus allen Stimmen, alter Saitenspieler.
O, weinet ihr Nymphen dieser Flur und windet
Cypressen um euer blondes Haupt.

Ihr, o Cedern, die ihr mit langhinschattenden Zweigen
Im bekümmerten Ernst
Euch über diese Urne neigt.

O, vergönnet es nimmer den unempfindlichen Strahl
Der Sonne, daß er die stillen Thränen vertilge
Die mein trostloser Kummer auf diesen Jaspis weinet.

VII. Bey-

VII.

Beytrag zur Geschichte der Geistererscheinungen.

Ein dem Herausgeber zugesandter Brief vom J. 1746.

Hochwohlgebohrner Reichsfreyherr,
Gnädiger Herr!

Zufolge der von Ew. Hochfreyherrl. Excellenz erhaltenen Instruction, gieng ich Samstags den 29. October, Nachmittags mit einer Retourchaise von Manheim nach Heidelberg ab, daselbst reiste ich des folgenden Tages Nachmittags mit dem Postwagen über Heilbronn nach Stuttgardt, allwo ich Dienstags den 1. Novemb. Nachmittags gegen 2 Uhr ankam.

Donnerstags als den 3ten dieses, kamen Ihro Durchl. der Herzog von Leonberg erst wiederum allhier an, verblieben aber nur 3 Tage allhier, worauf Höchstdieselben anheute nach der Tafel wiederum auf 3 Wochen nach Nördingen, um daselbst ein Treib- und Klapperjagen zu halten, abgereiset sind. Es ist währendem kurzen Aufenthalt des Herzogs allhier mir unmöglich gewesen, eine besondere Audienz zu erhalten, gestalten Ihro Hochfürstl. Durchl. Tag und Nacht immer in beständiger Unruhe mit Gehen, Reiten und Fahren sind, auch ausser der Mittags und Abendmahlzeit selten in dem allhiesigen Schloße sich befunden haben. Am vergangenen Freytage war wegen Caroli Ball und große Tafel, dabey wurden alle

Züge aus dem herzoglichen Stall angespannet, und mußten vor Ihro Durchl. dem Herzog und dem Fürsten von Siegmaringen paradiren. Das Leibregiment mußte auch besonders paradiren: Vors andere, so will der Stallmeister Scheid sich meiner gegen Ihm gethanen Proposition durchaus nicht unterziehen; vorgebende: Man hielte durchgehends bey Hofe den Prediger vor einen Fantasten; deßwegen dem General von Werneck vom Herzog aufgetragen worden dem Pfarrer zu sagen: Wann Er keinen Schatz finden würde, so solte das Zuchthaus ihm zu Dienst stehen. Ueberdieses hätte man dem Herzog beygebracht, daß die Erscheinung derer Geister nur eine Chimäre oder Einbildung sey: mithin wolte Ihro Durchlaucht gar nichts mehr davon hören. Und da dieses alles ohnedem nicht in sein Departement liefe, so glaube Er, daß Er Sich mit solchem Vorbringen mehr odieux als angenehm machen würde: zumahlen der Herzog furchtsam sey.

Man redet allhier insgeheim, daß zu Ludwigsburg, allwo der Schatz befindlich seyn soll, in dasigem Schlosse dem Herzog selbst der Geist erschienen wäre; dahero Hochdieselben ihre biß anhero inne gehabte Wohnung verändert hätten, auch nunmehro gedachtes Ludwigsburg ganz aus der Acht ließen.

Ich habe unterdessen durch den Canal des Hrn. Rembshard, der vorigen Sommer hindurch in Manheim und Schwetzingen gewesenen Miniaturmahlerin ihr Mann, mit des Herzogs Leibpagen, Hrn. von Kessel, Bekanntschaft gemachet, und von dieser Sache gesprochen, wobey ihme ersuchet: daß

wann

wann Ihro Durchl. aus dieser Verwirrung kommen wolten, so könnte ich einen in dieser Sache erfahrnen Mann recommandiren: allein er gab mir zur Antwort: Er dürfe sich nicht unterstehen, hiervon etwas vorzubringen: weil man ihn sonsten vor einen Narren halten würde.

Der Graf von Pappenheim ist dermalen des Herzogs größter Favorit, der Tag und Nacht nicht von gedachtem Herzog kömmt: Vielleicht könnte durch diesen Canal es am besten gehen, wann Ihro Excellenz mit berührtem Grafen bekannt wären.

Unterdessen beharret der Pfarr zu Illsfeld, M. Bieber, welcher vorhero Diaconus zu Ludwigsburg war, noch beständig auf der Erscheinung des Geistes, und auf der Wirklichkeit des zu Ludwigsburg befindlich seyn sollenden Schatzes.

Es ist auch bekannt genug, daß sein ehemahliger Vorfahrer im Amt zu Ludwigsburg in seiner Anzugspredigt auf der Kanzel öffentlich es gesagt, auch zugleich seine eigene Leichenpredigt gehalten, und den vierten Tag darauf gestorben. Bey sogestalten weitläuftigen Umständen erwarte mit nächster Post, ob ich wiederum von hier abgehen oder fernere Handlungen unternehmen soll? Ich meines wenigen Ortes halte davor, daß dem Herzog nicht besser beyzukommen sey, als um Weyhnachten, oder zu Zeiten des zukünftigen Carnevals.

Der Herr Obrist-Stallmeister ist vor 8 Tagen von hier nach Thüringen auf seine Güther verreiset, und hat aber-

 mah-

mahlen ein neues Gut vor 80,000 Rthlr. gekauft. Er wird auch in seiner Familie das ius primogeniturae einführen, um selbige desto besser in Ansehen zu erhalten. Womit ich mich zu fernern Hulden und Gnaden unterthänig empfehle, und mit äusserster Ehrfurcht und Respect immerwährend verharre,

Ew. Hochfreyherrl. Excellenz

Stuttgardt den 7. Nov. 1746.

unterthäniger Diener
Fr. Just. Urban.

Mein Quartier ist im guldenen Löwen.

VII.
Anhang.

No. 1.

Leipzig, den 15. May 1790.

Eben lese ich in der Karlsruher Zeitung einen Artikel als Auszug eines Schreibens aus der Wetterau, welcher meiner Ehre im höchsten Grade nachtheilig ist. Ich fodere denjenigen, der eine solche Nachricht gegeben hat, öffentlich auf, sich zu nennen, und erkläre ihn für einen schändlichen Verleumder, den ich, sobald ich ihn kenne, bey seiner Obrigkeit belangen werde. Nicht nur ist meines Wissens keine aufrührerische Schrift, welche den Zweck hätte, deutsche Unterthanen gegen ihren Fürsten aufzuhetzen, in Strasburg gedruckt worden, noch weniger würde ich mich zu dem Verbreiter einer solchen schändlichen Schrift brauchen lassen. Jederman weiß, daß Buchhändlergeschäfte und die Leipziger Buchhändlermesse, die ich schon seit vier Jahren nicht mehr besucht hatte, der Zweck meiner Reise gewesen. Ich bin nicht im Dunkeln gereist. Ich habe aller Orten die angesehensten Personen, Minister und Geheimderäthe gesprochen. Sie sollen mir Zeugniß geben, ob das, was man mir zur Last legt, wahr ist. Ich kenne den unreinen Geist, der einen solchen Verdacht gegen mich zu erregen sucht. Ich verachte ihn. Man untersuche alle meine Tritte und Schritte, alle meine Handlungen; diese sollen für mich sprechen. Meine Widersacher mögen dasselbe thun.

Salzmann.

No. 2.

In der Hartungschen Buchhandlung von Königsberg sind folgende neue Bücher zu bekommen. Jubilate-Messe 1790.

Neues alphabetisches Verzeichniß der Freymaurerlogen, nebst einem Anhange Maurerischer Gedanken und Merkwürdigkeiten, und einem kurzgefaßten Postbericht durch Europa für reisende Brüder Freymaurer. 12 Gr. Netto.

Leben und Leiden meines Vaters Jonathan Eiche, von Benjamin Eiche, Kaufmann in Preußen, 8. 12 Gr. auf Schreibpapier 16 Gr.

Cagliostro, einer der merkwürdigsten Abentheuerer unsers Jahrhunderts. Seine Geschichte, nebst Räsonnement über ihn, und den schwärmerischen Unfug unserer Zeit überhaupt, 8. 12 Gr.

D. Böttgers Abhandlung von den Krankheiten der Knochen, Knorpeln und Sehnen, erster Theil mit Kupf. zweyte vermehrte Ausgabe, gr. 8. 1 Thl. Beyde Theile, 1 Thl. 16 Gr.

Böttiger, Statistische Uebersichtstabellen aller europäischen Staaten, nebst deren Münzen, Maaß und Gewichten. Neue mit 3 Tabellen über den preuß. Staat vermehrte Ausgabe, gr. Fol. 1 Thl. 12 Gr.

— — Desselben drey Tabellen über den preuß. Staat, welche das Wissenswürdigste aus der Statistick, der Geographie, der Geschichte, der Münz- Maaß- und Gewichtskunde, u. s. f. enthalten, vorzüglich Erziehern gewidmet, gr. Fol. 9 Gr.

Borowski, über die Liturgische Formulare, besonders der lutherischen Gemeinen in Preußen und deren anbefohlne unveränderte Beybehaltung, 4. 6 Gr.

Freemann, oder wie wird das ablaufen? Ein Schauspiel vom königl. preuß. Oberforstrath Jester, 6 Gr. auf Schreibp. 8 Gr.

Grünerts Quartalschrift, weder Journal noch Roman, 3tes Quartal, 8. 6 Gr.

v. Baczko, Geschichte und Beschreibung der Stadt Königsberg, und

und aller daselbst befindlichen Merkwürdigkeiten, 7tes und letztes Heft, gr. 8. 6 Gr.

D. Hagens Grundriß der Experimentalpharmacie, zum Gebrauch bey dem Vortrage derselben, gr. 8. 12 Gr.

D. Hagens Grundriß der Experimentalchemie, zwente verbesserte Ausgabe, mit 4 Kupfertaf. gr. 8. 1 Thl. 12 Gr.

— — Analecta ad Historiam Furiae infernalis, 4. 3 Gr.

Mangelsdorf, über den Geist der Revolutionen, gr. 8. 2 Gr.

D. Schlegels Summe von Erfahrungen und Beobachtungen zur Beförderung der Studien in den gelehrten Schulen und auf den Universitäten, zwente verbesserte Ausgabe, 8. 20 Gr.

Schultz (Professor und Hofprediger) Anfangsgründe der reinen Mathesis mit 7 Kupfertafeln, gr. 8. 1 Thl. 12 Gr.

Wenrt, (Prediger in Curland) An das Publikum, wegen Hrn. D. und Oberhofprediger Stark. 1 Gr.

Von der Michaelismesse 1789.

Schlegels Latein. Grammatik, nach einer neuen Ordnung zur Erleichterung der Jugend. Neue verbesserte Ausgabe, gr. 8. 16 Gr.

Schultz Prüfung der Kantischen Kritik der reinen Vernunft 16 Gr.

Kant der Einzige mögliche Beweiß zu einer Demonstration vom Daseyn Gottes, 8 Gr.

Metzgers vermischte medicinische Schriften, 3 Bände, 2 Thl.

D. Grallarts Versuch einer Geschichte Danzigs, zweyter Band, 1 Thl. 16 Gr.

Ferner folgende angekaufte Verlagsartikel.

Schauplatz der Künste und Handwerker, oder vollständige Beschreibung derselben, a. d. Franz. m. K. 13 Bände, complet 45 Thl. Vom 6ten bis 13ten Bande kostet jeder Band 3 Thl.

Allgemeine Abhandlung von den Fischereyen und Geschichte der Fische, 3 Theile, mit sehr vielen Kupfern, 6 Thl.

Le Roux Beobachtungen über die Blutflüsse der Wöchnerinnen, und über die Mittel sie zu stillen, gr. 8. 20 Gr.

Der Jüngling eine Wochenschrift, von Cramer, Rabener, Giesefe und Ebert, 2 Bände, 1 Thl. 12 Gr.

Stark Sylloge Commentationum et Obſervat. philologico-criticarum, 1769. 8 Gr.

Der Frau Gottschedin sämmtliche Briefe, von der Frau von Runkel herausgegeben, 3 Theile, 1 Thl. 12 Gr.

Heſiodi Opera, curante Loesnero Edit. nova. gr. 8. 3 Thl.

Macrobii Opera, cum notis Gronovii et Zeunii, Edit. nova, gr. 8. 2 Thl.

P. Terentii Comediae ſex, II. Tomi, cum Indice Zeunii, Edit. nova. gr. 8. 3 Thl.

Riccii Diſſertationes Homericae, cura Bornii, gr. 8. 1 Thl. 8 Gr.

Max. Tyrii Diſſertationes, Edit. altera, cui acceſſerunt Marklandi Annotationes, recudi curavit Reiske, II. Partes, Ed nova, gr. 8. 2 Thl.

Virgilii Maronis Opera, ex Recenſione et cum animadverſionibus P. Burmanni, II. Partes, Ed. nova, gr. 8. 3 Thl.

Youngs politische Arithmetik, aus dem Englischen. 16 Gr.

Dühreus richtiges Plus, Minus und Pari, oder eine kurzgefaßte und vollständige Arithmetik, gr. 8. 1 Thl.

Bocks ausführlicher Grundriß einer Vertheidigung der christlichen Religion, wider die Feinde und Spötter derselben, 2 Theile, 1 Thl. 8 Gr.

Arnolds ausführliche Kirchengeschichte des Königreichs Preußen, gr. 8. 1 Thl.

No. 3.

Von dem jetzt in London herauskommenden Werke: The general Hiſtory of Europe or the entertaining travelor by

by Percival Barlow Esqu. veranstaltet unterzeichnete Buchhandlung eine deutsche Uebersetzung unter den Titel: Barlow Geschichte von Europa, oder der unterhaltende Reisende rc. so historisch = statistisch = geographische Nachrichten von allen europäischen Reichen, von ihrer ersten Einrichtung bis auf die gegenwärtige interessante Periode enthält. Dieses wichtige Buch liefert zugleich Nachrichten von dem gegenwärtigen Kriege der Russen und Oestreicher mit den Türken und Schweden, auch eine vollständige und richtige Erzählung von den Verhandlungen der französischen Nation, von Ausbruch der Revolution bis auf die Erlöschung der willkührlichen Gewalt in Frankreich, und soll von den eben so Sach = als Sprachkundigen gelehrten Uebersetzer mit Anmerkungen begleitet werden. Von dieser Uebersetzung wird zur Leipziger Michaelsmesse dieses Jahrs, der erste Band erscheinen. Rostock, den 25. May 1790.

Die Koppensche Buchhandlung.

No. 4.

Bey dem Buchhändler P. G. Kummer in Leipzig sind in voriger Ostermesse folgende neue Bücher erschienen:

1.) Neue Beyträge zur Völker = und Länderkunde. Herausgegeben von M. C. Sprengel und G. Forster, 1ster und 2ter Theil. Mit einer Landkarte, 8.

NB. Der zweyte Theil enthält eine Uebersetzung des wichtigen Buches: Herrn Catteau neuester Zustand des schwedischen Reichs.

2.) Beckmanns, Joh. Beyträge zur Geschichte der Erfindungen 3ten Bandes 1stes Stück, 8.

3.) Beschreibung einer Elektrisirmaschine und einigen damit von J. R. Deinman M. D. und A Poets von Troostwyck ange-

gestellten Versuchen. Herausgegeben von John Cuthbertson. Mit Kupfern. Aus dem Holländ. 8.

4.) Lebensscenen aus der wirklichen Welt, von dem Verfasser der Emilie Sommers, 11tes Bändgen, 8.

5.) Liebesgeschichte Heinrichs des Vierten Königs von Frankreich, nebst einigen Briefen an seine Maitressen. Aus dem Französischen, 8.

6.) Französische Staatsanzeigen gesammelt und herausgegeben zur Geschichte der großen Revolution, 3 Hefte, gr. 8. (sie werden monatlich fortgesetzt).

7.) Wehrt, E. D. an das Publikum.

No. 5.

In der Leipziger Jubilatemesse 1790. sind bey Friedrich Nicolai, Buchhändler von Berlin (auf dem alten Neumarkte in Herrn Assessor Doctor Schotts Hause) folgende neue Bücher zu haben:

(Die mit * bezeichneten, sind von der Michaelmesse 1789.)

Abbts Thomas, vermischte Werke. Erster Theil, welcher die Abhandlung vom Verdienste enthält, vierte Auflage, mit einem Kupfer von Dan. Chodowiecki, 8. 16 Gr.

Anekdoten von König Friedrich II. von Preußen, und von einigen Personen, die um ihn waren, nebst Berichtigung einiger schon gedruckten Anekdoten; herausgegeben von Friedrich Nicolai. Erstes Heft, zweyte verbesserte Auflage, 8. 8 Gr.

— — derselben, 4tes Heft, 8. 8 Gr.

Beweis, daß die Mönche so lange als die Welt existiren, oder Schutzschrift für den Mönchsstand; aus den eigenen Schriften der Mönche gezogen, 8. 6 Gr.

Bibliothek, allgemeine deutsche, 90. 91. und 92ter Band, gr. 8. 4 Thl. 12 Gr.

Bi-

Bibliothek, derselben fünfter Anhang vom 53. bis 86. Bande, 2te und 3te Abtheilung, (enthaltend Schriften, welche in den Jahren 1782 bis 1787 herausgekommen sind) gr. 8. 3 Thlr.

Der 6te und 7te Band, worin vollständige doppelte Register über den 53. bis 86. Band und über alle Bände dieses Anhangs enthalten sind, wird in der Michaelmesse d. J. oder kurz nach derselben fertig.

Eschenburgs, J. J. Anhang zu dessen Theorie und Litteratur der schönen Wissenschaften, enthaltend eine Beyspielsammlung aus den besten Schriftstellern in alten und neuern Sprachen. Fünfter Band, gr. 8. 1 Thl. 6 Gr.

Hennerts, C. W. Beyträge zur brandenburgischen Kriegsgeschichte unter Kurfürst Friedrich III. nachherigen ersten Könige von Preußen, hauptsächlich aus Nachrichten im königl. Archive geschöpft; nebst einer Karte der Belagerung von Bonn, gr. 4. 1 Thl. 6 Gr.

Dieses für die deutsche Kriegsgeschichte überhaupt sehr interessante Werk, dessen meiste Nachrichten aus dem königl. preußischen Archive geschöpft sind, wird diese Messe noch an Privatpersonen für den Pränumerationspreis von 19 Gr. Conventionsgeld erlassen, hernach kostet es 1 Thl. 6 Gr.

Die Herren Buchhändler nehmen es entweder für 1 Thl. 6 Gr. auf ordin. Zahlungsrechnung, oder bezahlen es baar mit 17 Gr.

Herrmanns, M. G. Handbuch der Mythologie, 2ter Theil; enthaltend die Mythen der griechischen Lyriker, mit erläuternden Anmerkungen, nebst einer Vorrede von Herrn Hofrath Heyne, gr. 8. 1 Thl. 12 Gr.

Der dritte Theil, welcher Abhandlungen über mythologische Gegenstände enthält, wird übers Jahr erscheinen.

Klein, Ernst Ferd. Annalen der Gesetzgebung und Rechtsgelehrsamkeit in den königl. preuß. Staaten, 5ter Band, mit zwey Kupfert. gr. 8. 1 Thl. 4 Gr.

Die

Dieses Werk ist für alle königl. preuß. Gerichtshöfe und Unterthanen besonders nützlich, weil es alle Entscheidungen der königl. Gesetzkommißion enthält. Es wird in dieser Messe noch an Privatpersonen für den Pränumerationspreiß von 19 Gr. gelassen.

Die Herren Buchhändler nehmen es entweder für 1 Thl. 4 Gr. auf ordin. Zahlungsrechnung, oder bezahlen es baar in dieser Messe mit 17 Gr.

Der 6te Band, welchem die Register über die ersten sechs Bände beygefügt sind, kömmt in der Michaelismesse dieses Jahrs heraus.

Klein, Freyheit und Eigenthum, abgehandelt in acht Gesprächen über die Beschlüsse der französischen Nationalversammlung, 8. 12 Gr.

Klippsteins, Ph. E. Versuch einer mineralischen Beschreibung des Vogelgebirges in der Landgrafschaft Hessendarmstadt, 8. 6 Gr.

Löwenherz, Richard, ein Gedicht in sieben Büchern, mit einem Titelkupfer, von E. Henne, 8. 1 Thl. 4 Gr.

Maygers, Hier. Ludw. Baugeschichte von Potsdam, besonders unter der Regierung König Friedrichs II. Zweyter und dritter Band von 1763 bis 1786, nebst vollständigem Register über alle 3 Bände, gr. 8. 1 Thl. 16 Gr.

Martius, Joh. Nik. Unterricht in der natürlichen Magie, oder zu allerhand belustigenden und nützlichen Kunststücken, völlig umgearbeitet von Gottfried Ehrich Rosenthal. Mit einer Vorrede von Joh. Christ. Wiegleb. Vierter Band mit 13 Kupfertafeln, gr. 8. 1 Thl. 8 Gr.

Nachricht von dem Rechtsstreite des berühmten Voltaire wider den Juden Abraham Hirsch, aus den Akten gezogen. Mit 2 Kupfertafeln, gr. 8. 5 Gr.

Ist aus Kleins Annalen 5. Theil besonders abgedruckt.

Nicolai, Friedr. letzte Erklärung über einige neue Unbilligkeiten und Zunöthigungen, in dem den Herrn Oberhofpr. Stark betreffenden Streite, gr. 8. 14 Gr.

*Nicolai, Fr. nöthige kurze Erklärung über eine Auffoderung des Hrn. Oberhofprediger Stark, und eine denselben betreffende Correspondenz, 8. 2 Gr.

Phantasien, patriotische, eines Kameralisten, gr. 8. 12 Gr.

von Rochow, Fr. Eberh. Versuch über Armenanstalten und Abschaffung aller Betteley. Mit Kupf. gr. 8. 12 Gr.

— — Versuch eines Schulbuchs für Kinder der Landleute, oder Unterricht für Lehrer in niedern Landschulen. Rechtmäßige dritte verbesserte Auflage, nebst einer Kupfertafel, 8. 9 Gr.

(24 Exemplare werden gegen baare Bezahlung den Hrn. Buchhändlern für 5 Thl. verkauft).

— — Catechismus der gesunden Vernunft, oder Versuch in faßlichen Erklärungen wichtiger Wörter, nach ihren gemeinnützigen Bedeutungen, und einigen Beyspielen begleitet, zur Beförderung richtiger und bessernder Erkenntniß. Rechtmäßige zweyte verbesserte und hin und wieder vermehrte Auflage, 8. 6 Gr.

(24 Exemplar werden gegen baare Bezahlung den Herren Buchhändlern für 3 Thl. 4 Gr. verkauft.)

Schilderungen, offenherzige, der Müßiggänger und Taugenichts in London, zur Warnung für deutsche Müßiggänger und Taugenichts. Dritter Theil, 8. 12 Gr.

de Steck, Essai sur les Consuls; on y a joint les traités de commerce & de navigation les plus récens comme aussi l'Ordonnance du Roi de France pour les consulats du Levant, du 3. Mars 1781, gr. 8. 1 Thl. 16 Gr.

Straußfedern, fortgesetzt vom Verfasser des Siegfried von Lindenberg. Zweyter Band, 8. 16 Gr.

*Versuch den bisherigen Streit über Katholizismus und geheime Proselytenmacherey beyzulegen, vermittelst einer genauen

nauen Revision desselben, nach Maaßgebung der darüber vorhandenen Schriften. Erstes Stück, gr. 8. 9 Gr.

— desselben zweytes und letztes Stück, gr. 8. 12 Gr.

Wieglebs, Joh. Christ. Geschichte des Wachsthums und der Erfindungen in der Chemie in der neuern Zeit. Ersten Bandes 1ster und 2ter Theil, von 1651 bis 1750, gr. 8. 20 Gr.

— — die natürliche Magie, aus allerhand belustigenden und nützlichen Kunststücken bestehend, zusammengetragen von Joh. Christian Wiegleb; fortgesetzt von G. E. Rosenthal, mit einer Vorrede von J. C. Wiegleb. Vierter Band mit 13 Kupfertaf. gr. 8. 1 Thl. 8 Gr.

Kupferstiche.

Bildniß des Herrn Hof- und Legationsrath J. J. C. Bode zu Weimar, nach J. E. Heinsius, von E. Henne in Berlin gestochen, gr. 8. 6 Gr.

— — des Herrn Direktor Joh. Michael Heinze in Weimar, nach J. E. Heinsius, gestochen von F. C. Krüger jun. in Berlin, gr. 8. 6 Gr.

— — des Herrn Prof. G. S. Klügel zu Halle, nach J. Rieters Zeichnung, gestochen von Liebe in Halle, gr. 8. 6 Gr.

— — des Herrn Leibarzts H. M. Marcard in Oldenburg, nach J. Rieters Zeichnung, gestochen von E. Henne in Berlin, gr. 8. 6 Gr.

— — des Herrn G. W. Panzer, Schaffers oder ersten Predigers an der Hauptkirche St. Sebald in Nürnberg, gezeichnet und gestochen, von A. L. Moeglich in Nürnberg, gr. 8. 6 Gr.

— — des Herrn Hofrath und Professors L. T. Spittler in Göttingen, gestochen von E. Henne in Berlin, gr. 8. 6 Gr.

No. 6.

No. 6.

Im Verlag der neuen Hof- und akademischen Buchhandlung in Mannheim ist zur Herbstmesse 1789 und Ostermesse 1790 erschienen.

Acta academia Elect. Theod. Palat. Tom. VI. hist. 4. 3 Thl. 12 Gr.

Idem - - - - - Tom. VI. phys. 4. 3 Thl. 12 Gr.

Wurdwein, Steph. Alex. Thuringia et Eichsfeldia medii Aevi Ecclesiastica in Archidiaconatus distincta, commentatio Ima de Archidiacoratu praepositi Ecclesiae collegiatae B. M. V. Erfordiensis in Comitatu Kevernberg ex documentis authenticis eruta, 4. 2 Thl.

Diezers Forstwirthschaftstabellen, worin das Stammholz vom geringsten bis zum stärksten Stamme berechnet ist, nehmlich:

1.) Wie viel Klaftern Holz ein Stamm von bestimmter Dicke und Länge gäbe,

2.) wie viel Cubicschuh solcher beschlagen, und wie viel er dergleichen Schuhe rund enthalte,

3.) was der ganze Stamm rund koste, wenn der Preiß für einen Cubicschuh festgesetzt ist —

Zum Druck befördert vom Churpfälz. Hofk. Rath und Forstcommissario Kling, 1ster Theil, gr. Fol. 1 Thl. 20 Gr.

Vorlesungen der churpf. physic. ökonomischen Gesellschaft in Heidelberg, 4ten Bandes 2ter Theil, gr. 8. 16 Gr.

Desselben 5ten Bandes 1ster Theil, gr. 8. 14 Gr.

Medicus, F. K. philosophische Botanik, mit kritischen Bemerkungen, 1stes Heft, gr. 8. 16 Gr.

Gimbels, T. Trostschreiben an Krito bey dem Tode seines Bruders, 8. 4 Gr.

Collini Ueberschwemmungen des Neckers bey Mannheim, mit Beweisen und Erläuterungen, nebst einer Kupfertafel, gr. 8. franz. 4. 3 Gr.

Biblio-

Bibliothek, topographisch pfälzische, oder systematisches Verzeichniß der bisherigen pfälzischen topograpischen Schriften, mit kritischen und litterarischen Bemerkungen, 2tes Stück, gr. 8. 8 Gr.

Die deutsche Haußmutter, ein Schauspiel in 5 Aufzügen, gr. 8. 9 Gr.

Liussan, Fürst von Garisene, Prolog in einem Aufzug mit Chören, von A. W. Iffland, 8. 4 Gr.

P. Terentii Afri comoediae sex, ad optimas Editiones recognitae Tom. II. 8. 7 Gr.

Velleius Paterculus, ad opt. Edit. recognitus, 8. 7 Gr.

Curd, von Spartau, ein Schauspiel in 4 Aufzügen, von David Beil, gr. 8. 10 Gr.

Lamey, Ernst Andreas, von dem Ursprunge des kurpfälzischen Reichsvicariats, ein Beytrag zu der Geschichte und dem Staatsrechte Deutschlands, 4. 8 Gr.

Iustini historiae Philippicae et totius mundi, secundum optimas et novissimas editiones charta script. 8.

No. 7.

Bey Ziegler und Söhne, Buchh. in Zürich, sind folgende neue Bücher zur Ostermesse 1790 fertig worden und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben.

Archiv, gemeinnütziges physischer und medizinischer Kenntnisse. Herausgegeben von D. J. H. Rahn. Dritten Bandes erste Abtheilung, gr. 8. Zürich 1790. 1 Thl. 8 Gr.

Bibliothek für die Familie von Oberau. Wahrheitsfreunde der verschiedensten Denkensart. Erster Theil, von J. B. v. S. oder: Conversationen im Vorhyse des Tempels der Wahrheit, die nöthigsten praktischen Präliminarien für Denker der verschiedensten Systeme, 8. Zürich, 1790. 1 Thl.

Den-

Denmann, T. Anfangsgründe der ausübenden Geburtshülfe. Mit sehr vielen litterarischen und andern Zusätzen aus dem Englischen übersetzt, von D. J. J. Römer. Erster Theil, gr. 8. Zürich 1790, wird zu Johannis fertig.

Erasmus von Rotterdam, nach seinem Leben und Schriften, von S. Heß. Erste Hälfte, gr. 8. Zürich 1790. 1 Thl. 8 Gr.

Lavater, D. J. H. Anleitung zur anatomischen Kenntniß des menschlichen Körpers für Zeichner und Bildhauer. Mit vielen Kupfern, größtentheils nach den Albinschen des Herrn Ploos von Amstel. gr. 8. Zürich, 1790. 2 Thl. 12 Gr.

Lebensgeschichte, meine, lauter reine Wahrheit, oder: Beweis ohne Syllogismen, daß es in Europa auch Cannibalen giebt. Aus den Papieren eines längst Verstorbenen, 8. Zürich, 1790. 6 gr.

Lienhard und Gertrud. Ein Versuch die Grundsätze der Volksbildung zu vereinfachen. Ganz umgearbeitet. Erster Theil, 8. Zürich, 1790. Schreibp. mit Kupf. 1 Thl. 4 Gr.
Druckpapier ohne Kupf. 20 Gr.

Magazin, historisch-litterarisch-bibliographisches. Errichtet von einer Gesellschaft litterarischer Freunde, in und ausser Deutschland. Herausgegeben von J. G. Meusel. Zweytes Stück, gr. 8. Zürich, 1790. 20 Gr.

— — für die Botanik. Herausgegeben von D. J. J. Römer und D. P. Usteri, 6. 7. 8. 9. Stück, mit illum. Kupf. gr. 8. Zürich, 1790. 2 Thl.

Monteggia, J. B. Fasciculi pathologici, 8. Turici, 1790. 8 Gr.

Patrick, Bischofs, erstere Trostschrift, betitelt: Gemüthsfassung, oder Kummers Gegengift. Mit Vorrede übersetzt, von Archidiaconus J. Tobler, 8. Zürich, 1790. 9 Gr.

Rahn, D. J. H. Briefwechsel mit seinen ehemaligen Schülern. Zweyte Sammlung, gr. 8. Zürich, 1790. 1 Thl. 8 Gr.

— — Exercitationum physicarum de causis physicis mirae illius, tum in homine, tum inter homines,

tum denique inter cetera naturae corpora Simpathiae, tertia 4. Turici, 1790. 4 Gr.

Römer, Dr. I. I. Sylloge Opusculorum argumenti medici et chirurgici a celeberrimis Italiae viris, sparsim editorum, adjectis hinc inde annotatiunculis. Fasc. 1. med. 8. Turici 1790. 8 Gr.

Schlenkert, C. F. altdeutsche Geschichten romantischen Inhalts, 1ster Theil, 8. Zürich, 1790. 1 Thl.

— — Graf Wiprecht von Groizsch. Zweyter Theil. Mit Kupf. 8. Zürich, 1790. Wird zu Johannis fertig.

Usteri, Dr. P. Entwurf seiner medizinischen Vorlesungen über die Natur des Menschen, gr. 8. Zürich, 1790. 3 Gr.

Willdenow, C. L. Historia Amaranthorum cum XII. Tabulis aeneis pictis Fol. maj. Turici, 1790. 4 Thl. netto.

Willdenow, C. L. und P. Usteri Beyträge zur Biographie des verstorbenen Hofr. und Prof. Gleditsch. Mit Gleditschens Portrait von Berger gestochen, 8. Zürich, 1790. 8 Gr.

Gleditschens Portrait von Berger gestochen. 3 Gr. netto.

Unter der Presse sind:

Alexander der Eroberer, dramatisch bearbeitet von J. F. Butenschön. Erster Theil, 8. Schreibp. m. K.

Sammlung asiatischer Schriften, 1ster Band, gr. 8.

Jussieu, A. L. Pflanzengattungen nach ihren natürlichen Familien geordnet. Aus dem lateinischen übersetzt, und mit Anmerkungen und Zusätzen versehen, von Dr. P. Usteri, gr. 8.

Usteri, D. P. Repertorium der medizinischen Litteratur von 1789. gr. 8.

No. 7.

In der Jägerischen Buchhandlung zu Frankfurt am Mayn sind folgende neue Bücher herausgekommen und in den vornehmsten Buchhandlungen zu haben:

Annalen, Frankfurter medicinische, für Aerzte, Wundärzte, Apotheker und denkende Leser aus allen Ständen: Herausgegeben von D. J. B. Müller und D. G. F. Hofmann, 1. 2. und 3tes Quartal, 1789, 8. 12 Gr.

Annales de la Régénération politique de la Monarchie françoise, ou Recueil abrégé des Ecrits & Faits les plus remarquables concervant l'Assemblée des Etats-Généraux de la France, par Mr. Schulin, Conseiller intime, Tom. I. & II. 8. (erscheint nächstens)

Beschreibung der Bastille, von ihrer Erbauung an, bis zur Zerstörung derselben, nebst 2 Kupferst. 4. 1789. 8 Gr.

Beschreibung der veteranischen Höhle, nebst deren genauen Abbildung in Kupf. 4. 1789. 8 Gr.

Grundriß der Wundarzneykunst in den Zeiten der Römer, oder A. Corn. Celsus 7. und 8. Buch von der Arzneykunst: a. d. Latein. übersetzt und mit nöthigen Anmerkungen begleitet von J. C. Jäger, nebst einer Vorrede Herrn Hofrath und Prof. Gruners, 8. 1789. 20 Gr.

Jägers, Joh. Chph. vermischte chirurgische praktische Cautelen für angehende Praktiker der Wundarzneykunst, 2 Theile, 8. 1788, 89. 18 Gr.

Ebendesselben Beyträge zur Erläuterung der Entstehungsursachen und der Heilarten des Gliedschwamms, 8. 1789. 3 Gr.

Plans von 74 Schlachten, Treffen und Belagerungen des 7jährigen Kriegs, wovon in den 4 ersten Lieferungen die 42 Hauptschlachten geliefert werden: aus den seltensten und geprüftesten Quellen gezogen, und herausgegeben unter der Aufsicht von Hrn. Artilleriehauptmann Rösch in Stutt-

gart, 1. 2. und 3te Lieferung, welche 30 Plans enthalten, gr. Fol. 1789. Mit kurf. sächß. Freyheit. Subscriptionspreiß, 8 Thl. 12 Gr.

No. 8.

In der Barthschen Buchhandlung in Leipzig kömmt zur Michaelismesse 1791 ein Sittenbuch für den christlichen Landmann, durch wahre Geschichten und Beyspiele versinnlicht von M. C. Gottmann, auf 24 bis 30 Bogen in 8. heraus. Nach dem ausführlichen Plan oder Avertissement zu urtheilen, wird es ein vorzüglich brauchbares Buch. Der Subscriptionspreiß ist nur 8 Gr., und auf 6 wird das 7te frey zu geben versprochen. Das Avertissement ist in allen Buchhandlungen zu haben.

No. 9.

The Devil upon two sticks, eines der besten und unterhaltendsten Bücher, welche seit langer Zeit in England erschienen sind, nicht sowohl Rom an, sondern vielmehr satyrisches Gemählde der Sitten und des Charakters der Engländer, unterhaltend und anschaulich, durch theils erfundene, theils aus der Chronique scandaleuse entlehnte Histörchen und Anekdoten. Das Ganze dient also zum Belege von Archenholz allgemein geschätzten Buch über England, und wird gewiß nicht weniger Leser finden, als jenes mit Recht beliebte Buch. Unterzeichnete Buchhandlung wird für eine deutsche Uebersetzung sorgen, welche bereits einem Manne übergeben worden, der mit der Nationalsprache, wie auch mit den Sitten der Engländer durch eigne Erfahrung genau bekannt ist, und der sich auch durch die Uebersetzung

des

des alten englischen Barons bereits hinlänglich dem Publiko empfohlen hat.

Von dem gleichfalls beliebten und mit vieler Empfindung geschriebenen Roman the Castle of Athlin and Dunbaine a highland Story, und à Descriptive account of the Island an Jamaica &c. by W. Becford, Lond. 1790, 2 Vol. gr. 8. erscheinten gleichfalls gut ausgearbeitete deutsche Uebersetzungen.

Felseckerische Buchhandl.

No. 10.

Verzeichniß derjenigen Bücher so im Paulischen Bücherverlage von der leipziger Jubilatemesse 1789 an bis dahin 1790, neu herausgekommen, und um beygesetzte Preise zu haben seyn.

Die mit * bezeichneten sind diese Messe ganz neu, die mit ** sind baar.

*Abbildungen der Schwämme, 1s Heft, mit 10 illuminirten 4to Kupfern. Nr. 1: 10. gr. 4. 1 thl. 8 gr.

*Saint Aubins Stickerkunst, aus dem franz. übers. und mit Zusätzen vermehrt von J. S. Halle, mit 3 Bogen Kupf. gr. 4. 1 thl.

*Beyträge, Berliner, zur Landwirthschaftswissenschaft, 8ter Bd. 1, 6s Stück, gr. 8. 1 thl.

** von Büffons, Naturgeschichte der Vögel, aus dem Französischen übersetzt, mit Anmerkungen, Zusätzen und vielen Kupf. vermehrt durch B. C. Otto, 16r Band, mit 53 illum. Kupfern. Schreibp. gr. 8. Prän. Preiß 4 thl. 2 gr. Ord. 5 thl. 14 gr.

** Dasselbe Buch auf Schreibpapier mit schwarzen Kupfern, gr. 8. Prän. Preiß. 1 thl. Ord. 1 thl. 8 gr.

** — — auf Druckpapier mit schwarzen Kupfern, gr. 8. Prän. Preiß 18 gr. Ord. 1 thl. 4 gr.

** Des-

**Desselben Buchs 17r Band, mit 23 illuminirten Kupfern, gr. 8. Prän. Preiß 2 thl. 6 gr. Ord. 3 thl. 4 gr.

**Dasselbe Buch auf Schreibpapier mit schwarzen Kupfern, gr. 8. Prän. Preiß 1 thl. Ord. 1 thl. 8 gr.

**Dasselbe Buch auf Druckpapier mit schwarzen Kupfern, gr. 8. Prän. Preiß 18 gr. Ord. 1 thl. 4 gr.

*von Burgsdorfs, F. A. C. Abhandlung über die Vortheile vom ungesäumten, ausgedehnten Anbau einiger in den königl. Staaten noch ungewöhnlichen Holzarten, gr. 4. 4 gr.

*Fougeroux d'Angerville, Siebmacherkunst, oder Verfertigung der Pergamentsiebe, übers. von J. S. Halle, mit 2 K. gr. 4. 4 gr.

*Garsaults, Riemer- und Sattlerkunst, a. d. franz. Abhandl. der königl. franz. Akad. der Wissenschaften zu Paris aufgesetzt, und ins Deutsche übers. und mit einem Beytrage vermehrt von J. S. Halle, mit 24 Kupf. gr. 4to, 1790. 2 thl. 4 gr.

*Graßmanns, G. L. Anweisung, wie man guten und reifen Kleesamen auf eine leichte Art und in zureichender Menge gewinnen kann, oder daß derselbe durch zu starkes Trokknen in den Oefen oder durch andere gewaltsame Mittel im Keimen und Aufgehen hätte Schaden nehmen können, gr. 8. 12 gr.

*Halle, J. S. fortgesetzte Magie oder Zauberkräfte der Natur, so auf den Nutzen und die Belustigung angewendet worden, 3r Band, oder des ganzen Werks 7r Band, mit Kupf. gr. 8. 2 thl.

*du Hamel du Monceau Kunst das Eisen zu Drath zu ziehen, aus dem franz. übersetzt, von J. S. Halle, mit 4 Kupf. gr. 4. 12 gr.

Krünitz, D. J. G. ökonomisch technologische Encyklopädie, oder allgemeines System der Staats- Stadt- Haus- und Landwirthschaft und der Kunstgeschichte in alphab. Ordnung,

nung, 21r Bd. 2te Aufl. gr. 8. Prän. Preiß 2 thl. Ordin. 3 thl. 2 gr.

— — Desselben Buchs 22r Band, 2te Aufl. gr. 8. Prän. Preiß 2 thl. 2 gr. Ord. 3 thl. 6 gr.

— — Desselben Buchs 23r Band, 2te Aufl. gr. 8. Prän. Preiß 2 thl. 2 gr. Ord. 3 thl. 6 gr.

** — — Desselben Buchs 24r Band, 2te Aufl. gr. 8. Prän. Preiß 1 thl. 22 gr. Ord. 3 thl.

— — Desselben Buchs 46r Band, gr. 8. Prän. Pr. 2 thl. 4 gr. Ord. 3 thl. 8 gr.

— — Desselben Buchs 47r Band, gr. 8. Prän. Pr. 2 thl. 12 gr. Ord. 3 thl. 20 gr.

** — — Desselben Buchs 48r Band, gr 8. Prän. Preiß 1 thl. 18 gr. Ord. 2 thl. 16 gr.

** — — Desselben Buchs 49r Band, gr. 8. Prän. Pr. 1 thl. 22 gr Ord. 3 thl.

*Die Kunst des Stahlblattmachers zu den Blättern mit stählernen Zähnen für die Manufacturen der seidenen Zeuge, aus dem französ. übersetzt von J. S. Halle, mit 12 K. gr. 4. 1 thl. 4 gr.

** Martini, F. H. W. allgemeine Geschichte der Natur in alphabetischer Ordnung, fortgesetzt von einer Gesellschaft Gelehrten, und herausgegeben von D. J. G. Krünitz, 9ter Band, mit 66 illuminirten Kupf. gr. 8. Prän. Preiß 5 thl. 7 gr. Ord. 7 thl. 8 gr.

** Dasselbe Buch mit 66 schwarzen Kupfern, gr. 8. Prän. Pr. 3 th. Ord. 4 thl. 4 gr.

** Natursystem aller bekannten in- und ausländischen Insekten, fortgesetzt von J. F. W. Herbst, der Käfer, 3ter Th. 1stes Heft, mit 6 illum. 4to K. gr. 8. Prän. Pr. 1 thl. 10 gr. Ord. 2 thl. 4 gr.

** Desselben Buchs der Schmetterlinge, 4r Band, 2tes Heft mit 14 illuminirten 4to K. gr. 8. Prän. Pr. 2 thl. 18 gr. Ord. 4 thl. 4 gr.

*No.

*Nomenclator Fungorum Pars I. Agarici Continuatio prima indice locupletata, Verzeichniß der Schwämme, 1ster Theil, Blätterschwamm, 1ste Forts. nebst dreyfachen Reg. gr. 8. 1790. 8 gr.

*Plöns, J. C. königl. preuß. Stallmeisters der Ritterakademie zu Berlin, Anleit. zur äussern Pferdekenntniß m. K. gr. 8. 16 gr.

*Schauplatz der Künste und Handwerke, oder vollständige Beschreibung derselben, verfertiget oder gebilliget von den Herren der Akademie der Wissenschaften zu Paris, mit 54 Kupf. 18r Band, übers. und mit Anmerk. vermehrt von J. S. Halle, gr. 4. Prän. Pr. 3 thl. 18 gr. Ord. 5 thl.

Schütz, M. C. von, Auszug aus des Hrn. D. J. G. Krünitz, ökon. technol. Encyklopädie, oder allgem. System der Staats - Stadt - Hauß - und Landwirthschaft und der Kunstgeschichte in alphab. Ordnung, 8ter Band 1⅛ Bogen Kupf. den 30 bis 33 Band des größern Werks enth. gr. 8. Prän. Pr. 1 thl. 10 gr. Ord. 2 thl. 5 gr.

**Desselben Buchs 9ter Band, mit 1¼ Bogen Kupf. den 34. bis 37. Band des größern Werks enth. gr. 8. Prän. Pr. 1 thl. 10 gr. Ord. 2 thl. 5 gr.

**Desselben Buchs 10ter Band, mit ½ Bogen Kupf. den 38 - 41 Band, enthaltend, gr. 8. Prän. Preiß 1 thl. 7 gr. Ord. 2 thl.

Kupferstiche.

*Bildniß des Hrn. Hauptmann von Archenholtz, gestochen von Halle. 4 gr.

*— — — Professor L. C. Otto, gestochen von Halle. 4 gr.

*— — — Baron G. A. H. von Lamotte, gestochen von Halle 4 gr.

*— — — Geh. Finanzr. C. A. Struensee v. Carlsbach, v. Halle. 4 gr.

No. 11.

Herr Freytag, Cantor in der jetzt in einen Aschehaufen verwandelten Stadt Zeulenrode, gab im vorigen Jahre Schubartsche Lieder zum Singen bey'm Klaviere nebst andern kleinen Klavierstücken auf Pränumetation heraus. Der Ertrag hiervon war einer Wittwe mit zehn Kindern bestimmt, welche Anwendung auch der Herr Diac. Jähring bezeuget. Aus dem unglücklichen Brande sind noch Exemplarien gerettet, und werden der Wittwe zum Besten für 12 Groschen verkauft.

Jetzt kündiget Herr Freytag eine zweyte Sammlung Lieder aus unsern neuern Dichtern an, um seine eignen dürftigen Umstände, worein ihn der Brand versetzt hat, einigermaßen zu erleichtern. Der wohlthätig gesinnte brave Mann, dachte voriges Jahr gewiß nicht daran, daß die nehmliche Sache, durch die er fremde Noth zu erleichtern suchte, sobald Mittel seyn werde, eigne zu lindern. Die Exemplare werden zum neuen Jahre 1791 abgeliefert, und der Pränumerationspreiß ist 12 Groschen sächsisch.

In Weißenfels nimmt der Buchdrucker und Buchhändler Friedrich Severin Pränumeration an, und um an dem Porto zu ersparen, so ersucht man, daß sich an einem Orte Mehrere vereinigen, und das Pränumerationsquantum zusammen absenden.

No. 12.

Weimar in der Hofmannischen Buchhandlung, Almanach oder Taschenbuch für Scheidekünstler und Apotheker auf das Jahr 1790. 15 Bogen in Taschenformat.

Es ist nun das 11te Jahr, daß dieses dem Apotheker der mit der Bücherkunde nicht genug vertraut ist, so nütz-

nützliche als lehrreiche Werkchen fortdauert. Der Herausgeber Herr Prof. Grettling hat nicht nur die wichtigsten Bemerkungen aus den neuesten Schriften, mit der besten Auswahl zusammengetragen, sondern es ist auch dieser Jahrgang mit mehreren neuen Aufsätzen des Herrn Verfassers und anderer Mitarbeiter, als: der Herr Prof. Martinovich in Lemberg, Hofmann in Weimar, Tramsdorf in Erfurt, u. a. m. bereichert werden.

Wenn wir unsere Leser versichern, daß wir fast 50 kleinere Bemerkungen aus der Chemie ohne die größeren Aufsätze in diesem Buche gefunden, so läßt sich hieraus auf die Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit desselben der richtigste Schluß machen.

Ist in allen Buchhandlungen Deutschlands für 12 Gr. zu haben.

No. 13.

Grundsätze gegenwärtiger preußischen Infanterietaktik aus den Werken des Grafen von Mirabeau sur la Monarchie Prussienne, besonders übersetzt, und mit sämmtlichen Figuren und Plans in 20 Folio Kupfertafeln versehen, nebst einigen zufälligen Gedanken über die Cavallerietaktik und derselben Eigenheiten von J. H. Malherbe, Churfürstl. sächß. Artillerielieutenant, Meissen 4. 1790.

Endes genannte Buchhandlung erbietet sich dem lesenden und studierenden Theile des militairischen Publikums, den Anhang des großen Mirabeauischen Werkes: Sur la Monarchie Prussienne, taktischen Inhalts, nebst denen damit in Beziehung stehenden 93 Folio Kupfertafeln von Manövern und Evolutionen, so wie sie gegenwärtig bey der preußischen Armee üblich und gebräuchlich sind, in einem be-

son-

sondern Auszuge von 18 bis 20 Bogen in 4to und 20 Folio Kupfertafeln, zu liefern, und schlägt nachstehende Bedingung zu Unterstützung des Unternehmens, denen respectiven Liebhabern und Beförderern dieser gewünschten Erscheinung vor. Das ganze Werk soll nehmlich in zwey Abtheilungen erscheinen und auf Pränumeration herausgegeben werden. Die Pränumeration findet spätestens bis den 1sten September dieses Jahres Statt, und zwar mit der Hälfte des dem Werke bestimmten Pränumerationspreises von 4 Rthlr. in vollwichtigen Louisd'ors à 5 Rthlr. den wichtigen Dukaten à 2 Rthlr. 20 Gr. oder in kurfürstl. sächß. Conventionsmünze oder Cassenbillets. Jeder Intressent verbindet sich bey Empfang des ersten Pränumerationsscheines zu Einlassung auf das ganze Werk, und zahlet 2 Rthlr. wofür ihm zu Michaeli 1790 der Text zum Werke, gegen abermahlige Vorausbezahlung von 2 Rthlr. auf die Plans, Auslieferung des ersten Scheines und Empfang eines zweyten, welcher bey letzterer Hauptablieferung, zur Generalquittung dienet, ausgeliefert wird. Das ganze Werk erhält seine Vollständigkeit zur Leipziger Neujahrsmesse 1791. Wie wissen übrigens, daß in Wien eine Uebersetzung dieses berühmten Werkes, mit Ausschluß dieses militärischen Theils, im Werke ist; und dieses bewog uns durch Aufmunterung bewährter Kenner und dem sehnlichen Verlangen aller Liebhaber der taktischen Wissenschaften, in diesem Fache uns für die Unternehmung des militairischen Theils dieses Werkes, welcher allerdings zur Theurung der Auflage des ganzen Werkes, wegen der dahin einschlagenden vielen Plane hauptsächlich beytragen mußte, zu verwenden; allein wenn unser Muth und guter Wille kein frommer Wunsch bleiben solte, mußten wir den Weg der Vorausbezahlung wählen, und diesen schlagen wir unter den billigsten Bedingungen vor. Wir versehen uns aber um desto zuverläßiger wirksame Unterstützung, und bitten sowohl, besonders die Herren Adjutanten, der Churfürstl. Sächs. Regimen-

gimenter und Corps, als auch die in auswärtigen Diensten, unser Unternehmen, gegen Gewährung des 11ten Exemplars, und ausser dem zu leistenden schuldigen, gehorsamsten Danke, liebreichst zu unterstützen und zu befördern. Die Verlagshandlung wird übrigens auf Eleganz des Papiers und Druckes, so wie auch besonders auf Schönheit des Stichs und Abdrücke der Kupfer, ihr aufmerksames Auge richten, und den Beyfall der Kenner für ihre größte Belohnung ansehen. Der Churfürstl. Sächs. Artillerielieutenant Malherbe übernimmt die Uebersetzung des Werkes und Revision der Plans; dieser durch andere Uebersetzungen bekannte und gelehrte Officier und Beförderer der Militairwissenschaften, ist sowohl mit der Sprache, als auch mit der Materie genugsam vertraut, um sich dieser Arbeit mit Ehre unterziehen zu können. Verlangt man zur Empfehlung des angekündigten Werkes noch mehr Aufmunterung, so können wir annoch anführen, daß der Herr Major Mauvillon, der Verfasser mehrerer, vorzüglicher, und in seiner Art einziger militairischer Schriften, der Verfasser dieses angekündigten militairischen Theiles sey und dem Hrn. Grafen von Mirabeau die Materialien völlig hierzu geliefert habe. Wir berufen uns ausser allen andern zuverläßigen Nachrichten von der Wahrheit dessen auf das 3te Stück des hannöverschen militairischen Journals, so den gelehrten und fleißigen hannöverschen Artillerielieutenant von Scharnhorst zum Verfasser hat, und wo man von Seite 31 bis 94 besagten Journals eine weitläuftige vortheilhafte Recension dieses militairischen Theils des großen Mirabeauischen Werkes findet, und gleich zu Anfang der Recension von dem gelehrten Hrn. Recensent mit folgenden Worten dieses günstige Urtheil gefället wird:

„Nach dem einstimmigen Urtheil verschiedener Kenner „enthält dieses Werk die intressantesten und wichtig„sten Nachrichten und Bemerkungen, welche je über „die

„die preußische Armee und über die Bildung einer
„Armee überhaupt bekannt geworden sind. Denen,
„welche Mißtrauen gegen den Verfasser haben, dienet
„zur Nachricht, daß der franz. Graf von Mirabeau
„von dem deutschen Major Mauvillon (wie wir in dem
„Journal de Paris sehen) bey dieser Arbeit unter-
„stützt ist und vielleicht wenigen Antheil an dem mili-
„tairischen Theil seines Werkes hat, wenn man das
„Angenehme des Vortrages und einige dreiste Bemer-
„kungen abrechnet."

Wer kann aber wohl als Kenner des militairischen schrift-stellerischen Verdienstes, einem Mauvillon die Gerechtigkeit versagen, daß aus einer solchen Feder nichts Mittelmäßiges fließen könne.

Die vornehmen Namen sämtlicher Herren Pränumeranten werden als Beförderer dem Werke vorgedruckt, und man bittet dieserwegen die Namen und Charactere leserlich geschrieben zum Vordruck einzusenden. Auch wird zugleich hiermit bekannt gemacht, daß die sämmtlichen Herren Pränumeranten ihre Exemplaria auf ein vorzüglicheres und schöneres Papier, so wie auch die ersten und besten Abdrücke der Kupfer erhalten. So viel als möglich erbitte ich mir alle Briefe und Gelder franco zu übersenden.

Ausser allen andern großmüthigen Beförderern dieses Werkes werden in folgenden in- und ausländischen Orten zur Annahme der Pränumeration folgende Buchhandlungen und Zeitungsexpeditionen sich willig finden lassen, als in Berlin Herr Buchhändler Maurer und Herr Unger, in Breslau Herr Buchh. Korn der ältere, in Dresden Herr Hofbuchh. Walther und Herr Breitkopf, so wie auch das privileg. Adreßcomtoir, in Erfurt Herr Buchh. Keyser, in Gotha Herr Buchh. Ettinger, in Hamburg Herr Buchh. Bohn, in Hannover

nover die Helwingische Buchh., in Jena die allgemeine Litteratur-Zeitungs-Expedition, so wie auch Hr. Buchhändler Mancke, in Leipzig die Churfürstl. Sächs. Zeitungsexpedition, so wie auch das privileg. Intelligenzcomtoir und die Breitkopfische, Crusiußische und Sommersche Buchhandlung.

Meissen, den 24. März 1790.

Carl Friedrich Wilhelm Erbstein,
Buchhändler.

No. 14.

Gibbons Geschichte des Verfalls und Untergangs des römischen Reiches, abgekürzt in 3 Bänden. Aus dem Englischen 1ster Band, 8. Berlin 1790.

Gibbon's Werth ist schon längst entschieden; aber obgleich der eigentliche Gelehrte keine Seite von ihm gern wird entbehren wollen, so möchte es doch wohl nicht jedermanns Sache seyn, ein Werk von 14 Bänden ganz zu lesen. Man hielt in England, wo man an theurere Bücher gewöhnt ist, einen Auszug aus Gibbon's vortreflichen Buche nicht für überflüßig; um somehr wird er es auch in Deutschland nicht seyn. Der Uebersetzer hat übrigens nicht fabrikmäßig gearbeitet, sondern den englischen Auszug bald abgekürzt, bald erweitert, bald auch ganz verändert. Da er dies alles mit Einsicht und immer am gehörigen Orte gethan, auch die wichtigsten Raisonnements aus Gibbon's eigentlichem Werke herüber genommen hat; so konnte er in der Vorrede mit Recht die Hofnung äussern, „daß dieser Auszug besonders für junge Gelehrte, die ihre Zeit unter viele andre Geschäfte theilen müssen, ein nützliches Handbuch seyn werde.“ Ueberhaupt ist das gegenwärtige Buch jedem Liebhaber der Geschichte, der ihr nicht allen seinen Fleiß widmen kann, als eine nützliche und angenehme Lektüre

türe zu empfehlen. Nicht minder wird es zum Gebrauch für Schulen nützlich seyn. Die Brauchbarkeit desselben wird übrigens bey dem dritten und letzten Bande noch durch ein Register vermehrt werden. Kostet in allen Buchhandlungen Deutschlands 1 Rthlr.

No. 15.

Ein Grundriß der Stadt Hamburg und Altona, nebst deren Prospekt an der Elbseite mit beygefügter kurzen Beschreibung, welcher unlängst mit vieler Sorgfalt richtig zur Stelle vermessen worden, und gegenwärtig von Meisterhänden in Kupfer gestochen wird, dürfte den Freunden und Liebhabern um so weniger gleichgültig seyn, da Hamburg und Altona in mancher Hinsicht zwey der merkwürdigsten Oerter Deutschlands sind, wovon bisher noch kein akkurater Grundriß in Kupfer gestochen erschienen. Der Verfertiger dieses Grundrisses ist ein in hamburgischen Diensten stehender Offizier, Namens von Lawrence, den nicht Geldbegierde, sondern der Vorsatz Ehre damit einzulegen, zu diesem mühsamen Unternehmen bewogen, und der keinen Fleiß und Kostenaufwand gesparet, um Etwas in seiner Art vollkommenes zu liefern. Herr Prof. Büsch in Hamburg hat diese Arbeit selbst in Augenschein genommen, und ihr das rühmlichste Zeugniß gegeben.

Der Kupferstich wird zu Anfang des Septembermonats vollendet seyn, und ist der Subscriptionspreiß 1 thlr. 6 gr. den Louisd'or zu 5 thlr.

Wer die Güte hat sich mit Subscriptionssammeln zu befassen, erhält auf 10 Exemplare das 11te frey, und ersucht man die Bestellungen gegen Ausgang des Julii Monats einzusenden, um den Herren Subscribenten die ersten und besten Abdrücke zu liefern.

No. 16.

Da ich gesonnen bin, eine neue Sammlung Gedichte herauszugeben, so ersuche ich hierdurch alle meine Gönner und Freunde durch geneigte Subscription und Pränumeration meine Vorhaben zu unterstützen. Der Subscriptions-Preis ist 40. Kreuzer oder 9 Ggr. Conventionsgeld. Die Gedichte selbst werden auf Schreibpapier sauber gedruckt mit dem Monat Julius erscheinen und den Herrn Subscribenten zugefördert werden. Diejenigen welche die Mühe über sich nehmen Subscribenten zu sammlen erhalten das 10. Exemplar frei, doch ersuch ich jedem meiner Freunde seinen werthesten Namen zum Vordrucken mit einzusenden. Ich schmeichle mir auch diesmal einer gütigen Aufnahme dieser Gedichtesammlung und werde es an nichts fehlen lassen den Beyfall des Publikums zu erlangen. Die Keßlerische Buchhandlung in Frankfurt am Mayn nimmt Subscription an, außerdem kann man sich auch an andre und an mich selbst wenden. Mansfeld den 1. April 1790.

G. H. Schnee.

No. 17.

Da nunmehro der zweite Theil von Witschels Geschichte und Geographie von Deutschland, als Lehr- und Lesebuch für die Jugend, die Presse verlassen hat und denen Herren Commißionärs zugesendet worden ist, so können die Herren Interessenten ihre Exemplare in Empfang nehmen lassen. Die Pränumeration auf den dritten und letzten Theil, welcher die Geographie von Deutschland nach dem bereits angezeigten Plane enthält, ist 12 Gr. Es wird selbige bis zu Johannis d. J., bei Herrn Severin in Weißenfels, in der Churfürstl. Zeitungsexpedition und in der Hilscherschen und Böhmischen Buchhandlung zu Leipzig, so wie in den bekanntesten Buchhandlungen Deutschlands und beim Verfasser in Dresden angenommen; der Ladenpreiß hingegen wird nachher, so wie vom ersten und zweiten Theil, ums Drittel erhöht.

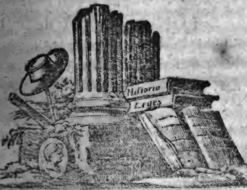
Neue Litteratur und Völkerkunde,

Für das Jahr 1790.

No. VIII.

August.

Leipzig, bey G. J. Göschen.



Digitized by Google

Bey

Georg Joachim Göschen.

Jubilatemesse 1790.

---

von Archenholz neue Litteratur und Völkerkunde für das Jahr 1790. Januar bis May. gr. 8.

Beschreibung von Nigritien. Aus dem Französischen übersezt. gr. 8. 6 Ggr.

Cicero's Gespräche über das Wesen der Götter, aus dem Lateinischen übersezt von C. V. Kindervater, 2r Theil, welche die Anmerkungen und Abhandlungen philosophischen und philologischen Inhalts enthalten, gr. 8. 1 Rthl.

Cuhns Sammlung der merkwürdigsten Reisen in das Innre von Afrika, in Verbindung mit den Reisen, welche auf Veranstaltung einer Gesellschaft in England nach diesen Ländern unternommen werden. 1r Band. gr. 8. 1 Rthl. 4 Ggr.

Das heimliche Gericht, ein Trauerspiel. 8. 20 Ggr.

Göthe's Schriften, 7r Theil. 8. Leipzig. 1 Rthl.

Desselben Doctor Faust, ein Trauerspiel. 8. 12 Ggr.

Desselben Jery und Bätely, ein Singspiel. 8. 5 Ggr.

Desselben Scherz, List und Rache, ein Singspiel. 9 Ggr.

Heydenreichs, K. H. System der Aesthetik. 1. Th. 8. 1 Rthl. 8 Ggr.

Hube, Michael, über die Ausdünstung und ihre Wirkungen in der Atmosphäre. In 2 Büchern. gr. 8. Leipzig. 1 Rthl. 12 Ggr.

Jüngers, J. F. Ehestandsgemälde. 8. Leipzig. 1 Rthl. 4 Gr.

Desselben Launen des Vetter Jacobs. 4r Theil. 10 Ggr.

Lindervaters, C. V. philosophische und philologische Abhandlungen über den Cicero de natura deorum. 1r Th. 1 Rthl.

Der neue deutsche Merkur, herausgegeben von Herrn Hofrath Wieland für das Jahr 1790. Januar bis May. 8.

Museum, das neue deutsche, herausgegeben von Boje für das Jahr 1790. Januar bis May. 8.

Reinholds, Carl Leonh. Briefe über die Kantische Philosophie. 1r Band gr 8. 1 Rthl. 8 Ggr.

Dieselben auf Postpapier. gr. 8. 1 Rthl. 12 Ggr.

Schulz, Fr. kleine Romane. 4r Theil. 8. 1 Rthl.

Unterricht von Strafen bürgerlicher Verbrechen. Für Gerichtshalter und Unstudierte. 8. 10 Ggr.

Die Bergbaukunde, von der Societät der Bergbaukunde herausgegeben. 2r Band mit Kupfern. gr. 4.

In Commißion:

Christus und seine Jünger nach Raphael von Mare. Anton gestochen, von Langer copirt.

Chodowieckis Familie. Nach Chodowiecki von Penzel gestochen.

2 Blatt von Geyser, eine Landschaft nach Oeser aus Herders zerstreuten Blättern, und die Verstoßung der Hagar nach Dietrich.

Neue Litteratur und Völkerkunde.

Für das Jahr 1790. No. VIII.

August.

Inhalt.

Neue
Litteratur und Völkerkunde.

Für das Jahr 1790. No. VIII.
August.

I.

Geschichte des Pabsts Sixtus V.

Zweyter Abschnitt.

Obgleich Montalto, sobald man seine Flucht aus Venedig inne ward, auf Befehl des Senats verfolgt wurde, so entgieng er doch der über ihn schwebenden großen Gefahr und erreichte glücklich Rom. Er sagte scherzhaft zu seinen Freunden, die ihm dazu Glück wünschten: „Ich mußte natürlich „Sorge tragen nicht in der Venetianer Hände zu fallen, da „ich Pabst werden will." Er erhielt nun den Posten eines Consultators bey dem Oberinquisitionstribunal. Ohngeachtet dieser Ehre aber wolten ihn die Mönche seines vorigen Klosters, die seine Herrschsucht und seinen unruhigen Geist fürchteten, nicht aufnehmen, ja sie schlugen ihm sogar eine Mahlzeit ab; er mußte sie bezahlen; selbst der Ordensgeneral stimmte diesem Ansinnen bey, und wolte, der Consultator solte ausserhalb dem Kloster wohnen. Der Streit darüber gieng so weit, daß der Pabst selbst sich

ins Mittel legen, und den Mönchen die ausdrücklichen Befehle zur Aufnahme ihres Ordensbruders zusenden mußte.

Es war damahls die Zeit der tridentischen Kirchenversammlung. Die Feinde des Montalto, um ihn zu entfernen, bemühten sich ihn dahin zu bringen, allein er wolte durchaus Rom nicht verlassen, weil er Hofnung hatte, Generalprocurator des Ordens zu werden. Er ward auch wirklich am Pfingstfest 1561 dazu erwählt. Dieser Wahl folgte der Tod seines alten Feindes des Ordensgenerals. Montalto wurde jedoch durch diesen Hintritt nicht gebessert; denn der neue General Avosta war nicht minder sein Feind. Der Procurator aber bewieß ihm bald, daß er sich rächen könnte. Der Verfassung zufolge war der neue General immer der Erbe der baaren Summen des Verstorbenen, allein Montalto widersetzte sich diesem Herkommen nachdrücklich, und behauptete, daß die Gelder zum Besten der Religion genutzt werden müßten. Seine thätigen Vorstellungen bey den regierenden Cardinälen wirkten auch, und diese Summen wurden nun zur Verschönerung der vornehmsten Franciscanerkirche in Rom angewandt.

Montalto erlitt jetzt einen großen Verlust; sein eifriger Beschützer der Cardinal Carpi starb. Er war Tag und Nacht um den Kranken, zeigte sich trostlos, und verließ seinen Wohlthäter nicht eher, bis er seinen Geist aufgegeben hatte. Diese ungeheuchelten Thränen, die noch viele Wochen nach dem Tode des Carpi reichlich floßen, bewiesen ein sehr dankbares Herz, und machten auf einen andern seiner Beschützer,

schützer, den Cardinal Alexandrini starken Eindruck. Er tröstete ihn daher mit den Worten: „Montalto! Sie ha„ben einen Freund verlohren, der Sie sehr liebte, es bleibt „Ihnen aber noch ein anderer übrig, der Sie nicht weni„ger liebt.“ Der rachsüchtige Ordensgeneral wolte ihm nun gleich nach dem Tode des Ordensprotectors seine Macht zeigen, und fieng damit an, ihm zu verbieten, nicht bey den feyerlichen Exequien seines Wohlthäters gegenwärtig zu seyn. So sehr dieser grausame Befehl auch dem Montalto das Herz brach, so mußte er doch gehorchen. Es wurde bald nachher ein Generalordenscapitel in Florenz gehalten. Diese Versammlung, wo sein Feind den Vorsitz haben solte, ferne von Rom und von seinen Beschützern, weissagte ihm nichts Gutes. Der Cardinal Alexandrini rieth ihm unter irgend einem Vorwand in Rom zurück zu bleiben; Montalto aber stellte ihm vor, wie sehr seine Feinde diesen Umstand nutzen könnten; man würde ihn als einen Feigherzigen ausschreyen, der aus Furcht vor dem General sein Amt vernachläßigte, und daß Interesse der Religion versäumte; ferner daß dieser von seiner Abwesenheit Anlaß nehmen würde, ihn zu verläumden; ausserdem sagte er, daß er vieles in Person dem Capitel vortragen müßte. Er reiste daher ohne Verzug ab, und langte zwey Tage vor dessen Eröfnung in Florenz an. Gleich aber im ersten Augenblick zeigte Avosta seine Erbitterung; er überhäufte ihn mit Vorwürfen, daß er ohne hinreichende Ursache Rom verlassen habe, und behauptete, daß seine Gegenwart hier ganz entbehrlich wäre; auch fand er einen Vorwand ihn von der ersten Sitzung auszuschließen. Montalto protestirte

wider diese Ungerechtigkeit, da aber der General diese so weit trieb, ihn auch von der zweyten Sitzung auszuschliessen, wo er von Amtswegen Sitz und Stimme hatte, so war die Geduld des Procurators erschöpft; er setzte ein förmliches Protest auf voll der bittersten Ausdrücke, heftete es selbst an die Thür des Refectoriums, und nun gieng er nach Rom zurück.

Diese Heftigkeit hatte der General erwartet; sie rechtfertigte seine Befehle, die sofort an alle auf dem Wege nach Rom liegende Franciscanerklöster geschickt wurden, ihn in Verhaft zu nehmen. Montalto aber, der dies ahndete, kehrte auf der ganzen Route blos in Dominicanerklöster ein. Avosta hatte eine zu schöne Gelegenheit seinen Feind aufs empfindlichste zu kränken, um sie nicht zu benutzen. Er ließ den Montalto von dem versammleten Capitel wegen gewisser im Protest gebrauchter Ausdrücke und gegen einige Mönche ausgestoßenen Drohungen den Proceß machen, und obgleich einige diese Uebereilung tadelten und vorstellten, daß man mit einem Mann zu thun habe, der in Rom nicht müßig bleiben, sondern selbst zu den Füßen des Pabsts um Gerechtigkeit schreyen würde, so wurde doch der Procurator ungehört seines Amts entsetzt und für unfähig erklärt, je eins im Orden zu bekleiden. Diejenigen, die auf eine förmliche Vorladung angetragen hatten, wurden überstimmt, da der General alle Folgen auf sich nahm, und sogleich einen neuen Procurator erwählen ließ, und zwar den Pater Barasa, Lehrer des Cardinals Borromeo, der als Neffe des regierenden Pabsts damahls den Kirchenstaat und die catholische

lische Kirche beherrschte. Durch diese Wahl hofte der schlaue Avosta dem Credit des Montalto entgegen zu arbeiten. Um nichts zu versäumen, so mußte Varasa mit Postpferden nach Rom eilen, und seinem Beschützer Borromeo die Sache auf die zweckmäßigste Weise vorstellen. Dieser Cardinal, eben derjenige, der nach seinem Tode unter die Heiligen versetzt wurde, mußte wohl die Gerechtigkeit nicht unter seine Tugenden zählen; denn ohne den Montalto zu hören, bewirkte er die päbstliche Bestätigung aller im Generalcapitel geschehenen Verhandlungen. Vergebens übergab der Abgesetzte, unterstützt von den Cardinälen Alexandrini und Colonna, dem Pabst eine Bittschrift um gehört zu werden. Es wurde nicht darauf geachtet. Man glaubte, daß der tiefgekränkte Montalto vor Gram den Verstand verlieren würde. Nebst der erlittenen Schmach schienen auch seine künftigen Hofnungen zu verschwinden, da Borromeo Protector des Ordens wurde.

Um diese Zeit starb Calvin. Der römische Hof stand in dem Wahn, daß die bisherigen Anhänger dieses Reformators, besonders in Geneve jetzt zur catholischen Kirche wieder übertreten würden. Man glaubte dieses durch eine Mißion guter Prediger zu bewirken, und Montalto wurde auf Alexandrinis Empfehlung zu deren Haupt ernannt. Schon wolte er abreisen, als man dem Cardinal Borromeo vorstellte, daß der so sehr zum Mißmuth gereizte Priester sich wohl gar zum Nachfolger Calvins aufwerfen könnte. Diese Erinnerung wirkte und die Mißion wurde abgeändert. Borromeo sahe jedoch das dem Montalto geschehene

Unrecht ein, ließ ihn daher zu sich kommen, und bemühte sich durch Versprechungen ihm wieder Muth zu machen.

Einige kirchliche Angelegenheiten machten von Seiten des Pabsts eine große Gesandschaft nach Spanien nothwendig. Der Cardinal Buon-Compagni wurde zum Legaten ernannt. Montalto der jetzt in seiner Erniedrigung nichts so sehnlich wünschte als sich von Rom zu entfernen, bat um Erlaubniß ihn begleiten zu dürfen. Seine Feinde suchten es zu vereiteln, und beriefen sich auf seine ehmahligen heftigen Ausfälle auf den spanischen Hof. Alexandrini aber ließ nicht nach, und da Borromeo auch sein voriges Unrecht wieder gut machen wolte, so gieng Montalto ohngeachtet aller Hindernisse als Inquisitor bey der Legation nach Spanien. Diese Gesandschaft hatte das sonderbar Auszeichnende, daß sich bey derselben drey künftige Päbste befanden: Der Cardinal Buon Compagni, der als Gregorius XIII, Montalto, der als Sixtus V, und der Prälat Castagna, jetzt zur Aßistenz des Legaten als beständiger Nuntius in Spanien bestimmt, der unter dem Namen Urban VI. nach Sixtus Tode den päbstlichen Stuhl bestieg.

Montalto lebte mit beyden Prälaten in der größten Vertraulichkeit. Er gewann ihr Zutrauen in einem hohen Grade; denn nie verließ ihn die Hofnung dereinst Pabst zu werden. Eines Tages nahm er den auf dem Tisch liegenden Cardinalshut in die Hände, um ihn zu betrachten. Der Legat wurde es gewahr, und sagte: „Versuchen Sie, „Montalto, wie er Ihnen steht.“ „Diesen Versuch, gnä-

„diger

„diger Herr, erwiederte dieser, werde ich machen sobald Sie „Pabst sind." Der Legat lächelte und sagte: „Solte ich „es werden, so soll die Probe damit geschehen, um Ihr Ver„dienst zu belohnen." Der Prälat Castagna kam dazu, an den sich Montalto jetzt mit der Bitte wandte, sich zu erinnern, daß der Legat ihn versprochen habe zum Cardinal zu machen, sobald er Pabst seyn würde. Der Legat bejahte es und sagte scherzend: „Ich konnte ja nicht weniger thun, „als ihm den Cardinalshut versprechen, da er mir die drey„fache Krone versprochen hat." Diese Güte der Prälaten gegen ihn und sein gewohnter Stolz erweckten den Neid und Haß des ganzen Gefolges. Es erfolgten für ihn unangenehme Scenen und ernstliche Vorstellungen von Seiten des Castagna, der ihm die absolute Nothwendigkeit zu Gemüth führte, seine Leidenschaften zu mäßigen, wenn er mit Ruhe und Ehre leben, und seine Laufbahn vollenden wolte. Montalto fühlte das Gewicht dieser Gründe, die noch durch die Nachricht von der Weissagung des Ordensgenerals verstärkt wurden, der da behauptet hatte, er wolte seine Generalswürde mit Schmach verlieren, wenn Montalto länger wie einen Monat bey der Gesandschaft bliebe. Von Stund an änderte er sein Betragen; er wurde herablassend und sanftmüthig.

In Spanien wiederfuhr ihm viel Ehre, sowohl von seinen Ordensbrüdern, als von den Inquisitionsbeamten, die ihn wegen besserer Einrichtung ihres noch nicht recht gegründeten Tribunals um Rath fragten. Der Hof vermehrte diese Achtung, und da der König Philipp fünf und

siebenzig Mißionarien nach Asien schickte, erhielt Montalto den Auftrag sie alle nach der Reihe zu prüfen. Dies geschah in Gegenwart des Legaten, vor dem die Schaar der Bekehrer, nehmlich neun Weltpriester, drey Augustiner, drey Carmeliter, fünf Benedictiner, dreyßig Franciscaner, und fünf und zwanzig Jesuiten die Musterung paßirten. Diese große Mißion solte den spanischen Waffen gegen die Türken den Seegen des Himmels verschaffen; auch hatte der Pabst dem Könige einen ausserordentlichen Zehnten von der Geistlichkeit zu erheben bewilligt. Von diesem angenehmen Breve war der Cardinallegat der Ueberbringer. Man vollzog es, und trieb die Gelder ein unter großen Andachtsübungen. Die Kirchen in ganz Spanien waren unter Ausstellung des Sacraments und beständigem Gebet neun Tage lang offen. Täglich wurde gepredigt, wobey der König mit seinem ganzen Hofstaat gegenwärtig war. Auf Philips Ansuchen predigte auch Montalto in der Hofcapelle. Hier suchte er zu beweisen, daß der König von der Vorsehung ausersehn wäre, das türkische Reich zu vernichten, die Ketzerey auszurotten, und die Heiden in den entlegensten Welttheilen zu bekehren. Für diese in italienischer Sprache abgefaßte Predigt, die hernach gedruckt und von Montalto dem Könige zugeeignet wurde, erhielt er von dem Monarchen einen silbernen mit hundert Dublonen angefüllten Kelch zum Geschenk.

Diese auszeichnende Gnade setzte die andern Prediger, die nichts bekommen hatten, in Bewegung. Einer derselben, der Pater Pangora, ein mit der italienischen Sprache vertrau-

trauter Dominicaner und wirklicher Hofprediger, machte über die Predigt des Montalto bittere Bemerkungen, critisirte Styl und Text, und behauptete, sie wäre eines christlichen Predigers unwürdig. Er hatte seine Schmähschrift nicht mit seinem Namen unterzeichnet, auch Montaltos Namen nicht genannt, sondern nur von einem italienischen Priester gesprochen, der in der königlichen Capelle gepredigt hätte. Er wurde bald als Verfasser bekannt. Der Legat ließ ihn rufen, Pangora aber, der einen Minister des Königs zum Verwandten hatte, stützte sich auf diese Protection, und leugnete nicht allein die Schrift, sondern protestirte auch wider die Beschuldigung, und verlangte Genugthuung. Nun legte sich die Inquisition ins Mittel; der Drucker wurde vorgefodert, der durch dies fürchterliche Tribunal in Schrecken gesetzt, sogleich den Pangora als Verfasser nannte. Der Nuntius sowohl als Montalto übergaben hierauf dem Könige eine Klagschrift, der auch den Pangora seiner Stelle als Hofprediger entsetzte, und um die Strafe zu vermehren, wurde er drey Monat in sein Kloster eingesperrt. Man übersetzte die Predigt, von der jedermann sprach, ins Spanische, und der Beyfall war allgemein. Philipp sandte nun dem Montalto das Patent als Hofprediger, und ließ ihm ein ansehnliches Gehalt, Wohnung und Tafel im königlichen Palast anbieten, wenn er sich in Spanien niederlassen wolte. Das Patent wurde angenommen, aber das Uebrige verbeten.

Die Unterhandlungen des römischen Stuhls am spanischen Hofe wurden durch den Tod des Pabsts Pius IV. un-

 ter-

terbrechen. So sehr auch Montalto vom Cardinallegaten geliebt wurde, so hatte doch der Cardinal Alexandrini sich so lange und so thätig als sein Freund bewiesen, daß er für die Wahl des letztern täglich Wünsche und Gebete that. Er verbarg diese Gesinnung nicht, und der Legat war so großmüthig nicht darüber beleidigt zu werden. Diese Wünsche wurden erfüllt, und Alexandrini bestieg im Januar 1566 unter dem Namen Pius V. den päbstlichen Stuhl. Gleich in den ersten Tagen erinnerte er sich des Montalto. Der Ordensgeneral Avosta war gestorben; der Generalprocurator Varasa, unterstützt vom Cardinal Borromeo, hielt um diese Würde an, und berief sich auf ein altes Herkommen, vermöge welchem das Procuratoramt zum Generalat führt, wenn dieses durch den Tod erledigt wird. Der Pabst antwortete auf die Vorstellung: „Wenn dies der Fall ist, so „soll der alte Gebrauch genau beobachtet werden, und Mon„talto, den man so unrechtmäßiger Weise mit Uebertretung „aller Formalitäten seines Procuratoramts entsetzt hat, soll „General seyn.“ Das Breve, worin der Pabst ausdrücklich sagte, daß er ihm aus eigner Bewegung die Würde ertheile, wurde sofort ausgefertigt, und durch einen Courier dem Montalto zugesandt, der mit dem Legaten bereits Spanien verlassen hatte, um nach Rom zurück zu gehen. In Piemont traf der Courier auf die Reisenden. „Wir müssen „uns trennen, sagte der Cardinal Buon Compagni, denn „meine Authorität ist nun zu Ende, und die Ihrige fängt „an.“ Montalto aber bestand darauf ihn erst nach Rom zu begleiten. Der Pabst empfieng ihn als seinen Freund, und umarmte ihn zärtlich. Die ehmaligen Klosterbrüder

des

des Generals, die ihm sogar die armselige Kost und eine Zelle abgeschlagen hatten, befanden sich in großer Verlegenheit; um das Vergangene durch ausserordentliche Ehrenbezeugungen aus seinem Gedächtniß zu vertilgen, empfingen sie ihn mit einer feyerlichen Prozeßion, mit öffentlichen Lobreden und ausdrücklich dazu verfertigten Concerten, wobey Verse zu seinem Lobe in allen Winkeln des Klosters angeschlagen wurden. Alle Ordensgenerale und die meisten Prälaten, durch die päbstliche Gunst aufmerksam gemacht, eilten ihn zu besuchen und um seine Freundschaft zu bitten.

Eine Menge Mißbräuche herrschten im Orden. Diese abzustellen arbeitete er mit großem Eifer, und beschloß deshalb die Provinzen des Kirchenstaats, Toscana und das Königreich Neapel zu bereisen. Allenthalben verbreitete er Schrecken unter den Mönchen seines Ordens; er zeigte sich unerbittlich bey seinen Strafen, und diese waren sehr strenge. Allen Franciscanern, die wider die Regeln des Ordens das geringste Eigenthum besaßen, wurde es genommen und den Klöstern zugetheilt; andre wurden eingesperrt, viele Gardiane abgesetzt, und neune von ihnen auf die Galeeren geschickt. Diese Strenge erstickte den mönchischen Ehrgeiz, und niemand drängte sich mehr zu den obern Stellen, so lange Montalto General war. Es verdient indessen zu seiner Ehre bemerkt zu werden, daß die Rache an seinen Feinden, keinen Antheil an diesen Strafen hatte. Er war so großmüthig alles Geschehene zu vergessen, und verzieh selbst denen, die an seinem Untergang am thätigsten gearbeitet hatten. Um jeden Gedanken von Rache zu entfernen, so stellte

er sich, als ob er ihre Vergehungen die er bey andern strafte, nicht bemerkt hätte; auch mit Varasa söhnte er sich aus. Nur allein gegen das Andenken seines Vorfahren, Avosta, zeigte er sich rachgierig; er annullirte alle seine Verordnungen, und alle Mönche, die unter ihm Ordensämter bekleidet hatten, mußten Rechenschaft ablegen. Er brachte fünf Monate mit diesen Reisen zu, die jedoch noch mehr Zeit erfoderten; allein er beschleunigte seine Geschäfte und gab auch die Reise nach Neapel auf, so sehr er auch wünschte sich den dortigen Ordensbrüdern, die ihn so sehr verfolgt hatten, als ihren General zu zeigen; denn der Pabst hatte ihn beym Abschiede erinnert, sobald als möglich wieder nach Rom zu kommen, weil er ihn gerne um sich haben wolte.

Die gezüchtigten Mönche waren indessen nicht müßig gewesen; von allen Gegenden waren dem Cardinal Protector des Ordens Briefe voll der heftigsten Klagen über seine Härte zugesandt worden, der sie auch dem Pabst vorgelegt hatte. Montalto aber rechtfertigte sich vollkommen gleich bey der ersten Audienz, so daß ihm der Pabst sein ganzes Vertrauen schenkte, und bey allen Staatsgeschäften zu Rathe zog; ja er befahl seinem Neffen Bonelli den er zum Cardinal gemacht hatte, und der jetzt den Namen seines Onkels Alexandrini führte, fleißig Montalto zu besuchen, um von ihm zu lernen. Es entstand auch bald zwischen beyden eine vertraute Freundschaft. Der darüber erfreute Pabst fuhr fort dem General immer neue Zeichen seiner Gewogenheit zu geben; er ernannte ihn zu seinem Beichtvater, und wenig Monate nachher machte er ihn zum

Bischof. Das ihm ertheilte Bisthum St. Agatha war zwar keins der beträchtlichsten; der Pabst aber hatte nicht erst die Erledigung eines andern abwarten wollen, weil es darauf ankam, dem Montalto so geschwind als möglich den Eintrit in den geheimen Staatsrath zu verschaffen, der alle Woche zweymahl im päbstlichen Palast gehalten wurde, und aus vier Cardinälen und drey Bischöffen bestand.

Dieser Staatsrath war damahls wichtig beschäftigt. Vorzüglich waren die kirchlichen Angelegenheiten in England der Gegenstand ihrer Berathschlagungen. Die Königin Elisabeth gründete die protestantische Religion immer mehr in ihrem Königreiche, und schränkte dagegen die Freyheiten der Catholiken auf alle Art ein. Hiezu kam die von dieser Prinzeßin den Niederländern bewilligte Unterstützung, die gegen den König Philipp und gegen Rom in Waffen waren. Dieser Monarch hofte in dieser Lage viel von den Wirkungen eines auf die Königin gerichteten päbstlichen Bannfluchs, der ehmahls mächtig genug gewesen war, alle Bande des Staats und der Gesetze aufzulösen, die höchste Unordnung in großen Reichen zu erzeugen, und stolze Könige auf ihren Thronen zittern zu machen; er kannte die Kirchenzeremonien und die spanische Hofetiquette besser als den Geist seines Zeitalters, und die Fortschritte der Vernunft im nördlichen Europa. Dringend lag er daher den römischen Hof um seine Bannstrahlen an, und weil man damit aus guten Gründen immer zögerte, so ließ er sich herab, selbst an Montalto zu schreiben, ihm zu seiner bischöflichen Würde Glück zu wünschen, und ihn zu bitten, den Pabst zur Be-

schleunigung der so gewünschten Excommunication zu vermögen. Man schritt endlich zu diesem Mittel, und Montalto mußte die Bannbulle entwerfen, die auch unabgeändert beybehalten wurde. Er wolte Besitz von seinem Bisthum nehmen; der Pabst aber wolte ihn nicht aus Rom lassen, daher ein anderer mit dem Titel eines Großvicarius, es in seinem Namen thun mußte.

Es liefen häufige Nachrichten aus Asien ein, von den großen Fortschritten der christlichen Religion in jenem Welttheil. Dies veranlaßte ein Dankfest und eine feyerliche Prozeßion in Rom, der selbst der Pabst beywohnte; auch geschah zur Verherrlichung des Festes eine Cardinalspromotion, wobey Montalto den Purpur erhielt. Diese große Stufe zur päbstlichen Krone, bestieg er im May 1570, als er neun und vierzig Jahr alt war. Da seine Einkünfte nicht mit seiner neuen Würde in Verhältniß standen, so gab ihm der Pabst eine kleine Pension, und eine ansehnliche Summe zu seiner Einrichtung; ähnliche Geschenke bekam er vom Cardinal Alexandrini und andern reichen Cardinälen, wie auch von den vornehmsten römischen Fürsten.

Montalto arbeitete eifrig an Erweiterung der Kirchenrechte in auswärtigen Ländern. Man fieng mit Spanien an und errichtete dort geistliche Tribunäle, die von Rom aus besetzt wurden; ferner machte man ohne Wissen der Regierung Bullen bekannt, die die weltliche Macht auf mannigfaltige Art einschränkten, wobey der römische Stuhl sich auf die Bigotterie des spanischen Monarchen verließ.

Die

Die Erwartung schlug auch nicht fehl. Philipp begnügte sich, einen seiner vornehmsten Minister mit königlicher Pracht nach Rom zu schicken, um gegen so wichtige Eingriffe in die Macht eines dem Pabst so ergebenen Regenten Vorstellungen zu thun. Die Behandlung dieser kitzlichen Sache wurde dem Montalto allein übertragen, der sie auch mit so vieler Geschicklichkeit zu Stande brachte, daß der Bothschafter, ohne das Geringste bewirkt zu haben, aber dennoch sehr zufrieden mit Reliquien, ja mit ganzen heiligen Körpern beladen, nach Spanien zurückkehrte. Nun schritt man zur Verfertigung der berüchtigten Bulle in Coena Domini genannt, weil sie bestimmt war, am grünen Donnerstage öffentlich dem Volk publicirt zu werden. Der Endzweck derselben gieng dahin, der päbstlichen Macht eine größere Ausdehnung zu geben, und alle Ketzer auf die feyerlichste Weise den Höllenflammen zu weihn. Der Pabst war der Erfinder dieser Bulle, und Montalto verfertigte den Text, nachdem der Entwurf im Cardinalscollegio, obwohl nicht ohne große Widersprüche von einigen Cardinälen, durch Stimmenmehrheit genehmigt worden war. Sie wurde am Gründonnerstage des Jahres 1571 zum erstenmahl von den Balcon der Peterskirche in Gegenwart des Pabsts abgelesen, und so fuhr man fort zweyhundert Jahre lang. Die Vorlesung, begleitet von inbrünstigen Gebeten eines zahllosen Volks, von Trompeten und Packenschall, vom Canonendonner und dem päbstlichen Seegen, wurde mit einer besondern Ceremonie beschlossen; man warf nehmlich eine brennende Fackel vom Balcon, um die Weihung aller Ketzer zur Hölle desto sinnlicher zu machen. Noch in unsern Tagen, unter

dem

dem Pabst Clemens XIII, sahe man diese schändliche Handlung, die sein Vorgänger der oft gepriesene Benedict XIV. nicht Muth genug gehabt hatte abzustellen; erst unter dem vortreflichen Pabst Ganganelli, Clemens XIV. genannt, hörte man mit dieser jährlichen Entehrung des Menschenverstandes auf; allein für diese und andre ähnliche Sünden, wurde ihm ein frühzeitiger Tod zu Theil. Der König Philipp war der erste, der diese Bulle, wider welche man an allen Höfen murrte, in seinen Staaten bekannt machte; aber weder der König von Frankreich noch die Republik Venedig wolten sie annehmen.

Mit der Ausarbeitung und kraftvollen Unterstützung dieser Bulle hörte die Thätigkeit des Montalto auf. Da die Begierde nach der päbstlichen Krone jetzt bey ihm stärker wie je war, so dachte er ernsthaft über die Mittel nach, dazu zu gelangen. Er erschrack über die ungeheure Kluft, die ihn davon entfernte; denn im Grunde sahe er jetzt als Cardinal nicht mehr Wahrscheinlichkeit vor sich Pabst zu werden, als in seinem niedrigen Mönchsstande. Ohne mächtige Freunde und Anverwandten, ohne beschützende Höfe und ohne Reichthümer, waren blos seine Talente, sein grosser Geist und seine Erfahrung in Geschäften seine Fürsprecher. Aber eben diese Eigenschaften standen ihm im Wege; und was seine Wahl zum Pabst vollends undenkbar machte, war sein bekannter stolzer, heftiger und unbiegsamer Character. Diese für jeden andern unübersteigliche Hindernisse schienen jedoch einem so ausserordentlichen Mann, wie Montalto war, nicht unmöglich aus dem Wege zu räumen. Hiezu

aber war ein höchst sonderbarer Plan und eine über alle Begriffe standhafte Ausführung desselben erfoderlich. Es kam darauf an, Rom, Italien, ja die ganze catholische Welt zu täuschen; alle schlauen Priester, die den päbstlichen Stuhl umgaben, alle hellsehende Feinde, seine Freunde, seine Familie, seine Bedienten, überhaupt jeder lebende Mensch, alle mußten gröblich hintergangen werden. Die wahrscheinliche Befriedigung des höchsten Ehrgeizes war die Belohnung der schweren täuschenden Rolle; Schande und Spott stand dagegen auf der zu frühen Entdeckung.

Seinem Entwurf zufolge wurden nun Character und Lebensweise verändert. Der stolzeste der Menschen zeigte jetzt in Sprache und Geberden nichts als Demuth, keine Spur von heftiger Gemüthsart, ja selbst die größte Gelassenheit bey Beleidigungen. Er entsagte allen Geschäften, allen Freuden, ja allem Umgang, um mitten in Rom ein einsiedlerisches Leben zu führen. Bisher hatte er immer seine Familie unterstützt; jetzt schrieb er seinen Verwandten, sie möchten für sich sorgen und nicht mehr an ihn denken, weil er sich hinführo ganz allein dem Himmel widmen wolte. Seine Kleidung, seine Wohnung, seine Nahrung, alles war einfach. Eine so erstaunliche Veränderung mußte jederman auffallen. Kluge und Einfältige, Freunde und Feinde, alle sahen den Bewegungsgrund ein. Ganz Rom spottete darüber, und die Ueberzeugung einer zu spielenden Rolle schien bey Jung und Alt tiefe Wurzel zu schlagen, und alle seine ehrgeizigen Absichten in der Geburt zu ersticken. Er mußte diese Spöttereyen selbst anhören; dennoch fuhr er stand-

standhaft in seinem Entwurfe fort. Kaum hatte er diese Veränderung angefangen, so starb der Pabst Pius V. Montalto gieng mit den andern Cardinälen ins Conclave, nahm aber gar keinen Theil an allen Bewegungen und Cabalen der verschiedenen Factionen bey der neuen Wahl; er bekümmerte sich um gar nichts, redete mit niemand, wenn er es vermeiden konnte, sperrte sich in seine Zelle ein, und verließ sie nie, als um Messe zu hören. Denjenigen, die ihn zu ihrer Parthie gewinnen wolten, antwortete er, daß er noch nie im Conclave gewesen, und daher desto eher mißleitet werden könne; er wolte deshalb alles mehr erfahrnen Personen als er wäre, überlassen.

Ein so sonderbares Betragen von einem Manne, der funfzig Jahre lang in allen Lagen den unbiegsamsten und unruhigsten Geist selbst mit Lebensgefahr gezeigt hatte, empörte alle seine Mitbrüder; auch sagte ihm der Cardinal Gambara, der seine ganze Beredsamkeit aufgeboten hatte, des Montalto Stimme für seine Faction zu erhalten, endlich spöttisch ins Gesicht: „Ich rathe Ihnen diese einsiedlerische „Rolle bis auf ein andermahl zu ersparen, denn jetzt dürfte „für Sie nichts zu hoffen seyn." Man ließ ihn jedoch nicht in Ruhe; immer kamen Cardinäle und drangen in ihn wegen seiner Stimme; er wieß sie aber alle ab mit der Aeusserung, daß er nach seinem Gewissen keinem den Vorzug geben könnte, weil er sie alle für würdig hielt die Kirche zu regieren; er sagte, sein Wunsch wäre so viel Stimmen zu haben als Cardinäle wären, um einem jeden die Seinige zu geben. Der Cardinal Farnese, der wegen seiner

ner mächtigen Familie und seines Anhangs im Cardinals-collegio so wie in ganz Rom in großem Ansehn stand, erhielt eine ähnliche Antwort, worauf er sagte: „Suchen Sie sich „andre Narren aus, die dies alberne Vorgeben glauben „können.“

Der Cardinal Buon Compagni, eben derjenige, der als Legat mit Montalto in Spanien gewesen war, wurde zum Pabst erwählt, und nahm den Namen Gregorius XIII. an. Montalto erfuhr es nicht eher, als bis die Wahl durch Stimmenmehrheit geschehn war; er bezeugte dem Pabst seine Freude, mit der Versicherung, daß er nie sein vormahliges gütiges Betragen gegen ihn vergessen würde. Der Pabst war mit dieser Aeusserung zufrieden, weil er aber so wie viele andre anfieng zu glauben, daß mit dem Geiste dieses Cardinals wirklich eine Veränderung vorgegangen seyn müßte, so bekümmerte er sich weiter nicht sehr um ihn. Obgleich Montalto keinen Theil an Staatsgeschäften zu nehmen wünschte, so war doch diese Verachtung von Seiten des Hohenpriesters nicht in seinen Plan; um sie zu vernichten, vollendete er ein schon in Spanien angefangenes Werk; dies war ein Commentar über den heiligen Ambrosius, er eignete das Buch dem Pabst zu, der es jedoch kaltsinnig aufnahm, und während seiner ganzen Regierung fortfuhr, ihm mit Verachtung zu begegnen; auch wurde er nie mehr zu den wichtigen Congregationen berufen, die über das Interesse der Kirche berathschlagten, da er doch zuvor die Seele dieser Versammlungen gewesen war. Diese Hintansetzung rührte den stolzen Mann aufs empfindlichste,

und er hatte die größte Mühe seinen Schmerz zu verbergen: aber seinem Plan getreu und durch die Hofnung allein unterstützt, begrub er sich in seine Bibliothek und vermehrte sie noch von seinen geringen Einkünften, die nur 2000 römische Thaler *) betrugen, und ihn zu einer großen häußlichen Oekonomie nöthigten. Einige reiche Cardinäle hatten Mitleiden mit ihm, und schenkten ihm aus Barmherzigkeit eine Anzahl Bücher aus ihren zahlreichen Bibliotheken.

Die christlichen Flotten waren damahls gegen die Türken vereinigt, und dreyhundert spanische, venetianische, malthesische und päbstliche Kriegsschiffe unter Anführung des Johann von Oesterreich, des natürlichen Bruders Philipp II, waren in der Nähe von Corfu versammlet. Ohngeachtet der dringenden Vorstellungen des venetianischen Befehlshabers wolte Johann nicht schlagen. Die Flotten trennten sich nun, und die erzürnten Venetianer machten ohne ihre Bundsgenossen einen Separatfrieden. In Rom war man darüber sehr aufgebracht; Montalto aber, der seine Ursachen hatte die Venetianer zu gewinnen, vertheidigte ihr Betragen mit Wärme, wofür ihm die Republik danken ließ.

Er hatte ein kleines Haus gekauft ohnweit der Kirche Maria Maggiore; hier lebte er von wenigen Bedienten umgeben so frugal, wie ein armer Mönch. Alles Geld was er

*) Zwey römische Thaler oder Scudi sind ungefähr soviel wie ein Ducaten.

er ersparen konnte wandte er an die Armen. Das Jubeljahr 1575 zog eine Menge Pilger nach Rom. Die Hospitäler und Klöster konnten sie nicht alle beherbergen. Montalto nahm so viel auf als er nur konnte, und ließ ihnen auch Essen und Trinken geben; vorzüglich aber waren die Kranken der Gegenstand seiner Vorsorge; er unterstützte sie in seiner Armuth nach äusserster Möglichkeit. Dies Betragen erwarb ihm unter dem Volk viel Achtung; diese vermehrte er durch ein fleißiges Besuchen der Kirchen. Den größten Theil des Tages brachte er im Beichtstuhl zu, wo sich das durch seine exemplarische Frömmigkeit erbaute Volk Schaarenweise hindrängte. Die größten Bösewichter kamen, gestanden ihm ihre Schandthaten, und verließen zufrieden seinen Beichtstuhl. Auf diese Weise erfuhr er troz seiner Einsamkeit die geheimsten Vorfälle in Rom, die Sittenlosigkeit und ihre Quellen, die schwärzesten Verbrechen und ihre Triebfedern.

Es kam aus Constantinopel ein jüdischer Agent nach Rom, um wegen der gefangenen Christen und Türken zu tractiren. Der Cardinal Buon Compagni, Neffe des Pabsts und sein vornehmster Minister, rief deshalb eine Congregation zusammen, zu welcher auch Montalto eingeladen wurde. Dieser aber, der sich von wichtigern Geschäften ausgeschlossen sah, und überdem immer seinen Plan vor Augen hatte, entschuldigte sich zu erscheinen, unter dem Vorwand, daß er von solchen Dingen nichts verstände, und sich für sein übriges Leben ganz der Theologie gewidmet habe. Der Pabst, dem man diese Entschuldigung meldete, wolte sie jedoch nicht an-

 neh-

nehmen, und befahl ihm dabey gegenwärtig zu seyn. Er gehorchte; man war aber so wenig mit ihm zufrieden, daß als bald nachher die Pest in Italien ausbrach und eine andre Congregation gehalten wurde, der Pabst den Namen des auf der Liste befindlichen Montalto ausstrich mit der Aeusserung, daß man keine schläfrige, sondern thätige Personen dazu berufen müßte.

Montalto hatte vom vorigen Pabst so wie alle arme Cardinäle eine kleine Pension zur Verbesserung seiner ohnehin geringen Einkünfte erhalten. Alle diese Pensionen zog Gregorius XIII. jetzt ein. Der Cardinal Alexandrini stellte dem Pabst die schlechten Umstände des Montalto vor, erhielt aber zur Antwort: „Wollen Sie ihm gutes thun, so sollen „Sie meinen Seegen haben.“ Diesen Tausch fand der Cardinal nicht für rathsam. Montalto zeigte jedoch darüber keinen Verdruß; im Gegentheil sobald er den Cardinal Buon Compagni, Neffen des Pabsts, sahe, dessen Wohlwollen zu erhalten in seinem Plan lag, versicherte er ihn seiner Bereitwilligkeit selbst sein Hemde herzugeben, da er überzeugt wäre, daß Se. Heiligkeit alles zum Besten der Christenheit anwenden würden; er fügte hinzu, er habe genung ohne die Pension, und bedauerte nur, daß er sie nicht schon längst von selbst aufgegeben habe.

Obgleich er, um die Idee zu gründen, daß er ohne allen Anhang wäre, die Verbindung mit seiner Familie abgebrochen hatte, so liebte er jedoch einen seiner Neffen mit so großer Zärtlichkeit, daß er dem Wunsch nachgab ihn in seiner

Ein-

Einsiedeley bey sich zu haben. Er ließ ihn nach Rom kommen, kleidete ihn sehr einfach, und wurde selbst sein Lehrer, wobey er immer sagte: „Wenn du Vernunft und Muth „hast, so wirst du die Stütze unsrer Familie werden. Ich „habe das Meinige gethan." Dieser wißbegierige Jüngling aber, die Freude und Hofnung des Montalto, wurde ihm auf eine schreckliche Weise entrissen. Er fiel durch die Hand eines Meuchelmörders. Der tiefgebeugte Onkel, getreu seinem Plan, verleugnete auch jetzt seine Empfindungen; er verbarg seinen Schmerz und wolte nicht einmahl gegen den Mörder, der frey herum gieng, klagbar werden. Einige Cardinäle und Prälaten kamen ihn zu trösten und zur Klage aufzufodern, allein Montalto sagte, er überließe die Sache Gott, weil die Rache einem Christen nicht gezieme. Manche schüttelten bey diesen Reden die Köpfe; die meisten aber bewunderten diese exemplarische Denkungsart.

Der Czaar von Rußland schickte einen Gesandten nach Rom, um das Vorwort des Pabsts als des gemeinschaftlichen Vaters der Christen bey dem König Stephan von Pohlen zu erbitten, der, ein Gegenbild zur Geschichte unsrer Tage, — — — die moscowitischen Länder verheerte. Diese Gesandtschaft von einem der griechischen Religion zugethanen Monarchen, schmeichelte dem päbstlichen Stolz; sie wurde daher sehr prächtig empfangen. Der Russe aber weigerte sich den Pantoffel des Pabsts zu küßen. Da er fertig Latein redte, und Montalto mit dieser Sprache mehr wie alle andre Cardinäle vertraut war, so erhielt er den Auftrag

dem Gesandten diese durchaus nöthige Ceremonie zu erklären und ihn zur Unterwerfung zu bereden, welches ihm auch gelang. Der Pabst belohnte diese Grimasse durch etwas sehr Wesentliches; er vermochte den sieghaften König von Pohlen zu einem Vergleich, und verschafte dadurch beyden Reichen Friede. Der Gesandte reiste sehr zufrieden von Rom ab; er hatte oft Montalto besucht, konnte sich aber dessen Demuth, schlechte Wohnung und Lebensweise nicht erklären, da die andern Cardinäle, mit ihm von gleicher Würde, sich in ihren Palästen durch Stolz und königliche Pracht auszeichneten.

In Malta hatten große Zwistigkeiten geherrscht, die so weit kamen, daß die Ritter den Großmeister gefangen hielten. Durch die Vermittelung des Pabst wurden diese Unruhen im Jahr 1581 gestillt. Der Großmeister kam selbst mit hundert der vornehmsten Ritter nach Rom dem Hohenpriester zu danken. Die Demuth des Montalto machte auf ihn solchen Eindruck, daß er ihn fast täglich besuchte und ihn zum Tröster auf seinem Todbette haben wolte, da der Großmeister bald nachher tödtlich krank wurde. Montalto verließ ihn nicht eher bis er den Geist aufgegeben hatte, und erhielt für diesen Liebesdienst ein kleines Vermächtniß.

Schon lange hatten die Astronomen die Nothwendigkeit einer Calenderreformation bewiesen. Ein Mathematiker, Namens Lilio, schrieb darüber einen mit genauen Berechnungen verbundenen Tractat. Montalto nahm sich der Sache eifrig an, und trug sie dem Pabst vor, der jedoch

an-

anfangs nicht darauf achtete, allein endlich durch das anhaltende Bitten des Cardinals bewogen, den Vorschlag untersuchen ließ, und ihn sodann den vornehmsten Höfen und Universitäten in Europa mittheilte. Der Calcul wurde sehr richtig befunden, und im Jahr 1583 nahm die verbesserte Gregorianische Zeitrechnung in ganz Europa ihren Anfang. Also auch diese nöthige Verbesserung, deren Vortheile wir noch jetzt genießen, war auch im eigentlichsten Verstande das Werk des Montalto, der selbst im Stande seiner sentimentalen und politischen Erniedrigung der Welt Nutzen zu stiften suchte. Seine Mitbrüder im Purpur beneideten ihm nicht seine Gelehrsamkeit und deren Anwendung; sie begnügten sich an dem was ihr Loos war: Gold, Ansehn und Gewalt.

Eine große Hungersnoth wüthete in Rom, woran die Habsucht des Cardinalministers schuld war. Montalto gab den Armen alles was er hatte; da es ihm aber zuletzt an Lebensmitteln so wie am Gelde fehlte, so nahm er seine Zuflucht zum Cardinal Colonna, der ihn großmüthig unterstützte. Diese Almosen theilte er wieder mit den Dürftigen, weshalb ihn das Volk als einen Heiligen betrachtete.

Mitten unter dieser Volksnoth entstanden in Rom andre Unruhen, die viel Blut kosteten, wobey auch Montalto in Lebensgefahr kam. Die Häscher hatten einen Banditen verfolgt; dieser Elende glaubte sich im Palast Orsini zu retten, allein man nahm ihn hier gefangen. Eine Anzahl römischer Ritter, worunter sich auch einer aus dem Hause

Orsini befand, kamen von einem Spazierritt und stießen auf die Häscherschaar, die der Barigello, das Oberhaupt dieser Menschenzunft, in Person anführte. Man rieth ihm ernstlich den Gefangenen frey zu lassen, und da er dieses verweigerte, schlug ihn der Ritter Rusticucci mit dem Stock. Der Barigello schrie seinen Leuten zu, Feuer zu geben; dies geschah, und drey Ritter stürzten tödtlich verwundet zu Boden, worunter auch Rusticucci war, der gleich darauf starb, am nächsten Tage folgten ihm auch die beyden andern. Noch andere Menschen wurden verwundet. Montalto kam eben aus der Kirche, und da ihn sein Weg gerade auf diesen Mordplatz führte, so war er ein Zeuge des blutigen Auftrits, wobey auch sein ihm folgender Bediente eine Wunde bekam.

Ganz Rom gerieth in Aufruhr. Alle Verwandte und Freunde des Hauses Orsini und der andern Ermordeten griffen zu den Waffen, durchstrichen die Stadt, und massacrirten zwey Tage lang alle Häscher, die sie nur ansichtig werden konnten; sie verfolgten sie selbst bis in den Vorhof des päbstlichen Palasts. Der Barigello versuchte es, sich verkleidet aus der Stadt zu retten; er wurde aber ertappt, und da der Pabst dem aufgebrachten Adel und dem wüthenden Volk ein förmliches Justizopfer schuldig zu seyn glaubte, so wurde diesem Urheber des Blutbades der Kopf abgeschlagen.

Montalto hatte nun nebst andern Rollen auch seit drey Jahren die Rolle eines kränklichen und schwachen Mannes

ge-

gespielt; auch gieng er selten anders aus dem Hause, als wenn er die Kirchen besuchte. Der Gesundheitszustand des Pabsts versprach kein langes Leaen; alles also kam auf die nächste Vacanz des heiligen Stuhls an. Seine List und Klugheit mußte daher jetzt verdoppelt werden. Nach dem Maaß daß der Pabst kränker wurde, nahm auch Montaltos verstellte Krankheit zu. Sein Alter hatte er jederzeit geheim gehalten, und seitdem er Cardinal war, sieben Jahr höher angegeben. Um dies desto glaubwürdiger zu machen vernachläßigte er seinen Bart, seinen Anzug und die nöthige Reinlichkeit. Alles dieses paßte gut zu seiner Kränklichkeit und zu den beständigen Klagen, eines durch Alter entkräfteten Körpers. Wenn er nöthige Ehrenbesuche unterließ, so war die Entschuldigung, daß seine Beine ihn nicht mehr tragen wolten. Er hustete und keuchte beym Treppensteigen, als wenn er den Athem verlieren solte. In diesem Zustande traf ihn einst der Cardinal della Torre, und wurde so gerührt, daß er sagte: „In Wahrheit diese Höflichkeit „wird Ihnen das Leben kosten! Um Gotteswillen schonen „Sie sich!" „Was will dieser Lazarus bey uns" sagte einst ein stolzer Cardinal, als Montalto auf seiner Krücke dem Palast langsam zukroch. Der Prälat Castagna, ehemahls Reisegefährte des Montalto in Spanien, war Cardinal geworden, und kam jetzt nach Rom, wo er von seinem alten Freunde einen Besuch erhielt. Castagna erschrack als er ihn erblickte, und sagte: „Ich finde Sie sehr verändert „seit unsrer spanischen Reise." Die Antwort des Montalto war: „Das Alter drückt mich, und ich erliege unter meinen „nen körperlichen Schwachheiten."

Die Angelegenheiten der Kirche im türkischen Reiche erfoderten sehr überdachte Maaßregeln; man hielt deshalb eine Congregation, wozu auch Montalto berufen wurde, da man seine Erfahrung in Kirchensachen benutzen wolte. Er entschuldigte sich aber mit seiner schlechten Gesundheit, worauf der Pabst befahl, daß die Congregation in seinem Hause gehalten werden solte; allein auch dieses half nichts; denn hier hatte er eine schöne Gelegenheit seine angebliche Geistesschwäche zu zeigen, daher stimmte er, ohne selbst zu urtheilen, immer den Meynungen andrer bey. Dies Betragen verursachte, daß die Versammlung nicht mehr bey ihm geschah.

Einige der Kirche vortheilhafte Vorfälle veranlaßten große Feste in Rom, bey welcher Gelegenheit Montalto beym Cardinal Neffen zur Tafel eingeladen wurde; da sein Weigern nichts half, erschien er zwar, aß aber nichts, und schien zum Schrecken der Gesellschaft zweymahl der Ohnmacht nahe zu seyn. Der Cardinal Neffe sagte: „Wenn Sie „nicht essen, so sterben Sie ehe Sie Pabst werden.“ Montalto erwiederte: „Wer würde wohl einem so schwachen „elenden Greise diese hohe Würde verleihen?“ Er fügte hinzu: „Meine Brustkrankheit benimmt mir bisweilen so „sehr den Athem, daß ich immer glaube zu ersticken.“ Man rieth ihm Arzeneymittel an, allein seine Antwort war, daß diese zwar das Uebel, aber nicht die Anzahl seiner Jahre vermindern könnten.

Zum Beweise wie sehr er sich von der Welt zu entfernen wünschte, und daß er seinen Tod vor Augen habe,

brachte er die Fastenzeit im Jahr 1585 in einem Kloster zu. Die Mönche waren im Erstaunen verlohren, daß der ehemahls so unruhige Priester und so furchtbare Franciscanergeneral jetzt ein ganz demüthiger, schläfriger Mann geworden war, dessen Gegenwart im Kloster man nicht einmahl merkte. Jetzt also war es nach einer funfzehnjährigen nie erhörten Verstellung dahin gekommen, daß ganz Rom, so wie die ganze catholische Christenheit, den Montalto für einen an Leib und Geist äusserst geschwächten und dem Tode nahen Cardinal hielt; seine eigne Bedienten waren so wie alle Welt hintergangen, und bestätigten den in so langer Zeit beobachteten elenden Gesundheitszustand ihres Herrn. Er hatte die klügsten, die listigsten, die erfahrensten Priester dermaßen getäuscht, daß bey keinem derselben mehr Zweifel statt fanden, und nun starb der Pabst Gregorius nach einer dreyzehnjährigen Regierung.

(Die Fortsetzung folgt.)

II.

D. Johnson's Beschreibung der Insel Skye.

Aus seinen Briefen an Mstrs. Piozzi.

Die Insel Skye hat ohngefähr 50 Meilen in der Länge und von allen Seiten so tief eindringende Meerbusen, daß man nirgends über sechs Meilen vom Wasser entfernt ist. So weit ich sie gesehn habe, ist kein Theil derselben eben; son-

sondern man steigt beständig auf und ab, und tritt allenthalben entweder auf Steingrund oder auf Sumpf; so daß ein Spatziergang auf geflügtem Acker in England, im Vergleich mit den mühsamen und beschwerlichen Wanderungen in Skye, ein Tanz auf Teppichen ist. Auf der Insel ist weder eine Stadt noch ein Dorf anzutreffen; ja, ich habe nicht einmahl ein Haus gesehn, ausser dem des Herrn Maklerd, welches freylich dem Ihrigen in Brighthelmstone nicht viel nachgiebt. Auf den Gebirgen giebt es Hirsche und Rehböcke, aber keine Haasen und nur wenige Kaninchen. Ueberhaupt habe ich kein Thier gesehn, welches mich, als Zoologen, intereßirte, ausgenommen eine Fischotter, welche größer war, als ich glaubte, daß eine Fischotter seyn könnte.

Vielleicht glauben Sie, daß ich mich aus der fröhlichen und geschäftigen Welt in die Regionen des Friedens und der bukolischen Glückseligkeit zurückgezogen habe, um die Reliquien des goldenen Zeitalters zu genießen; daß ich von den Gipfeln hoher Gebirge auf die Herrlichkeiten der Natur herabblicke, oder an dem Blüthenufer eines sich schlängelnden Baches ihre unbemerkbarern Schönheiten forschend betrachte; daß ich im Sonnenschein mich stärke, oder im Dunkel des Waldes an den Gedanken ergötze, gegen die Angriffe menschlicher Uebel und Leidenschaften gesichert zu seyn; daß ich endlich mich damit beschäftige, am Ufer Steine und Muscheln zu sammeln, oder von einem Felsen das Wasser zu überschauen und die Wellen zu berechnen, welche vielleicht zwischen mir und Streatham ströhmen möchten.

Auf

Auf Reisen muß man die Einbildungskraft mit dem Wirklichen beschäftigen, und anstatt zu überdenken, wie die Dinge seyn könnten, untersuchen, wie sie wirklich sind. Es giebt hier Gebirge, welche ich doch wenigstens einmahl erstiegen hätte, wenn nicht steile Anhöhen zu erklimmen mühsam, und von denselben wieder herab zu steigen, gefährlich wäre. Daher begnüge ich mich zu wissen, daß man, wenn der eine Felsen erstiegen ist, nichts als andere Felsen und einen weitern Umfang unfruchtbarer Wüsten vor sich sieht. Flüße haben wir hier in hinlänglicher Anzahl, aber sie rieseln nicht über Kies sondern über Felsengrund dahin. Von den Blumen könnte ich, und wenn Chloris selbst gegenwärtig wäre, ihr bloß die Heideblume schenken. Was Gesträuche und Wälder betrift, so muß der, welcher sie kennen will, etwas darüber lesen, denn hier ist wenig Sonne und kein Schatten Aus meinem Fenster kann ich die See sehen, aber das Ufer selbst zu besuchen, dazu fühle ich mich nicht sehr gereizt, denn so lange ich auf der Insel bin, ward beynahe jeder Hauch der Luft ein Sturm, und was das Schlimmste ist, ein Sturm, der zwar alle seine Unannehmlichkeiten aber keine seiner Reize mit sich führte, denn die See ergießt sich hier in so viele Canäle, daß die Wassermasse nicht groß genug bleibt, weder um hohe Wellen aufzuthürmen, noch ein lautes Brausen hervorzubringen.

Sie müßen nicht denken, daß man in diesen Gegenden auch Dörfer und eingezäunte Felder antrift; nein! der Reisende durchwandert eine nackte Wüste und wird zuweilen, obgleich sehr selten, nur durch den Anblick einiger Kühe

[illegible] Hin und wieder findet er auch einen Haufen loser Steine und Torf in einer Felsenkluft, wo ein Wesen, mit allen den Kräften geboren, welche die Erziehung ausbildet und mit allen den Gefühlen, welche die Cultur verfeinert, sich gegen Wind und Wetter zu schützen verdammt ist. Demungeachtet giebt es hier Philosophen, welche sich zu überreden suchen, daß dies Leben glücklich sey; aber sie glauben es nur, weil sie es sagen, und haben noch Niemanden davon überzeugen können. Der, welchen Mangel an Worten oder Bildern zum Stillschweigen nöthigte, dachte noch immer, wie er vorher gedacht hatte, daß nehmlich Entziehung des Vergnügens nie angenehm seyn könne, und daß diejenige Zufriedenheit nicht sehr beneidenswerth sey, welche kein anderes Prinzip hat, als die Nichtkenntniß des Guten.

Diese traurige Beruhigung, welche mancher Geistesgröße, mancher Weisheit nennt, war, wie mir däucht, in diesen Höhlen der Armuth eine geraume Zeit sehr häufig anzutreffen. Jedermann begnügte sich so wie sein Nachbar leben zu können, und sahe, weil er nie seine Heimath verließ, keine Lebensart, welche der seinigen vorzuziehn war, ausser in dem Hause des Lords oder in den Häusern seiner nächsten Anverwandten, welche er als Wesen einer höhern Ordnung betrachtete, auf deren Luxus und Vorzüge er keine Ansprüche hätte. Jedoch diese Ehrfurcht und Unterwürfigkeit scheint jetzt ihrem Ende näher zu kommen, denn die Hochländer haben es bereits gelernt, daß es Länder giebt, die nicht so kalt und unfruchtbar sind als die ihrigen; wo ein jeder, anstatt für den Lord zu arbeiten, sein eignes Feld an-

anbauet und die Früchte seiner Arbeit selbst genießt. Durch diese Entdeckung bewogen, ist auch schon seit langer Zeit jährlich eine beträchtliche Anzahl nach America ausgewandert. Macdonald und Macleod von Skye haben viele Pächter und Arbeiter verlohren, aber Raarsa ist noch von keinem einzigen Einwohner verlassen worden.

Herr Theale wundert sich wahrscheinlich, wie ich so lange leben können, ohne um Geld zu schreiben. In Schottland zu reisen ist freylich theuer, wenigstens in Verhältniß dessen, was das Land hervorbringt, theurer als in England; aber der Aufenthalt auf den Inseln ist ohne alle Kosten. Gesellschaften, däucht mir, betrachtet man als eine Entschädigung für die Vergnügungen, und als eine Erleichterung der Unannehmlichkeiten des Lebens, welche man an allen Orten fühlt, sie mögen cultivirt oder roh seyn. Mit Wein und Punsch ist man sehr freygebig, weil er wohlfeil ist, denn auf der ganzen Insel befindet sich kein Zollhaus; daher man auch die Einwohner wohl nicht als Schleichhändler betrachten kann. Zum Punsch nimmt man keine Zitronen, und überhaupt nichts, was ihre Stelle vertreten könnte.

Die Tische werden zwar reichlich besetzt, aber wer sehr eckel ist, wird sich doch eben nicht mästen; denn man hat kein Fleisch, als wenn man sich selbst etwas einschlachtet, und ist also genöthigt, von einem und denselben Fleische so lange zu essen, als es dauern will. Wird ein Schaf geschlachtet, so bringt man das Fleisch theils gekocht, theils gebraten

auf den Tisch. Man hat Fische sowohl aus der See als aus Teichen; aber man kann es kaum begreifen, daß eine Brühe dazu erfoderlich ist. Ueberhaupt ist eine Brühe hier etwas Fremdes. Dann und wann wird zwar Butter geschmolzen, aber man darf, wenn man nicht mißfallen will, nicht immer davon nehmen. Gerstenbrühe ist ein beständiges Gericht und wird in jedem Hause gut zubereitet. Ein Fremder wird, wenn er klug ist, seine gute Portion nehmen, denn er weiß nicht gewiß, ob er weiter etwas zu essen bekommt.

Das Fleisch ist, da es oft erst eingeschlachtet worden, sehr zähe, und läßt sich, da es auf dem Feuer nicht hinlänglich gekocht wird, nicht recht gut essen. Das Vorschneiden ist ein sehr mühsames Geschäft, weil die Messer nicht geschliffen werden. Die Tischmesser sind in den Hochländern von nicht gar langem Bestand. Ein jeder hatte, so lange die Waffen noch einen wesentlichen Theil des Anzuges ausmachten, Messer und Gabel an seinem Dolche hangen. Jetzt legt man zwar Messer auf den Tisch, aber an den Schaalen kann man sehen, daß sie in andern Händen gewesen sind, und die Klingen haben weder Glanz noch Schärfe.

An Silbergeräthe ist hier kein Mangel, und es pflegt auch lange auszuhalten, weil es nie geputzt wird. Die Nation erhebt sich eben erst aus dem Zustande der Barbarey. Sie lebte eine lange Zeit mit den nöthigsten Bedürfnissen zufrieden, und fängt erst jetzt an, auch etwas für Bequem-

lichkeit zu sorgen, jedoch ohne schon eines feinen Unterschiedes fähig zu seyn. Ihre Leinwand ist weiß und fein. Brod, wenigstens das was wir so nennen, habe ich auf der Insel Skye nirgends gesehn. Man hat zwar Ofen, denn man bäckt Pastäten; aber das Mehl wird nie gesäuert und in Brode geformt. Gewöhnlich bringt man Kuchen aus Haber- oder Gerstenmehl auf den Tisch; aber für Fremde, glaube ich, bäckt man sie aus Waizenmehl. Aber für mich sind sie meist immer zu hart, daher esse ich Kartoffeln zum Fleisch, denn die finde ich gewiß beynahe auf allen Tischen.

Von dem Hirtenleben ist wenigstens noch so viel übrig geblieben, daß eine aus Milch zubereitete Speise gewöhnlich eins von den Gerichten bey der Mittags- und Abendmahlzeit ausmacht. Der Thee wird regelmäßig zur gewöhnlichen Zeit getrunken; aber des Morgens trägt man dazu einen Teller mit Schnittchen von hartem Käse auf den Tisch. Dies ist den Hochländern eigen. In Edinburg findet man des Morgens immer Honig und Zuckerbrodt auf den Theetischen.

Es scheint, als ob man auch gern starke Liqueurs tränke; denn jede Mannsperson, vielleicht auch Frauenzimmer, fängt den Tag mit einem Schluck an, und sowohl des Mittags als Abends wird Punsch gemacht.

Man hat weder Holz noch Kohlen zur Feurung, sondern brennt in den Kaminen blos Torf, welcher an sumpfi-

 gen

gen und morastigen Orten gestochen wird, und ein starkes anhaltendes Feuer giebt, das eben nicht sehr angenehm ist und den Topf allenfalls nur ein wenig beräuchert.

Die Wohnungen der Geringern sind sehr enge, so daß jedes Gemach zu verschiedenen Zwecken dienen muß. In den Schlafgemächern bewahrt man bisweilen einen sehr mannigfaltigen Vorrath auf, oder macht auch nicht selten das, was bey Tage die Wohnstube ist, des Nachts zur Schlafkammer. In dem Gemach welches ich zuletzt bewohnte, und welches ohngefähr 14 Fuß ins Gevierte enthielt, waren drey Schränke mit Schiebekasten, ein Schrank zu längern Kleidungsstücken, und zwey Brodschränke nebst einem Bette. In den Stuben ist es gewöhnlich schmutzig, und man scheint in der That wenig Gefühl dafür zu haben; aber gesetzt man hätte es auch, so würde es doch schwer seyn, den Boden rein zu erhalten, weil man gleich aus der Thür in den Koth tritt. Die Teppiche sind so beliebt, daß man beynahe immer etwas unter die Füße zu legen pflegt, und dazu alles nimmt, was man hat, es sey so gut oder schlecht als es wolle.

Weil die Kleidung der Hochländer durch ein Gesetz untersagt ist, so wird wenig Gebrauch davon gemacht; jedoch trift man sie bisweilen an. Aber dem reisenden Engländer fällt nichts so sehr auf, als wenn er das gemeine Volk barfuß gehen sieht.

Skye ist, wo nicht die größte, doch eine der größten Inseln unter den Hebriden. Von dem Boden habe ich schon einige

einige Nachricht ertheilt. Im Ganzen ist er schlecht, ob er gleich nicht an allen Orten ganz unfruchtbar ist. In den Gärten sind Aepfel, Birnen, Kirschen, Erdbeeren, Johannisbeeren, Himbeeren und Stachelbeeren; aber alles Obst, welches ich gesehn habe, war klein. Man versucht nie, etwas anders zu säen als Gerste und Hafer. Der Hafer dient anstatt des Brodkorns. Die Aernte ist zu Anfang des Oktobers; und eben, weil sie so spät kömmt, ist sie so sehr dem Schaden ausgesetzt, den der Regen anrichtet, welcher auf das Aequinoctium folgt. Dies Jahr ist besonders unglücklich gewesen. Die nasse Jahreszeit dauert vom Herbst bis zum Frühling. Die Fröste sind selten hart und man hat kein Beyspiel, daß ein stehendes Wasser so hart gefroren wäre, daß es einen Schrittschuhläufer hätte tragen können. Die See, von der man auf allen Seiten umgeben ist, bleibt stets offen. Es fällt zwar Schnee, aber er zerschmelzt bald wieder, ausser in dem dort so kalten Frühling des Jahres 1771 blieb die Insel so lange damit bedeckt, daß viele wilde sowohl als zahme Thiere ums Leben kamen und das ganze Land in ein Elend versank, aus welchem es sich, wie ich fast glaube, noch nicht wieder erholt hat.

Die Thiere sind hier eben nicht merklich klein. Vielleicht ergänzt man sie zur Zucht vom festen Lande. Die Kühe haben bisweilen keine Hörner; allein der Unterschied unter dem gehörnten und ungehörnten Vieh ist nicht zufällig, sondern bezeichnet verschiedene Gattungen; demungeachtet paaren sie sich zusammen.

III.

Nachricht für diejenigen, die nach Nordamerica sich begeben und alldort ansiedeln wollen.

Aus dem Englischen des berühmten D. Benjamin Franklin.

Diese kleine Schrift ist nach der Versicherung des Uebersetzers noch nicht verdeutscht worden. Obgleich die Zeiten der Ansiedlungswuth in America vorüber sind, und folglich diese Nachricht an und für sich wenig Interesse für den hat, dem es nie einfallen kann, Europa mit jenem Welttheil zu vertauschen, und die Ebnen an der Elbe und am Rhein den blauen Gebirgen vorzuziehn, so ließt man doch die heilsamen Erinnerungen und Erläuterungen nicht ungern und überhaupt, was ein so großer Mann den jetzt die Welt betrauert, über diesen Gegenstand zu sagen nöthig gefunden hat. Franklin schrieb diese Notiz gleich am Ende des americanischen Kriegs.

v. A.

Es haben sich viele Personen in Europa theils persönlich, theils schriftlich an den Verfasser dieses Berichts gewandt, dem Nordamerica wohl bekannt ist, und ihm ihre Neigung bezeugt, sich dahin zu begeben, und allda anzusiedeln. Da er aber wahrgenommen, daß die mehresten einen solchen Entschluß aus Unwissenheit, irrigen Begriffen und ungegründeten Erwartungen dessen, so man alldorten erhal-

ten

ten kann, gefaßt: so hält er es für nützlich, um vielen unbequemen, kostspieligen und fruchtlosen Auswanderungen untüchtiger Personen vorzubeugen, deutlichere und wahrere Begriffe jenes Welttheils mitzutheilen, als welche bisher scheinen geherrscht zu haben.

Er nimmt wahr, daß sich viele einbilden, die Einwohner von Nordamerica wären reich und im Stande, alle Arten von Talent und des Fleißes zu belohnen und dazu willig und bereit. Sie halten dafür, als wären sie zugleich unwissend und in allen Wissenschaften unbelehrt; daß folglich alle in schönen Künsten und Kenntnissen bewanderte Fremdlinge hochgeschätzt und so wohl besoldet würden, daß es ihnen ein Leichtes sey, sich ebenfalls zu bereichern. Sie wähnen, als befänden sich in jener neuen Welt häufige, ersprießliche Aemter zu verschenken, zu denen die Bewohner keinesweges tüchtig sind. Sie glauben sogar, da sich wenig Personen von hoher Geburt unter ihnen befänden, so müßten sie auf Fremde von Adel recht viel halten, ihnen besondere Hochachtung erzeigen und die einträglichsten und erhabensten Ehrenstellen abtreten, wodurch sie alle Fortun machen müßten. Ja, sie zweifeln nicht, die americanischen Regierungen, um sich Auswanderer von Europa zuzuziehen, wären nicht nur darauf bedacht, selbige anzulocken, aufzumuntern, und die Unkosten ihrer persönlichen Hinreisen zu tragen; sondern diesen Fremdlingen noch dazu Ländereyen wegzuschenken, samt Negern, Werkzeugen, Vieh und andern Wirthschaftserfordernissen, um selbige anzubauen und zu bearbeiten. Lauter wilde Einbildungen! Solche, welche America

rica mit darauf gefaßten Erwartungen besuchen, werden sich gewiß betrogen finden.

Es ist wohl wahr, daß sich in dortigen Gegenden wenig Menschen so elend befinden, wie es durchgehends die Armen in Europa sind; es sind aber auch wenige daselbst, welche man in Europa reich schätzen würde. Es regiert allda vielmehr ein glückseliger Mittelstand. Man findet nicht viele große Landeigenthumsherren und wenige Pächter. Die mehresten bauen ihren eigenen Grund und Boden, treiben ein Handwerk, oder die Handlung. Sehr wenige sind reich genung, um aus ihren Renten und Einkünften im Müßiggang leben zu können; oder große Preise für Gemählde, Statuen, Zeichnungen, Architectur, Kupferstiche, oder andre mehr curiöse als nützliche Kunststücke, welche in Europa theuer bezahlt werden, auszulegen. Daher kommt es, daß Leute von einer natürlichen glücklichen Anlage zu dergleichen Künsten, welche zuweilen America erzeuget, ihr Vaterland allezeit verlassen und ihr Glück in Europa suchen, allwo sie, nach ihrem Grad der Geschicklichkeit, besser können belohnt werden.

Wahr ist es, daß literarische und mathematische Kenntnisse daselbst geschätzt werden: sie sind aber viel allgemeiner, als man es vermuthet. Denn die Americaner haben bereits neue Universitäten, unter den Namen von Collegien, errichtet, und zwar vier in Neuengland: und eine in jeder der Provinzen und Staaten von Neuyork, Neujersey, Penfylvanien, Maryland und Virginien, welche alle mit gelehrten

Pro-

Professoren besetzt sind, ohne der vielen kleinern Academien zu gedenken. Diese erziehen und unterrichten viele ihrer Jünglinge in den verschiedenen Sprachen und Wissenschaften, welche einen Mann zum Professor der Gottesgelahrheit, der Rechtsgelahrheit oder der Arzneykunst bilden und tüchtig machen können. In der That sind Fremde keineswegs von diesen Profeßionen ausgeschlossen, die sie frey ausüben können. Die geschwinde Vermehrung aller Orten beschleuniget vielmehr die Gelegenheiten, angestellt zu werden, wozu sie mit den Eingebohrnen das nämliche Recht genießen.

Civilbedienungen und Aemter giebt es wenige und gar keine überflüßige, wie in Europa. Bey verschiedenen nordamericanischen Staaten ist es eine angenommene Regel: Kein Amt müsse so vortheilhaft seyn, daß es ein Verlangen nach seinem Besitz erwecken könne. Der sechs und vierzigste Artickel der pensylvanischen Staatsverfassung lautet folgendermaßen:

„Da ein jeder freyer Mann, um seine Unabhängigkeit „zu bewahren, im Fall er kein hinlängliches Vermögen be„sitzt, einen Beruf, eine Profeßion, ein Gewerbe, Handlung „oder einen Pacht haben soll, woraus er einen ehrlichen, hin„länglichen Unterhalt bestreiten könne: so ist es weder „nützlich oder nöthig, profitable Amtstellen aufzurichten, de„ren Wirkungen und Folgen abhängliche Sclaverey sind, „welche sowohl den Besitzenden als erwartenden Freymän„nern übel anstehen. Aus ihnen entstehen nehmlich unter „dem Volke Zwistigkeiten, Streit. Eifersucht, Bestechung,

„Mißgunst, Neid, Zusammenrottungen und Gott weiß, wie „vielerley Mißbräuche von Gewalt und Unordnungen. Aus „dieser Ursache, sobald eine Bedienung so einträglich wird, „durch Vermehrung der Emolumenten oder sonst auf eine „andre Weise, daß sich viele um dieselbe bewerben, so soll „die gesetzgebende Gewalt ihre Vortheile einschränken und „vermindern.“

Da nun diese Begriffe mehr oder weniger in allen den vereinigten Staaten herrschen und angenommen sind, so lohnt es keines Menschen Mühe, der sich zu Hause ernähren kann, seine Vaterstadt zu verlassen, in der Hofnung, in America eine vortheilhafte Civilbedienung zu erhalten. Was die Kriegsdienste anbelangt, so haben diese mit dem Krieg ein Ende genommen und die Armee ist abgedankt.

Noch vielweniger ist der Uebergang nach America einer Person anzurathen, die sich weiter durch keinen andern Vorzug zu empfehlen hat, als durch die Geburt. In Europa hat diese in der That ihren Werth; sie kann aber zu keinem schlechtern Markt gebracht werden, als nach Nordamerica, wo sich das Volk bey der Ankunft eines Fremden niemahls erkundiget, wer er sey, sondern bloßerdings, was er könne. Besitzt er eine nützliche Kunst, so ist er willkommen. Uebt er dieselbe und führt sich gut auf, so ist er der Hochachtung aller derer gewiß, die ihn kennen. Allein ein bloß vornehmer Herr, welcher deswegen, weil er vom hohen Adel ist, durch irgend ein Amt oder Besoldung, auf Unkosten des gemeinen Wesen zu leben verlangt, wird verachtet und unangesehen.

Die

Die Landwirthschaft ist dort in Ehren, ja sogar die Handthierung, dieweil sie nützlich ist, und ihre Ausübung Vortheile verschaffet. Das Volk pflegt zu sagen: „Gott ist „selbst ein Arbeitsmann und der größte Mechaniker des „ganzen Weltalles. Wir verehren ihn vielmehr und be„wundern ihn wegen der Mannigfaltigkeit, der Geschicklich„keit, der Künstlichkeit und der Nutzbarkeit seiner Werke, „als wegen seines Alterthums.“

Es gefällt ihm die Anmerkung eines Schwarzen und pflegt sie oft zu wiederholen: „daß Bokarora (worunter „er die Weißen versteht) die Schwarzen, die Pferde, die „Ochsen, alles mit Arbeit belästiget, das Schwein allein aus„genommen. Dieses verrichtet keine Arbeit; es ißt, trinkt, „spaziert herum, schläft und vermehrt sich, wenn es ihm ge„fällt. Kurz: Es lebt wie ein Edelmann.“ Dieser in America angenommenen Denkungsart zufolge, würde man einem Genealogen größern Dank wissen, wenn er unter einer langen Reihe von Ahnen und Anverwandten, recht viele Bauern oder Ackersleute, Schmiede, Zimmerleute, Tischler, Drechsler, Weber, Gerber, ja gar Schuster aufweisen könnte, welche der menschlichen Gesellschaft nützlich gewesen, als wenn er aus den urältesten Adelsbriefen das Herkommen und die Abstammung von lauter Edelleuten erwiese, die nichts schätzbares gethan, sondern nur von andrer Menschen Arbeit im Müßiggang gelebt und weiter zu nichts gedienet, als daß nach ihrem Tode ihre Güter von den Erben, gleich einem Schlachtschwein verzehret worden!

„Fru-

„Fruges consomere nati.
„Ther are a Numbre of us born,
„Merely to eat up the Corn.“

Watts.

Was die Aufmunterungen und Hülfleistungen betrift, welche die americanischen Regierungen den fremden Ankömmlingen gewähren, so bestehen selbige in der That bloßerdings in denen, welche von ihren guten Gesetzen und von der Freyheit herfließen. — Fremde sind ihnen willkommen, weil für sie alle Platz genung vorhanden ist. Aus dieser Ursache hegen die alten Einwohner keinen Neid, keine Eifersucht gegen neue Ansiedler. Die Gesetze beschützen sie genungsam, ohne daß sie sich um die gnädige Patronanz der Großen zu bekümmern haben, deren Schutz sie vollkommen entbehren können. Ein jeder kann die Früchte seines Fleißes und seiner Industrie in Sicherheit genießen. Bringt er keine Glücksgüter mit sich, so muß er arbeiten und emsig sein Leben gewinnen. Nach einem oder zwey Jahren werden ihm alle Gerechtsame eines Bürgers zu Theil. Anjetzt pflegt die Regierung nicht mehr, wie sie vor Zeiten mag gethan haben, Leute anzuwerben, um sich bey ihnen niederzulassen; ihnen ihre Reisekosten zu bezahlen, Land, Neger, Werkzeug, Vieh und andre Bedürfnisse zu ertheilen. Kurz, America ist das beglückte Land der Arbeitsamkeit und gar nicht das vermeinte Schlaraffenland, wo man die Straßen mit Laibenbrod pflastert, die Dächer mit Pfannkuchen belegt und wo die Capaunen ganz gebraten herumfliegen und den Vorbeygehenden zurufen: Komm, friß mich!

Wer

Wer sind denn wohl die Personen, denen eine Auswanderung nach America zum Vortheil gereichen kann? Und worinn bestehen wohl die Vortheile, welche sie sich billigermaßen versprechen und erwarten können?

Man erhält Land in America um einen wohlfeilen Preiß. Es ist noch voll großer und unbevölkerter Waldungen, welche wohl noch in hundert Jahren, aller Wahrscheinlichkeit nach, nicht werden in Besitz genommen werden, so, daß man das Eigenthum von hundert Joch *) fruchtbares Land, voll Holz, an vielen Orten beyden Gränzen für 8 oder 10 Guineen (80 bis 90 Fl.) erkaufen kann. Muntere junge Landleute, welche sich auf die Viehzucht und den Ackerbau verstehen, die beynahe wie in Europa betrieben werden, können sich allda leicht ansiedeln. Etwas wenig Geld, welches sie aus dem ergiebigen Dienstlohn, den sie in wenig Dienstjahren ersparen, setzet sie in den Stand, sich mit eigenem Lande zu versehen, und ihre Pflanzstädte anzulegen, worin sie von dem guten Willen ihrer Nachbaren und mit etwas Credit unterstützt werden. Eine Menge armer Leute aus England, Irland, Schottland und Deutschland, sind durch dieses Mittel in wenig Jahren reiche Bauern geworden, die in ihrem Geburtsort in Europa, wo das ganze Land völlig eingenommen ist, und wo der Tag- und Dienstlohn sehr geringe sind, sich niemahls aus ihrer angebohrnen Armuth hätten emporschwingen können.

Wegen

*) Von 40,000 Quadratschuhen.

Wegen der heilsamen Luft, dem temperirten gesunden Himmelsstrich, dem Ueberfluß an Nahrung, der Aufmunterung zu frühen Ehen, wegen der Gewißheit des Unterhalts von Ackerbau und der Viehzucht, geschieht die Vermehrung der Einwohner, selbst durch die natürliche Fortpflanzung, sehr geschwind in Nordamerica, und wird durch den beständigen Zufluß von Fremden noch mehr beschleunigt. Daher werden immer mehrere Künstler von der nöthigen und nützlichen Gattung begehrt, um diese Erdanbauer mit Wohnhäusern, mit groben Haus- und Feldgeräthe, die man nicht so leicht aus Europa kann herkommen lassen, zu versehen. Hinlänglich gute Arbeiter in solchen mechanischen Künsten sind gewiß angestellt zu werden, und für ihre Arbeit gute Belohnung zu erhalten. Kein Zunftzwang, noch andre Einschränkungen, oder Nachsuchen um Erlaubniß, hindern die Ankömmlinge, die Kunst auszuüben, die sie verstehen. Sind diese unbemittelt, so fangen sie an, als Gesellen oder Tagelöhner zu arbeiten. Führen sie sich mäßig und wirthschaftlich auf, so werden sie bald Meister, etabliren und verheyrathen sich, bringen eine Familie empor, und werden verehrungswürdige Bürger des Staats.

Gleichergestalt können Leute von mäßigen Mitteln und Capitalien, welche viel Kinder zu versorgen haben, und sie gerne zur Industrie auferziehen, und Glücksgüter für ihre Nachkommenschaft erwerben möchten, in America es bewerkstelligen, und finden dazu Mittel und Gelegenheit, welche sie in Europa vergebens suchen, weil es ihnen dieselbe nicht darreichen kann. Dort können sie ihren Kindern allerhand

vor-

vortheilhafte mechanische Künste erlernen und ausüben lassen, ohne sich dadurch zu erniedrigen, noch weniger aber Verachtung zuzuziehen, sondern haben sich im Gegentheil einer ihrer Geschicklichkeit und Aufführung angemessenen Hochachtung zu erfreuen. Ihre in Ländereyen angewandten kleinen Capitalien, welche mit der vermehrten Bevölkerung in ihrem Werth immer zunehmen, geben ihnen eine wohlgegründete Aussicht zu künftigen großen Reichthümern für ihre Kinder und Nachkömmlinge. Der Verfasser dieses Berichts könnte viele Beyspiele anführen von großen Landdistricten, welche von den pensylvanischen Gränzen zu einen Gulden das Joch, oder die Jochart von 40 bis 50,000 Quadratschuhen zehn Pfund Sterl., für jedes Hundert Morgen Land angekauft worden, und 20 Jahre hernach da sich die Gränzen der Provinz immer weiter ausdehnt, ohne das sie je angebaut worden, jeder Morgen gerne drey Pfund Sterl. gegolten, also ein klarer Gewinnst von 2900 Prozent, oder sechzigmal der Kaufschilling des Ankaufs.

Diejenigen welche den nunmehrigen Zustand der americanischen vereinigten Regierungen zu kennen verlangen, werden wohl thun, wenn sie die Staatsverfassungen der verschiedenen Provinzen und die Bundesarticlel, welche sie zum gemeinen Besten unter der Direction eines Ausschusses ihrer Bevollmächtigten, der Congreß genannt, unter sich binden, ihrer Aufmerksamkeit würdigen. Diese ihre Staatsverfassung ist zu Philadelphia auf Befehl des Congresses zum Druck befördert, und in London zweymal aufgelegt worden; und selbst in Paris ist eine gute Uebersetzung derselben im Druck erschienen.

Ver-

Verschiedene Regenten in Europa sind auf die Gedanken gerathen, als gereichte es ihnen zum Vortheil, wenn sie alle Waarenerzeugungen und Manufacturen in ihrem eigenen Gebiete einführten, um ihren Entbehr aus fremden Gebiete zu beschränken oder gar zu vereiteln. In dieser Absicht haben sie die fremden Künstler und Arbeiter durch ihre Privilegien und hohe Belohnungen aus entfernten Ländern zu sich zu locken getrachtet. Diesemnach haben sich viele in allerhand Manufacturen als geschickt und erfahren angebende Personen, welche geglaubt America bedürfe ihrer, und es würde der Congreß dem Exempel jener Fürsten folgen, angeboten herüber zu kommen. Ihre Bedingnisse waren: Man solle ihnen ihre Reisekosten vergüten, sie mit Land beschenken, reichlich salariren, und ihnen auf viele Jahre ausschließliche Privilegien ertheilen.

Diese Leute aber werden aus der Durchlesung der americanischen Staatsverfassung ersehen, daß der Congreß zu dergleichen Unternehmungen keine Macht, noch eine dazu gewidmete Niederlage an Geld in Händen habe, und daß, wenn je eine solche Aufmunterung und Unterstützung Platz hat, man sich nicht an den Congreß, sondern an einen ihrer Staaten insbesondere wenden müsse, um die Einwilligung der Regierung zu erhalten. Diese aber ist bisher in America selten ertheilt worden, und wenn es auch geschah, so war es noch seltener mit einem glücklichen Erfolg. Das Land ist zu dergleichen Anlagen noch nicht reif genug, um einzelne Privatpersonen zur Errichtung großer Fabriken anzuspornen. Die Handarbeit ist allda überhaupt noch allzu

theuer,

theuer, und es fällt sehr schwer, die Leute beysammen zu halten. Ein jeder will sein eigner Herr und Meister seyn. Dies kann er auch bald, wegen des wohlfeilen Preises der Grundstücke, verläßt seine Handthierung, und erwählt sich die Landwirthschaft.

Einigen Manufacturisten ist es zwar in der That gelungen, und es hat ihnen Vortheile gebracht; es sind aber nur solche, welche wenig Leute bedürfen, oder das mehrste mit Maschinen ausrichten. Viel Raum einnehmende Waaren, oder deren geringer Werth die Frachtunkosten nicht ertragen kann, können oft wohlfeiler auf der Stelle in America fabricirt, als von Aussen ins Land geführt werden. Eine solche Manufactur wird aller Orten einen glücklichen Fortgang gewinnen, wo ihre Producte stark gesucht werden.

Freylich erzeugen die Landleute in America viel Wolle, Hanf und Flachs, davon nichts ausgeführt wird; es wird aber alles auf der Stelle durch häusliche Handarbeit zum Gebrauch der Familie und des Gesindes verbraucht. Man hat zu verschiedenenmahlen in verschiedenen Provinzen Versuche gemacht, einen großen Vorrath von Flachs und Wolle aufzukaufen, mit dem Vorhaben, Spinnerinnen und Weber damit zu beschäftigen, und ansehnliche Gewerbe zum Verkauf der erzeugten Tücher anzurichten. Diese Projecte sind meistens ins Stecken gerathen, indem dergleichen Waaren vom nehmlichen Werth wohlfeiler aus Europa sind eingeführt worden. Wenn man die Regierungen um die Unterstützung dieser Unternehmungen mit Geld, mit Erhöhung des Ein-

fuhrzolles angegangen, so ist man gemeiniglich abgewiesen worden und das aus dem Grunde: daß, wenn das Land zu dergleichen Anlagen einmal tauglich geworden, so werden sie Privatpersonen aus eigenem Trieb und mit ihren eigenen Kräften mit Nutzen vornehmen; so lange aber das Land dazu noch nicht zu seiner Reife gelangt, so sey es eine Thorheit, die Natur zwingen zu wollen. Große Anlagen von Manufacturen erfodern eine Menge armer Leute, die ihre Arbeit um einen geringen Lohn verrichten. Dergleichen Arme findet man in Europa im Ueberfluß; aber nicht in America, bis das gesammte Land aufgenommen und angebaut worden. Alsdann werden alle die, so kein Land erhalten können, suchen angestellt zu werden, wie und wo sie ihre Nahrung erhalten können. In Frankreich z. E. sind die Seidengewerbe der Natur des Landes anpassend, wie das Wollengewerbe in England, weil sie die natürlichen Producte ihrer Länder sind, und den Grundstof reichlich selbst darreichen. Wolte England sich sowohl mit Seiden- als Wollenmanufacturen, und Frankreich sowohl mit Wollen- als Seidenmanufacturen abgeben; so müßten sie ihre widernatürlichen Unternehmungen durch gegenseitige Verbote und Ausschließungsgesetze, oder wenigstens durch Zollerhöhungen zu unterstützen trachten. Dadurch wird der Arbeiter in den Stand gesetzt, das Publicum mit einem höhern Preis seiner Waare zu belasten, und seinen Arbeitslohn zu erhöhen, daß er weniger arbeiten und mehr versaufen könne, ohne dadurch reicher noch glücklicher zu werden. Aus dieser Betrachtung will sich die americanische Regierung zur Unterstützung solcher Anlagen und Projecte nicht leicht bequemen. Vermittelst

telst dieser Vorsicht wird das Volk weder vom Arbeiter noch vom Kaufmann betrogen. Will dieser z. E. seine von Aussen her eingeführte und zum Markt gebrachte Schuhe zu theuer verkaufen, so kauft man sie vom Schuster; will sie sich dieser zu theuer bezahlen lassen, so nimmt man sie vom Krämer. — Auf diese Weise halten sich beyde Profeßionen im Gleichgewicht, und mäßigen eine der andern Gewinnsucht; doch erhält der Schuster in America eine weit höhere Belohnung seiner Arbeit, als in Europa. Er kann seinem in Europa zuvor erhaltenen Preis noch alle die Unkosten beysetzen, welche der Kaufmann für Fracht, Versicherung, (Assecuranz) Gefahr, Commißionen, Magazin oder Waarenlager u. s. w. nothwendig ertragen muß. Eben so verhält es sich mit den Arbeitern in allen andern Gewerben und Künsten. Daher kommt es, daß die Handwerker und Künstler insgesamt besser und gemächlicher in America leben als in Europa. Sind sie gute Wirthschafter, so legen sie sich einen tröstlichen Vorrath auf die Seite für ihre Kinder und alte Tage. Solche Leute können folglich mit Vortheil nach America kommen.

In den schon lange bewohnten Gegenden von Europa sind alle Künste, Handthierungen, Gewerbe, Profeßionen, Landpächtereien u. s. w. dermaßen angehäuft, daß es einem armen Manne schwer fällt, seine Kinder so fortzubringen, daß sie etwas erwerben und einen anständigen Lebensunterhalt erlernen und gewinnen können. Künstler scheuen sich für künftige Nebenwerber ihres Geschäftes, und weigern sich, Lehrlinge anders, als ums Geld oder Kost anzunehmen, wel-

ches die Aeltern oft ausser Stand sind, einzugehen. Daher wird die Jugend in Unwissenheit erzogen, und schlept sich fort in einem unthätigen Müßiggang, ohne irgend ein einträgliches Gewerbe zu erlernen, will er leben, so muß er ein Soldat, ein Knecht oder ein Schelm werden.

In America wird diese Furcht wegen der schleunigen Bevölkerung gänzlich gehoben, weil man allda keine Mitwerber von den Lehrjungen zu befürchten hat. Im Gegentheil, ein americanischer Künstler ist froh, Lehrlinge anzunehmen. Er hat eine gegründete Hofnung, aus seiner Arbeit einen Gewinst zu schöpfen, während der stipulirten übrigen Zeit seiner Lehre, nachdem er seine Kunst ausgelernet. Es fällt also einer mittellosen Familie sehr leicht, ihre Kinder unterrichten zu lassen. Denn die americanischen Profeßionisten sind so erpicht auf Lehrlinge, daß viele Meister den Aeltern eine Summe Geld geben, wenn sie ihnen ihre Knaben von zehn bis funfzehn Jahren ihres Alters, bis in ihr ein und zwanzigstes, das letzte Jahr ihrer Minderjährigkeit, als Lehrjunge überlassen und aufdingen lassen. Viele arme Aeltern haben bey ihrer Ankunft in America sich dieses Mittels bedient, und mit Abgabe ihrer Kinder in die Lehre so viel Geld erhoben, daß sie sich daraus mit einemmahl hinlänglich bereichert, um sich und ihre übrige Familie durch die Landwirthschaft nähren zu können.

Die Lehrcontracte werden in Gegenwart einer Magistratsperson geschlossen, welche die Bedingnisse der Vernunft und Gerechtigkeit gemäß reguliret. Da er sein erstes Augen-

genmerk auf die Bildung eines vernünftigen und nützlichen Bürgers richtet: so verbindet er den Meister durch eine förmliche schriftliche Acte eines Lehrbriefes, sich zu verpflichten: daß er nicht nur während den stipulirten Lehrjahren seinen Lehrknaben täglich mit Speise und Trank, mit Kleidung, Wäsche und Quartier, auch zu Ende der Lehrzeit mit einem vollständigen neuen Kleide versehen wolle, sondern daß er auch im Lesen, Schreiben und Rechnen sowohl, als in der Kunst oder Handthierung seines Meisters, oder sonst eines tüchtigen Profeßionisten, solle unterrichtet werden; wodurch er nachgehends seinen Unterhalt erwerben und im Stande seyn könne, auch seinerseits mit der Zeit eine Familie zu erziehen. Der Lehrjunge oder seine Angehörigen aber, erhalten diese Acte gedoppelt, und der Magistrat protocollirt dieselbe: damit man sich immer auf dieselbe berufen könne, im Fall der Lehrmeister seinen Verbindungen nicht pünktlich nachkommen wolte.

Dieses Verlangen der americanischen Meisterschaft, ihre Handarbeiter zu vermehren, bewegt sie, die Reiseunkosten der Ueberfahrt junger Leute beiderley Geschlechts zu bezahlen, wenn sie sich bey ihrer Ankunft dafür auf 1, 2, 3 bis 4 Jahre zu ihrem Dienst verdingen lassen. Solche, die ihre Kunst bereits erlernt haben, dienen auf eine kürzere Zeit, nach Maßgabe ihrer Geschicklichkeit und des unmittelbaren Werthes ihrer Arbeit. Und solche hingegen, die gar nichts erlernet haben, müssen sich auf mehrere Jahre verbinden, im Betracht des zu erhaltenden Unterrichts in einem Nahrungsgeschäfte, welches ihnen ihre Armuth nicht erlaubt hat, in Europa ihrem Vaterlande, zu erlernen.

Der fast durchgängige Mittelstand der Glücksgüter in Nordamerica nöthiget das Volk, sich zu seinem Unterhalt einen Nahrungsstand zu erwählen. Dadurch wird jenen Lastern in großem Maße vorgebogen, welche gewöhnlich aus dem Müßiggang entstehen. Eine stetige Beschäftigung und fleißige Industrie sind mächtige Bewahrer der Sitten und der Tugenden einer Nation. Daher sind böse Beyspiele in America der Jugend selten vor Augen. Eine trostreiche Betrachtung für tugendhafte Eltern.

Dieser können wir mit Grund der Wahrheit beyfügen, daß eine ernstliche Religion unter verschiedenen Benennungen nicht nur tolerirt und geduldet, sondern auch verehrt und ausgeübet wird. Die Gotteslaugnung ist allda unbekannt, der Unglaube rar und verschwiegen, so daß man ein hohes Alter in jenem Lande erreichen kann, ohne daß der wahren Frömmigkeit, weder von einem Atheisten noch von einem Ungläubigen etwas Anstößiges auffalle. Die Gottheit scheint ihre Billigung, und ihr Wohlgefallen an der wechselseitigen Duldung und Menschenliebe geäussert zu haben, mit welchen sich die verschiedenen Secten begegnen und behandeln, mit der merkwürdigen Glückseligkeit, mit welcher es ihr gefallen hat, das ganze Land zu begünstigen und zu segnen.

IV. Ueber

IV.

Ueber die Türken.

Fragmente einer Vorlesung gehalten im Jahr 1789.

Folgende Bemerkungen über ein Volk, das jetzt die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf sich zieht, wurden in einem litterarischen Zirkel in Halberstadt gelesen, und verdienen weiter bekannt zu werden; denn einige derselben sind scharfsinnig und neu, obgleich andre aus schlechten Quellen gezogen eben nicht richtig sind, und sich auf alte Vorurtheile gründen, und noch andre mit etwas zu leichter Sachkenntniß hingeworfen sind. Hieher gehört z. B. was der Verfasser von der Kriegskunst sagt, die er gutmüthig den Türken zutheilt, wovon diese rohen seltsam zusammengesetzten Völker doch nichts, gar nichts verstehn noch verstehn können, so lange sie sich auf der jetzigen niedern Stufe befinden. Ich habe über diesen zu wenig gekannten Gegenstand manches interessante gesammlet, das ich nächstens dem Publicum vorlegen werde.

v. A.

Die hervorstechende moralische Schlechtheit der Türken, welche vornehmlich in ihren Kriegen sichtbar wird, ist nicht sowohl Folge von verhältnismäßig größerer

Blindheit, Stumpfköpfigkeit und Ausartung der Menschennatur, sondern vielmehr Folge ihrer fanatischen Religion und des Drucks des verworfensten Despotismus eines Oberherrn, der mit Menschenköpfen wie mit Rechenpfennigen spielt. Unter solcher gewaltsamen Presse entsteht die nie auszugleichende schimpfliche Falte in dem Character eines Volks, das zwar seiner Natur nach etwas träge und langsam, aber nicht ohne viele vortrefliche Anlagen, nicht ohne vorzüglichen natürlichen Verstand und höherer Bildungsfähigkeit ist. Auch sind Gastfreyheit, Mitleiden, Wohlthätigkeit gegen Leidende und Unglückliche, Menschenfreundlichkeit und Dienstfertigkeit, keine dem Osmannen ganz fremde Tugenden; nur Schade, daß er sie gewöhnlich bloß an seinen Religionsgenossen und nicht an dem dürftigen, schmachtenden Gauer übt, daß er lieber seinen Hund oder andern Hausthier hilft, als dem Menschen, den er fremder Religionsmeynungen wegen anfeindet oder verachtet. So eingeschränkt der Werth dieser Tugend, so verwerflich diese moralische Engherzigkeit ist, so beweißt es doch, was es hier beweisen soll, daß nehmlich der Türk als Türk gegen Türken, nicht die verworfene Creatur sey, wozu der entferntere Europäer ihn macht.

In Absicht der Wissenschaften und Künste geb' ich im Ganzen, mit der Bedingung, daß man ihnen alle Kenntnisse nicht schlechterdings absprече, gern zu, daß sie noch im dunkeln Hintergrunde stehn, wohin erst nach veränderter Regierungsform und abgelegten Sclavensinn jenes wohlthätige Licht dringen wird, das zur höhern Cultur und Aufklärung führt.

Bey

Bey dem allen sind sie für nichts weniger als die allgemeinen Feinde aller Wissenschaft und Kunst anzusehn, in welchen Ruf einige barbarische Köpfe unter ihren Regenten und so manche Ausschweifungen des Pöbels sie gestürzt zu haben scheinen. Wer sich einen Begriff von dem Umfang ihrer Kenntnisse machen und die gewöhnliche Meynung von dem Haß der Türken gegen Wissenschaften und Künste durch Thatsachen widerlegt sehn will, der lese die gewiß sehr merkwürdige Schrift des Abt Toderini unter dem Titel: Letteratura turchesia, (türkische Litteratur) Venet. 1787. Der Verfasser hat sich von 1781 bis 1786 in Constantinopel aufgehalten; er ist also ein Augenzeuge und verdient gehört zu werden. Das Verzeichniß, das er von den Studien der Türken giebt, enthält folgende Artickel: Auslegung des Koran — Traditionen der Propheten — scholastische Theologie — Rechtswissenschaft — Staatswissenschaft — arabische Grammatik — Logik — Rhetorik — Moralphilosophie — Arithmetik (worin die Türken ausnehmende Fertigkeit besitzen) Algebra — Geometrie — Physik und Naturgeschichte — Medicin. (Sultan Mustapha ließ Boerhavens Aphorismen ins türkische übersetzen) — Chymie — Astronomie — Astrologie — Nautik — Poesie, (es giebt in Constantinopel eine türkische Academie der Dichtkunst) — Musik.

In Constantinopel sind ferner 13 Bibliotheken, von welchen 11 öffentlich sind. Ueber dem Eingang zu der ältesten, von Sultan Mohammed II. gestifteten Bibliothek steht die Aufschrift: **Das Studium der Wissenschaften ist ein göttliches Gebot für alle Gläubigen.**

Schon im Jahr 1726 wurde in Constantinopel eine Druckerey errichtet und die Typen sind selbst dort gegossen. Von der Zeit an ist eine nahmhafte Zahl von Büchern aus verschiedenen Wissenschaften in dieser Druckerey gedruckt, und sie hat, mancher Unterbrechung ungeachtet, bis jetzt ihren Fortgang.

Vorzüglich aber in Absicht ihrer Kriegskunst glaub' ich noch immer, daß sie ein günstigeres und ehrenvolleres Urtheil verdienen. Ich will nicht behaupten, daß sie, in Vergleichung mit mancher andern europäischen Macht, große Fortschritte darin gemacht haben; ich will einräumen, daß sie, in sofern Tactik mit den sublimsten Wissenschaften verbunden ist, von dem was die cultivirteren Europäer mit diesem Namen belegen, wohl keinen rechten Begriff haben: aber das scheint mir doch unläugbar, daß sie ein eigenthümliches System von Kriegführungsregeln, eine Kriegskunst kennen, die ihnen allein gehört, die sie sich selbst gebildet haben, und daß sie auf dem Umweg der Erfahrung endlich auch in manchen Stücken dahin gekommen sind und kommen mußten, wodurch andre früher oder kürzer durch Abstraction, Raisonnement und ausgebreitetere wissenschaftliche Hülfskenntnisse kamen. Die Geschichte unsrer Tage zeigt es doch, daß eine türkische Armee anders agirt und furchtbarer ist, als ein Schwarm nackter Mexicaner oder ein Haufen bewafneter Neger, daß sie mehr können als mit Streitäxten Köpfe spalten und mit Lanzen Herzen durchbohren.

Die folgenden Betrachtungen gründen sich auf die Geschichte. Mit dieser Urkunde in der Hand, wovon der eine le-

leserlicher, der andre unleserlicher; dieser richtiger, jener fehlerhafter; dieser vollständiger, jener mangelhafter; dieser vorurtheilsvoller und partheyischer; jener uneingenommen und unpartheyischer schrieb; wo also Wahl und Prüfung allerdings nöthig ist, führt denn doch der Menschenbeobachter die sichersten und bündigsten Beweise.

Der türkische Staat ward bey seinem Entstehn zu einer ganz militärischen Verfassung gebildet, er behielt sie in der Folge und hat sie noch jetzt. Despotische Regierungsform, daß Unterscheidende des Morgenlandes, entwickelte sich uranfänglich aus diesem kriegerischen System und blieb mit ihm aufs innigste verbunden. Durch Waffen ward das Reich gegründet, durch Waffen vergrössert und erhalten. Der schlaue Stifter des Glaubens der Osmannen kannte die Macht der durch religiösen Anstrich sancirten weltlichen Gesetze, verband in dieser Hinsicht Politik und Glaubenslehre, und machte durch solche wechselseitige Beziehung und Abhängigkeit voneinander den Coran zum Iure belli et pacis seiner Bekenner. Auf dieser Grundlage erhob sich ein großes Gebäude und wuchs zu solcher furchtbaren Höhe heran, daß seine Baumeister der Ruhe und Freyheit dreyer Welttheile drohen konnten. Wer von diesem Standpunct den Staat der Osmannen betrachtet, wird gestehn müssen, daß keine Tollkühnheit, keine blinde Wuth und thierische Wildheit hinreichen konnte, ihn zu gründen, ihm Gestalt, Größe und Bildung zu geben; daß die Nation, wenn sie ihre Eroberungssucht und Raubgier befriedigen, und muthigen, rüstigen und erbitterten Feinden ihr Eigenthum gewaltsam entreissen wolte, schon

schon früh gezwungen war, die Kriegführung zur Kunst zu erheben und höhere militärische Talente zu entwickeln.

Es ist wahr, barbarische Horden, rohe Völkerschaften haben ältere, mächtige Reiche überwältigt und neue gestiftet; aber wo ist auch nur eine, welche man den Türken an die Seite setzen könnte? — Vor der Mitte des neunten Jahrhunderts auch nicht einmahl dem Namen nach bekannt, drängt sich ein kriegerischer Haufen aus der tiefen Dunkelheit der äussersten Gränzen der Tatarey plötzlich mit unwiderstehlicher Gewalt hervor, zertrümmert das Reich arabischer Kalifen, schlägt die Kriegsheere der Perser, erobert Königreiche und Kayserthümer, wächst Jahrhunderte an Macht und Größe und erhält sich in seiner Riesengestalt nun schon bis zum Ende des Sechsten. Um solche Wirkungen hervorzubringen waren doch vorzügliche Kräfte, war eine größere, politische Consistenz und ein studirterer Plan, als roh seyende und roh bleibende Barbaren entwerfen und befolgen konnten, erfoderlich.

In jenem Plan lag besonders das vorzügliche Ansehn des Standes der Krieger, der, so viel Unheil, Aufruhr und Revolutionen er auch im Staat verursachte, dennoch nach dem einmahl gegründeten System keine gar zu große Einschränkung vertrug. Die mit diesem Stand verknüpfte ausgezeichnete Ehre war es, warum jeder, der sich zu heben und auszuzeichnen brannte, sich zu ihm drängte; und die immer lebendige Vorstellung von seiner Wichtigkeit und Unentbehrlichkeit für das Wohl des Reichs, war der Sporn,

we-

wenigstens dem, was dazu gehörte, mehrere und frühere Vollkommenheit zu geben. Mit den auf diesem Wege entwickelten tactischen Kenntnissen, mit den schon angeführten Bewegungsgründen zu Tapferkeit und unerschütterlichem Muth, mit einem geübten und abgehärtetem Heer war es in den Zeiten der osmannischen Größe möglich, jene Eroberungen zu machen und jene Unternehmungen auszuführen, die uns noch jetzt in Erstaunen setzen. Wie viele Beyspiele großer und glänzender Thaten liefert nicht die Geschichte dieses Reichs. Nicht etwa regellose Haufen weichlicher Asiaten waren die Besiegten und Ueberwundenen, auch die kriegerischsten und streitbarsten, in den Waffen geübtesten europäischen Nationen, auch Deutsche waren es oftmahls. Man wende mir nicht ein, auch diese kannten keine Tactic, also fochten wilde Haufen gegen wilde Haufen. Allenfalls ist dies bis zu den Zeiten des funfzehnten Jahrhunderts wahr, aber in den spätern, da unter allen Völkern Europens große Heerführer auftraten, die Muth und Weisheit, Vaterlandsliebe und ausgebreitete Kenntnisse miteinander verbanden, da die Wissenschaften wieder auflebten und zu höherer Schönheit empor wuchsen, da die Fürsten durch Einführung der besoldeten Soldaten und stehender Heere einen ganz andern Kriegsstand bildeten, da nach Erfindung des Schießpulvers der Gebrauch des Geschützes allgemein zu werden anfieng; da mußte nothwendig das Kriegswesen in Form einer besondern Wissenschaft gebracht und aus Tactik im weitesten Sinn des Worts um somehr ein eignes Studium gemacht werden, je weniger Leibesstärke und persönliche Tapferkeit vormahls ausser der Disciplin fast die einzigen erfoderlichen

Eigenschaften eines Kriegers, gegen die neuerfundenen fürchterlichen Waffen allein hinreichen konnten. Wie hätten die Türken unter diesen Umständen und bey so veränderter Art des Angrifs gegen ihre europäische Feinde sich zu halten vermocht, wenn ihre Heere bloß zusammengeraffte Haufen, ohne Disciplin, Regel und Ordnung, ohne bestimmte Verfassung und Grundsätze gewesen, wenn sie nicht Nachahmer ihrer Gegner geworden wären. — Ist die Geschichte türkischer Thaten glänzend, so ist es die Geschichte ihrer Regenten und Feldherrn nicht minder. Durch diese wurden jene hervorgebracht. Ein Orchan, ein Murad I. ein Mohamed II, Eroberer von Constantinopel, Bezwinger von zwey Kayserthümern, zwölf Königreichen und mehrern hundert Städten, ein Solymann II, ein Kiuperli Mustapha, Großvezier Solymanns III, sind Männer, welche ihrer kriegerischen Talente, ihres Geistes und Verstandes wegen Achtung verdienen.

Aber die Geschichte unsers achtzehnten Jahrhunderts, wirft sie nicht den abstechendsten Schatten auf den kriegführenden Muselmann? — Wir wollen sehn, wie fern das gegründet ist. Durch Eugens überlegne Größe hatten die österreichischen Waffen gesiegt und schreckliche Niederlagen der Pforte den Frieden zu Passarowitz abgenöthigt. Aber die gedemüthigte sammelte bald neue Kräfte, ein neuer Krieg entstand, die kayserlichen Heere wichen allenthalben, wurden geschlagen und der schimpfliche Belgrader Frieden zeigte Oesterreichs Unmacht und der Pforte Furchtbarkeit. Ein Feind, den nur Eugene demüthigen, der sich auch nach

den

den empfindlichsten Streichen sobald wieder aufrichten und seinen Sieger besiegen konnte, ist ein gefährlicher Feind, schwerlich durch wüthende wilde Tapferkeit allein, wahrscheinlich auch durch tactische Kenntnisse. Die letzten Kriege mit Rußland, — was beweisen sie? — Daß, so groß Rußlands Macht auch war, so wüthend, fanatisch, türkenähnlich seine Truppen auch fochten, dennoch ein Mann wie Peter der Große am Pruth so ins Gedränge kam, daß ohne weibliche List und ohne Bestechung unvermeidlich seine Vernichtung erfolgt wäre. Und in den folgenden Zeiten? — Daß, wenn gleich das Glück den Türken allenthalben den Rücken kehrte, die Russen das doch bey weiten nicht auszuführen vermochten, was nach dem Plan ihrer Souveraine ausgeführt werden solte; daß große entscheidende Begebenheiten, (wie z. B. die Verbrennung der türkischen Flotte bey Tschesme) oft vom Zufall, oder richtiger von kleinen Ursachen herrühren, und daß ein Reich von ungleich größerm Umfange, Macht und Cultur, über ein minder großes, minder mächtiges, minder cultivirtes zuletzt die Oberhand gewinnen muß.

Ist Fortschritt zu höherer Ausbildung und Vollkommenheit das allgemeine Gesetz der Geisterwelt, und ist, so weit die Geschichte reicht, wohl nie ein Volk, selbst der beschrieene Chineser nicht ausgenommen, Jahrhunderte auf einem Punct unbeweglich stehn geblieben, so kann man auch den Türken einen Zuwachs an Cultur nicht absprechen. Freylich wo die Regierung despotisch und die Religion fanatisch ist, da sind der Hindernisse ausgebreiteter Aufklärung zu viel, und der Fortgang kann nur langsam geschehn, die türkische, argwöhnische

nische Regierung tritt jede aufsprossende Pflanze, die ihr gefährlich zu seyn, oder zu werden dünkt, frühzeitig zu Boden. Dennoch entwischt hie und da eine ihrem Blick, oder scheint auch, bemerkt, dem Despotismus unschädlich; die Nation rückt mit Schneckenschlich vorwärts, wenn sie gleich anderer zusammentreffender Ursachen wegen, an Macht, Ansehn und politischem Einfluß verliert.

Es konnte nicht anders seyn, der vielhundertjährige Umgang mit Europäern, die häufigen Kriege mit ihnen und der Handel mit so vielen aufgeklärten Völkern, mußten die Türken endlich den Nutzen und die Nothwendigkeit vieler Dinge, die sie vorher nicht kannten oder nicht gebrauchten, allmählig einsehn lehren. Schon früh fiengen sie an, ihre Befestigungskunst zu verbessern und ihre Waffenrüstung zu vervollkommen. Wie weit sie es in letztern gebracht haben, beweisen ihre Feuer- und Seitengewehre, die sich durch Güte, Dauer und Schönheit vortheilhaft auszeichnen. An allen Arten von Waffen ist in- und ausserhalb der Arsenale ein großer Vorrath vorhanden. Jeder Türk ist mit den nöthigsten versehn, nicht als Soldat, sondern als Landeseinwohner; er bedarf ihrer zu seiner individuellen Sicherheit; der Bauer geht bewafnet hinter dem Pflug her, da er nie vor Anfällen von Mördern oder Räubern sicher ist. Auf solche Weise ist gewissermaßen die ganze Nation ein einziges großes Corps bewafneter und geübter Militz, und so fällt es weniger auf, wenn schleunig zusammengeraste Haufen, in dringenden Fällen ohne weitere Waffenübung sofort zum Gefecht angeführt werden, da sie schon zu fechten verstehn,

stehn, wenn ein Trupp frisch ausgehobener Syhahis gegen den Feind rennen muß, da die Türken bey ihren gewöhnlichen gymnastischen Spielen schon ihre Pferde haben tummeln, mit Lanzen haben werfen, sie ohne abzusitzen von der Erde wieder sammlen, um den Bauch des Pferdes sich herumschlingen und dem Lanzenwurf ausweichen lernen.

Der bekannte Graf von Bonneval versuchte es, das türkische Kriegswesen auf österreichischen Fuß einzurichten; der Sultan unterstützte ihn, seine Reform schien zu gelingen; aber er starb zu früh, ohne sichere und dauerhafte Einrichtungen zu Stande gebracht zu haben, und es fand sich kein ähnlicher unternehmender Kopf, der unter gleicher Begünstigung der Regierung an diesem wichtigen Werk fortgearbeitet hätte. Inzwischen haben die Türken doch von ihm den Grundsatz angenommen, nicht mehr wie in vorigen Zeiten ihre ganze Armee auf einmahl gegen den Feind zu führen, sondern sie zu vertheilen, um, wenn ein Heer geschlagen würde, Ersatz zu haben. Auch in der Stückgiesserey ist Bonneval ihr Lehrmeister gewesen, sie sind jetzt darin sehr erfahren nnd wissen die Metalle mit vieler Kunst zu schmelzen. Das Schießpulver, welches sie sonst von den Engländern kauften, lernten sie in neuern Zeiten durch den Unterricht eines Renegaten selbst verfertigen, und jetzt haben sie es darin schon so weit gebracht, daß sie fast kein auswärtiges gebrauchen. So hat Tott in vielen, zum Kriegswesen gehörigen Dingen sie eines bessern belehrt, aus dessen Händen sie unter andern auch das von dem Mufti eingesegnete Bajonnet angenommen haben. Je größer die Ab-

neigung der Türken gegen alle Neuerungen ist, desto merkwürdiger ist es, daß neuerlich einige Ausländer soviel über sie vermocht und so manches von ihren Vorschlägen durchgesetzt haben. Gewöhnlich machten diese sonst kein sonderliches Glück bey ihnen: der Grund davon lag in der Türken unbändigem Stolz und Eigendünkel, in der hohen Meynung von der Vortreflichkeit ihrer Staatsverfassung, in ihrer Religion, die sie alles was Ungläubige heißt, verachten lehrt, endlich aber auch in dem Eigenthümlichen ihrer despotischen Regierungsform, welche manches Project unausführbar oder überflüßig machte.

Diese despotische Regierungsform scheint mir eine wahre politische Merkwürdigkeit zu seyn. Eine Menge fremdartiger Grundsätze republicanischer und monarchischer Verfassung ist in dies Unterdrückungssystem überaus künstlich verflochten. Dahin gehört, daß die Pforte in Rücksicht auf Staatsökonomie alle die Klugheit und Vorsicht beobachtet, die in den cultivirtesten Ländern nur immer gebraucht werden kann. Geld zu sparen und den Schatz des Großherrn zu bereichern, ist die Haupttugend türkischer Finanzminister; sie besitzen eine eigenthümliche Geschicklichkeit in Erfindung neuer Auflagen und eben so viel Fertigkeit, sie wieder aufzuheben, sobald das Volk darüber murrt. — Wahrnehmung der auswärtigen Staatsinteresse ist ein anderer Punct, wodurch sich die türkische Regierung auszeichnet. Die studirteste Verstellungskunst, die schlauste Staatsintrigue steht ihr zu Gebot. Ohne Gesandten an auswärtigen Höfen zu haben, ist sie von allem, was an denselben vorgeht, durch

geheime Emissarien und Kundschafter immer aufs genauste unterrichtet, oft früher als die Gesandten der Mächte, von welchen die Rede ist. Griechen und Juden sind die Werkzeuge, wodurch sie dergleichen Nachrichten geschwinder, als irgend ein Cabinet in Europa zu erhalten wissen. *) Auf dem Tisch des Großveziers liegen die richtigsten Verzeichnisse von der Kriegsmacht der mächtigsten christlichen Fürsten in Europa, genaue Berechnungen von Schiffen und Truppen, umständliche Nachrichten von wechselseitigen Mißverständnissen, interessante Anecdoten von der innerlichen Verwaltung der verschiednen Regierungen und Schilderungen von den herrschenden Leidenschaften ihrer ersten Minister **). Im Krieg entwirft das Osmannische Cabinet oft die besten Plane, die aber in den neuern Zeiten gewöhnlich wegen der schlechten Ausführung scheiterten; nicht minder weiß es den kritischen Augenblick, da der vortheilhafteste Frieden zu erlangen ist, glücklich zu benutzen. — Häusliche Staatsklugheit ist endlich nicht zu verkennen in der unablässigen Sorge der Regierung, beständig einen reichlichen Vorrath von Lebensbedürfnissen und Bequemlichkeiten zu wohlfeilen Preisen zu haben. Bey der ungeheuren Volksmenge, die Con-

*) Beym Absterben des vorigen Königs von Frankreich, Ludwig XV, hatte man hievon in Constantinopel ein merkwürdiges Beyspiel. Der Großvezier machte den Todesfall fünf Tage vorher öffentlich bekannt ehe der Courier aus Frankreich die Nachricht dem französischen Gesandten, Grafen von St. Priest überbrachte. s. Habesci v. Osmann. Reich, S. 290. d. deutsche Uebers.

**) Habesci, S. 295.

stantinopel enthält, ist dieser Zweig der Polizey ein beschwerliches, mühvolles Geschäft, welches seinem Verwalter um so mehr Ehre bringt, da nach der Versichrung von Augenzeugen, nicht allein kein Mangel, sondern sogar täglicher Ueberfluß herrscht. — Wenn man mit diesen guten Seiten des türkischen Sultanismus nun wieder seine schlechten, schwarzen und abscheulichen Seiten vergleicht, so dünkt mich es werde schwer halten, an der Scale der Cultur unsrer Erdbewohner den Grad genau anzugeben, wo der Muselmann steht.

Ich breche hier diese allgemeinen Betrachtungen ab, um noch etwas über den gegenwärtigen Krieg der Türken sagen zu können. Das Urtheil der Kenner hat entschieden, daß durch den fehlerhaften Operationsplan der Oesterreicher, durch ihre Unthätigkeit in Verschanzungen von ungeheurer Ausdehnung und andre übel calculirte Maßregeln, die türkischen Heere im Bannat und an andern Orten zum Theil jene Ueberlegenheit bekommen haben, welche sie so fürchterlich gemacht hat; aber eben soviel hat gewiß auch ihr Grundsatz, den Krieg angriffsweise zu führen, und ihre in Stellungen, Märschen und Ueberfällen bewiesene Geschicklichkeit dazu beygetragen. Sey es, daß der Entwurf im Ganzen nicht das Werk des commandirenden Großveziers, sondern eines Fremden ist; es ist schon genug, daß er seinem türkischen entsagt, und klug genug, einem erfahrnen Rathgeber zu folgen; schon genug, daß ein so großes verschiedenartiges türkisches Heer sich nach europäischer Tactik regieren läßt. — Was die Befehlshaber der Osmannen betrift, so kennt sie der Europäer gemeiniglich zu wenig, um

ihre Fähigkeiten und Talente gehörig würdigen zu können; er beurtheilt sie daher bloß nach ihrem Kriegsglück und also nicht selten einseitig. So wenig verächtlich sie nun von dieser Seite bis in die Mitte unsers Jahrhunderts erschienen, eben so wenig kann man ihnen in Betracht dessen, was viele leisteten, ohne ungerecht zu seyn, wirkliche militärische Verdienste absprechen. Auch im jetzigen Kriege hat sich Jssuf Pascha so gezeigt, daß er mit Ehren wieder auftreten darf. Und wenn nicht alle Schilderungen des Admirals Hassan in öffentlichen Blättern und andern Schriften erdichtet sind, so ist er in der That ein ausserordentlicher Mann. Er ist der Wiederhersteller der vorher ganz verfallnen Seemacht; in einer Zeit von drey Jahren hat er vierzig Linienschiffe gebaut und wieder hergestellt; er hat selbst große Erfahrung in der Schifsbaukunst und in Ausrüstung der Flotten. *) Das mannigfaltige Unglück, daß er in dem jetzigen Krieg wider die Russen erfahren hat, ist nicht sein Verschulden, sondern die Folge des Mangels an Disciplin, Subordination und andrer Fehler bey der türkischen Marine.

Endlich noch ein Wort über den Muth und die persönliche Tapferkeit der Türken. „Man entweiht, sagt ein beliebter Schriftsteller, den Namen der Tapferkeit, wenn man sie den Türken beylegt; es ist nichts als Wuth barbarischer Horden.“ Ich glaube, ohne den Vorwurf der Partheylichkeit für die Nation zu verdienen, behaupten zu können,

*) Man sehe einen merkwürdigen Aufsatz über ihn, in dem Hannov. Magazin v. Jahr 1787. ingl. Habesci im 18. Kap. seiner obigen angeführten Schrift.

nen, daß dies Urtheil zu hart ist. Von dem größten Haufen ist es zwar in vielen Fällen wahr, daß er wüthet. Jeder Mann ficht einzeln, mit der ganzen Anstrengung seiner Kraft, ohne anhaltendes Aufmerken auf die Befehle seiner Obern, mit der ganzen brennenden Begierde, dem Feind zu schaden, wo und wie er kann. Ist er ohne Rettung, so wehrt er sich bis zum letzten Augenblick und stirbt lieber mit dem Säbel in der Faust, als daß er sich zum Gefangenen ergeben solte. Religionsfanatismus, natürliches Temperamentsungestühm, Haß gegen alles, was nicht Moslemim ist, Erbitterung, durch seinen Heerführer erweckt und gereizt, Wunsch, einem bedrückten und verhaßten Leben ein Ende zu machen, Verachtung des Todes, Vaterlandsliebe, die Aufopferung befiehlt, machen oft aus dem entschlossenen osmannischen Krieger, den tollkühnen, den wüthenden, den rasenden; aber auch eines würdigern Betragens ist er fähig, und der vorjährige Feldzug stellt zum auffallendsten Contrast uns in ihm Gemählde pestialischer Wildheit und edles Menschengefühls neben einander auf. Wem ist nicht aus öffentlichen Blättern die menschliche Behandlung der in der Veteranhöhle gefangen genommenen Oesterreicher und die Sorge, das von dem zurückgewichenen österreichischen Corps in Brand gesteckte Mehadia zu retten, bekannt? — So der Türk. — Aber erstlich, was ist und was thut denn der große Haufe in den christlich-europäischen Heeren? — Er ist ein kunstmäßig aus vielen tausend Individuen zusammengekettetes Ganze, durch lange, zum Theil gewaltsame Uebung zu lauter gleichförmigen, regelmäßigen Bewegungen ein- und zugerichtet; eine geschlossene Menschenmasse, welche

che durch Märsche, Schwenkungen, Stellungen, Verschanzungen, durch die fürchterlichste Wirkung des so schnell als menschliche Kraft es vermag gelößten Feuergewehrs, besonders des alles vernichtenden groben Geschützes, durch strenge Ordnung in dicht gedrängten Reihen beym Angrif, durch unbedingten Gehorsam gegen die Befehle des Führers, er führe wohin er wolle, Schlachten gewinnt oder verlohrengehn macht. Man vergleiche unbefangen und entscheide, ob, wenn man den türkischen gemeinen Soldaten nur wüthend nennen will, man den europäischen auf seiner gewöhnlichen Bahn tapfer nennen kann. — Und dann gehn wir vom Gemeinen zum Officier und zum Heerführer über, so dächt' ich doch, der Türk von besserm Stand und besserer Erziehung handle auch nach bessern Grundsätzen, und wenn sein ihm untergebener Haufen wüthet, könne er selbst sich als einen tapfern Mann im Gefecht, das heißt, mit Ueberlegung, mit Geistesgegenwart, ohne Schonung seines Lebens, wo sein Tod nützen kann, aber auch ohne rasende, zwecklose, nichtswürdige Aufopferung, kurz einem tapfern Europäer seines Ranges, ähnlich zeigen.

Aus allem, was ich bisher gesagt habe, ziehe ich schließlich, zur nochmahligen Uebersicht des Ganzen, mein Glaubensbekenntniß, in folgende Resultate zusammen:

Die Türken stehen in der Cultur hinter andern Europäern noch weit zurück, aber Barbaren sind sie nicht mehr; sie haben keine große Kenntniß von europäischer Tactik, aber doch Begriffe von systematischer Kriegskunst; sie sind zwar oft wüthend in ihren Kämpfen,

 aber

aber auch wahrer kriegerischer Tugenden nicht unfähig; man kann ihnen Tapferkeit beymessen, ohne diesen Namen zu entehren; sie sind auf dem Wege der Erfahrung langsam zu vielen gelangt, was andre nach Regeln früher und geschwinder gefaßt haben; sie sind durch ihre elende Regierungsform allgemach verderbter und ohnmächtiger, aber noch nicht verachtungswürdig geworden; sie müssen einem nach den besten Regeln der Tactik gebildeten muthigen europäischen Heer endlich unterliegen; aber sie werden jeden Sieg theuer verkaufen und für jede Macht noch immer ein furchtbarer Feind bleiben.

Stubenrauch.

V.

Merkwürdige Verschwörung eines Negers, auf der Insel St. Domingo. *)

Le crime a ses héros, l'erreur a ses martyrs.

Voltaire Hen.

Die Geschichte berüchtigter Bösewichter müßte aus den Jahrbuchern der Nationen verlöscht werden, wenn nicht ein treues Gemählde ihrer Verbrechen dazu diente, sie noch verhaßter

*) Der Verfasser mag die Erzählung dieser Geschichte etwas ausgeschmückt haben; aber die Wahrheit, welche zu Grunde liegt, ist ausser Zweifel.

haßter zu machen. Schriftsteller welche es würdigten, ihre Talente damit zu beschäftigen, die Verdorbenheit einiger Ungeheuer ans Licht zu stellen, haben vielleicht nicht weniger zur Glückseligkeit des Menschengeschlechts mitgewirkt, als die welche bloß Tugenden schilderten.

Der Neger, welcher den Gegenstand meiner Erzählung ausmacht, war zwar nicht so glücklich als Mahomed und Cromwell; aber aus dem was er that, mag der Leser urtheilen, was er gethan haben würde, wenn er sich in derselben Lage befunden hätte, in welcher jene beyden ehrsüchtigen Fanatiker waren. Die Sache bedarf keiner Uebertreibung, um zu beweisen, wie schrecklich und gefährlich seine Plane waren: denn vor ohngefähr 25 Jahren zitterten noch alle Bewohner von St. Domingo vor dem Namen Makandal.

Dieser Neger, aus einem von den Ländern Africa's gebürtig, welche an den Atlas gränzen, schien von vornehmer Herkunft zu sein; denn er hatte eine viel bessere Erziehung genossen, als die Neger gewöhnlich zu genießen pflegen. Er konnte die arabische Sprache lesen und schreiben, und ist nicht der einzige Neger, welcher bey gleichen Talenten, durch ein widriges Schicksal, in den Zustand der Sclaverey gerieth. Makandal besaß auch eine starke, natürliche Anlage zur Musik, Mahlerey und Bildhauerkunst, und hatte, ob er gleich erst 12 Jahr alt war, als man ihn nach Westindien brachte, schon sehr gute Kenntnisse von der Arzeneykunde seines Vaterlandes und von den Eigenschaften der Pflanzen,

welche in der hitzigen Zone so nützlich und oft so gefährlich sind.

Makandal wurde nach St. Domingo geführt und an einen Pflanzer ohnweit Cap François verkauft. Durch seine Kenntnisse und Fleiß gewann er bald die Liebe seines Herrn, und erwarb sich die Achtung seiner Mitsclaven durch die Bemühungen, ihnen Vergnügungen zu verschaffen, ihre Lustbarkeiten zu vermehren, und ihre Krankheiten zu heilen, wenn sie schon längst aller Kunst europäischer Aerzte getrotzt hatten. In kurzem war er die Seele aller ihrer Zusammenkünfte und Reigen. Von einem Ende der Insel bis zum andern jammerten Kranke, die man schon längst als unheilbar aufgegeben hatte, nach dem Makandal, und sandten zu ihm, ihn um das Blatt oder die Wurzel eines Krauts zu bitten, das ihnen in den meisten Fällen Hülfe verschafte.

So war der junge Makandal bloß durch Wohlthätigkeit und Geschmack an Vergnügungen bekannt. Glücklich! hätt' er seine Talente stets zu unschuldigen Zwecken gebraucht; aber sie wurden bald die Quelle der gröbsten Verbrechen.

In einem Alter von 15 bis 16 Jahren entflamte die Liebe seine Brust und beherrschte ihn mit der schrecklichsten Gewalt. Indessen noch nährte er keine ausschließende Leidenschaft für einen besondern Gegenstand; sondern jedes Frauenzimmer, das nur irgend Reize besaß, nahm Theil an seiner Liebe und entflamte sein Gefühl. Seine Leidenschaft ward stärker und heftiger, je häufiger die Gegenstände wurden, welche sie aufregten. Er hatte allenthalben eine Geliebte.

liebte. Man weiß, daß bey den Negern der Genuß dem Verlangen schnell folgt, und daß Ueberdruß und Gleichgültigkeit die gewöhnlichen Folgen davon sind. Makandal hingegen schien in die, welche zu seinen Seligkeiten beygetragen hatten, noch immer verliebter zu werden, und mit stolzer Eifersucht das Reich seiner Liebe zu vertheidigen.

Der Aufseher über die Pflanzung zu welcher er gehörte, verliebte sich in ein schönes, junges Mädchen, welches auch schon Makandals Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte. Der Leser kann leicht denken, wie verlegen ein Mädchen seyn mußte, das zwischen einem strengen und despotischen Herrn, und dem schönsten aller Neger dieses Landes wählen solte. Doch ihr Herz neigte sich zu ihresgleichen hin und verwarf die Anträge des Aufsehers.

Dieser, rasend über eine solche Kränkung, entdeckte, daß Makandal die Ursache davon sey, und schwur ihm Rache. Aber Makandal verrichtete, ungeachtet seiner nächtlichen Wanderungen und der Zeit, welche er dem Vergnügen widmete, seine Geschäfte mit so vieler Pünctlichkeit und Eifer, daß er sich nie der geringsten Züchtigung aussetzte: ein Umstand, der in einem Lande, wo die Peitsche den Körper unglücklicher Neger beständig zerfleischt, und das Herz des Europäers, das durch die Gewohnheit gegen die schrecklichsten Schauspiele noch nicht abgehärtet ist, täglich von Grausen und Mitleid erfüllt wird, sehr auffallend ist.

Der Aufseher, welcher es sehnlich wünschte, den Makandal bey einem Fehler zu ertappen, verdoppelte seine Wach-

sam-

samkeit. Aber vergebens: dem Sclaven war nie etwas vorzuwerfen. Da endlich sein Nebenbuhler sahe, daß er keine Ursache finden konnte, ihn zu bestrafen; so sann er auf einen Vorwand. Eines Tages also, da sie mitten in einer Zuckerpflanzung waren, befahl er ihm, sich auf den Bauch hinzustrecken, um funfzig Peitschenschläge zu empfangen. Makandals Stolz empörte sich bey dieser Ungerechtigkeit. Anstatt sich zu demüthigen und alle andern Sclaven, die erstaunt und mitleidsvoll da standen, zur Fürbitte und Vermittelung aufzufodern, warf er vielmehr seinem Nebenbuhler alle Geräthschaften zur Arbeit verächtlich vor die Füße und sagte, ein so grausamer Befehl sey ihm das Signal zur Freyheit. Auf frischer That rannte er nach den Gebirgen zu und war so glücklich zu entkommen, troß der Wuth des Aufsehers und der scheinbaren Verfolgung der Neger, welche sich wenig Mühe gaben ihn einzuholen.

So der ungerechten Strafe eines europäischen Despoten entgangen, verband er sich mit den Maronen oder entlaufenen Sclaven und es verflossen zwölf Jahre ehe er erwischt werden konnte. Demungeachtet unterhielt er noch immer einen Briefwechsel mit seinen sonstigen Mitsclaven, und es wurde kein Fest, das irgend von Wichtigkeit war, unter ihnen gefeyert, auf welchem er nicht ihr Coryphäus gewesen wäre. Aber nun, wie kamen die Neger dazu, ihren Freund, ihren Tröster, ihren Propheten zu verrathen? denn er hatte List genug sie endlich glauben zu machen, daß er übernatürliche Kräfte und göttliche Offenbarungen habe. Er hatte nehmlich am Obertheil eines aus Pommeranzenholz verfertigten

tigten Stocks mit vieler Kunst eine kleine menschliche Figur ausgeschnitzt, welche, sobald man am Hintertheil des Kopfs etwas drückte, Augen und Lippen rührte und lebendig zu seyn schien. Von dieser Puppe behauptete er, daß sie ihm jede ihr vorgelegte Frage beantworte und Orakelsprüche gebe. Es ist auch gewiß, daß er sich nie geirrt habe, wenn er durch sie jemanden den Tod vorherverkündigen ließ.

Die große Kenntniß, welche Makandal von der Kräuterkunde hatte, setzte ihn in den Stand, auf St. Domingo verschiedene Giftkräuter zu entdecken, wodurch er sich seinen ausgebreiteten Ruhm vorzüglich erwarb. Ohne die Mittel zu nennen, denen er sich bediente, pflegte er zu prophezeien, daß dieser oder jener Neger, diese oder jene Negerin, die oft 50 Meilen entfernt von ihm lebten, noch an demselben Tage oder den nächsten Morgen sterben würde; und die, welche diese Prophezeihung hörten, vernahmen bald mit Schrecken, daß sie erfüllt sey.

Die Art, wie er Verbrechen verübte, welche nicht eher entdeckt wurden, als bis er sie aufs äusserste übertrieb, war folgende: Die Neger lieben alle den Handel und in unsern Colonien giebt es viele, welche in verschiedenen Pflanzungen europäische Waaren herumtragen, etwa so wie bey uns die Tabuletkrämer. Unter diesen hatte Makandal seine Schüler und eifrigen Anhänger, vermittelst derer er jede gute und böse Handlung verrichtete, deren Ausführung er wünschte. Die Neger sind auch gewohnt die Tugenden der Gastfreundschaft mit dem gewissenhaftesten Eifer auszuüben,

und

und immer etwas Speise miteinander zu genießen, so oft sie sich, selbst nach der kürzesten Trennung, wiedersehn. Wünschte also Makandal irgend jemanden über die Seite zu schaffen, so miethete er einen von diesen Tabuletkrämern, der sein Freund war, einer solchen Person gewisse Kräuter oder Früchte zu geben, die, wie er sagte, einem jeden, der sie kostete, den Tod bringen würden. Anstatt auf den Gedanken zu kommen, daß Makandal die Frucht vergiftet hätte, zitterte ein solcher Mensch vielmehr vor der Macht des Zauberbildes, welches er auf seinem Stock trug, und vollstreckte die Befehle des vermeinten Propheten, ohne es zu wagen mit jemanden darüber zu reden. Das Schlachtopfer verschied, und Makandals Vorhersehung ward allenthalben gepriesen.

Seine Freunde fanden an ihm stets einen furchtbaren Rächer und seine Nebenbuhler, seine treulosen Geliebten, vorzüglich aber die, welche ihm Gefälligkeiten versagten, wurden gewiß das Opfer seiner Grausamkeit. Aber die Liebe, welche ihn so sehr begünstigt hatte, die Liebe, um derentwillen er unaufhörlich Verbrechen ohne Zahl verübte, verursachte endlich sein Verderben und brachte ihn in die gerechte Strafe.

Makandal hatte zwei Vertraute oder Gehülfen bey sich, welche sich blindlings seinem Dienst widmeten. Der eine hieß Tryßelo, der andere Myombe, und es ist wahrscheinlich, daß sie allein zum Theil mit den geheimen Mitteln bekannt waren, welche er gebrauchte um sich in Furcht und Achtung zu setzen.

Am

Am Tage pflegte er sich gewöhnlich in die hohen Margauxgebirge zurückzuziehen, und mit jenen beyden Häuptern eine Menge Maronen um sich her zu versammeln. Auf den beynahe unzugänglichen Gipfeln der Gebirge hatten sie ihre Weiber und Kinder, nebst einigen sehr gut angebaueten Pflanzungen; aber bisweilen kamen ganze bewafnete Schaaren dieser Plünderer, unter der Aufführung des Makandal, in die benachbarten Pflanzungen herab, Schrecken und Verheerung über sie zu verbreiten, oder diejenigen aus denselben zu verjagen, welche dem Propheten ihren Gehorsam versagt hatten.

Ueberdies hatte er mehrere junge Neger an sich gezogen, welche ihm von allem, was in ihren Pflanzungen vorgieng, Nachricht geben konnten. Unter diesen war auch Senegal Zami, 18 Jahr alt, schön wie Apoll im Belvidere, und voll Geistes und Muths.

Eines Sontags gieng Zami zu einem Gastmahl in einer Pflanzung, welche drey Meilen von der seines Herrn entfernt war. Der Tanz hatte, als er ankam, schon seinen Anfang genommen. Eine Menge Sclaven, die einen Kreis geschlossen hatten, standen, von Vergnügen und Bewunderung hingerissen da, und sahen einem jungen Mädchen aus Congo zu, deren Name Samba war. Sie tanzte mit einer gefälligen Anmuth und verband mit ihren Zauberblicken eine unschuldsvolle und einnehmende Bescheidenheit. Ihr Wuchs war schlank und in ihren anmuthsvollen und ungekünstelten Bewegungen glich sie dem zarten und biegsamen Rohr, wel-

ches

... wehenden Lüftchen hin und her bewegt wird. Ihre ... unter den langen Augenliedern halb verborgenen ... schoßen tödtliche Strahlen. Die Weiße ihrer Zähne übertraf den Schnee, und eine Gesichtsfarbe so schwarz als Ebenholz erhöhete ihre unvergleichlichen Reize noch mehr. Kaum hatte Zami sie gesehn, als er in seinem Herzen schon die ersten Eindrücke der Liebe spürte. In demselben Augenblick lenkte das Glück die schönen Augen der Samba auch auf den Zami hin und sie wurde von demselben Pfeil verwundet, welcher so eben das Herz des jungen Negers durchbohrt hatte.

Nachdem der Tanz vorbey war, suchte einer des andern Gesellschaft um einiger glücklichen Augenblicke beysammen zu genießen; und bey der Trennung versprachen sie sich einander so oft als möglich zu besuchen. Beyde waren den ganzen Tag mit der Arbeit beschäftigt; aber sobald die Sonne am Horizont untergieng, kamen sie an einem abgelegenen Ort zusammen, wo sie mitten in einem Lustwalde von duftenden Pommeranzenbäumen, auf einem stets mit Grün geschmückten Rasen, unter einem heitern nie durch Wolken getrübten Himmel, in Gegenwart funkelnder Sterne, durch nächtliche Stille begünstigt, die heißen Zusicherungen ihrer Liebe erneuerten, und sich einander durch die zärtlichsten Umarmungen, über die Nothwendigkeit trösteten, die ihre Lage ihnen auflegte, sich noch ehe Aurora den Himmel verguldete voneinander zu trennen.

Diese Glückseligkeit dauerte beynahe sechs Monate, als Samba fühlte, daß sie bald Mutter werden würde. Es ist un-

unmöglich, Zami's Freude zu beschreiben als er diese Neuigkeit hörte. Er war noch in dem Taumel seines Wahnsinns, als er bey Tages Anbruch die Samba verließ und bey dem Eintritt in seine Hütte den Macandal fand, der ihn erwartete. Macandal, der von Zami's Liebe und Glück nichts wußte, redete ihn also an:

„Zami, du kennst die furchtbare Kraft meines Zauber„bildes, freue dich also, daß du Gnade vor ihm ge„funden und sein Vertrauen verdient hast. Geh in „jene Pflanzung die schöne Samba zu suchen, welche „bis jetzt alle Gelübde ihrer Anbeter verschmähet und „mich schon länger als ein Jahr durch ein beständiges „Nein gekränkt hat. Bitte sie auf eine Erfrischung mit „dir fürlieb zu nehmen, und wirf, wenn sie im Begrif „ist zu essen, dies Pulver heimlich in den Calilou,*) „so wird er ihr das Leben rauben.“

Zami, bestürzt über diese Rede, warf sich dem Macandal zu Füßen, brach in Thränen aus und sagte: Macandal! wie könntest du es von mir fodern deiner Rache die vollkommenste Schönheit, die unser Land zieret, aufzuopfern? Wisse, ich bethe die Samba an, werde von ihr zärtlich wieder geliebt und ihre Liebe wird den unglücklichen Zami bald zu dem Vaternamen berechtigen.

Indem er diese Worte stammelte, umarmte er die Kniee des wilden Macandal, welcher von Zorn entbrannt, einen glück-

*) Eine Suppe, welche die Neger aus einer gewissen Art Pflanzen machen.

glücklichen Nebenbuhler vor sich zu sehn, den Degen zog, und ihn ohne Zweifel seiner Rache aufgeopfert haben würde, wenn er nicht die Stimmen einiger Europäer gehört hätte, welche ihre Sclaven zur Arbeit riefen. Er behielt also bloß so viel Zeit, sich selbst in der größten Geschwindigkeit in Sicherheit zu setzen, und ohne weiter an die Folgen zu denken, ließ er das Giftpulver in den Händen des Zami.

Zami beschloß sogleich dem Aufseher alles zu entdecken: aber er scheuete sich noch immer vor dem Macandal, dessen Zauberbild er fürchtete, und hielt daher für rathsamer zu schweigen.

Der Tag schien ihm unerträglich lang. Er war in tiefer Traurigkeit und Unruhe; aber nach vollendeter Arbeit, eilte er wieder zu seiner geliebten Samba in den Pommeranzenwald.

Sie war noch nicht da. Lange schwebte ihr Geliebter zwischen Furcht und Hofnung und erwartete sie mit unbeschreiblicher Ungeduld. Jeden Augenblick glaubte er das Rauschen ihrer Tritte zu hören; das kleinste Geräusch, die geringste Bewegung der Bäume vermehrten die Täuschung, und machten sein Herz für Freude klopfen. Aber als er gewahr ward, daß die bestimmte Stunde vorbey sey, bemächtigten sich die fürchterlichsten Ahndungen seiner Seele; er überließ sich den schrecklichsten Vermuthungen und gab alle Hofnung auf, den theuern Gegenstand seiner Liebe zu sehn, denn schon verkündigte ihm der große Bär die Mitternacht. Von Ungeduld getrieben eilte er nach der Wohnung seiner

Samba.

Samba. Die Besorgniß eine fremde Pflanzung zu stöhren, konnte sein Verlangen nicht unterdrücken und ihn noch länger abhalten zu untersuchen, was mit seiner Geliebten geworden sey.

Aber wer kann die Bestürzung, den Kummer und die Verzweiflung des unglücklichen Zami beschreiben, als er schon vor der Hütte seiner angebetheten Samba das Klagegeschrey einiger Negerinnen hörte, und beym Hereintreten seine Geliebte auf einer Decke hingestreckt sahe. Er stürzte auf sie zu. Noch einmahl öfnete sie ihr sterbendes Auge, streckte ihre Hand nach ihm aus, stammelte den Namen Zami und — starb.

Zami sank halbtodt neben sie nieder. Man trug ihn sinnlos hinweg und erzählte ihm erst den andern Morgen, daß eine Negerin mit Waaren in der Pflanzung gewesen wäre und mit der Samba gespeißt hätte. Nun entdeckte er, was er von Macandals Absichten wußte und zeigte das Pulver, welches von einem Chemiker auf Cap Francois untersucht und für das schrecklichste Gift erklärt wurde.

Jetzt fieng man an, die Ursache von so vielen plötzlichen Todesfällen zu argwöhnen, welche unter den Negern vorfielen. Man zitterte, wenn man an die Gefahr dachte, welche der ganzen Colonie drohete. Die Friedensrichter wurden im ganzen Lande umhergeschickt, den Macandal zu greifen; aber sie zweifelten schon, daß es ihnen je gelingen würde, als Zami sich erbot, ihn in ihre Hände zu liefern.

Er bewafnete sich bloß mit einer Keule aus Guava-holz und lauerte ihm in einem hohlen Wege des Gebirges auf, in welches sich Macandal zurückgezogen hatte. Er hatte hier schon fünf Tage gewartet, als er endlich am sechsten den Macandal mit zwey bis drey Maronen hörte angetrabt kommen. Zami sprang plötzlich auf und schlug die beyden Gefährten des Macandal zu Boden. Macandal zog seinen Degen um dem Zami einen Streich zu versetzen; allein dieser schlug ihm denselben mit seiner Keule aus der Hand, stürzte wie ein Pfeil über ihn her, hielt ihn fest, band ihm mit seinem langen Gürtel die Hände auf den Rücken, und schleppte ihn so nach Cap.

Einige von Macandals Vertrauten wurden ebenfalls eingezogen und gestanden, da sie auf die Folter gespannt wurden, das Geheimniß der Vergiftung. Noch mehr! sie erklärten sogar, daß Macandals Absicht gewesen sey, den größten Theil der Pflanzer im Geheim aus dem Wege zu räumen, oder sie wenigstens durch Vergiftung aller der Sclaven zu Grunde zu richten, welche ihnen anzuhängen schienen: daß er endlich das ganze Geschlecht der Weißen durch ein allgemeines Blutbad hätte ausrotten und sich dadurch zum Befreyer und Herrn der ganzen Insel machen wollen.

Die Gewißheit dieser fürchterlichen Verschwörung wurde auch noch durch das Zeugniß mehrerer andern von den Vertrauten Macandals bestätigt; obgleich er selbst nie etwas eingestehn wolte, sondern seine Kühnheit und Fanatismus sogar noch mitten in den Flammen behielt; indem er

zu-

zuversichtlich vom Scheiterhaufen herabrief, das Feuer werde seinen Körper respectiren, anstatt zu sterben, werde er bloß seine gegenwärtige Gestalt verändern und, um sein Volk zu beschützen, entweder als eine große Mücke, als Vogel oder als Schlange, noch ferner auf der Insel bleiben. Seine Rede machte die unwissenden Neger glauben, daß sein Zauberbild ihn erhalten würde; und diese Meynung schien auch auf einige Augenblicke durch einen sonderbaren Umstand begünstigt zu werden. Man hatte nehmlich einen Pfahl in in die Erde geschlagen an welchem ein Scheiterhaufen von Wasen errichtet und Macandal vermittelst eines hölzernen Halsbandes fest gemacht war. Die Anstrengung seiner Kräfte war, als man den Scheiterhaufen anzündete, so groß, daß er den Pfahl ausriß und mit demselben zehn bis zwölf Schritte mitten durch die Zuschauer gieng. Den Augenblick schrien alle Neger: ein Wunder! Aber ein Soldat, welcher grade in der Nähe war, bewieß ihnen bald durch einen Hieb mit seinem Säbel, daß er mächtiger sey als der vorgebliche Prophet, welcher nun wieder auf den Scheiterhaufen geworfen wurde und eine Strafe litte welche für ihn so gerecht war.

Dies war die Ursache der durch Gift angerichteten Verwüstungen auf der Insel St. Domingo, wo dergleichen Bosheiten zwar seltener geworden, aber noch nicht ganz ausgerottet sind.

Was den Zami betrift, so nahm er sich, nachdem er seine unglückliche Samba gerächt hatte, selbst das Leben, um wie er hofte, mit einer Geliebten wieder vereinigt zu werden, ohne welche ihm das Leben eine unerträgliche Bürde schien.

VI.

Mystische Zahlen.

I. Drey.

Drey ist von abergläubigen Schriftstellern über verborgne Philosophie als eine unzusammengesetzte, ganze, vollkommene und höchst wirksame Zahl verehrt. So sind drey Personen in Gott und drey theologische Tugenden in der Religion, und daher ist diese Zahl vorzüglich in abergläubischen, magischen Versuchen und den heiligeren Ceremonien der Religion verehrt.

Virgil sagt:

Numero Deus impare gaudet,
(Gott liebt die ungleiche Zahl.)

Und anderswo:

Necte tribus nodis ternos, Amarylli, colores:
Necte, Amarylli, modo; et, Veneris, dic, vincula necto.
(Bucol. Ecl. 8.)

Shakespear, der uns drey Hexen im Macbeth giebt, läßt die eine ausrufen:

Thrice the brindled cat hath mew'd,
(Dreymal hat der Kater miaut.)

und die andre:

Twi-

Twice and once the hedge-pig whin'd,
(Dreymahl schrie das Leichhuhn laut!)

Und Gay, in seinem vierten Pastorale, läßt Homelia so ihre Zauberey beschreiben:

With my ſharp heel i three times mark'd the ground,
And turn me thrice around, around, around,
(Mit meiner spitzigen Ferse zeichnet' ich dreymahl den Grund
Und drehte dreymahl mich rund herum, rund herum, rund).

Es mag in der That sonderbar seyn, zu bemerken, daß alle Objecte aus drey Dingen bestehen — Anfang, Mittel und Ende, und daß das ganze Zeitmaaß in derselben Zahl eingeschlossen ist, nehmlich Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

Alle Größe ist in drey enthalten: Linie, Fläche und Körper. Und jeder Körper besteht aus drey Räumen: Länge, Breite und Dicke.

Harmonie enthält drey vollkommne Consonanzen: Oktave (Diapason), Quinte (Hemiolon), Quarte (Diatessaron).

Da sind drey Arten von Seelen: vegetative, sensuelle, intellectuelle.

Der Verhältnisse verkäuflicher Güter sind gleichfalls drey: Zahl, Gewicht und Maaß.

Magische Schriftsteller gründen ihr System auf die Idee von drey Fürsten der Welt: Oramasis, Mitris, Aramnis, d. i. Gott, Seele und Geist.

Das Quadrat von drey giebt die Zahl neune, welche für eben so mystisch gehalten ist, weil man neun Klassen von Intelligenzen annimmt u. s. w.

Die, welche sich gern in den Wolken zeigen, sagen, daß es unter den Intelligenzen drey Hierarchien englischer Geister gebe; drey intellectuelle Kräfte: Gedächtniß, Verstand und Wille, und drey Klassen der Seeligen: Märtirer, Bekenner und Unschuldige.

Die Alten glaubten drey sey die Zahl der Gratien, der Parcen, der Furien und der Richter, nehmlich Minos, Aeacus und Rhadamantus.

Sie beschreiben Cerberus gleichfalls mit drey Köpfen. Wir lesen von einer dreyfachen Hecate und den drey Monden der jungfräulichen Diane.

Eins der größten Mysterien unserer Religion ist das von den drey Personen in einer.

Aus derselben Quelle schöpfen wir die Idee von den drey Zeiten, der Natur, des Gesetzes und der Gnade, und von den drey theologischen Tugenden, des Glaubens, der Hofnung und der Liebe.

In der Schrift wird uns ebenfalls erzählt, daß Jonas drey Tage im Wallfischbauche und Christus eben so viel im Grabe gewesen sey. ——

II. Sieben.

Sieben steht vielleicht der drey nicht nach, und scheint sich durch die Ordnung der Dinge auf eine eben so eigenthümliche und wunderbare Art zu verbreiten.

Auf sieben paßt in der That nicht weniger, als auf drey, was Virgil sagt:

Numero Deus impare gaudet.

Sie besteht wirklich aus zwey Dreyen mit einer Einheit verbunden, und wurde von den Pythagoräern das Vehiculum des menschlichen Lebens genannt, indem der Körper vier Elemente enthält, Erde, Feuer, Luft und Wasser und die Seele drey Kräfte, nehmlich Vernunft, Verabscheuungs- und Begehrungsvermögen, — welche die ganze Zahl sieben ausmachen.

Die äusserste Höhe des Menschen, einige sehr wenige Fälle freylich ausgenommen, ist sieben Fuß, und die Dimensionen des Körpers werden durch sieben Grade ausgefüllt, nehmlich Mark, Knochen, Nerven, Venen, Arterien Muskeln und Haut.

Diejenigen, welche Hungers sterben, leben nicht über sieben Tage, und alle Aerzte der alten Schule glauben nach dem siebenten Tage am beßten ihr Urtheil über Krankheiten geben zu können.

Der Unterschied der Töne geht bis zum siebenten Grade, nach welchem eine Umwälzung erfolgt. So ist auf ei-

nem Klavier oder einem andern Instrument, wenn sieben Noten angegeben sind, die achte bloß eine Wiederholung der ersten, entweder eine Octave höher oder eine Octave tiefer: eine Wahrheit, welche von Hayde dem Componisten bis zum unwissendsten Lehrling, der Musik herab, bekannt ist.

Es sind sieben Modulationen der Stimme u. s. w.

Es sind sieben Zirkel am Himmel und sieben Sterne um den Nordpol, größer und kleiner, genannt Charles-Wain. Die Zahl der Sterne, welche die Plejaden ausmachen, beträgt gleichfalls sieben.

Es sind sieben Planeten in unserm System, und sieben Tage machen eine Woche.

Die Zeit, welche der Mond zu seiner Umkreisung des Zodiacus braucht, währt 28 Tage, welches aus viermal sieben besteht. Daher belaufen sich die Tage in einem Monat im Durchschnitt auf diese Anzahl.

Sieben Personen werden zu einer christlichen Versammlung erfodert, und es ist sonderbar genug, daß an einem gewissen populären Orte des Gottesdienstes in England, neulich die Menge des Volks, als es gezählt wurde, 119 betrug, nehmlich siebzenmal sieben.

Die Zahl der Metalle ist sieben, Gold, Silber, Quecksilber, Kupfer, Eisen, Zinn und Bley.

Sie-

Siebenfach ist die Farbe der Sonnenstrahlen und des Regenbogens.

Sieben ist die addirte Zahl der Puncte oben und unten oder zwey entgegengesetzter Seiten eines wirklichen Würfels.

Sieben wurde von den Pythagoräern für die emblematische Zahl der Jungferschaft gehalten, da sie weder generirt ist, noch generirt, und wenn sie verdoppelt wird keine Quantität hervorbringen kann, die in der Zahl zehn enthalten ist, welche gewöhnlich als die erste Grenze der Zahlen betrachtet wird.

Sieben ist überdem eine Zahl, die in der Bibel besonders ausgezeichnet und geheiligt wird.

So lesen wir in der Offenbarung von sieben Geistern die in der Gegenwart Gottes stehen, und sieben Lampen, die vor dem Throne Gottes brennen; von sieben goldnen Leuchtern, in deren Mitte einer gleich dem Sohn Gottes war, der in seiner rechten Hand sieben Sterne hat.

An eben dem Orte hören wir von den sieben Trompeten, dem Lamm mit sieben Hörnern und sieben Augen, und dem Buche mit sieben Siegeln versiegelt.

Die Bibel versichert, daß der siebente Tag der Tag der Ruhe des höchsten Wesens war; daß Enoch, ein frommer Mann, der siebente Nachkomme Adams war; daß die Sünde Kains bey dem siebenten Geschlecht

auf-

aufgehoben sey, und daß, wer ihn erschlüge siebenfach gestraft werden solle.

Die Sündfluth währte gleichfalls sieben Tage, und Noah hatte in seiner Arche von reinen Thieren und Vögeln sieben.

Abessa regierte in Israel sieben Jahr. Simson feyerte seine Hochzeit sieben Tage, war mit sieben neuen Stricken gebunden, und es wurden ihm, wie einige Schriftsteller sagen, sieben Haarlocken abgeschoren. Elias bethete siebenmal, ehe das Wunder erschien. Sieben Tage Hungersnoth wurden David für das Murren des Volks gedroht. Unser Heiland, heißt es, vertheilte sieben Brodte, und es wurden sieben Körbe mit Brocken gesammlet.

Nero unterhielt den Brand von Rom sieben Tage, und Jeder wird von den sieben Schläfern, den sieben Hauptkirchen in Rom und den sieben Klöstern gehört haben, die der h. Gregor erbauet hat.

Wenn wir einigen Schriftstellern glauben, so waren Adam und Eva sieben Stunden im Paradies, und nach der Schrift wurden sieben Männer vorherverkündigt, ehe sie geboren waren, nehmlich: Ismael, Isaiah, Simson, Jeremia, Johannes der Täufer, Jacobus und Christus.

So viel von der besonderen Natur der Zahl sieben, welche nicht nur von den Anhängern unserer eignen Religion verehrt wurde, sondern auch von einem der römischen Dichter

ter im Andenken erhalten ist. Folgendes ist eine Uebersetzung der Stelle, die ich hier meine, aus den Werken eines alten engländischen Schriftstellers genommen, der, wie der Leser sehen wird, mehr der lateinischen Sprache Meister gewesen zu seyn scheint, als der Kraft, Eleganz und Harmonie der Poesie.

„The ſeventh light is come, and then all things
„T'abſolve the father of all light begins.
„The ſeventh's of all things original,
„The firſt ſeventh, ſeven ſeventh we call
„Perfect, with wand'ring ſtars the heaven's volo'd,
„And with as many circles is round roll'd."

Wer hieran nicht genug haben solte, den verweise ich auf das Buch aller Bücher: Irthümer und Wahrheit u. s. w. aus dem Französischen, von Matthias Claudius. Breslau 1787.

Karl Reinhard.

VII. Nach-

VII.
Nachricht aus Mannheim.

(Eingesandt von der Churf. Deutschen gelehrten Gesellschaft.)

Mannheim, den 30. Brachmonat 1790.

Die kurfürstl. Deutsche gelehrte Gesellschaft hielt heute öffentliche Sitzung und beschloß damit den 15. Jahrgang ihrer Versammlungen. Herr Sambuga las eine Rede auf den Kayser Joseph II. Hierauf las der Geschäftverweser der Gesellschaft und kurfürstl. geheime Secretär und Professor, Herr Anton Klein, die Urtheile über die eingesandten Preisstücke. Die deutsche Gesellschaft setzte im verflossenen Jahre einen Preiß von 50 Ducaten auf das beßte ihr einzusendende Trauerspiel. Sie erhielt neun Stücke, unter welchen der Verschwörung wider den Czaar Peter den Großen, mit dem Denkspruche: Dulce est periculum, sequi Deum; als dem besten unter den eingesandten der ausgesetzte Preiß zuerkannt wurde. Sr. Excellenz, der Obervorsteher, Freyherr von Dalberg öfnete alsdann den verschlossenen Zettel mit dem Namen des Verfassers, und machte solchen bekannt. Es ist Herr Franz Kratter, königl. Caßier in Lemberg. Das ausführliche Urtheil über die sämtlichen Preisstücke wird in dem nächsten Hefte des pfalzbaierschen Museums erscheinen. Der Geschäftverweser beschloß die Sitzung mit der Vorlesung des folgenden Aufsatzes, welcher die neue Preisfrage für das

Jahr 1791 enthält: Der Abt Gieard, hat nach dem Urtheile der beßten Schriftsteller, in seiner Abhandlung über die französischen gleichbedeutenden Wörter (Synonimen) ein trefliches Werk geliefert. Roubaud hat gleiche Bahn betreten, und schätzbare Nachträge hiezu gegeben. Diese Werke zeichnen sich nicht nur durch scharfsinnige Auseinandersetzung des Unterschiedes der Bedeutung gemeldter Wörter aus, sondern auch durch einen schönen, unterhaltenden und an Sachkenntnissen reichhaltigen Vortrag. Herr Stosch hat im Deutschen gleiche Versuche gemacht, und sich großes Verdienst um unsre Vaterlandssprache erworben. Die deutsche Gesellschaft wünscht, daß nach und nach ein vollständiges deutsches Werk im Geist und Geschmacke des Herrn Gieard, in aller Rücksicht vortreflich ausgearbeitet, entstünde. Sie setzt zu diesem Zwecke einen Preiß von 25 Ducaten auf die beßte Bearbeitung einer beliebigen Anzahl deutscher Synonimen, deren Bedeutung bis jetzt entweder gar nicht, oder doch nicht auf die oben bemerkte Art untersucht worden ist. Man sagt darum eine beliebige Zahl, weil es bey Ertheilung des Preises mehr auf die Bearbeitung, als auf die Zahl der von den Verfassern gewählten Wörter ankommen wird. Die Preisschriften müssen vor dem 1. April 1791 an den beständigen Geschäftverweser der Gesellschaft und kurfürstl. geheimen Secretär und Professor, Herrn Anton Klein, mit einem Denkspruche und dem verschlossenen Namen des Verfassers eingeschickt seyn.

VIII.

Anhang.

No. 1.

Bey Herrn Joh. Gottl. Imman. Breitkopf sind an neuen Verlagsartikeln erschienen:

Bruckerii Iac. Institutiones historiae philosophicae, usui accad. juvent. adornatae. Edit tert. auctior et emendat. curavit Fried. Gottf. Born. 8. maj. 1 Rthl. 12 Gr.

Dictionnaire des artistes, dont nous avons des Estampes, avec une notice detaillée de leurs ouvrages gravés T. IV. gr. 8. 2 Rthl. 20 Gr.

Doederleins, D. F. Chr. auserlesene theologische Bibliothek. 4. Band. 98. 2 Gr.

Ueber den Schachspieler des Hrn. v. Kempeln, und dessen Nachbildung, mit Kupfern. gr. 8. 1 Rthl.

Kuppermanns, Versuch eines praktischen Handbuchs für Notarien, Sachwalter und Gerichtsactuarien. 2ten Theils erste Abtheilung. gr. 8. 1 Rthl. 8. Gr.

Meißners, G. A. Dialogen in Taschenformat. 1. und 2. Th. 1 Rthl.

Dessen Salustii bellum Catilinarium ins Deutsche übersetzt und mit hist. Anmerkungen erläutert. gr. 4. 2 Rthl.

Schoettgenii novum Lexicon graeco latinum in Novum Testamentum; a I. F. Krebsio aucto nunc denuo, multis observat. philolog. locupletavit M. G. L. Spohn. 8 maj. 1 Rthl. 12 Gr.

Albrechtsberger, G. gründliche und vollständige Anleitung zu Compositionen, durchaus mit practischen Beyspielen erläutert. gr. 4. 2 Rthl. 16 Gr.

Gerbers, E. L. historisches Lexicon der Tonkünstler, welches Nachrichten von dem Leben und Werken der musicalischen Schriftsteller, berühmten Componisten, Sängern, Meistern auf Instrumenten, Dillettanten, Orgel- und Instrumentmacher, sammt einem Verzeichnisse ihrer Bildnisse enthält. Zur Fortsetzung und Ergänzung von Joh. Gottfr. Walthers musicalischen Lexicon. 1. Th. A — M. gr. 8. 1 Rthl. 16 Gr.

Musicalischer Potpourri; oder Sammlung neuer Klaviersonaten, mit und ohne Begleitung, Sinfonien, Arien, Liedern rc. von verschiedenen Komponisten. 2. Heft. gfol.

Breitkopf, C. G. Terpsichore, oder Sammlung von Angloisen, Francoisen Quadrillen und karakteristischen Tänzen. 1. Fortsetzung in vollständiger Musik, nebst Figuren und Erklärung. gfol. 1. Rthl. 12 Gr.

No. 2.

Bey Friedrich Gotthold Jacobäer in Leipzig sind folgende neue Bücher herausgekommen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Merkwürdige in dem Archive der Bastille wirklich gefundene Inquisitionsakten, Protokolle und andre wichtige Papiere. Ein Beytrag zur Geschichtskunde und Menschenkenntniß. 8. 1 Rthl.

Mirabeaus Leben und Selbstgeständnisse. Nebst umständlicher und authentischer Nachricht des letzten pariser Aufruhrs, vom Präsident Mounier. 8. 10 Gr.

Ueber Seelengröße und Standhaftigkeit im Unglück. 8. 1 Rtl. 4 Gr.

Rahns, J. H. Abhandlungen von den physischen Ursachen der Sympathie, von dem Magnetismus und Schlafwandel, herausgegeben von D. Weise. gr. 8. 16 Gr.

Posselts Geschichte der Deutschen für alle Stände. 2ter Th. gr. 8. 1 Rthl.

Tissots, S. A. D. Abhandlung über die Nerven und deren Krankheiten, mit vielen Anmerkungen, deutsch herausgegeben

ben von D. J. C. G. Ackermann, 2te durchaus verbesserte und vermehrte Auflage, 1. Th. 8. 1 Rthl. 8 Gr.

Weilers erbauliche Belehrungen, 3. Bändchen. gr. 8. 12 Gr.

Das Leben eines Lüderlichen, ein moralisch-satyrisches Gemälde, nach Chodowiecki und Hogarth, mit saubern Titelkupfern, 1. Th. neue Auflage. 8. 1 Rthl.

Littegarde von Schlottheim, eine wahre Geschichte zur Erbauung aus der mittlern Zeit, erster Theil, neue Auflage. 8. 1 Rthl.

Klingers, F. M. neues Theater, 2 Theile, 8. 1 Rthl. 12 Gr.

Oriantes, ein Trauerspiel in fünf Akten. 8. 8 Gr.

Die Freunde, ein Lustspiel in fünf Aufzügen. 8. 8 Gr.

No. 3.

Da die patriotischen Vorsteher der Jenaischen Bürgerschaft, wie die Allgemeine Jenaische politische Zeitung No. 122. das mehrere besaget, mir 40 Acker Landes gegen einen mäßigen Erbzinß in der Absicht gegeben, daß die hiesigen Herren Studierende mit der Theorie auch die praktische Landwirthschaft näher kennen lernen, so habe ich zu diesem Behuf eine kleine Schrift versprochen, die ich binnen hier und der Michaelismesse zu liefern gedenke,

Diese Schrift wird 1.) die Gründe enthalten, daß die Kenntniß der Landwirthschaft allen Studierenden, besonders den zukünftigen Landpredigern nöthig sey. 2.) Die Beschreibung der Lage und Beschaffenheit der mir übergebenen Ländereyen. 3.) Wie die obbenannten 40 Aecker Leeden in den ersten zwey Jahren bewirthschaftet werden. 4.) Will ich diejenigen Versuche nahmhaft machen, die im Kleinen und Großen für hiesige gelehrte Mitbürger gemacht werden sollen.

Nach den darüber gefertigten Entwurf wird diese Schrift 10 Bogen stark, ich setze daher den billigen Preis von 8 Gr. Sächsisch, und da ich die sämmtlich einlaufenden Gelder als eine Beyhülfe bestimmt habe, die vielen zu einer solchen gemeinnützigen Anstalt nöthigen Dinge anzuschaffen, so wähle ich

den Weg der Pränumeration, jedoch so, daß auch bloß subscribirt werden kann, nur mit dem Unterschied, daß die Herren Pränumeranten ihre Exemplare auf Schreibpapier erhalten. Wer 10 Exemplare sammlet, erhält das 11te unentgeldlich. Die Namen der Herren Pränumeranten sollen dem Werkchen voran gesetzt werden. Alle wohllöbl. Postämter und Buchhandlungen werden von mir gebührend ersucht Bestellungen gegen gewöhnlichen Rabat darauf anzunehmen. Jena, den 3. Aug. 1789.

Georg Stumpf,
Fürstl. Fürstenb. Oekon. Rath und Mitglied der Kurmaynz. Akademie nützl. Wissensch.

No. 4.

Musikalische Anzeige.

Von einigen Kennern und Liebhabern der Musik aufgemuntert, wage ich es, eine kleine Sammlung von drey leichten Klaviersonaten, deren jede aus drey Sätzen besteht, dem Drucke auf Pränumeration zu übergeben. Der Pränumerationspreiß ist 12 Ggr. in Conventionsgelde, den Louisd'or zu 5 Rthl. und den Ducaten zu 2 Rthl. 20 Ggr. gerechnet. Man kann sich deshalb an die Breitkopfische Buchhandlung, allwo das Werkchen, welches ohngefehr 8 Bogen in groß Queerfolio beträgt, im Drucke erscheinen wird, oder an mich selbst, wenden.

Bis zu Ende des Octobers wird darauf Pränumeration angenommen: da alsdann das Exemplar 16 Ggr. kostet; und zu Weyhnachten dieses Jahres verspreche ich gewiß die Exemplare abzuliefern. Liebhaber, welche sich der Pränumerantensammlung unterziehen wollen, erhalten von 9 Exemplaren das 10te frey; bitte aber zugleich die Briefe und Gelder postfrey einzusenden. Die Namen der respektiven Herren Pränumeranten werden dem Werkchen vorgedruckt.

Sollte ich so glücklich seyn, meine erste Arbeit durch den gütigen Beyfall eines geehrten Publikums unterstützt zu sehen: so würde ich dadurch destomehr angefeuert werden, mich auf meh-

mehrere Fortschritte in der Musik zu befleißigen, deren Kenntnisse ich vorzüglich dem Unterrichte des Herrn Kapellmeister Hillers zu verdanken habe. Leipzig, den 14 Junii 1790.

Carl Gottlieb Grose.
wohnhaft auf der Johannisgasse
in Schlegels Hinterhause.

No. 5.

Neue Verlagsbücher der akademischen Buchhandlung in Jena für die Ostermesse 1790.

Stumpfs, Grundsätze der Landwirthschaft für Prediger auf dem Lande. 8. 20 Ggr.

Fabri; historisch-geographisches Journal. 1s und 2s Stück. 8. 6 Ggr. netto jedes Stück.

Philosophische Unterhaltungen. 2 Theile. 8. 1 Rthlr. 4 Ggr.

von Lynkers Abhandlung von der Vormundschaftsbestellung bey Privat- und Erlauchten Personen, besonders von den in den Chur- und Fürstlichen Sächsischen Häusern vorgefallenen Vormundschaften 1r Theil. gr. 8. 1 Rthlr. 4 Ggr.

Plants Erato und Euterpe, oder zärtliche, scherzhafte und komische Lieder und Romanzen zur edlen und süßen Unterhaltung beyderley Geschlechts beym Klavier, componirt von Aumann, Petersen, von Schütz und Ambrosch, Fol. 21 Ggr. netto.

Jahns Handbuch der populären Arzneykunde. gr. 8. 1 Rthlr. 6 Ggr.

Batsch, D. A. J. G. L. Versuch einer Arzneymittellehre nach den Verwandschaften der wirkenden Bestandtheile. gr. 8. 1 Rthlr. 4 Ggr.

Rößigs, D. C. G. Lehrbuch der Technologie für den angehenden Staatswirth und den sich bildenden oder reisenden Technologen. gr. 8. 1 Rthlr. 4 Ggr.

Freymüthige Gedanken über die Frage: Wer kann Kaiser werden? 8. 2 Ggr.

Bur-

Burkards Sammlung vermischter Gedichte. 8. 16 Ggr.
Götz, G. F. einige Predigten bey besondern Gelegenheiten. 6 Ggr.
— Auszüge aus den Predigten über die christliche Sittenlehre. 8. 21 Ggr.
Baumbach, F. A. six sonates pour le Clavecin ou Piano Forte. fol. 18 Ggr. netto.

No. 6.

An die Buchhandlungen
aus unserem Elysäum zu Neuwied.

Die gelehrten Producten der Sächsischen, Preußischen, Oesterreicher und anderer entfernteren Menschengehirne, kommen entweder zu spat, oder gar nicht am Niederrhein zum Vorschein. Warum? — weil die hochgelahrten Anzeigen und Litteraturzeitungen nur in geringer Zahl in unseren Gegenden gehalten werden.

Jedem Buchhändler und Aufleger ist es daran gelegen, seine Waare an den Mann zu bringen. Also machen die Verfasser der politischen Gespräche der Todten den Verfassern, Auflegern, Buchhändlern folgenden Vortrag:

1. Die Buchhändler können alle Anzeigen ihrer neuen Werke an uns senden. Wir werden sie ankündigen; jedoch wird jede gedruckte Ankündigungszeile mit 4 Xer bezahlt, und die Briefe franco eingesandt.

2. Wenn die Verleger das Werk recensirt haben wollen, so werden sie uns ein Exemplar nebst einem Konventionsgulden franco zuschicken. Dafür werden wir diese Schrift nach ihrem innerlichen Werth recensiren, und, wenn unser Verstand nicht reich genug wäre, sie an unsere gelehrten Freunde senden, und von ihnen das Urtheil darüber nehmen.

3. Damit aber diese Anzeigen auch Früchte hervorbringen, so bitten wir sämmtliche Buchhändler, sich mit dem hiesigen

sigen Buchhändler Gehra einzuverstehen, und ihn mit ihren Producten zu kommissoniren. Wir werden also bey jeder Ankündigung anmerken, daß dieses oder jenes Werk beym Buchhändler Gehra zu Neuwied zu haben ist.

4. Unsere Gespräche der Todten, der geheime Briefwechsel zwischen den Lebendigen und den Todten, die politischen Satyren, und der Ankündigungsherold kommen alle Wochen zweymal bey uns heraus. — Wer den Inhalt davon wissen will, muß sie lesen. — Denn wir können nicht voraussagen, was wir in unserem Gehirn ausspeculiren. Er ist manchmal lustig, manchmal traurig, wie es die politische Laune und die Behaglichkeit unserer Denkart mit sich bringt. Wenn also die Buchhändler diese Schriften Heftweis verkaufen wollen, so erbieten wir uns, sie alle Monate zusammenheften zu lassen, und sie ihnen zu übersenden. Der Preis des ganzen Jahrgangs ist fünf Gulden Konventionsgeld.

5. Wir haben die vorherigen Jahrgänge von Anno 1786 — 1787 — 1788 — 1789, und 1790 aufs neue verlegen lassen, und sie sind bey uns für 5 Gulden jeder Jahrgang zu haben. Also können die Buchhändler darüber Bestellungen machen.

6. Da unsere Gespräche in Deutschland, Frankreich, Holland und Ungarn viel gelesen werden, so machen wir einen richtigen Syllogismus, daß die Buchhändler ihre Werke dadurch bekannt machen und etwas profitiren können. Da aber in der Welt nichts umsonst ist, so hoffen — auch wir — zu profitiren. So muß der Gang der Welt seyn, und in diesem Weltgang schicken wir diese Ankündigung auf die Messen nach Frankfurt und Leipzig, und erwarten — das Weitere.

Neuwied in unserem Elysäum im Jahre 1790 am 6. April.

Die Verfasser der politischen Gespräche der Todten.

No. 7.

Das zweite Quartal des Museums für Frauenzimmer von einigen ihrer Mitschwestern hat die Presse verlassen und wird an die Theilnehmer ausgegeben. Es ist der Frau von der Recke, geb. Gräfin von Medem, gewidmet. Das Titelkupfer und die Vignette sind vom Hrn. Lips in Weimar meisterhaft gezeichnet und gestochen. Ersteres stellt einen Moment des zweiten Aufsazzes dar. Der Inhalt ist folgender: 1. Mein Danklied für's neue Lebensgeschenk, von A. L. Karschin; in Musik gesezt von G — r. 2. Die Horatier und Curiatier; eine dramatische Skizze aus der römischen Geschichte, von W. v. G. 3. Meine Freuden, von Linna; in Musik gesezt von G — r. 4. Cornelie Sedley. (Die Fortsezzung des im ersten Quartal angefangenen Auszugweise gelieferten interessanten Romans vom Herrn von Montagne.) 5. Klagen einer mißtrauisch gewordenen; von A. L. Karschin. 6. Aspasia und Ismenias, nach einer französischen Novelle frei erzählt, von Augusta. 7. Heinrich und Angelika oder die Grotte der Liebe; eine Erzählung in Versen, von W. v. G. 8. Die Spekulationen aus einer Philosophie für Frauenzimmer, von Jeanette Blond. 9. An *** bei Ueberreichung einer Hutschleife, von Linna. 10. Anekdote. 11. Bitte an wohlthätige Menschenfreunde und Freundinnen von einer Frauenzimmer Lesegesellschaft. 12.) Ein Notenblatt zum 1sten Quartale gehörig. — Hoffentlich wird das Innere und Aeussere seiner Bestimmung entsprechen; wird in einsamen Stunden eine unterhaltende und dem guten Geschmak angemessene Lektüre, und des Taschenformats wegen auf Spaziergängen und zum freundschaftlichen Zirkel eine bequeme Begleitung seyn. Der Pränumerationspreiß für 4 Bändchen ist drey Thaler Sächsisch. Wer es ungebunden verlangt, bezahlt nur einen Dukaten jährlich. Es ist in allen ansehnlichen Buchhandlungen Deutschlands, auf den löblichen Postämtern, in der Zeitungs-Expedition in Leipzig, und im Adreßkomtoir in Dresden zu bekommen. Wer mehrere Exemplare nimmt, wendet sich directe an den Ver-

Ver-

Verleger, Friedrich Severin in Weißenfels in Sachsen und hat einige Vortheile zu genießen. An eben denselben werden auch die Beiträge, mit der Bemerkung auf der Adresse: für das Museum für Frauenzimmer, eingesandt. Jedoch werden die Freundinnen, die dieses Institut mit ihren Beiträgen beehren wollen, um die Namensunterschrift in ihren Briefen ergebenst ersucht. — (Das dritte Quartal ist bereits unter der Presse und wird in einigen Wochen ausgegeben werden.)

No. 8.

Das Lehrbuch der christlichen Religion rc. vom Hrn. Domprediger Förster ist nun zum 3ten mahle gedruckt, und der Preiß ist, wie bey der 2ten Auflage, 9 Ggr. Es dienet aber den Herren Geistlichen und Schullehrern hiermit zur Nachricht, daß sie solches in Parthien, wenn sie sich directe an mich wenden und Briefe und Gelder franko einsenden, etwas wohlfeiler erhalten. Auf 12 gebe ich eins, auf 24 drey und auf 50 Exemplare 6 nebst den dazu bestimmten Fragen für Lehrer gratis.

Weißenfels, den 8. Jul. 1790.

Friedrich Severin.

No. 9.

Help Gott mit Gnaden!
Hier ward gesegget von Saden und Braten.

„Wie sich verhält die Pharmazie zur Materia medica, so verhält sich die Koch- Brat- und Backkunst zur Materia alimentaria. Der Arzt muß die zubereiteten und zusammengesetzten Speisen kennen. — Die Nationalkochkunst hat Einfluß auf die Nationalkrankheiten. — In der Pharmacia und Arte coquinaria kommt überall viel Pleonasmus vor.“ — So spricht der Herr Geheimerath Baldinger zum Arzte; und wegen des Publici sagt ein anderer Gelehrter: “Wer die Besorgung der Küche hat, der sollte die Eigenschaften der Speisen, und die rechte Art ihrer Zusammensetzung und Auswahl

wahl allerdings besser verstehen, als es bisher noch mode ist." Wir haben zwar Kochbücher genug; aber darinnen ist mehrentheils nur auf den hohen Geschmack, auf die Delikatesse, und selten auf die Gesundheit und wohlfeile Zubereitung gesehen worden. Sie sind auch meistentheils nur für vornehme und reiche Häuser brauchbar. Hingegen der, so der Gesundheit gemäß kochen lassen will, „ohne deshalb bewundert zu werden, und nur auf gesunde und wohlschmeckende Speisen sein Augenmerk richtet," hat noch gar keine Anweisung. Für die Kranken hat nun der selige Zückert gesorget; aber die Gesunden warten noch auf seinen menschenfreundlichen Nachfolger, der gewiß viel Gutes stiften würde ꝛc. —

Ueberzeugt von der Wahrheit des Obstehenden, wollen wir die guten Wünsche in Erfüllung zu bringen suchen. Wir haben zu dem Ende einem bekannten Arzte und Schriftsteller, der sich in dem nehmlichen Fache auch schon durch frühere beliebte Werke orientirt hat, den Auftrag gethan, ein Buch zu entwerfen, das der Arzt nach des Herrn Geheimenrath Baldingers Meinung nicht vergebens aufschlagen, und aus welchem der Küchenmeister und die Hauswirthin, wie es der andere Menschenfreund wünscht, die gebräuchlichsten Speisen aufs bequemste bereiten, und lernen möge, in wie ferne sie mehr oder minder gesund sind. Der Herr Verfasser hat dabey versprochen, unter dem Titel:

„Diätetisches und ökonomisches Kochbuch,"

so aus 13 Hauptabschnitten und 330 Paragraphen bestehen soll, ein Werk zu entwerfen, in welchem er sich auch über solche Gegenstände ausbreiten will, an deren Einfluß auf die Gesundheit, so groß er auch ist, man bisher kaum gedacht hat, und welche hier am schicklichsten Orte in Erinnerung gebracht werden könne. Weil man vernünftigerweise mehr auf seine Gesundheit, als auf den Wohlschmack bey seiner Nahrung sehen sollte; so würde es nur der schlichten Bekanntmachung dieses Werkchens, wovon der Nutzen künftig seine beste Lobrede seyn wird, bedürfen; wenn man nicht befürchten müßte, daß doch

man-

mancher diese Nachricht, nicht, wie er sollte, aufnehmen, und dieses neue Buch zum Voraus geradezu in die Reihe der bis zum Ueberflüßigen schon gedruckten gewöhnlichen Kochbücher stellen möchte. Wenn wir aber versichern, daß so eins noch nie gedruckt worden; so ergreifen wir bey dem Unternehmen, wegen Nachdruck gesichert zu werden, den Weg der Vorausbezahlung. — Damit ein jeder, der das angezeigte Buch wünscht, solches so billig, wie möglich, erhalten könne; so soll die Vorausbezahlung fürs Exemplar 12 Gr. seyn. Nach beendigtem Abdruck wird solches nicht unter 20 Gr. bis 1 Rthlr. verlassen werden. Man wird die Namen derjenigen Beförderer, so es wünschen, und dieselben deutlich geschrieben, da, wo man sich gemeldet hat, einreichen, dem Werkchen vordrucken. — Diejenigen, so sich mit Sammlung der Vorausbezahlung befassen werden, erhalten bey 8 Exemplare eins, bey 16 drey, und bey mehreren verhältnißmäßige Freyexemplare. Man kann die Vorausbezahlung in den vornehmsten Buchhandlungen, Postämtern und Zeitungsexpeditionen leisten, wo auch die Exemplare abzufordern sind. Das hiesige Königl. Preußische Postamt hat die Hauptbesorgung in hiesigen Landen übernommen.

Wenn kein nicht zu hintertreibendes Hinderniß uns in den Weg tritt, so hoffen wir das Buch zwischen Pfingsten und Johanni fertig zu liefern. Für guten Druck und Papier werden wir sorgen, und den Termin zur Vorausbezahlung nur bis Ostern offen lassen können. Stendal, den 20. Febr. 1790.

Franzen und Grosse.

No. 10.

Neue Verlagsbücher der Ettingerschen Buchhandlung zu Gotha, die in der Ostermesse 1790 erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben sind.

Ackermann, J. F. über die Kretinen, eine besondere Menschenart in den Alpen. 8. Mit Kupfern. 12 Ggr.

Blaue

Blaue Bibliothek aller Nationen. 1r Jahrg. 1r und 2r Band. 8. m. K. Subscriptionspreiß 6 Bände 5 Rthlr.

Bilderbuch für Kinder: enthaltend eine angenehme Sammlung von Thieren, Pflanzen, Blumen, Früchten, Insekten, Trachten und allerhand andern unterrichtenden Gegenständen aus dem Reiche der Natur der Künste und Wissenschaften; alle nach den besten Originalen gewählt und gestochen und mit einer kurzen wissenschaftlichen, und den Verstandeskräften eines Kindes angemessenen Erklärung begleitet. gr. 4. mit schwarzen oder braunen Kupfern. 1r und 2r Heft. à 16 Ggr.

Dasselbe Werk mit ausgemahlten Kupfern. 1 Rthlr. 8 Ggr.

Dasselbe Werk mit französischem Text, unter dem Titel: Le Portefeuille des Enfans &c. ebenfalls mit schwarzen oder ausgemalten Kupfern.

Boclo, D. Th. Etwas über den Dekalogus, oder von der Verbindlichkeit der zehn Gebote für die Christen. Ein Versuch zur Prüfung verschiedener Neuerungen und angeblichen Verbesserungen des christlichen Glaubens und Sittenlehre. 8. 8 Ggr.

Briefe, türkische. Ueber politische und religiöse Angelegenheiten der christlichen Regentenhöfe und Nationen. 1ster Theil. 8. 21 Gr.

Charakteristik der Niederländer, oder philosophisches Gemälde ihres Geistes und Charakters, ihrer Sitten, Regierungsform und Politik. Aus dem Engl. 8. 12 Ggr.

Des Freyherrn von St. Croix Versuch über die alten Mysterien, aus dem Franz. übersetzt und mit einigen Anmerkungen begleitet, von C. G. Lenz. 8. 1 Rthlr.

Fuchs, C. W. theoretisch-praktische Anfangsgründe der Geschützkunst, nach Regeln der Arithmetik und Geometrie, zum Gebrauch der Artilleristen von der untern Klasse. Mit sechs Kupf. 8. 1 Rthlr.

Galletti, J. G. A. Lehrbuch der Geographie oder Erdkunde. 8. 1 Rthlr.

von

von Göthe's, J. W. Versuch, die Metamorphosen der Pflanzen zu erklären. gr. 8. 9 Ggr.

Gotter, F W. zum Andenken der Frau von Buchwald, nebst 2 ungedruckten Briefen des Hrn. von Voltaire. gr. 8. 8 Ggr.

Jacobs, F. animadversiones in Euripidis Tragoedias & Fragmenta. Accedunt animadversiones in Stobaei Florilegium epistola critica ad virum clariss. Nicolaum Schow A. M. 8. maj. 1 Rthlr. 16 Ggr.

Ist Cagliostro Chef der Illuminaten? oder das Buch: sur la secte des Illuminées, zu deutsch. Mit erklärenden Anmerkungen des deutschen Translators. 8. 18 Ggr.

Journal des Luxus und der Moden, herausgegeben von Bertuch und Kraus. 1790. 4 Rthlr.

Kirchen- und Schulenverfassung des Herzogthums Gotha, von J. H. Gelbke, 1r Th. gr. 4. 2 Rthlr.

Liebe, was sie ist, und seyn sollte. Beobachtungen, Lehren und Warnungen für Jünglinge und Mädchen, die mit Ueberlegung in den Ehestand treten wollen. Als 2ter Theil der Charakteristik der Frauenzimmer. 8. 14 Ggr.

Magazin für das Neuste aus der Physik und Naturgeschichte, herausgegeben von Lichtenberg, fortgesezt von Voigt. 6r Band, 2s und 3s Stück. 8. 1 Rthlr.

Mariti Geschichte Fakkardins, Groß-Emirs der Drusen, wie auch der übrigen Groß-Emire, bis auf das Jahr 1773, nebst einer Beschreibung des Landes, der Sitten, Gebräuche und Religion der Drusen, aus dem Italienischen mit Anmerkungen und zwey Kupfern. 8. 1 Rthlr.

Metzgeri, I. D. Opuscula anatomica & physiologica, retractata, aucta & revisa. 8. maj. 18 Ggr.

Neapel und Sicilien. Ein Auszug aus dem großen und kostbaren Werke: Voyage pittoresque de Naple & Sicile de Mr. de Non. Mit vier Kupfern. 2r Th. gr. 8. 1 Rthlr.

Ockerse, Entwurf einer allgemeinen Karakterkunde, aus dem Holländ. übersezt von Scholl. 1r Theil. 8. 1 Rthlr. 4 Ggr.

Samm-

Sammlung der besten ausländischen Romane. 1s und 2s Bänd-chen. 12. 12 Ggr.

Spaziers, Wanderungen durch die Schweiz. 8. 1 Rthlr. 8 Ggr.

Schnurrer, C. F. Dissertationes philologico-criticae. 8 maj. 2 Rthlr. 16 Ggr.

Wahls, A. C. M. Lehrbuch zur Beförderung der menschlichen Glückseligkeit, gr. 8. 20 Ggr.

Oeuvres complettes de Mr. de Voltaire d'après la nouvelle edit. de Mr. de Beaumarchais, 70 & dernier Volume. gr. 8. 1 Rthlr.

Cahiers de Lecture, pour l'année 1790. 8. 3 Rthlr.

Lettres sur la Logique pratique adressées à une jeune Demoiselle de qualiité, & imitées d'après l'allemand de Mr. Moriz par Mr. A. S. avec quatre figures en taille douce. 8. 12 Ggr.

Hume's History of England from the Invasion of Julius Caesar to the revolution in 1688. 12 Volume 5. 8. 12 Rthlr.

Gillies, I. history of ancient Greece, its colonies, and conquets, from the earliest accounts till the division of the Macedonian empire in the east, including the history of litterature, philosophy ond the fine arts. 5 Vols. 8. 4 Rthlr. 9 Ggr.

Voyage du jeune Anacharsis en Grèce, dans le milieu du 4me siècle avant J. C. Nouv. Ed. 7 Vol. in 12 avec cartes & planches. 8 Rthlr.

Theaterkalender auf das Jahr 1790. 12. 16 Ggr.

Gothaischer und Altenburgischer Hof- und Addreßkalender, auf das Jahr 1790. gr. 8. 9 Ggr.

Gothaische gelehrte Zeitungen. 1790. 4. 4 Rthlr.

Derselben ausländische Litteratur. 1790. 4. 2 Rthlr.

Handlungszeitung, oder wöchentliche Nachrichten vom Handel, Manufakturwesen, Künsten und neuen Erfindungen, von Johann Adolph Hildt. 1780. 4. 2 Rthlr. 12 Ggr.

Kupfer-

Kupferstiche.

Porträt der Madame Reineke. 6 Ggr.
— des Herrn Bailly. 6 Ggr.
— — — Düpaty. 6 Ggr.
— der Gräfin de la Motte. 6 Ggr.
Plan der Bastille. 4 Ggr.

No. 11.

Eisenach, bey J. G. E. Wittekind: Versuch eines Handbuchs der Erfindungen von G. L. B. Busch, Hofmeister der Barone von Beust in Eisenach. Erster Theil. A bis F. 1790. 1 Alphabet in 8. Pränumerationspreis 12 Gr. Ladenpreis ein Thaler.

Da Erfindungen eine so angenehme und nützliche Lectüre sind; so ist es in der That zu verwundern, daß nicht schon längst jemand den glücklichen Einfall gehabt hat, eine stärkere Sammlung derselben herauszugeben. Man hat zwar in genealogische Kalender kleine Sammlungen eingerückt, aber es befindet sich auch viel Unrichtiges mit darunter; der größte Theil der Erfindungen ist in Journalen und größeren Werken zerstreut. Herr Busch erwirbt sich daher nicht nur um die Jugend und ihre Lehrer, sondern auch das ganze lesende Publikum ein wahres Verdienst, daß er sich der Mühe einer solchen Sammlung unterzogen hat, die, nach ihrer Anlage zu urtheilen, die stärkste unter allen bis jetzt bekannten Sammlungen der Erfindungen werden wird und auch in Rücksicht ihrer Einrichtung den Vorzug der Neuheit hat. Denn der Verfasser hat nicht nur die Erfindungen nach ihren Namen alphabetisch geordnet, sondern auch die Namen der Erfinder, bey denen er die ihnen zukommenden Erfindungen genannt hat, so, daß man bey Aufschlagung eines Namens sehen kann, an wie vielen Erfindungen eine Person Antheil hat. Am Schlusse wird er eine Zeittafel über die Erfindungen beyfügen, welche zur Uebersicht des Ganzen sehr nützlich seyn wird. Uebrigens sind die berühmtesten Werke bey dieser Schrift benutzt worden, wofür

der

... den Dank der Jugendlehrer verdient, ... Schriften selten zu sehen, geschweige denn ... Wir glauben nicht, daß es weiter etwas ... Schrift nur anzuzeigen, um das Publikum ... aufmerksam zu machen.

No. 12.

Da viele unserer Herren Subscribenten den Wunsch geäussert haben, daß wir unsere bisher mit Beyfall aufgenommene med. Annalen in eine Wochenschrift verwandeln möchten; so machen wir uns ein Vergnügen daraus, diesen Wunsch zu erfüllen. Wir thun dies um so lieber, da wir dadurch in Stand gesetzt sind, stets neu und interessant schreiben zu können, zwey Eigenschaften, die unserm med. Wochenblatt nie mangeln dürfen. — Die Ausführung wird übrigens dem Plan unserer Med. Annalen und dem des ehemaligen Reichardschen med. Wochenblatts, welches nunmehro gänzlich eingegangen, vollkommen entsprechen. — Unpartheyische Beurtheilungen und Auszüge aus den besten und neusten Werken aus der Medicin, Chirurgie und Pharmazie, merkwürdige praktische Beobachtungen, Leichenöfnungen, Beschreibungen herrschender Epidemieen, interessante Fälle aus der gerichtlichen Arzneykunde, Auszüge aus allen in- und ausländischen Journalen, Bibliotheken und Magazinen u. s. w. Todesfälle, Beförderungen, Anekdoten, Beurtheilung schlechter Recepten, Biographien berühmter Aerzte, Wundärzte u. s. w. werden die vorzüglichsten Gegenstände dieser Wochenschrift seyn.

Wir ersuchen hiermit alle Aerzte, Wundärzte und Apotheker, denen die Bereicherung ihrer Kunst am Herzen liegt, uns mit zweckmäßigen und interessanten Beyträgen zu unterstützen.

Die Herren Verfasser und Verleger, welche ihre Schrift frühzeitig angezeigt zu sehen wünschen, werden ersucht, dieselbe

selbe Portofrey entweder an D. J. B. Müller jun. oder D. G. F. Hofmann jun. einzusenden.

Der Preis dieses medizin. Wochenblatts ist Jährlich 2 Rthl. oder 3 fl. Frankfurt am Mayn, am 3. Jul. 1790.

Jägerische Buchhandlung.

No. 13.

Als die zweyte Ausgabe von Kniggens Buche: über den Umgang mit Menschen in meinem Verlage herauskam, bemerkte ich bald, daß in denen Gegenden von Deutschland, wo das Diebsgesindel der Nachdrucker am häufigsten seinen Unfug treibt, sehr wenig Exemplare von dieser Ausgabe abgesetzt wurden, obgleich ich zugleich erfuhr, daß das Buch dort in Jedermanns Händen wäre. Dies bewog mich, genaue Erkundigungen einzuziehen, und ich entdeckte, daß nicht weniger als vier verschiedene Nachdrucke von jenem Werke erschienen waren. Wie groß der Vortheil gewesen seyn mag, den die 4 Räuber von ihrer Unternehmung gezogen haben, weiß ich nicht, denke aber, er kann nicht so sehr beträchtlich seyn, indem die Erscheinung meiner kürzlich erschienenen dritten, ansehnlich von dem Verfasser vermehrten und verbesserten Auflage, zu deren äusserer Verschönerung ich von meiner Seite keine Kosten gespart habe, verständige Leser wohl bewegen wird, lieber etwas mehr zu bezahlen, und dafür das Werk vollständig und gut gedruckt, als verstümmelt und geschändet zu besitzen. Zu meinem Schrecken aber erhalte ich so eben die Nachricht aus Wien: „daß auch schon von dieser dritten Auflage wieder ein Nachdruck veranstaltet wird, daß der öffentliche Räuber Grözinger in Reutlingen diesen besorgt, daß ein bekannter Diebshehler und Mäckler Mittel gefunden hat, Theilweise meine Ausgabe zu erhalten, und sie dann sogleich nach Reutlingen zu schicken."

Es ist mir zugleich gelungen, eine Probe von diesem Nachdruck zu Gesicht zu bekommen. Sie zeichnet sich von meiner ächten und privilegirten Ausgabe durch den inkorrekten, fehlerhaften Druck aus, der solchen Räuberwaaren eigen zu

seyn pflegt. Ich warne daher ein geehrtes Publikum vor diesem Betruge und ersuche Jeden, der das Werk unverstümmelt zu besitzen wünscht, sich doch durch einen unbeträchtlichen Unterschied im Preise nicht verleiten zu lassen, jene Contrebande an sich zu kaufen, mir dadurch den mir billig zukommenden Vortheil, die Entschädigung für den gemachten Aufwand zu entziehen, und dagegen ein paar ausgemachte Spitzbuben zu bereichern.

In Städten, wo ehrliebende Buchhändler wohnen, ist meine ächte Ausgabe leicht zu erhalten, und wo das nicht der sichere Fall ist, da bitte ich die Liebhaber dieses Werks, sich geradezu an mich zu wenden. Ich verspreche Ihnen die schnelleste und pünktlichste Besorgung. Hannover im Jun. 1790.

Christian Ritscher.

No. 14.

Subscriptionsplan für die allgemeine Geschichte der Bau- und Verzierungskunst.

Im zweyten und einigen folgenden Stücken des neuen deutschen Merkurs habe ich dem Publikum den Plan und einige Proben von einer allgemeinen Geschichte der Bau- und Verzierungskunst mitgetheilt, welche ich nun, wenn mein Vorhaben die nothwendige Unterstützung findet, in der Steinerschen Buchhandlung zu Winterthur herauszugeben gedenke.

Das Gefühl für Kunst und Verzierung ist dem Menschen, was auch die Sophistik dagegen sagen mag, nicht zu seinem Verderben, sondern zur Veredlung seines Daseyns und seiner Gesinnungen gegeben. Der Uebergang aus dem barbarischen Zustand in den sittlichen ist bey allen Nationen vorzüglich durch die Verfeinerung ihrer Begriffe über Kunst und Verzierung bezeichnet; und der Geschmack stand, bey ganzen Völkern so wohl, als bey einzelnen Menschen, immer in nothwendigem Verhältniß mit ihrer Denkungsart. Dieses durch

die

die Geschichte der Bau- und Verzierungskunst zu beweisen, ist die Absicht des Buchs, welches ich ankündige; und die Würde dieses Zwecks ist es, worauf meine Hofnung auf die Unterstützung und den Beyfall edler deutscher Männer gegründet ist.

Die erste Idee von diesem Werk entstand in mir schon vor fünf und zwanzig Jahren, da ich unter den Ruinen des alten Roms zuerst mit dem Geist der alten Kunst und Verzierung näher bekannt wurde. Meinen ehemaligen Plan dazu aber habe ich näher beschränkt, überzeugt, daß eine Geschichte der Bau- und Verzierungskunst, so wie ich mir das höchste Ideal derselben denke, nur dann möglich und nützlich seyn wird, wann edlere und richtigere Begriffe von Kunst und Verzierung im allgemeinen Publikum verbreitet sind.

Diese Absicht zu befördern, wird die hier angekündigte allgemeine Geschichte der Bau- und Verzierungskunst den aufgeklärteren Ständen als ein Lesebuch angeboten, welches in einem historischen Gemälde nicht nur den Gang der Begriffe über Baukunst, Geräthe und Verzierungen solcher Völker darstellt, die in dieser Rücksicht einen wichtigen Einfluß auf die neuern Europäer gehabt haben, sondern in welchem auch noch der diesmalige Zustand des europäischen Geschmacks in der idealen Bildungskunst angegeben, und nach seinen Verschiedenheiten geschildert ist.

Wenn ich dem Urtheil mehrerer in der gelehrten Welt bekannten Männer, welche ich über meine Arbeit zu Rathe gezogen habe, glauben darf, so wird der Inhalt und die Ausführung des Ganzen in den Lesern nicht weniger Interesse erwecken, als die Probe davon, die schon im deutschen Merkur erschienen ist.

Nach dem Plan meines Buchs wird dasselbe keine Kupferstiche, welche ohne dem bey einem median octav Format nur einen sehr unvollkommenen Begriff von großen Bauwerken geben können, sondern nur 26 bis 30 Vignetten enthalten, worin die zum Verstand des Texts nothwendigsten Vorstellungen einzelner Theile von Bauwerken und Verzierungen abgebildet

bildet sind. Für die Abbildungen größerer Bauwerke werde ich in den Noten auf diejenigen Bücher hinweisen, in welchen sie enthalten sind. Vielleicht werde ich einst selbst im Stande seyn, dem Publikum die merkwürdigsten Bauwerke in einer Folge von Abbildungen zu liefern, welche über die Geschichte des Geschmacks und der Bildung in Gebäuden und Verzierungen ein helleres Licht und richtigere Begriffe verbreiten, und den Geschmack auf eine angenehmere Weise unterhalten wird, als durch die meisten bisherigen Versuche in diesem Fach geschehen konnte.

Typographische Schönheit ist eine unentbehrliche Eigenschaft eines Buchs, welches die Geschichte des Geschmacks in der Bildungs- und Verzierungskunst erzählet. Diese allgemeine Geschichte der Bau- und Verzierungskunst wird also in aller der Vollkommenheit des Papiers und Drucks erscheinen, welche man sowohl nach dem Inhalt des Werkes, als auch nach vielen bisher herausgegebnen Schriften der Verlagshandlung zu erwarten berechtigt ist.

Schon so oft ist es geschehen, daß in Subscriptionsplanen viel versprochen, und in der That wenig gehalten worden ist, daß ich lieber ohne Ankündigung hätte auftreten mögen. Allein, so wohl die Sicherung gegen den Unfug des Nachdruckes, als auch die Nothwendigkeit zu wissen, ob ein Werk dieser Art genugsame Liebhaber finden werde, um den beträchtlichen Aufwand ohne Gefahr bestreiten zu können, machen es nothwendig, den Weg der Unterzeichnung und Pränumeration einzuschlagen. Die allgemeine Geschichte der Bau- und Verzierungskunst; ein Lesebuch für die aufgeklärtern Stände, mit Vignetten, zwey Bände in median 8. zusammen zwey Alphabet stark, wird also nur, wenn sich genugsame Subscribenten und Pränumeranten zeigen, zur Leipziger Jubilatemesse 1791 erscheinen.

Der Subscriptionspreis ist ein Louisd'or oder fünf Reichsthaler Sächsisch, wovon die Hälfte bey der Unterzeichnung, und die andere Hälfte bey der Ablieferung der Exemplare be-

bezahlt wird. Der Subscriptionstermin bleibt bis Ende dieses Jahres offen. Die Auflage wird sich nach der Anzahl der Liebhaber richten, welchen zuverläßig die schönsten Abdrücke zukommen sollen. Zürich, den 25. März, 1790.

Baumeister David Vogel.

Endes unterzeichnete Verlagshandlung verpflichtet sich, keine Unkosten zu sparen, daß dieses Werk so schön und zierlich geliefert werde, als der Herr Verfasser wünscht, und als die Liebhaber zu erwarten berechtiget sind.

Die Gelder bleiben bey unten genannten Handlungen liegen, bis die Herausgabe des Werkes durch die hinreichende Anzahl der Pränumeranten entschieden ist. Gegen Ende dieses Jahres soll im deutschen-Merkur und in dem Intelligenzblatt der allgemeinen Litteraturzeitung Nachricht gegeben werden; ob mit dem Druck angefangen worden seye.

Winterthur, den 26. März, 1790.

Heinrich Steiner und Comp.

An obige Verleger kann man sich wegen der Pränumeration wenden, so wie auch an folgende Handlungen und gütige Beförderer:

Herr J. J. Thurneysen in Basel.
" Friedrich Nicolai in Berlin.
Die Schulbuchhandlung in Braunschweig.
Herr Korn Senior in Breslau.
" Gottlob Rothe in Coppenhagen.
" Gebrüder Walther in Dresden.
" Varrentrapp und Wenner in Frankfurt.
" Vandenhöks und Ruprecht in Göttingen.
" Bohn in Hamburg.
" Hellwing in Hannover.
" Hartung in Königsberg.
Die Weidmannische Buchhandlung in Leipzig.

Herr

Herr Meyer in Lemgo.
- Perrenon in Münster.
- Schwan und Götz in Mannheim.
- Felsecker in Nürnberg.
- Löwe in Preßburg.
- Hartknoch in Riga.
- Koppe in Rostock.
- Stettins in Ulm.
- Gräffer und Comp. in Wien.

Für die Niederlande. Monsieur Van Cleef à la Haye.
Und für England. Monsieur Pre. Elmsly in the Strand à Londres.

Wer sich sonst noch gütig bemühen will Pränumerationen zu sammeln, ist gebeten, der Steinerschen Buchhandlung wo möglich bis Ende Augusts von dem Erfolg Nachricht zu geben. Wir wollen hoffen, daß sich bis dorthin so viele Liebhaber zeigen werden, daß die Anstalten zum Druck gemacht werden können. Zu sieben Exemplaren wird ein achtes gratis gegeben.

No. 15.

Der würdige Greis Thomas Pennant, dem das Publikum so manches schätzbare Werk im naturhistorischen Fache verdanket, hat kürzlich unter dem einfachen Titel: of London sein letztes Werk heraus gegeben, und damit seinen Landsleuten sowohl als auch dem Auslande ein sehr angenehmes Geschenk gemacht. Schon Pennants Name, den man vor keinem alltäglichen Product bisher zu sehen gewohnt war, und der Umstand, daß der Verfasser beynahe seine halbe Lebenszeit auf die Sammlung der Materialien zu dieser Arbeit verwandte, muß ein gutes Vorurtheil für das Werk erwecken; aber auch der erste flüchtige Blick in dasselbe rechtfertiget die davon gemachten Erwartungen in Absicht auf Interesse des Stofs und Gründlichkeit der Behandlung vollkommen. Es ist eine allgemeine Beschreibung von London; aber nicht

sowohl

sowohl Beschreibung des gegenwärtigen Zustandes dieser Stadt, (woran wir in Deutschland nun eben nicht mehr über Mangel klagen dürfen) als vielmehr Geschichte aller jetzt daselbst anzutreffenden Merkwürdigkeiten, wobey aber freylich, wie sichs von selbst versteht, immer auf die neuern Zeiten Rücksicht genommen ist — Ein Werk der Art fehlte uns bisher noch, und würde schon an sich interessiren, wenn es sich auch nicht in einem so vorzüglichen Grade, als das gegenwärtige, durch angenehme Darstellung und Gründlichkeit, und durch manche hervorstechende Eigenschaft auszeichnete. Der Geschichtsforscher, Statistiker, und wer sich nur irgend für eine so merkwürdige Nation, als die englische, interessirt, (und wo sollte es in Deutschland hieran fehlen) wird das Buch nicht aus der Hand legen, ohne auf mannichfache Art Belehrung und Unterhaltung darin gefunden zu haben. Wir glauben daher nichts Ueberflüssiges zu thun, wenn wir von diesem neuen und kostbaren Werke eine deutsche Uebersetzung mit churfürstl. sächsischer Freyheit veranstalten, und haben dieselbe bereits einem Mann aufgetragen, den eine mehrjährige Bekanntschaft mit der englischen Litteratur in den Stand setzt, den wesentlichsten Forderungen bey einer solchen Arbeit Genüge zu leisten. Auch bey den Kupfern, die das Original zieren, werden wir so viel als möglich dasselbe zu erreichen suchen, so wie wir überhaupt auf die äussere Schönheit des Buchs alle Aufmerksamkeit wenden werden.

Felßecker'sche Buchhandlung
in Nürnberg.

No. 16.

Bey dem Buchhändler Schöps in Zittau und in allen Buchhandlungen ist zu haben:

Minna's Gedichte an Gustav. 8. 6 Gr.

Die Ueberschriften sind folgende: An Gustav. Epistel an seinem Geburtstage. — Zur Feier des vierten Decembers. — Der Unterschied. — Ferdinand und Julie. — An Gustavs Bild. — Als ich Trakimor gelesen hatte. — An den Mond um Mitternacht. — Lied. — Als Gustav mir Muth einsprach zum Aderlassen. — Klagen. — Der Degen. — Blick in die Zukunft. — Nach einer Trennung. — In der Stunde des Abends. — An mein Klavier. — Als ich ihn erwartete. — Am Anfange des Frühlings. — An den Gott der Träume. — Das Glück des Weisen. — Als Gustav mich fragte: ob ich an ihn dächte! — Als man mir einen Brief von ihm verloren hatte. — Als ich Youngs Klage um Narzissa gelesen hatte. — Amor und die Eifersucht; eine Erzählung aus dem Französischen. — Frage an das Schicksal. — An den Schlaf.

Die liebenswürdige Verfasserin thut auf Vortheil Verzicht, und hat den etwanigen Ueberschuß für Dürftige bestimmt.

Historischer Calender für Damen 1791
enthält
Die Geschichte des Dreyßigjähr. Krieges
Von Herrn Hofrath Friedrich Schiller.

Der Beyfall, womit der historische Calender für Damen, von Herrn von Archenholz und Herrn Hofrath Wieland, aufgenommen worden, hat mich ermuntert keine Kosten und keine Mühe zu sparen, denselben auch für das Jahr 1791 so anziehend als möglich zu machen.

Ich bleibe meiner Idee getreu, einen Calender zu liefern, welcher durch Geschichte unterrichten und vergnügen und etwas mehr als eine bloße Tändeley seyn soll. Dem zu Folge habe ich ein Süjet gewählt, welches das merkwürdigste in der Geschichte unsers Deutschen Vaterlandes ist, welches jede Provinz, jede Stadt interessirt, wovon man beynahe in jedem Dorfe spricht oder sprechen hört: die Geschichte des dreyßigjährigen Krieges, eines Krieges, dem Deutschland seine Ruhe, das Glück und die Sicherheit seiner Staaten zu verdanken hat. Da wir noch keine gut geschriebene Geschichte dieses so merkwürdigen als reichhaltigen Gegenstandes haben, und da Herr Hofrath Schiller die Bearbeitung desselben übernommen hat, so hoff' ich mir einen allgemeinen Beyfall schon im voraus versprechen zu können.

Herr Chodowiecky hat den Text mit zwölf meisterhaften Zeichnungen geziert — wofür ich ihm hier öffentlich meinen Dank abstatte — welche Herr Penzel eben so fleißig als geistreich in Kupfer sticht.

No. 1. Der Anfang des Kriegs. Graf Thurn läßt die kaiserlichen Commissarien von dem Schlosse in Prag zum Fenster hinaus werfen.

— 2. Friedrich V. Churfürst von der Pfalz wird von seiner Gemahlin Elisabeth und seinem Beichtvater Scultetus ermahnt, die Böhmische Krone anzunehmen.

— 3. Dieses unglücklichen König Friedrichs und seiner Gemahlin Flucht nach der Bataille bey Prag.

— 4. Wallenstein, Herzog von Friedland im Lager vor Stralsund.

— 5. Kaiser Ferdinand II. und seine beyden Beichtväter die Jesuiten, bey Ausfertigung des Restitutionsedikts zum Nachtheil der Protestanten.

— 6. Gustav Adolph, entschlossen Deutschland zu retten, empfiehlt seine Tochter den Schwedischen Ständen.

— 7. Tilly bey der Eroberung von Magdeburg.

No. 8. Gustav Adolph danket Gott, nach dem Siege bey Leipzig, auf freyem Felde.

— 9. Dieser große Held im Sarge, nach dem Siege bey Lützen.

— 10. Herzog Bernhard von Weimar in Paris. Der alte Capuciner Joseph zeigt ihm auf einer Landcharte, welche Orte er wegnehmen soll; Cardinal Richelieu und Ludwig XIII. lächeln über diese Sottise.

— 11. Herzog Bernhard begrüßt, nach dem Siege bey Breysach, die sämmtliche gefangene kaiserliche Generalität.

— 12. General Torstensohn kommt, nachdem er den Sieg bey Jankowitz und dadurch den Frieden für Deutschland erfochten, aus der Bataille zurück und findet seine Gemahlin wieder.

Außer diesen zwölf Monatskupfern enthält der Calender noch den Frieden als Titelkupfer, und das Portrait Herzog Bernhards von Weimar, von Herrn Lips in Weimar; Gustav Adolph nach van Dyck und die Königin Christine, beyde von Herrn Geyser gestochen.

Da ich 16 Kupfer von berühmten Meistern und eine große Anzahl Bogen Text liefere, so wird man folgenden Preis nicht unbillig finden. Ein Calender im gewöhnlichen Bande kostet Einen Thaler und Vier Groschen, und ein in Seide gebundener Einen Thaler und Zwölf Groschen in Louisd'or zu 5 Thaler. Beyde sind gemalt. Die gemalten Süjets der seidnen Bände beziehen sich auf Freundschaft, Liebe und Ehre, oder haben einen andern allegorischen Sinn. Man kann bey der Bestellung anmerken, welches von den genannten Süjets man haben will.

Ich verspreche einem jeden Liebhaber, welcher durch die Buchhandlungen oder Postämter seines Orts oder unmittelbar bey mir vor Michaelis seine Bestellung macht, lauter gute Abdrücke und schnelle Lieferung während der Leipziger Michaelmesse. Wenn man lauter gute Abdrücke liefern will, so muß man jede Platte mehr als einmal stechen lassen, und wenn man prompte Lieferung verspricht, so muß der Buchbinder eine große Anzahl Bände auf einmal fertig haben. Da hierzu ein gewisser Ueberschlag nöthig ist, so kann ich beydes nur unter der Bedingung einer baldigen Bestellung versprechen. Briefe und Gelder muß ich mir postfrey erbitten.

Georg Joachim Göschen,
Buchhändler in Leipzig.

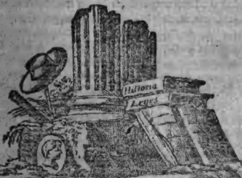
Neue Litteratur und Völkerkunde,

Für das Jahr 1790.

No. IX.

September.

Leipzig, bey G. J. Göschen.



Der häufige Absatz und die öftere Nachfrage nach der Fortsetzung selbst von Männern, die die Kräuterkunde nicht blos als Liebhaberey treiben; sondern die schon öffentlich ihre große Kenntnisse in dem nehmlichen Fach erprobet haben, haben mich ermuntert ein Supplementum plantarum selectarum zu liefern, deren fürtrefliche und sehr genaue Gemälde der berühmte Ehret verfertiget, der sel. Geheimderath Trew aus seiner Sammlung mitgetheilet bis zur 70sten Kupferplatte, und sodann Herr Professor Vogel erläutert hat, von meinem sel. Vater aber, und nach ihm von mir in Kupfer stechen lassen, und mit Farben nach dem Leben bemahlt worden sind. Ich habe eben daher als Verleger dieses Werks Herrn Professor Vogel ersucht, mir von den noch übrigen Ehretischen Gemälden welche auszulesen, um sie in Kupfer gestochen und gehörig bemalt, auch von eben gedachtem Herrn Professor auf die vorige ihm Ehre bringende Weise erläutert, dem Publikum übergeben zu können. Wenn ich also hiedurch blos den Wunsch großer Kenner und wahrer Liebhaber der Kräuterkunde auch Freunde von guten Pflanzenabbildungen erfülle, im Voraus verspreche weder Mühe noch Kosten zu sparen, und von Seiten des Herrn Professor Vogels ebenfalls versichern darf, daß selbiger die Pflichten eines botanischen Erläuterers mit aller Treue erfüllen wird, so darf ich um so gewisser auf den lauten Beyfall des kräuterkundigen Publikums und aller Freunde schöner und getreuer Abbildungen seltener Pflanzen, und auf einen den großen Kosten und der darauf zu wendenden vielen Mühe angemessenen Ersatz durch reichliche Abnahme rechnen. Format, überhaupt die ganze Einrichtung bleibt, wie jeder ohne dies vermuthen wird, unverändert. Die erste Lieferung wird folgende Pflanzen nach sehr guten Abbildungen enthalten:

101. Cornus Amomum; 102. Prunus virginiana; 103. Sisyrinchium palmifolium; 104. Cercis canadensis; 105. Rhamnus colubrinus; 106. Bauhinia divaricata; 107. Andromeda mariana und Orobus angustifolius italicus, flore vario Tourn.; 108. Hydran-

Hydrangea arborescens; 109. Rauvolfia nitida. 110. Eine Ruellia (Upudali?) die noch unbekannt zu seyn scheint. Augspurg, den 1. Dec. 1788.

Joh. Elias Haid.

Die erste Decas ist bereits fertig und kostet mit Herrn D. Vogels Portrait f. holl. Pap. 3 rthl. 6 gr. auf ordinair Schreibpapier 2 rthl. 18 gr.

Bey dieser Gelegenheit wird den Herren Liebhabern der Naturgeschichte nicht unangenehm zu erfahren seyn, daß in meinem Verlag noch folgende Werke herausgekommen und wie obiges Werk bey dem Buchhändler Göschen in Leipzig zu haben sind:

Weinmannische Sammlung illuminirter Zeichnungen von einigen tausend Pflanzen, die in der Arzneykunde, in der Oekonomie, und zur Zierde der Gärten vorzüglich dienen, mit richtigen Linneischen Benennungen versehen, auch nöthigen Erläuterungen, nebst derselben systematischem Verzeichniß, nach des Ritters von Linne Sexualsystem. 4 Bände in Folio. 80 rthl.

Der Titel des Textes ist folgender: Jo. Guil. Weinmanni thesaurus rei herbariae locupletissimus, indice systematico illustratus et emendatus, in quo aliquot plantarum millia secundum classes, ordines, genera, species et varietates methodo Linneana recensentur et passim adnotationibus illustrantur. 2 rthl.

Zoologia Brittannica, Tabulis aeneis CXXXII. illustrata. Classis I. Quadrupedia. II. Aves. Auctore Thoma Pennant, Armigero. Latinitate donauit Christophorus Theophilus de Murr. Brittische Thiergeschichte. Erste Abtheilung. Vierfüßige Thiere. Zwote Abtheilung. Vögel. Nach der neuen englischen Ausgabe des Hrn. Thomas Pennant Esq. in das Deutsche übersetzt, und mit einigen Anmerkungen begleitet von Christoph Gottlieb von Murr. Nebst hundert und zwey und dreyßig illuminirten Kupfertafeln. 44 rthl. Imper. Folio holl. Papier.

Neue Litteratur und Völkerkunde.
Für das Jahr 1790. No. IX.
September.

Inhalt.

N e u e

Litteratur und Völkerkunde.

Für das Jahr 1790. No. IX.

September.

I.

agmente aus Bruce's Reisen zur Entdeckung der Quellen des Nils.

Zehn Minuten nach drey Uhr setzten wir über den kleinen Fluß Iworra im Thale von Abola; er kömmt von Osten und ergießt sich nach Westen zu im Fluße. — Ein Viertel auf fünf Uhr hielten wir an einem Hause stille, das sich in der Mitte des Thals befindet. Dieses Thal ist nicht über eine Meile breit, und der Fluß in der Entfernung einer Viertelmeile, fließt am Fuße des Berges. Das Dorf, wie in der That alle übrigen, die wir, seitdem wir den Nil bey Guotto paßirten, gesehen haben, ist mit großen dichten Pflanzungen von dem besondern Gewächse Ensete, umgeben; eines der schönsten herrlichsten Werke der Natur sowohl, als auch eine der wohlschmeckendsten gesundesten Früchte für den Genuß des Menschen. — Man sagt, sie wurde durch Galla von Narea zuerst nach Mitscha, alsdann nach Goutto, Agaws und Damot gebracht; das Letztere ist eine Provinz an der

Südseite des Berges Arnid Amid. Diese Pflanze und die Wurzel, genannt: Denitch, (die nehmliche, die in Europa unter den Namen der Jerusalemer Erdchocke bekannt ist, und in der That mehr Aufmerksamkeit verdient, als ihr in unserm Lande gezeigt wird) sind es, die alle diese Provinzen mit Lebensmitteln versehen.

Wir sind selten so glücklich gewesen, daß das Volk in den Dörfern unsere Ankunft abwarten wolte; die Furcht wegen des Marsches der Galla, und die Ungewißheit ihrer Bestimmung, ließ ihnen immer glauben, wir wären von dieser Armee detachirt, wie denn auch das Pferd des Fasils, das beständig vor uns her getrieben wurde, nicht wenig zu dieser Vermuthung beytrug; wir fanden das Dorf wo wir stille hielten, gänzlich verlassen, und es war nichts darin geblieben, als ein irdenes Gefäß, worin eine große Scheibe der Ensete sich kochend befand; sie war ungefehr einen Fuß lang, zehn Zoll breit, und beynah genießbar: wir hatten glücklicher Weise Fleisch bey uns und brauchten nur Zugemüse, um unser Mittagsmahl vollkommen zu machen. Wir bemächtigten uns auch dieser Ensete ohne Bedenklichkeit, und um das Vergeltungsrecht nicht zu kränken, bestand ich darauf, daß etwas Salz zurückgelassen werden mußte, welches in Gondar und durch ganz Abyßinien als Scheidemünze dienet; der Werth des zurückgelassenen Salzes möchte wohl ein Schilling gewesen seyn.

Den 4. November um 8 Uhr verließen wir das Dorf in der Ebene von Abola, ohne irgend einen der Einwohner

er-

erblickt zu haben; jedoch waren wir versichert, daß einige unter ihnen seyn mußten, die Neugierde genug hatten, uns nachzusehen, denn im Gehen vernahm ich in der Tiefe der Nacht zwischen den Ensetebäumen und Röhren einige menschliche Stimmen im gedämpften Tone. So äusserst schwach waren indessen diese Töne, daß es unmöglich war, den Inhalt des Gesprächs daraus zu errathen; auch würde ich wahrscheinlich nicht viel weiser geworden seyn, wenn sie auch lauter gesprochen hätten, denn sie unterhielten sich in der Sprache ihres Landes, im (wenn ichs so nennen darf) Agowischen, wovon ich kein einziges Wort verstand; jedoch glaubte ich so viel unterscheiden zu können, daß es nur weibliche Stimmen waren, die Männer, in der Vermuthung daß wir Feinde wären, hatten wahrscheinlicherweise ihre Zuflucht in den Gebirgen über ihnen genommen. Ich gab mir alle ersinnliche Mühe, einige dieser Menschen zu umringen, oder zu überraschen, um sie durch ein sanftes Betragen, durch Geschenke an uns zu ziehen, und sie von ihrer Furcht zu befreyen: aber umsonst; sie flohen weit schneller, als wir sie verfolgen konnten, denn sie hatten den Vortheil das Terrain zu kennen; ausserdem war es nicht sicher ihnen weiter in der Wüsten zu folgen, da wir befürchten mußten Leuten in die Hände zu fallen, die unserm Vorhaben hätten eine verkehrte Auslegung geben können. —

Ich war entschlossen zu versuchen, ob dadurch, daß die Vogelscheue, das Pferd des Fasils nicht mehr vorangeschickt wurde, und daß ich selbst darauf ritte, nicht etwa eine günstige Veränderung hervorgebracht werden könnte; das konnte

ich sehr deutlich sehen, das Woldo gewünscht hätte, das Pferd wäre ohne Reiter geblieben, und ich konnte das besonders in der Nacht bemerken, wie ich nach dem Wasserfall von Goutte gieng. — Auf des Königs Sattel oder Sitze zu sitzen, ist in Gondar Hochverrath; und Woldo glaubte zu allen Zeiten, jetzt aber noch um so mehr, daß sein Herr keinem Könige auf Erden untergeordnet war. Diese letzte Expedition nach Goutte war es, die ich sogar als die Ursache seines nachherigen Stillschweigens und Krankheit ansah, worin ich jedoch nachher fand, mich geirrt zu haben: dieses dahingestellt, so war doch mein Plan in Ansehung des Pferdes, von dem von Woldo sehr verschieden. Es wurde mein Favoritpferd, und ich war entschlossen, seine Talente auf dieser Reise zu vervollkommnen, so daß bey seiner Zurückkunft nach Gondar, es eine bessere Gestalt haben solte, als es hatte, da ich es von Fasil zu Bomba erhielt. Ich fand, daß ich Woldos Bedenklichkeiten dadurch glücklich aus dem Wege geräumt, daß ich Fasils Sattel abgenommen hatte, der ausserordentlich unbequem war, und ausserdem eiserne Ringe statt der Steigbügel hatte. Kurz, da dieses Pferd vorzüglich schön war (wie viele Pferde von Galla sind) von einer schönen gleichförmigen Blaufarbe, ohne auch nur das geringste weiße Fleckchen zu haben; so hofte ich, daß es ein willkommnes Geschenk für den König werden dürfte, dessen Liebhaberey für Pferde von keinen Gränzen wußte. Es mag nicht überflüßig seyn, hier zu bemerken, daß alle Großen in Abyßinien am liebsten auf Pferden von einer einförmigen Farbe reiten, damit sie nichts Auszeichnendes haben mögen, wodurch sie der Retraite in der Flucht, oder sonstigen un-

glück-

glückliche Expeditions, desto sichrer verfolgt werden könnten; in den Schlachten reitet der König nur allein auf einem Pferde, daß sich durch Verschiedenheit der Farben besonders auszeichnet, und zwar darum, damit seine Person nicht verkannt werden möge.

Es waren noch verschiedene Dörfer in diesem Thale, die, wie es schien, dem eisern Arm des Krieges glücklich entschlüpft waren, auch hatten sie nicht das Gepräge der Armuth und des Elendes, das in allen andern Plätzen, die wir gesehen, so äusserst auffallend war. Wir paßirten den kleinen Fluß Grogurri, welcher, wie alle übrigen diesseits der Gebirge, sich in der Abola ergießt. — Wir ließen nun das Thal von Abola rechts liegen, und setzten unsere Reise, an den Gebirgen her, nach Westen fort. Drey viertel auf neune, paßirten wir einen wüthenden Strohm, der Karnihinli heißt, und von Nordosten in die Abola fällt. Um neun Uhr kamen wir wieder ins Thal herab, und einige Minuten nachher erreichten wir die Ufer der Caccino, die von Norden herfließt, und sich mit der Abola vereinigt. Hier verweilten wir uns eine kurze Zeit, um unsern Leuten Gelegenheit zur Ruhe zu verschaffen, und um unser Tagebuch zu berichtigen, damit das Ganze in völliger Klarheit in der Karte erscheinen möge, welche ich mir vorgenommen, auf meiner Zurückkunft von Gondar zu verfertigen.

Den 3ten November Morgens um 8 Uhr verließen wir das Dorf Goutto, und setzten unsre Reise den ersten Theil des Tages durch eine Ebene fort, die reichhaltig an Acacia und andern Bäumen war. Diese Bäume waren aber alle beschnitten, so daß sie nichts als kleine Reiser oder Zweige hatten und auch die schienen jährlich beschnitten zu seyn. — Da dieses nun den unbezweifelten Anschein des Versatzes hatte, so erkundigte ich mich und wurde unterrichtet, daß wir nun im Honiglande wären, und daß aus diesen Reisern große Körbe gemacht werden, die sie an den Bäumen neben ihren Häusern, wie Vogelbauer hängen, damit die Bienen in den trocknen Monathen ihren Honig darin machen können; alle Häuser die wir nachher paßirten, hatten die davor stehenden Bäume mit solchen Körben behangen, und die zahlreichen Bienenschwärme waren emsig in ihrem Werke begriffen. Die Einwohner schienen sie in der That wenig zu achten, uns war aber ihr Stachel am Tage eine entsetzliche Plage, so daß wir im Felde nur, oder des Nachts in den Häusern, von dieser Unbequemlichkeit befreyt waren. —

Der hohe Berg Bersa, zeigte sich nun Südwärts in einer Entfernung von zehn Meilen. Er ist an Gestalt einem Canonierkeil ähnlich, und erhebt sich zwischen den niedrigern Gebirgen des Agow, bis in die Wolken — Scala liegt nach Süd-Südosten zu. Das Land der Agow verbreitet sich von Bersa Südwärts bis nach voll Westen, in der Gestalt eines Amphitheaters, umgeben mit Bergen, wovon Banja, nach S. S. W. in einer Entfernung von ungefehr neun

neun Meilen liegt; das Land Shangalla, über die Agows, liegt W. N. W. Von diesem Flecken ist die ganze Gegend von Goutto voller Dörfer, worin die Väter, die Kinder und Kindeskinder zusammen wohnen. Zwar in besondern Häusern, aber doch dichte aneinander, wie in Waitscha, so daß jedes Dorf aus Einer Familie besteht.

Drey viertel auf neun Uhr, paßirten wir einen kleinen aber klaren Fluß Dee-ohha oder der Fluß Dee genannt. Es ist sonderbar, die Gleichheit der Benennung der Flüsse in verschiedenen Gegenden der Welt zu bemerken, die nie die geringste Communication zusammen hatten. Die Dee ist ein Fluß im nördlichen Theil Schottlands; die Dee läuft durch Cheshire in England, und die Dee ist ein Fluß hier in Abyßinien.— Kelti ist der Name eines Flusses in Monteith, und Kelti haben wir ebenfalls in Maitscha gefunden. Arno ist ein sehr bekannter Fluß in Toscana; und wir haben einen andern Arno unter Emfras gefunden, der sich in den Tzana ergießt.— Keiner von diesen Flüssen gleicht dem andern in irgend einer Betrachtung, noch hat deren Benennung irgend eine Bedeutung in den Sprachen die ich kenne. —

Die Kirche von Abbo liegt eine Viertelmeile rechts, und die von Ejan Mariam, zeigt sich von Osten nach Süden eine halbe Meile weiter. Um halb zehn Uhr setzten wir unsere Reise weiter fort, und nach einigen Minuten erreichten wir den Anblick des nie zu vergessenden Feldes Fagitta. Ein viertel auf Eilfe neigten wir uns nach S. O. Die beyden grof-

sen Districte der Agow, Zeegam und Dengui, lagen nach S. W. zu. Der sehr wichtige Berg Davenanza, liegt ungefehr acht Meilen weiter S. O. S. und der Gang des Nils ist O. und W. Nach Osten zu liegt auch der hohe Berg Adama. Eine der Bergspitzen von Amid Amid, die den Eingang eines schmalen Thales von der Ostseite formiren, so wie von Westen die Berge von Kichambra. In diesem Thale läuft der große Fluß Jemma, der in den Gebirgen entsteht, und nachdem er einen Theil von Maitscha durchkreuzt, sich unten wieder in den Nil ergießt. Hier fangen die Berge an sehr hoch zu steigen, anstatt daß sie bey Samseen sehr niedrig und unbedeutend werden. —

Adama ist ungefehr zehn Meilen von unserer gegenwärtigen Lage, und fameus wegen der Schlacht, die Fasils Vater, als Gouverneur von Damot, gegen das Volk von Maitscha geliefert, worin die Letztern völlig geschlagen worden. —

Wir kamen nun in einer großen von Sümpfen und Gewässern angefüllten Ebene hinab, die von Westen von dem Nil umgeben ist; dreyviertel auf Eilfe durchkreuzten wir den schmalen Fluß Diwa, der von Osten nach Westen zugehet: obgleich nicht sehr breit, so war er doch bey weitem der tiefste Fluß, den wir paßirten. Da die Ufer perpendicular und zerfallen, und der Boden faul und sandig waren, fanden wir uns genöthiget abzusteigen, unsere Esel von ihrer Last zu befreien, und unsere Baggage selbst zu tragen. Diese, obgleich mühsame Operation, gieng zuletzt doch ganz gut von statten. —

Ich

Ich beklagte Woldo öfters, daß er nicht auch hier, wie am Eingange des Nils, einige von dem guten Volke der Argaws finden konnte; aber er schüttelte den Kopf und sagte: diese sind Menschen von ganz andern Stof; wir mögen von Glück sagen, wenn sie uns nur so hingehn lassen; auf dem flachen Lande wünsche ich niemand diesseits des Berges Aformascha zu begegnen. —

In dieser Ebene windet sich der Nil in einem Raum von vier Meilen weit mehr, denn irgend ein Fluß in der Welt; er macht hier über hundert Krümmungen, wovon eine so schnell, so rasch in die Ebene einfällt, daß wir herüber zu setzen vermutheten. Wir setzten uns auch schon dazu in Stand, als wir bemerkten, daß sie zur Rechten einen eben so schnellen Absturz gewann, und so sehr in entgegengesetzter Richtung lief, als solten wir sie nie wieder treffen; der Nil ist hier nicht über zwanzig Fuß breit und nirgends über einen Fuß tief. Die Kirche von Yasaus lag über drey viertel Meilen nach Westen zu.

Um ein Uhr kamen wir von der Bergspitze zu dem Fuße einiger niedrigen Hügel herab, die diese Ebene südwärts beschließen. — Die Berge die dahinter liegen, heissen Attata; sie sind ganz mit Reißholz bedeckt und mit Wasserfällen durchschnitten. Um halb zwey Uhr giengen wir weiter fort nach S. O. Einige Minuten nachher paßirten wir einen klaren aber schmalen Strohm, Minch, welches so viel als Quelle bedeutet. Um zwey Uhr waren wir auf der Spitze des Berges Attata, und entdeckten hier den Fluß

Abola von S. S. O., und nach einigen Minuten kamen wir einen andern Fluß Giddili vorbey, der sich sogleich in einer Krümmung des Flusses Abola verliehrt. Um halb drey Uhr kamen wir vom Berge Attata herab, und paßirten gleich am Fuße einen schmalen Fluß des nehmlichen Namens, welcher den Bezirk von Attata endiget. Hier ists in der That schmal, und wegen des morastigen Bodens sehr mißlich durchzukommen. Die Sonne war die ganze Zeit über auf der Ebene sehr heiß, und zwar jetzt so sehr, daß es uns ganz unerträglich wurde: und was noch schlimmer war, Woldo klagte über Unpäßlichkeit, und zwar so sehr, daß er glaubte in dem nächsten Dorfe den Geist aufgeben zu müssen. Ob ich nun gleich aus Erfahrung wußte, daß die Gefahr einer wahren Krankheit nicht groß war; so befürchtete ich doch von einer eingebildeten oder verstellten, nicht weniger Mühe und Unbequemlichkeit zu haben.

Um drey Uhr rückten wir indessen vorwärts nach S. O. und kamen in die Ebene von Abola, eine der Abtheilungen von Agow. Die Ebene von Abola, ist an den mehresten Seiten ungefehr eine halbe Meile, nirgends aber über eine Meile breit. Die Berge an der Ost- und Westseite sind in der ersten eben nicht hoch, und bis an die Spitze mit Kräutern und Anaimbäumen bedeckt; jedoch nach Süden zu werden sie höher, steiler, wilder und reicher an Gehölz. Auf dem Gipfel dieser Berge sind vortrefliche Ebenen, mit den herrlichsten Gefilden. Die Berge nach Westen zu sind ein Theil von dem Berg Aformascha, oder stoßen doch wenigstens ganz dichte zusammen, — und mit einer Richtung

beynahe S. O. wenden sie sich südwärts, und umgeben die Dörfer und Bezirk von Sacala, die am Fuße derselben liegen; und noch niedriger, d. h. mehr nach Westen zu, liegt das kleine Dorf Geesch, und die lange erwarteten Quellen des Nils.

Die Berge hier haben die Form eines Crescents, (halbe Monds); der Fluß läuft in der Ebene am Fuß derselben, und ist der nehmliche den Kasmati Fasil vorbey mußte, nachdem er bey Fagitta geschlagen worden. Die Berge an der Ostseite laufen parallel mit den vorigen, und machen einen Theil des Berges Litchambra, oder stoßen doch wenigstens dichte zusammen, und diese beyden hinter Aformascha, neigen sich nach Süden, und denn nach S. W. nehmen die nehmliche Form, und endigen just über den kleinen Fluß Goodeeco, in der Ebene von Assoa, unter Geesch und dicht bey der Quelle des Nils.

Der Fluß Abola kommt aus dem Thal zwischen Litchambara und Aformascha, aber dies ist nicht seine Entstehung; er hat zwey Arme, der eine an der westlichen Seite von Litchambara, nah an der Mitte wo dieser Berg sich südlich neigt; der andre auf den Berg Aformascha und nach Osten zu, auf unserm Wege zur Kirche von Mariam. — Noch hinter diesen sind die Berge von Amid Amid, die sich hinter Samsera anfangen, in dem südwestlichen Theil der Provinz Maitscha; ihre Höhe fängt nur bey dem Berg Adama an, die Form ist jedoch die nehmliche wie die der vorigen, und sie umgeben selbige ebenfalls in der Gestalt eines Crescents.

Zwi-

Zwischen Amid Amid und Litchambara, ist das tiefe Thal, das jetzt unter dem Namen St. George bekannt ist; seine alte heidnische Benennung konnte ich nicht in Erfahrung bringen. In der Mitte dieses Thals läuft die Jemma, ein Fluß, der dem Nil völlig gleich kommt, und wo nicht grösser, doch von weit größerer Gewalt ist, und nachdem er das Thal verläßt, durchkreuzt er einen Theil von Maitscha, an der östlichen Seite des Nils, und verlief sich wieder in den Fluß Samseen, nahe wo unsere Armee in der unglücklichen Retraite im Monat May vorbey mußte; er hat drey Quellen; sie entstehn in den Gebirgen von Amid Amid, gehen an der Ostseite derselben fort, bis der Fluß sich wieder in Maitscha verliert. —

Diese dreyfache Reihe von Bergen, eine hinter der andern, in der Form von drey concentrirenden Zirkeln, scheinen die Idee der Mondberge, oder Montes Lunä des Alterthums zu erwecken, an deren Fuß, wie man glaubt, die Quelle des Nils ist; und in der That es giebt keine andere. Amid Amid mögen vielleicht eine halbe, gewiß nicht dreyviertel Meile höher seyn, auf alle Fälle aber sind sie weit unter der fabelhaften Höhe, die ihnen Kircher giebt. Diese Berge haben alle einen vortreflichen Boden, und sind überall mit herrlichen Gefilden bedeckt. Da aber dieses unglückliche Land seit Jahrhunderten der Schauplatz des Krieges war, so bearbeiten die Einwohner nur die Gipfel der Berge, die der Feind nicht erreichen, und die marschierenden Armeen nicht zerstören können. In der Mitte des Berges sind Hütten von einer Art weißem Graße gebaut, das sie

in

in der Entfernung sehr hervorstechend machte. Der Boden ist voller Graß, wo das Vieh beständig unter ihren Augen weidet, das sie bey der geringsten Gefahr, von Seiten des Feindes, auf die Spitze des Berges treiben. Hagel findet sich auf dem Gipfel von Amid Amid stundenlang, aber Schnee ist in diesem Lande ganz unbekannt, auch haben sie nicht einmahl ein Wort*) in ihrer Sprache dafür. Es ist ebenfalls merkwürdig, daß obgleich wir manchmal heftigen Hagel in Gondar hatten, so kam er doch nie anders als mit geradem Winde von Amid.

II.

Bemerkungen über eine sonderbare litterarische Erscheinung.

Unser Zeitalter, so reich an politischen Revolutionen und Phänomenen, hat sich nicht weniger durch sonderbare litterarische Producte und gelehrte Unternehmungen ausgezeichnet, deren characteristische Darstellung bey einem unermeßlichen Stof, eine so lehrreiche als höchst interessante Lectüre gewähren müßte, wenn anders ein Werk dieser Art, weniger mit strotzender Gelehrsamkeit, die hiebei entbehrlich ist, als mit Scharfsinn und Geschmack bearbeitet würde.

Zu

*) d. h. in Amharic; denn in Geez heißt der Schnee Tilze: dieses hat wol wegen der Uebersetzung der h. Schrift erfunden werden müssen. —

Zu den neuen sonderbaren Erscheinungen gehört auch das Werk eines in Deutschland wohnenden Italieners, der ohne die geringste Kenntniß der deutschen Sprache, nicht etwa ein Buch aus derselben übersetzt, oder Bemerkungen über Sitten und Gebräuche der Deutschen hingeworfen, oder Nachrichten von dem Zustande der Künste unter dieser Nation gegeben, oder die politische Verfassung der Länder geschildert, sondern — die neueste Litterargeschichte der Deutschen geschrieben hat; ein Unternehmen, das wegen der gänzlichen Unkunde der Sprache wahrlich mit allem wetteifert, was der leichtsinnigste Franzose als Litterator je unternommen hat. Der Abt Denina, seit ... Jahren ein Einwohner von Berlin, ist der Mann von dem hier die Rede ist. Sein in französischer Sprache geschriebenes und sauber gedrucktes Werk, von welchem der erste Theil erschienen ist, führt den Titel: La Prusse litteraire. Der Verfasser hat es in Form eines Dictionairs geschrieben, da denn alle Gelehrten, die in den preußischen Staaten seit funfzig Jahren gelebt haben, von Voltaire bis auf den geringsten Dorfpfarrer, der irgend ein Programm geschrieben hat, alle die gegenwärtig darin leben, ja, um das Wörterbuch zu verdicken, selbst diejenigen Schriftsteller, die nur wenig Tage in Berlin zubrachten, als d'Alembert und andre, die nicht mehr zu den Gelehrten in Preußen, als zu den gelehrten Mandarinen in China gehören, nach alphabetischer Ordnung aufgeführt, und ihre Schriften entscheidend beurtheilt werden. Man möchte dabey fragen: für wen denn dies Werk eigentlich geschrieben ist? Doch nicht für die Franzosen, die eine solche Bänderreiche Nomenclatur einer Nation, deren

größte

größte Männer sie weder kennen noch kennen wolten, nicht der Ansicht würdigen durften. Auf andre auswärtige Nationen kann sowohl der Verfasser als der Verleger noch weniger gerechnet haben. Es bleiben also noch die Deutschfranzosen in den zehn Kreisen des heiligen römischen Reichs übrig. Aber diese, deren Grundsatz ist, die Deutschen zu verachten, und über ihre, selbst von andern Nationen ihnen zugestandenen großen Fortschritte in den Wissenschaften zu spotten, werden gewiß die allerletzten seyn, sich aus diesem Buch Raths zu erholen. Wenn das große Bonmot des Swift, daß es nicht übel ist, wenn jemand von der Sache worüber er schreiben will etwas versteht, je auf ein Buch anzuwenden war, so ist es bey dieser Litterargeschichte, deren Verfasser seinen Gegenstand so sehr mißkennt, daß er glaubt, nicht die Orthographie, sondern die Büchersprache der guten Schriftsteller sey in den deutschen Provinzen sehr verschieden, und es daher dem Professor Engel als ein besonderes Verdienst anrechnet, daß seine deutschen Schriften allenthalben in Deutschland verstanden werden.

Ich würde diese Erscheinung zu würdigen, oder sie nur anzuzeigen, einem andern überlassen haben, wenn ich nicht glaubte, aus Pflicht gegen mich selbst einige in diesem Werk befindliche mich betreffende Irrthümer berichtigen zu müssen, die in unsern Zeiten, wo man auf Anecdoten so gern Jagd macht, leicht als Wahrheiten ausgekramt werden könnten. Hier ist der Artickel im Original, der zugleich die Art und Kunst, wie der Abt Denina die Gegenstände behandelt, anschaulich machen wird:

Archenholtz (Mr. de) ancien capitaine au service de Prusse. Nous voulons ignorer par quel motif il quitta le service sous le feu roi; (a) & il importe peu de savoir par quelle conjoncture il voyagea en Italie, & fit quelque sejour en Angleterre. Mais l'on sait que Fréderic II. ne voulut pas recevoir l'ouvrage sur l'Angleterre & sur l'Italie que Mr. d'Archenholtz lui envoya. (b) Cet ouvrage passe pour bien écrit en allemand parce qu'il est clair & concis; ce qui doit toujours plaire, surtout dans les ecrits historiques; mais il est tres-partial & inexact, pour ne pas dire davantage. Il n'y a personne qui n'avoue que ce que Mr. d'Archenholtz dit de l'Italie est trés-faux & injuste, & que ce qu'il dit de l'Angleterre est exagéré. (c) L'effet que cet ouvrage feroit en Italie, s'il y était lû, seroit d'engager des voyageurs italiens a faire voir que les éloges que le capitaine prussien prodigue à la nation & à la constitution angloise, souffrent bien des exceptions. (d) Quelques personnes ayant demandé à Mr. d'Archenholz pourquoi il avoit parlé si mal des Italiens: „c'est repondit il, qu'en me promenant a cheval, lorsque j'etois à Rome, je fis une chute; je me cassai une jambe & fus mal guéri." (e) Bonne raison pour calomnier Venise, le Piémont, la Toscane & l'Italie generalement. Mr. d'Archenholtz vient de donner un abrégé historique de la troisiéme guerre de Fréderic II, qu'on appelle la guerre de septans. Un libraire de Berlin l'a inséré tout entier dans un almanach. (f) Malgré quelques inexactitudes qu'on y remarque, l'ouvrage

vrage paroît bien écrit. Il plaire sans doute aux jeunes militaires, à qui il peut servir comme d'introduction à la grande histoire detaillée que donne Mr. de Tempelhoff.

(a) Dieses nous voulons ignorer, anstatt nous ignorons, ist äusserst hämisch. Es scheint ein verdeckter Vorwurf von der empfindlichsten Art für einen Soldaten zu seyn. Man denkt sich dabey gleich zwey Ursachen, die einzigen möglichen, beyde höchst ehrwidrig: Feigherzigkeit in Kriegszeiten, oder schimpfliche Entlassung. Der erste Bewegungsgrund fällt von selbst weg, weil ich, obgleich schwer verwundet in der Schlacht bey Torgau 1760, erst nach geendigtem Kriege im Jahr 1763 den Dienst verließ, und zwar auf eine so ehrenvolle Weise, daß mich König Friedrich der Große auf Vorstellung meines Chefs, des Generallieutenants von Forcade mit einem höhern Militärgrad begnadigte, und mich also im Augenblick der Entlassung avancirte. Ich habe mit Lust und mit Ehre gedient, und mir die Achtung meiner Obern erworben. Von allen diesen Umständen war das Regiment v. Forcade Zeuge, und die Bestätigung dieser Behauptungen ist desto leichter zu erhalten, da dessen Standquartier nicht in den entfernten preußischen Staaten, sondern in Berlin selbst ist. Das Regiment führt jetzt den Namen Lignowsky.

(b.) Es ist grundfalsch, daß ich das Werk England und Italien dem König zugeschickt habe. Gewisse freymüthige Bemerkungen, die nicht mit seinen Grundsätzen überein-

stimmten, und selbst die in gedachtem Werk schmerzhaft gerügte Partheylichkeit, die Friedrich für Ausländer hatte, qualificirten es gewiß nicht zu seiner Lectüre, am wenigsten zu seinem Beyfall. Ihm ein solches Buch zu schicken, wäre folglich eine sinnlose Handlung gewesen. Der Abt Denina, der als ein Gelehrter Achtung verdient, und den ich als den Rächer seiner Nation gegen mich, ihren vermeintlichen Beleidiger, im litterarischen Felde, bey einem bescheidenen Angrif mit Vergnügen begegnet haben würde, hätte sein Anecdotenbuch nicht mit übel ersonnenen Mährchen aufstutzen sollen.

(c.) Jedermann wäre also einstimmig, daß mein Gemählde von Italien ganz falsch, und das von England übertrieben ist??

(d.) Und wenn man dies Buch in Italien läse, so würde der Erfolg seyn, daß italienische Reisende ein richtigeres Gemählde von Britannien und der Constitution dieses Reichs aufstellten?? Wer wird nicht ein solches Buch von einem Italiener wünschen!! Ich würde es für ein großes Verdienst halten, dazu die Veranlassung gegeben zu haben. Nur freylich würde man zuvor die in vorbesagtem Werk enthaltenen zahlreichen Thatsachen, zum Theil auch ohne meine Erzählung weltbekannt, nicht wegraisonniren, sondern geradezu wegleugnen müssen.

Herr Denina sagt: „Es fragte jemand den Herrn „von Archenholtz, warum er von den Italienern so übel „gesprochen habe. Seine Antwort war: Ich ritt spazie-

„ren

„ren als ich in Rom war, fiel, brach ein Bein, und wur„de schlecht geheilt.“ Der Herr Abt glaubte also nicht sich zu erniedrigen, wenn er mir eine solche Antwort in den Mund legte? Er entblödet sich nicht das Wort Verläumden zu gebräuchen, welche brutale Art sich auszudrücken ich ihm en faveur seines Priesterrocks verzeihe; denn die Urbanität muß nicht bey Klostermännern gesucht werden.

(f.) Nach seinen Ausdrücken zu urtheilen, ist meine Geschichte des siebenjährigen Kriegs als eine Federübung zu betrachten, die einem Buchhändler zufällig in die Hände gerieth, der, weil er in der Geschwindigkeit nichts anders hatte, damit einen Kalender anfüllte, um jungen Officieren auf den Wachstuben die Zeit zu vertreiben. Wenn die von mir weiter ausarbeitete Geschichte des Kriegs in zwey Octavbänden erscheinen wird, woran ich jetzt rastlos arbeite, und wozu ich von Feldherren, Staatsmännern und Gelehrten die schätzbarsten Beyträge erhalte, so hoffe ich, Herr Denina soll sich seines Urtheils schämen.

Nur er, der wie ein Blinder von den Farben urtheilte, konnte zwey so höchst verschiedene Werke, als Tempelhofs ganz für Militärpersonen geschriebene Geschichte des siebenjährigen Kriegs, und die meinige zum Unterricht für alle Volksklassen bestimmt, miteinander vergleichen. Die letztere soll ein Geschichtsbuch seyn, worin nicht das Umständliche militärischer Operationen, sondern die Politik, die Charactere großer Männer, kriegerische Sitten und Gebräuche in Handlungen, und überhaupt der Geist des Zeitalters ent-

wickelt und dargestellt werden. Man erlaube mir hier eine Bemerkung. Die preiswerthe Unternehmung Herrn Speners durch schön verzierte und doch verhältnisweise sehr wohlfeile Calender historische Sujets, große in unsern Tagen geschehene mit Sorgfalt beschriebene Begebenheiten, zu jedermanns Kenntniß zu bringen, war Herrn Denina, der in Berlin lebt, und den Zustand der preußischen oder vielmehr der deutschen Litteratur genau kennen sollte, ehe er sich unterfienge davon zu schreiben, ganz unbekannt. Indeß ist dies eine ganz deutsche Unternehmung, wovon man das Muster weder aus Paris, noch aus London, noch aus Rom geholt hat, noch hohlen konnte; weil die pariser Almanachs, obgleich unendlich unter sich verschieden, ganz etwas anders sind, und man in London die Calender nur zu Schreibtafeln, so wie in Rom zu Bezeichnung der heiligen Feste braucht, und überhaupt in leztern Ort so wie in ganz Italien ein historischer Calender nach Spenerscher Art ein Unding seyn würde: ja, wer nur einigermaßen das heutige Italien kennt, wird die Behauptung nicht unüberdacht finden, daß ein solcher Calender, selbst durch die niedlichsten Kupfer verziert, in diesem Lande schlechterdings nicht in solcher Menge verkaufbar seyn dürfte, um den Unternehmer zu entschädigen.

v. Archenholtz.

III. Ly.

III.

Lycoris.

Eine Hirtenscene aus dem Portugiesischen des Domingos dos Reis Quita. —

Vorerinnerung des Uebersetzers.

Das Stück, von dem ich hier eine freye Uebersetzung liefere, würde als Product eines deutschen Dichters wenig Aufmerksamkeit verdienen; als Probe aber von dem Geschmack, der in den neuern Geisteswerken der Portugiesen herrscht, ist es werth, in einem Journal, das der Ausbreitung gemeinnütziger Kenntnisse aus dem Fache der Litteratur gewidmet ist, seine Stelle einzunehmen. Es hat seine großen Fehler, und mußte sie zum Theil, als Schäferdrama, seiner Natur nach haben: betrachtet man es aber als eine Reihe einzelner, durch ein loses Band Einer fortlaufenden Handlung verknüpfter Idyllen, so wird man auch Schönheiten darin entdecken; nur muß man es nicht gegen den Aminta des Tasso, und Pastor Fido des Guarini halten, weil es diese Zusammenstellung mit seinen Urbildern schwerlich ertragen würde. Der Verfasser, ein Zeitgenoß und Lobredner des Marquis von Pombal, erwarb sich unter seiner Nation den Namen eines Wiederherstellers des bessern Geschmacks, der seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts in Portugal sowohl als in Italien

und Spanien durch ein ängstliches Haschen nach gedankenleeren Concetti verdrängt war. Solte man diese Probe, deren Mängel bey der überaus großen Verschiedenheit des Genius der deutschen und portugiesischen Sprache fast unvermeidlich waren, mit schonender Nachsicht aufnehmen, so würde man den Uebersetzer aufmuntern, mehrere Stücke neuerer portugiesischer Dichter in deutschem Gewande zu liefern. Da das Original in Deutschland sehr selten ist, so hat man für den Kenner, der die Copie zu würdigen wünscht, den Anfang desselben der Uebersetzung beygefügt.

J.

Personen.

Sylvan.
Palem.
Lycoris, Silvans Tochter.
Amynt, Palems Sohn.
Dumöt.
Ein Bote.
Dianens Priester.
Hirten und Hirtinnen.

Die Scene ist ein Hain. Im Vordergrunde ein Altar, im Hintergrunde der Vorhof des Tempels der Diane.

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Palem und Amynt.

Palem.

Welch eine reizende Morgenröthe! Wie dort der funkelnde Stern der Venus mit den schwindenden Schatten kämpft! die leuchtende Aurora, umwunden mit Rosen, zündet purpurne Flammen in Osten an, womit sie Berge und Fluren erhellet. Jauchzet, ihr Hirten Arcadiens, dem lächelnden Frühling entgegen, der mit grünem Rasen und einem Teppich bunter Blumen die Gefilde des waldigten Mänalus schmücket! Herrliches Schauspiel, das dort die blühenden Bäume bilden, die den heiligen Tempel Dianens umkrän-

Palemo.

Ah meu filho, que alegre madrugada!
Como de Venus o astro luminoso
Brilha, rompendo as fugitivas sombras!
De rosas coroada a branca Aurora
Vermelhas chammas no Orizonte accende,
Com que os montes, e prados allumia:
Como vem a risonha Primavera,
De branda relva, e matizadas flores,
Ornando os campos da frondosa Arcadia!
Que formoso espectaculo figuram
Estas floridas arvores, que cercam
O sacro Templo da immortal Diana!

kränzen! Sey uns gegrüßt, Göttin der Wälder, Schützerin der Fluren des Alpheus! Heut, große Diane, heut ist der Tag, an dem die unglücklichen Bewohner Arcadiens sich um deine Altäre lagern, und mit thränenvollen Augen deinen Schutz erflehen werden. Erhöre gnädig ihre inbrünstigen Gebete, und verscheuche fern von diesen friedlichen Fluren das schreckliche Ungeheuer, das sie verheert.

Amynt.

Auch mich überströhmt Wonne, mein Vater, beym Anblick der Freuden und Wunder des wiederkehrenden Lenzes. Wie glücklich, wie reizend ist jene Mannigfaltigkeit! Die gel.

Salve, Deosa dos bosques, protectora
Das campinas do Alfeo! Oh grande Deosa!
Hoje prostrados ante os teus altares,
Da Arcadia os opprimidos habitantes,
Teu soccorro implorar viram afflictos.
Ouve propicia seus ardentes rogos.
Destes amenos bosques longe affasta
A cruel fera, o devorante monstro,
Que desollado tem os nossos campos.

Amintas.

Ah meu Pai! eu me vejo arrebatado
A' vista do prazer, e maravilhas,
Que nos offrece a verde Primavera.
Que feliz, que aprazivel variedade!

Os

gelben Lilien, vermischt mit dem rothen Mohn, breiten einen gemahlten Teppich über die Flur aus. Die Rose lächelt aus ihrer grünen Knospe hervor, und haucht in die Luft ihren süßen Wohlgeruch aus. Hier bekleiden sich die Blüthenbäume mit dem blendenden Weiß des Schnees, dort glänzen sie, das Nachbild vom Purpur der untergehenden Sonne; und der liederreiche Vogel schmeichelt seinem Liebchen tausend süße Tändeleien vor. Ach so sang auch ich in des Sommerabends Kühle an den belaubten Ufern der Bäche, die sanften Klagen der holden Liebe, und meiner Lycoris Stimme begleitete sie. Mit welchem Entzücken sehe ich die Tage der Blumen wiederkehren! Sieh, wie sich jene Bu-
chen

Os lyrios, as boninas amarellas,
Co' as vermelhas papoilas mifturadas,
Matizam a florefta: a nova rofa,
Que entre o verde botam fe moftra rindo,
De fuaves perfumes enche os ares:
As arvores floridas reprefentam
Humas da neve a candida brancura,
Outras a côr purpurea do Sol pofto.
Como as aves armonicas cantando
Pelos verdes raminhos do arvoredo
Espalham mil requebros namoradas;
Affim nas tardes do Veram calmofo
Pelas fombrias margens dos regatos
Com a bella Licore, as brandas queixas
Cantei do terno amor. Com que alegria
Renascer a fezam das flores vejo!

 Como

chen der kristallnen Quelle majestätisch aneinander reihen! Schmückt euch, ihr glücklichen Thäler, ihr Wohnsitze der Freude schmückt euch mit schattigem Grün!

Palem.

Ja diese grünen Fluren, diese schattigen Wälder, sind der Götter Aufenthalt! Friede und Unschuld wohnet in ihnen — — Aber jetzt hat eine feindselige Gottheit aus Lybiens Wüsten jenes verheerende Ungeheuer gesandt, um unsere glückliche Ruhe zu stöhren: Nie sahen die anmuthigen Gestade des sanftrieselnden Alpheus solch einen wüthenden Feind. Die trostlosen Hirten beweinen bald ihre Saaten, bald

Como se vam copando as altas faias,
Que estam cubrindo aquella clara fonte!
Ditosos vales, do prazer morada,
Adornai-vos de sombras, e verdura!

Palemo.

Os verdes prados, as umbrosas selvas
Sam, charo filho, habitaçam dos Deoses.
Nelles a paz, e a innocencia vive —
Mas hum Deus inimigo à nossos campos
Sem duvida mandou da inculta Lybia
Hum tam estranho, sanguinoso monstro
Perturbar a feliz tranquillidade:
Tam indomita fera nunca viram
Do brando Alfeo as margens deleitosas.
Absortos nossos miseros Pastores

Hunç

bald ihre Heerden, bald ihre zerrissenen Kinder. Was nützt uns in solchem Jammer der holde Friede, den unsere freundlichen Wälder uns darbiethen? — Niemand wagt es, seine Hütte zu verlassen; das Vieh in seinen Hürden trauert und schwindet dahin.

Amynt.

Ha! Warum erlegen wir nicht das Ungeheuer? Warum fangen wir es nicht mit versteckten Schlingen, womit wir das Wild in den Wäldern sonst täuschen? Oder warum suchen wir es nicht in zahlreichen bewafneten Schaaren in des Waldes Dickigt auf? Wenn Muth den Hirten dieser

Hunç choram as fearas, e rebanhos,
Outros os tenros filhos devorados,
E de tam duros males opprimidos
Mal podemos gozar da paz ferena,
Que nos offrecem as amenas felvas.
Ninguem fe atreve, cheio de temores,
A fahir da cabana: o pobre gado
Emagrece encerrado nos apriscos.

Amintas.

Pois como a dar-lhe a morte nam corremos?
Armando-lhe futil feguro laço,
Tal como a prizionar as outras feras
Coftumamos nas brenhas folitarias?
Ou armados em bando numerofo
A nam vamos cercar no mato efpeffo?
Se ha valor nos Paftores deftes vales,

Se-

dieser Thäler belebt, so rüste er sich mit der mächtigen Lanze, und folge mir; ich werde der Erste seyn, der das tobende Ungeheuer mit der knotigen Keule angreift. Jünglinge und Wölfe und borstige Eber in dem Innersten des Waldes zu bekämpfen, das ist mein Spiel!

Palem.

Das Ungeheuer spottet jedes Angrifs. Es zerreißt die Schlingen, zertritt die Gehäge. Die steinerne, schuppige Haut, die seinen ungeheuern Körper panzert, trozt der Spitze des Speers. Vor seinem weithallenden Brüllen, betäubender selbst, als der Donner, erbeben die Felsen. Oefnet es seinen tiefen, scheußlichen Rachen, so speyet es wie aus einem Flammenschlunde einen tödtlichen Dampf aus, der die

Seguir me venham c'os agudos dardos,
Que eu ferei o primeiro que accommetta
O feroz monſtro co' a nodoſa clava.
O combater nas intricadas ſelvas,
Rapazes, lobos, javalis cerdoſos,
Sam os meus paſſatempos coſtumados.

Palemo.

De tudo zomba o furioſo monſtro.
Rompe cilladas, cercos disbarata.
Seu vaſto, e inorme corpo defendido
De impedernidas, e eſcabroſas conchas
Impenetravel he ao dardo agudo.
A ſeus longos bramidos mais horriveis,
Que eſpantoſo trovam, os montes tremem u. ſ. w.

die Luft vergiftet. Ohnmächtig, das sehen die Hirten, ist menschliche Kraft es zu vertilgen. Darum halten sie heut ein feyerliches Opfer, um den Beystand der keuschen Göttin zu erflehn. Die Jungfrauen kränzen sich mit weißen Lilien, und bringen ihre Spende von jungen Blumen und blendenden Schleyern dar. Mit ihnen nahen sich im feyerlichen Zuge die Hirten diesem Altar, geschmückt mit den Zweigen des inbrünstigen Gebets. Silvan, durch graues Haar und zahlreiche Heerden der ehrwürdigste und angesehenste Hirt dieser Flur, wird die Schaar der Flehenden führen, und bald wirst du vom Chor der Bittenden diesen Altar umringt sehn.

Amynt.

So müssen denn auch wir, mein Vater, mit Kränzen unsere Stirn, mit Zweigen unsere Hände schmücken?

Palem.

Ja, mein Sohn, mit einem Herzen voll Demuth und Ehrfurcht müssen wir uns dem Opfer nahn. Wenn dann die Jungfrauen auf dem Altar die geheiligten Blumen gestreut haben, und der ehrwürdige Tempel von erhabenen Gesängen und lauten Gebeten ertönt, so wird der fromme Vertraute der Göttin das Orakel befragen, das uns gnädig, wir hoffen es, die Mittel unserer Rettung anzeigen wird.

Amynt.

Ich will Zweige brechen und Blumen pflücken, uns zu kränzen. Wie ungeduldig harre ich des glücklichen Augenblicks, wo ich in der Reihe der Mädchen meine Lycoris

erblicke! Wie werden ihre wallenden Locken, von weißen Lilien durchflochten, glänzen! Wie wird vor ihrer Schönheit alles in Nebel und Schatten verschwinden! Sie wird hervorstrahlen unter den Hirtinnen, wie der Mond unter den Sternen, wie die Rose unter den bleichen Blüthen der Distel.

Palem.

Verbanne den Gedanken an Lycoris aus deiner Seele, mein Sohn! —— Willst du nicht die Ruhe meines müden Alters stöhren, liebst du die deinige, o so folge dem Rath eines zärtlichen Vaters.

Amynt.

Was höre ich, Vater? Wie so unerwartet haben sich deine Entwürfe geändert! Schmeicheltest du mir nicht sonst mit dem reizenden Glücke, mich durch Hymen mit meiner Lycoris vereinigt zu sehn? Versprachst du mir nicht, mir aus dichtem Rohr eine geräumige Hütte zu bauen, neben jener jungen Erle, die du am Tage meiner Geburt pflanztest, mir zu meiner Heerde zwey Böcke, sechs trächtige Ziegen, eben so viel Schafe und drey fleckige Kühe mit ihren Jungen zu schenken? —

Palem.

Amynt! — Du bist der Sohn des armen Palem, und die schöne Lycoris ist Silvans Tochter, dessen Heerden jene Gebirge bedecken. Verbanne also diese thörichte Liebe aus deinem Herzen! Vergebens trägst du ihr drückendes Joch! Laß die Sorge für die Bebauung unsers kleinen Ackers, für die Pflege unsrer Bäume allein deine Seele

er-

erfüllen. Noch hast du nicht mit schlanken Binsen die gekrümmten Reben an die Ulmen befestigt, noch nicht das üppige Unkraut ausgerauft, das die aufkeimende Saat erstickt.

Amynt.

Ich Unglücklicher! In welchen Abgrund versink ich! — Ach mein Vater, ich seh' es, dein zärtliches Herz will durch weisen Rath vor bitterer Kränkung mich schützen. Längst schon ahndete ich, daß du mir ein Geheimniß verbergest, an dem meine Wünsche scheitern werden. Wenn ich Lycoris nannte, war dein Auge nicht so heiter und ruhig, als sonst. Du standest in Gedanken verlohren und seufztest ohne mir zu antworten. — Jetzt ahnde ich mein Schicksal. Silvan versagt mir die reizende Tochter, weil das Glück mir nicht weite Felder und stolze Heerden gab. —

Palem.

Ja, mein Sohn, Lycoris ist für den jungen Menalcas bestimmt, den einzigen Sohn des reichen Tityeus, dessen Heerden am jenseitigen Ufer des Alpheus weiden.

Amynt.

Götter! Für Menalcas, den rohen Menalcas, über den ich schon zweymahl am Feste des Pan im Wettgesang, den Preis aus den Händen des weisen Elpin erhielt? — Arme Lycoris! Unglücklicher Amynt! Wie grausam ist das Schicksal, wie hart Silvan! Liebe, Liebe, welche Qualen bereitest du mir! Wie ist mein Herz so von Kummer gefoltert! Es schwindet dahin, als hätte ihm eine Schlange ihr Gift eingehaucht.

Palem.

Palem.

Sohn! Laß dich nicht blinde Leidenschaft überwältigen, die der unbesonnenen Jugend so gefährlich ist. Verliehrst du Lycoris, so wirst du ein anderes, noch schöneres Mädchen finden. Noch beginnen erst deine Tage zu blühn. Sieh dort die zweigevolle Ceder, die den lachenden Hügel überschattet; erst war auch sie ein schwacher, zarter Sprößling, der Stürme und Ungewitter Spiel. — Vertraue den allwaltenden Göttern! Mit liebender Hand theilen sie das Glück den Sterblichen zu. — Jetzt geh, mein Sohn, und sammle, ehe das Opfer beginnt, bittre Tamarindenblätter, duftenden Wiesenklee und andere liebliche Kräuter, die der Heerden Eiter anschwellen; ich eile die Lämmer den Müttern zu entwenden, ehe sie die Milch völlig aussaugen.

Zweyter Auftritt.

Amynt allein.

Ich Unglücklicher! Wozu soll ich mich entschließen? Ohne dich, reizende Lycoris, kann ich Armer nicht leben! Ohne dich werden die kühlen Schatten des Thals mir brennender seyn, als die lodernde Flamme, die wurzelreiche Stämme verzehrt; ohne dich der süße Trank der kristallnen Quelle bitterer, als der herbe Saft unreifer Trauben. Dich, Geliebte, soll ich mit dem rohen Menalcas vereinigt sehn? Mit ihm, der nicht die zärtlichen Klagen sanfter Liebe, nicht deine unwiderstehlichen Reize und den Zauber deines Blicks zu besingen weiß? — Nein, der schadenfrohe Menalcas soll den gebeugten Amynt nicht höhnen! In öden Wüsten will ich

einsam mein kummervolles Leben enden; von keinem menschlichen Auge gesehn, soll dort unter Seufzern und Thränen mein Auge brechen! die unglückliche Echo soll meine Klagen den Fluren und Wäldern wiederhallen, daß sie die holde Schöpferin meiner Leiden höre! — Dort unter den Haselnußstauden kommt eine Hirtin mit beflügeltem Schritt. — Ist es Lycoris? — Himmel sie ist es, die Holde!

Dritter Auftritt.

Amynt und Lycoris.

Lycoris.

O, mein Geliebter! —

Amynt.

Lebe wohl, Lycoris, lebe wohl! Genieße ungestöhrt deines Glücks! Der arme Amynt geht, sein Schicksal zu beweinen.

Lycoris.

Wohin, Amynt? Undankbarer du fliehst mich? —

Amynt.

Ja, ich eile, mich vor deinen Augen zu verbergen, in einsame Wüsten. Mag mich dort das Ungeheuer mit seinem gierigen Zahne zerreissen! Bald werden die mitleidigen Nymphen der Thäler mit bethräntem Auge sich zurufen: er verlohr Lycoris und mit ihr sein Leben!

Lycoris.

Welche Besorgnisse quälen dich? Bleib, bleib! Lycoris ist die Deine! Wilst du mich fliehn, mich, die dich so

zärtlich liebt? — Sieh hier diesen Myrthenkranz, meiner Liebe neues Unterpfand! Mit Sorgfalt flocht ich ihn, daß er an diesem feierlichen Tage deine Stirn ziere, und pries ihn glücklich, als ich ihn vollendet hatte, daß er die wallenden, blonden Locken meines Amynt schmücken werde. O, laß mich selbst dich kränzen!

Amynt.

Nein, reizende Lycoris! Soll ich den Gegenstand meiner innigsten Wünsche auf ewig für mich verlohren sehn, so umwinde nie ein Kranz von Blumen und Laub meine Stirn, so erblicke nie mein Auge das holde Gesicht der lächelnden Freude, so bleiche blasser Kummer meine Wangen! Zerbrechen will ich die melodische Flöte, zertreten die zarten Blumen um meine Hütte, die ich so sorgsam pflegte. Ohne Hirten irre die arme Heerde umher, ein Raub der wilden Thiere! Nein, reizende Lycoris! Der Kranz, den deine sammetne Hände flochten, ziemt dem unglücklichen Amynt nicht. Eines so schätzbaren Geschenks ist nur — Menalcas würdig! Umwinde damit des Beglückten Stirn!

Lycoris.

Ach Amynt! Laß in dein Herz jene heitere Ruhe und Freude zurückkehren, mit der du mir sonst im Schatten grüner Gebüsche den süßen Kummer unschuldiger Liebe sangest, die dir aus den Augen loderte. Kann ich dich glücklich machen, so klage über dein Loos nicht! Vertraue meiner Liebe. In Blumen sollen sich die Dornen verwandeln, die jetzt deine Brust verwunden. Der Schmerz, der dich so grausam

sam foltert, zerreißt mein Herz wie ein Pfeil, der die Seite der Hindin durchbohrt. So sehr ward nicht Endymion von der Cynthia, so sehr nicht der schöne Adonis von der holden Venus geliebt, als Amynt der Hirt von seiner Lycoris. Verhaßter ist mir der rohe Menalcas, als der verwegene Falke der zärtlichen Taube, oder die zudringliche Eidechse den armen Bienen.

Amynt.

Meine Lycoris! Deine Liebe verscheucht den Schmerz aus meiner Seele, wie der Morgenstrahl die schwarzen Schatten der Nacht. — Aber ach! Wenn auch du den Amynt nicht verschmähst: wird dich nicht dein Vater zwingen, dem Sohn des reichen Tityrus die bräutliche Hand zu bieten?

Lycoris.

Silvan liebt seine Tochter mehr als alle Güter der Erde. Er würde eher seine Heerden und Triften verliehren, als meine Jugend durch bittern Schmerz verkümmern wollen. Er nannte mir den Namen Menalcas; aber er las das bleiche Schrecken auf meinem Gesichte und tröstete mich mit süßen Worten. Erheitere dich, Geliebter! Ueberlaß dich nicht leerem Mißtraun! Eher wird der Epheu aufhören die Pappel zu lieben, eher wird in ihrem keuschem Neste die zärtliche Turtelraube mit dem schwarzen Raben sich paaren, ehe meine Liebe wanken wird.

Amynt.

Ja, es weicht alle Furcht und Besorgniß aus meinem Herzen, nun der süßen Freude Sitz! Schmücket, ihr Hir-

tinnen, unsere Hütten mit festlichen Kränzen von Myrthen und Blumen! Zünde, Hymen, deine heilige Flamme an; denn Lycoris wird Amynts Gattin! O, ich küsse mit einem Herzen voll Liebe diesen Kranz, den deine Lilienhände flochten. Komm und bekränze das Haupt deines entzückten Schäfers.

Lycoris.

Ja, mein Geliebter, laß uns zu den übrigen Hirten eilen, denn schon naht des Opfers Stunde.

Amynt.

So laß uns gehn! Und du, große Göttin, erhöre gnädig unser Flehn. Schenke die Ruhe unsern Fluren wieder. Durchbohre mit deinen Pfeilen unsern Feind, und sichere uns den Frieden, den der glückliche Amynt am Arm seiner Lycoris genießen wird.

Lycoris.

Aber sieh, dort kommt mit langsamen Schritt ein Hirt auf dem Fußsteige durch den Wald! Es ist mein Vater! — Ich will ihn hier erwarten, um ihn auf unsere Vereinigung vorzubereiten. Laß mich mit ihm allein.

(Amynt ab)

Vierter Auftritt.

Silvan und Lycoris.

Silvan.

Bist du's, meine Tochter? Schon lange habe ich dich gesucht! — Da ich beym Erwachen dich nicht in der Hütte

fand,

fand, glaubte ich, du seyst in den Garten gegangen, frische, bethaute Rosen zu brechen. Ich eilte hin — und fand dich nicht. Meine Seele war voller Schreckbilder. Ich fürchtete du schweifstest begierig nach dem Wilde umher, und das Ungeheuer — — o, ich war in einer tödtlichen Angst — — das Ungeheuer würde dich zerreissen.

Lycoris. (ihn umarmend)

Wie wachsam und besorgt ist deine zärtliche Vaterliebe! — Der Himmel beglücke dein müdes Alter! — Ich verließ, als die purpurnen Strahlen der Morgenröthe hervorbrachen, unsere Hütte, und gieng Blumen zu pflücken, wovon ich schon drey festliche Kränze geflochten habe.

Silvan.

Lobenswürdig ist deine Sorgfalt meine Lycoris! Wünschest du, daß immer die unsterbliche Delia deine Gebete erhöre, so bereite ihr mit inbrünstigem Eifer angenehme Spenden! Nie lassen die erhabenen Götter ihren Verehrer ohne Lohn.

Lycoris.

Einen dieser Kränze flocht ich für dich, daß er beym Opfer dein ehrwürdiges Haupt schmücke; ich hieng ihn an die große Ulme, in deren Schatten du so gern ruhst. Mit dem andern — er war aus Myrthen geflochten — kränzte ich dem Amynt die Locken.

Silvan.

Dem Amynt? — dem Sohne Palems?

Lycoris.

Ja, mein Vater, dem Amynt, dem blonden Hirten, dem Stolz der ländlichen Musen, ihm, dessen süße Flöte mich die lieblichen Lieder lehrte, die du mich so gern singen hörst. Ja, mein Vater, dem holden Amynt, dem schönsten der Hirten dieser Flur. Seine Seele ist so klar und rein, wie der Bach in seinem ruhigen Bette. Er kennt die heilsamen Kräuter, die fern von den Heerden die Krankheiten verbannen. Er bekämpft mit seinen Pfeilen und seinem Hirtenstabe die wüthenden Thiere des Waldes. Und hat ihm das Schicksal große Glücksgüter versagt, so schmückte ihn die Natur freygebig mit tausend seltnen Gaben, mit tausend Reizen. O wenn du deine Lycoris liebst, sie einst glücklich zu sehen wünschest, so laß sie Amynts Gattin seyn.

Silvan.

Schon achzigmahl sah ich die Gaben der Ceres einärnten, und der Himmel weiß es, ob meine halb gebrochenen Augen noch einmahl den wollüstigen Frühling erleben, noch einmahl die Bäume mit Grün sich werden bekleiden sehen. Du, meine Lycoris, bist die letzte Frucht meiner geliebten, im Grabe schlummernden Sylvia; du bist dieses Stammes einziger Sprößling, den die Hand des Todes noch nicht zerknickt hat. Mögen dich die unsterblichen Götter zum Trost meiner späten Tage erhalten! — Aber jetzt, da mein müder, gebeugter Körper, wankend am knotigen Stabe, dem kalten Grabe zueilt, jetzt will ich, jetzt muß ich dir eine sichere Stütze geben. Denn das verlassene Mädchen ist dem schlanken Epheu gleich, der keinen Stamm hat, um den

den er sich winde. Du weißt es schon, daß ich den Sohn des begüterten Tityrus zum Schwiegersohn mir auserkohren habe.

Lycoris.

Nein, mein Vater! — Eher will ich meine Tage vollenden, ohne die Bande des lächelnden Hymen zu kennen, als mich mit dem rohen Menalcas verbunden sehen. Nicht der junge Alexis, selbst nicht der artige, seines Gesanges wegen gepriesene Möris, dessen Haupt ich schon unzählich oft von den blendendweißen Nymphen mit Myrthen umkränzen sah, werden meine standhafte Liebe erschüttern.

Silvan.

Laß das! — Wie solten wir auch jetzt von Liebe und Hymen reden? Wir müssen allein das Elend, in welchem die kummerbelasteten Gestade des Alpheus schmachten, beweinen. Laß uns den Beystand der großen Göttin mit heißen Bitten und Gelübden erflehn. Komm! Schon erwartet mich die Schaar der frommen Hirten ungeduldig, um auf diesen heiligen Altären das feyerliche Opfer zu beginnen.

Ende des ersten Aufzugs.

IV.

Notizen einer Unterredung mit Mr. Howard im May 1789.

Aus dem Englischen.

Mr. Howard war damahls in seinem zwey und sechzigsten Jahre, und anscheinend vollkommen gesund. Er sagte, daß er seit vielen Jahren keine animalische Speisen, und seit dreyßig Jahren nie Wein gekostet habe. Seine Nahrung für den ganzen Tag bestand aus zwey Pfennigbroden, mit etwas Butter oder Eingemachten, einem Maaß Milch und fünf oder sechs Tassen Thee, nebst einem gebratenen Apfel vor Schlafengehen.

Als er zu Warrington den Druck seiner Abhandlung über die Lazarethe besorgte, stand er mitten im Winter, achtzehn Wochen hindurch, alle Morgen um drey Uhr auf. Er war zwar immer gewohnt, früh aufzustehen und früh zu Bette zu gehen. Den Thee betrachtete er als eine große Erheiterung der Lebensgeister, führte ihn beständig auf seinen Reisen mit sich, und brauchte immer grünen Thee.

Es schien, als hielt er sich selbst bey seinen besondern Bemühungen von der göttlichen Fürsehung unterstützt, und wolte sich nie durch ein Vergnügen oder eine andere Beschäftigung darin unterbrechen lassen. Selten oder nie, mach-

te

te er von Empfehlungsschreiben an Leute von Bedeutung in den Oertern, die er besuchte, Gebrauch, und sagte, er sey in seinen Untersuchungen glücklicher, wenn er sich selbst überlassen wäre. Er glaubte, daß seine letzte Reise drey Jahre erfodert haben würde, und seine Absicht war, in dieser Zeit zweymahl Groß-Caïro (den vermeintlichen Geburtsort der Pest) wo er sich länger aufzuhalten dachte, und die Krimm, Constantinopel und die Barbarey zu besuchen. Er schien kein Verlangen zu haben, Schriften über die Pest um Rath zu fragen, und sagte in einem Briefe an Jemand, der ihm ein französisches Buch über die Pest zu Marseille geschickt hatte, „ich lese sehr wenig über die Pest, indem ich aus genauer Beobachtung der Krankheit selbst meine Resultate zu „ziehen wünsche, nicht aber aus den Theorien von Perso„nen, die niemahls Kranke dieser Art besuchten. Und in „der That, meine Meynung im Allgemeinen darüber ist von „Allem verschieden, was ich bis jetzt in Büchern gefunden „habe."

Mr. Howard glaubte einige Anlage zur Vervollkommung unter den Türken zu bemerken, als er im Jahr 1788 in Constantinopel war. Von dem damahligen Großwesier sprach er gut, als von einem Manne, der in der Hauptstadt Druckereyen zu etabliren wünschte, und der nicht abgeneigt sey, einige Anordnungen zu machen, um der Ausbreitung der Pest zuvorzukommen. Die Ideen von Fatalismus und Nothwendigkeit, die man überhaupt den Türken zuschreibt, fand er bloß bey der niedrigeren Classe, die bessere Gattung nahm eigne Maßregeln gegen diese schrecklichste Seuche.

Er wolte etwas Jamespulver mitnehmen, um die Wirkung desselben bey der Pest zu versuchen, und freute sich, als er hörte, daß Lord Baltimore mehrere Jahre vorher von dieser Arzeney in dem fränkischen Hospitale zu Constantinopel bey sechs Personen Gebrauch gemacht hatte, von welchen drey genesen waren.

Er bestätigte die Nachricht, welche manche andre Reisende von ihrer Polizey in der harten Bestrafung derer, die falsches Gewicht und Maaß brauchen, gegeben haben! Er sprach mit Achtung von dem moralischen Charakter der Türken in verschiednen Stücken, besonders von ihrer Dankbarkeit für empfangne Wohlthaten, und erzählte, daß, als er so glücklich gewesen sey, einen reichen Türken von einer Krankheit zu heilen, ihm dieser einen Beutel mit zweytausend Zechinen anbot. Mr. Howard wolte sie aber nicht annehmen, und bat bloß, daß sein Patient ihm erlauben möchte, gelegentlich in seinen Garten nach einigen Trauben und Pomeranzen zu schicken, um sie beym Thee zum Frühstück zu essen. Der Türke sandte ihm alle Morgen einen großen Korb voll der auserlesensten Früchte, die sein Garten hervorbrachte. —

Von der Polizey in Berlin überhaupt sprach er sehr vortheilhaft und sagte, er habe das Gewicht des Brodes in dieser Stadt durchgängig richtiger gefunden, als in irgend einer andern, die er gesehen. In jeder Stadt die er besuchte, machte er, es sich zur Regel, des Abends auszugehen und Brode von demselben Preise und verschiedenen Beckern zu kaufen und sie zu vergleichen. Das Brod gab er immer den Armen.

Der

Der Prinz Heinrich, Oheim des jetzigen Königs von Preußen, sagte er, sey der feinste Weltmann, den er je gesehen. Der Prinz fragte ihn einmahl, ob er nicht des Abends, wenn die Arbeiten des Tags vollendet wären, an einen öffentlichen Ort gienge? Er antwortete, dies geschehe niemahls, und er finde mehr Vergnügen darin, seine Pflicht zu thun, als an irgend einer Belustigung.

Als der Großherzog von Toscana ihn zu einem Mittagsmahl in seinem Palaste einladen ließ, gab er zur Antwort: es thue ihm leid, daß er nicht die Ehre haben könne, Sr. Hoheit aufzuwarten, aber er dürfe keine drey Stunden von seiner Arbeit abbrechen. Er brachte von Florenz ein Exemplar des neuen Kriminalgesetzbuches von Toscana mit, das er ins Englische übersetzte und seinen Freunden im Jahr 1789 übergab.

Der verstorbene deutsche Kayser war sehr begierig, Mr. Howard zu sprechen, und seine Meynung über seine Hospitäler und Gefängnisse zu hören. Howard hatte nicht Lust, sich in das damahlige Etiket am kayserlichen Hofe, einer Art von Kniebeugung bey der Vorstellung, zu fügen, und bat auf die feinste Art, ihn zu entschuldigen, daß er dem Kayser nicht aufwarten könne, indem er mit Recht glaubte, daß man vor Gott allein das Knie beugen müsse. Der Kayser setzte also die Zeremonie beyseite (welche sechs Wochen nach Howards Abreise von Wien durch ein Edict abgeschaft wurde) und empfing Howard in seinem Kabinet, wo er eine Unterredung von einigen Stunden mit ihm hatte. Mr. Howard

ward sagte dem Kayser freymüthig seine Meynung über die Hospitäler zu Wien, die er nicht für gut verwaltet hielt, und sprach sehr heftig gegen einige Kerker in verschiednen Gefängnissen dieser Stadt. Der Kayser war nicht sehr erbaut davon, und sagte: „Herr, was beklagen sie sich über „meine Kerker? Hängen sie nicht in England Verbrecher zu „Dutzenden auf?“ „Sire,“ antwortete Howard, „ich „wolte mich lieber in England aufhängen lassen, als in einem ihrer Kerker leben.“ Der Kayser sagte nachher zu einem Engländer am Hofe zu Wien: „En verité, ce petit Anglois n'est pas flatteur.“

Mr. Howard schien Medizin studirt zu haben, und sagte, daß er auf seinen Reisen gewöhnlich für einen Arzt genommen sey.

Seine Lebensgeister waren immer, nach seiner Versicherung, gleich munter und heiter, niemahls niedergedrückt und niemahls höher gespannt, welches er seiner ausserordentlichen Mäßigkeit zuschrieb.

Er erzählte, daß bey der Rückkehr von Venedig auf einem Schiffe des Landes, dasselbe von einem algierischen Corsar von überlegener Stärke angegriffen wurde, der aber, nach einem Gefecht von einiger Zeit abzuziehen genöthigt gewesen sey. Nach der Action, sagte er, sprachen die Schiffer ausdrücklich von dem sang froid des kleinen Engländers, der bey ihnen war.

Von

Von der Gegenwart der Ansteckung glaubte er ein Criterion zu haben in einem Gefühle von Spannung über dem Kopfe und den Augen. In dem Lazareth zu Constantinopel sah er zwey oder drey Personen an der Pest sterben.

Dr. Darwin's vortrefliche Zeilen zu Howards Lobe in dem botanischen Garten, wurden gegen Mr. Howard erwähnt, und man fragte ihn, ob er sie gelesen habe. Er antwortete, Nein, und Niemand könne ihn weniger verbinden, als durch eine öffentliche Erwähnung seiner, von welcher Art sie seyn möge.

Der Concipient dieser Unterredung kann sich nicht daran zurückerinnern, ohne eine Empfindung des Vergnügens mit Bedauren gemischt; des Vergnügens mit einem der thätigsten Menschenfreunde, den die Welt je hervorgebracht, sich vertraulich besprochen zu haben, und mit Bedauren, daß Krankheit diesen schätzbaren Mann hinraffen mußte, mitten in seinen Bemühungen, ihrer Wuth gegen Andere zuvorzukommen!

Quis desiderio sit pudor aut modus
Tam chari capitis! —

Carl Reinhard.

V. La-

V.

Lanids Rede im Thale von Irak.

(Ein Fragment aus dem noch ungedruckten 3ten Theile von Dija-na-sore.)

Alle wolten hören, niemand wolte sprechen. Lanid begann endlich:

„Dieses Schweigen, meine Freunde! ist ein Beweis, daß in euren Herzen nicht gewöhnliche Empfindungen sich regen. Ich sehe um mich her, sehe Wirkungen des ersten Eindrucks. Kein Gesicht heuchelt; aber nicht jedes zeigt, was es zeigen solte. Ich sehe Unwillen und neidischen Mißmuth; sehe die Verzweiflung kämpfender Verräther neben dem heitern Antlitz des entzückten Patrioten. Unwissenheit und Erstaunen, erschütterte Vorurtheile und zagende Erwartung zeigen sich in so manchem Auge, daß ich mit Demuth die Hofnung zurücknehme, vor einem allgemein erleuchteten Volke, und einer Versammlung von Männern zu sprechen, in deren Herzen das Bewußtseyn angebohrner Rechte, wie die Flamme des heiligen Feuers wehet. Schwache zittern, das Gute zu wollen. Der verdorbene Mensch wählt, wo er mit Freude entscheiden solte, und unterwirft sich, wo kühner Muth eines entschlossenen Mannes der einzige Weg zur Rettung des Vaterlands ist. Nicht wagen wollen, nicht sprechen wollen, nicht in der Verletzung seiner eigenen Rechte

den

den Untergang des allgemeinen ahnden wollen, dies war es, was von jeher die Menschen einzeln wie eine aufgelößte Ruthe den Händen des Zerstöhrers überlieferte, der die Gewaltrechte seines Willens auf die geistlose Weichlichkeit des grossen Haufens, auf Mangel an öffentlicher Tugend, auf Vorurtheile, und den schändlichen Eigennutz erkaufter Gehülfen baute. Ich brauche denen, die in dem Rufe des Herolds das Bild unsrer Bestimmung zu erkennen vermögen, nicht zu sagen, warum wir hier versammelt sind. Für sie waren die Rechte der Nationen niemahls ein Räthsel. Aber es giebt ausser denen, die aus angebohrner Bosheit gegen das Beßte der Menschheit sich verschwören, auch noch so viele, die mit gutem Herzen durch eine verkehrte Erziehung, diesem gewöhnlichen Werkmittel des Despotismus, durch allgemeine Unwissenheit, und herrschende Verblendung frühe schon den Saamen des unbedingten Gehorsams empfiengen, so viele, die durch die Lehren verzagter, zeitkluger Väter, durch das Beyspiel ihrer Genossen, durch den Gang ihres Lebens und den Geist ihres Standes, zu einer so stumpfen Gleichgültigkeit gegen jede Verbesserung gelangt sind, daß sie durch Sophismen sich über die Vorzüge jeder Unterdrückung zu beruhigen wissen, daß sie die Bemühungen des Philosophen verachten, und die Stimme des gekränkten Volkes für Frevel gegen die geheiligten Vorrechte des Mannes erklären, den ein grausames Vorurtheil zum unbedingten Richter von Millionen macht."

„Diese irrgeleitete Menge zur näheren Betrachtung ihres eigenen Wesens zurück zu führen, ihrem Urtheile die

Zweck-

Zweckmäßigkeit zu geben, die zu Vollstreckung unsrer Absichten gehört, ihnen zu sagen was sie sind, und was sie seyn könnten, den Inbegriff desjenigen ihnen vorzuhalten, auf was nun all ihr Bestreben gerichtet seyn muß, will ich sprechen."

„Wir haben einen König in unsrer Versammlung. Ich hoffe, daß er, dessen erste Pflicht es ist, für die Aufklärung seiner Nation zu wachen, nicht beleidigt seyn wird, wenn ich den Weg dieser Pflicht vor ihm her zu bahnen mich bestrebe, wenn ich seinem versammelten Volke Dinge sage, die kein Regent noch leugnete, wenn gleich nicht jeder ihre Verbreitung beförderte."

„Welch ein glänzendes Loos, o Ilwend! wartet deiner. Könige sind Eroberer gewesen, sie haben Reiche zerstört, sie sind mächtig, groß und glänzend geworden, aber keiner sprach im vollen Genuß unbedingter Gewalt noch zu seinem Volke: **Seyd frey und glücklich durch die Gesetze, die einen König zum Diener seines Landes machen.** Keiner setzte noch Preise auf, um mit voller Ueberzeugung die Gränzlinie kennen zu lernen, wo die Rechte des Volkes von den Rechten der Krone sich scheiden; keiner wagte es noch, sich freywillig der Vorzüge zu begeben, in deren gefährlichen Schimmer sich der Mißbrauch verhüllet, und ein ganzes Volk zu der natürlichen Würde seiner entzogenen Rechte zurück zu führen. Sieh, o Ilwend! auf das, was deine Väter thaten, sieh auf die Quelle deiner Macht. Wenn dich bey ihren Schritten nicht Schaam, wenn dich bey der

der unedeln heimtückischen Art, wie Fürsten über ihre arglose Bürger immer strenger sich erhuben, nicht eine ungeheuchelte Röthe überfällt, so bist du nicht der, der du zu seyn scheinst, so nimmst du Theil am Verbrechen und freust dich des Raubes."

„Der König entstand. Die getäuschte Menge glaubte in ihm sich einen Pfeiler zur Stütze ihres Daseyns zu errichten. Sie schenkte ihm alles was sie hatte, Glauben, Zuversicht und Hofnung, sie krönte ihn mit der Macht, Gutes zu thun. Die Summe ihrer Thätigkeit, der Ruhm jeder großen Begebenheit, die Hoheit der Nation solte mit ihm, als einem sichtbaren Bild für Welt und Nachwelt, zum Denkmahl dargestellt seyn. Sie knüpfte das Band ihrer Tugenden an den Thron, und legte Ehre, Ruhe und Glückseligkeit in die Hände des Einzigen, von dessen Gerechtigkeit jeder sein Loos erwartete."

„Das solte seyn."

„Elende nahten sich dem Sitz des Gewählten. Sie verwickelten seine Eitelkeit in ihre Begierden. Sie machten den zur Puppe des Betrugs, der der entscheidende Richter des Verdienstes seyn solte; sie fanden, daß eine Nation, die sich ihrer Rechte bewußt ist, muthig beobachtet, und mit Freyheit spricht, das Gewebe ihrer Bosheit nur allzuschnell zerreissen würde. Sie thaten den ersten Schritt, und verwickelten die Lehrer des Volkes in die Vortheile ihrer Täuschung. Sie sonderten Regenten und Volk durch den Schimmer der Majestät, sie überraschten durch die Größe seiner Macht, und

überwältigten schwache Gemüther durch die immer zunehmenden Ideen seiner Unverletzbarkeit. Verbunden mit den Dienern des Altars legten sie die Schrecken der Ewigkeit zu den Zwangmitteln der Gegenwart. Ins Innerste der Seele säete eine absichtliche Erziehung nur betäubende Ehrerbietung, der König ward ein Statthalter der Gottheit, der Himmel hatte ihn eingesetzt, seine Gewalt war das Werk des unvermeidlichen Schicksals."

„Wo sind nun die Menschen, die mit Freyheit im Herzen dem irregeführten Beherrscher in seinem Laufe den Urbrief jenes ersten Vertrags entgegen halten solten. Wo sind die Bürger, die der Stimme des Retters mit dem Stolz beleidigter Menschheit zueilen, und den Vertheidiger des allgemeinen unter ihrem Beytritt mit der Stärke der Wahrheit ausrüsten? Feig und entehrt murrt ein armselig Volk über die Lasten des Lebens, ohne daß sein beschränkter Blick sich zu der Untersuchung erhübe, woher alle diese Leiden entsprangen, ohne daß es mit dem Gefühl beleidigter Ehre den Hohn des Unterdrückers mit Rache zu vergelten wüßte. Es sinkt, und wird der Raub jener ausgesonderten Bösewichter, die unter dem Titel, Diener des Staats, einen Bund gegen das Vaterland schlossen, und sich dem Dienste eines Einzigen verkauften, in dessen Vollgewalt sie die Befugniß finden, den arbeitsamen Bürger zu plündern, und sich für Dienste bezahlen zu lassen, die sie vervielfältigen, um sich unentbehrlich zu machen, die sie vergrößern, um sich wichtig zu machen, durch die sie jede Ordnung, jede Handlung belasten, um den Tribut ihres Eigennutzes selbst in den Herzen des unglück-

lichen

lichen Haufens zu finden. Die Fehler der Eltern vervielfältigten sich an ihren Kindern. Wann die ersten schwach genug waren, den Folgen arglistiger Schritte nicht vorzubeugen, so sind die leztern träg genug, um sich allen zu überlassen, boshaft genug, um sich selbst aufzureiben, niederträchtig genug, um noch stolz auf den Pomp ihrer Unterdrücker zu seyn. Dies ist euer Bild, ihr Freunde! Erkennt die Schrecknisse seiner Darstellung. Keine Rechte, die euch gegen den Eigendünkel der Gewalt sichern, keinen öffentlichen Geist, der euch in gemeinschaftlichem Bewußtseyn eurer Kräfte die Vereinigungsquelle gegen despotische Verlezungen würde! Gerechtigkeit, Eigenthum, Unterhalt und bürgerliche Ordnung in den Händen derer, die keine Bürger sind; in den Händen derer, die euch nur zur Grundlage ihrer Absichten brauchen, die in eurer Bedrückung, in eurer Dumpfheit das gesicherte Wachsthum ihrer Macht, ihres Ansehens und ihrer Einkünfte suchen!"

„Der Bürger, von dem alles abhängt, ausgeschlossen von dem Rechte sich selbst zu richten, sich selbst seinen Beytrag zu den Bedürfnissen des Staates aufzulegen. Eine verwerfliche Münze in den Händen derer, die sein Leben und sein Vermögen als das Eigenthum ihrer Launen betrachten. Der Soldat kein Bürger. Der Bürger ein häuslicher Schwächling, der die Wunder des Kriegs mit Entsezen hört, und den gewafneten Räuber, den er anstaunt, als ein Wesen betrachtet, gegen dessen Kraft er keine Rettung erwartet."

„Keine Ehre, als in sofern ein einsichtloser Schwächling euch nach eurer Bereitwilligkeit, ihn zu vergrössern,

oder zu belustigen, für würdig hält, seiner geheiligten Person näher zu seyn."

„Keinen Nationalgeist. Das heißt, keine jener wohlthätigen Empfindungen, wenn der Mann im Vollgefühl belohnter Thaten den Staat zum innigen Gegenstand seiner wärmsten Theilnehmung macht, und alle Tugenden ihm nur in ihrer Wirkung aufs Ganze sich darstellen. Abgesondert und einzeln lebt jeder nur sich, verliert jeder sich in den armseligen Behelfen häuslicher Beruhigung, vergißt, daß der Mensch, für einen höhern Schauplatz als seine Familie gebohren, mit seinen erhabensten Kräften nur im Verhältniß zu einem immer größeren Ganzen, Raum und Fülle gewinne."

„Ihr seht bleich Freunde! ihr schweigt? schreckt euch das Gemählde dessen, was ihr seyd, von jeder besseren Hofnung hinweg? weh dem Muthe, der mit Schrecken beym Anblick der Handlungen sinkt, deren Seele er seyn solte! O, ihr seyd tief gesunken; denn es ist nicht die Natur des Menschen, nicht ein innerlicher verborgener Zug seines Wesens, die ihn zu jener kalten Unempfindlichkeit bey entzogenen Rechten bringt, sondern der Mangel an Gesinnungen, der aus den Irsalen eines unerleuchteten Verstandes quillt. Der Mensch, der nie zum wahren Begriff seiner Würde gelangt, kann auch nie zum wahren Gefühl seiner Erniedrigung gelangen. Ihr kennt euch nicht, ihr versteht nicht. Ihr könnet vom Vergangenen lernen, was in der Zukunft geschehen soll, aber werdet ihr wollen? der Wille ist die

Folge

Folge der Ueberzeugung, aber Ueberzeugung kann nur in einem starken Herzen wohnen."

„Seyd einig, liebt euer Vaterland, folgt der Stimme der Untersuchung; so werden die Phantome der unbeschränkten Gewalt, jene Schrecknisse der Obermacht über entartete Seelen mit einer Eile verschwinden, die euch überzeugen wird, daß das unglückliche Schicksal der Nationen von ihrem eigenen Entschluß abhänge, daß niemand Stärke hat, sie zu unterdrücken, sobald der ernste Entschluß, sich nicht unterdrücken zu lassen, die Urtheilskraft schärft, und die Tugenden des Herzens erhebt."

„Die Größe der Nation besteht in ihrer Freyheit. Die glänzendsten Thaten verlieren sich, wenn sie nicht der Mittelpunct ist, in dessen Dauer sich die Ehre jeder Unternehmung verewigt. Freyheit ist der Vorbehalt persönlicher Rechte, zu deren Schutz wider die Eingriffe des Mächtigen sich Mensch gegen Mensch verband. Hier hat der Eigennutz keine Rechte. Der Verstand fodert Pflichten, die das Herz aus Großmuth erfüllt. Sammelt euren Stolz. Entsagt der Gemächlichkeit. Es ist schwerer, sich selbst regieren, als der Ruthe des Treibers folgen. Aber eben darum zeigt der Mensch auch im ersten seine Würde, und im zweyten die traurige Möglichkeit, Thier zu seyn."

„Wir sind versammelt. Unsre Bestimmung ist die größte. Werden wir sie erreichen, oder werden wir uns verlassen, wie wir uns fanden? Mißbräuche abstellen, ist gut:

 aber

aber wo das Ganze ein Mißbrauch ist, da ist ausbessern schädlicher, als nichts thun; da muß der Weichling sich entschliessen, ein Mann zu werden, da muß rauher Muth das erschütterte Gebäude zerstücken, um aus den Trümmern den Tempel zu erbauen, der das Heiligthum ewiger Freyheit wird."

„Soll die Nazion ihr Zutrauen nicht verschwendet haben, soll sie uns nicht fluchen, so laßt uns eifrig bedacht seyn, ein neues Ganzes nach den Gesetzen der Natur mit reinem Herzen, und unverfälschter Seele hervorzubringen. Furchtlos, und frey laßt uns der Wahrheit dienen, und keiner Drohung, keiner Gefahr, keiner List soviel Gewalt über uns einräumen, daß irgend ein Fallstrick uns zur Aufrechthaltung verjährter Gewalt verleite. Ein neuer Staat, ein Volk, das sich in seinen Gesetzen, wie in seinen Gesinnungen veredelt, trete aus unsern Händen hervor; so weit gehen unsre Rechte, so weit gehen unsre Pflichten. Wehe dem, der beyden für den kurzen Genuß eines vorübergehenden Vortheils entsagt, dem das Vaterland kein größeres Heiligthum ist, als seine Sicherheit, und sein Leben. Die Rache des Volkes erwarte ihn, böses Gewissen peinige ihn, sein Name liege im Abgrunde der Schande, wo der Verräther bey dem Schurken in ewiger Verzweiflung wohnt. Die Zeit ist vorhanden. Die Wahrheit ruft. Einen Schritt gewagt, und das Ganze ist begonnen."

Lanid schwieg lange. Alles starrte auf seine Rede. —

VI.

Moliere,

eine historisch-litterarische Skizze.

Moliere war ein Zeitgenosse des großen Corneille, und beyde glänzen als Wiederhersteller des guten Geschmacks auf der französischen Bühne in den Theater-Annalen ihres Volks. Vor ihrer Zeit war das Trauerspiel der Franzosen nicht vielmehr als eine elende Haupt- und Staatsaction, und ihr Lustspiel bloß Farce, voll niedriger Schwänke und pöbelhafter Possen. Nachstehende Nachrichten von dem Leben und Schriften des größten komisch-dramatischen Dichters, den das an vortreflichen Schriftstellern so reichhaltige Zeitalter Ludwig XIV. hervorbrachte, sind größtentheils aus den im Jahr 1775 zu Paris in 3 Bänden herausgekommenen Anecdotes dramatiques entlehnt. Sie enthalten eine Menge merkwürdiger Anecdoten, wovon ein beträchtlicher Theil noch zu den bis jetzt in Deutschland unbekannten gehört. Der Vollständigkeit wegen sind am Ende noch einige aus Raynals Anecdotes litteraires hinzugefügt worden.

F.

Jean Baptiste Poquelin war der wahre Tauf- und Geschlechtsname des in der Folgezeit unter seinem Theaternamen so berühmt gewordenen Moliere. Er wurde zu

 Paris

Paris im Jahre 1620 gebohren, und starb auch daselbst im Jahr 1673. Sein Vater sowohl wie sein Großvater waren beyde Tapezierer und zu gleicher Zeit Kammerdiener des Königs. Bis in sein vierzehntes Jahr blieb er in dem Hause seines Vaters, wo er eine seinem Herkommen und seinen künftigen Aussichten ganz angemessene Erziehung erhielt. Seine Familie, die ihn schon von Jugend auf zu dem Gewerbe und Amt seines Vaters bestimmt hatte, bekam auch in der That für ihn die Anwartschaft auf dasselbe. Aber die Wünsche des Jünglings waren von den Wünschen seiner Aeltern himmelweit unterschieden. Der junge Poquelin flehte so inständigst und hörte nicht eher mit Bitten auf, bis sein Vater ihm die Erlaubniß ertheilte, im Jesuitercollegio von Clermont sich den Wissenschaften zu widmen. Hier war es wo er mit la Chapelle, Bernier und Cyrano de Bergerac die genaueste Freundschaft schloß. Der berühmte Peter Gassendi war ihr gemeinschaftlicher Lehrer. Schon hatten die schönen Wissenschaften den Geist des Jünglings aufgeklärt; die Vorschriften des Philosophen bildeten seine Beurtheilungskraft. Aus den Unterweisungen dieses großen Mannes schöpfte er die Grundsätze der Regelmäßigkeit, die ihm nachher in den meisten seiner Schriften zum Leitfaden diente.

Die Reise Ludwigs XIII. nach Narbonne, im Jahr 1641 unterbrach die Beschäftigungen des wißbegierigen Jünglings, die für ihn um soviel angenehmer waren, da er sich sie selbst gewählt hatte. Sein Vater war zu schwach geworden, und konnte dem Hof nicht mehr folgen. Der Sohn

sah

sah sich daher genöthiget seine Stelle zu vertreten, deren Functionen er auch seitdem bis zu seinem Tode vorstand. Endlich kehrte der Hof wieder nach Paris zurück, und nun überließ sich der junge Poquelin ganz wieder seiner alten Lieblingsneigung.

Von der Zeit an, da der Cardinal von Richelieu, die dramatische Dichtkunst vorzüglich in seinen Schutz nahm, war der Geschmack an Schauspielen der herrschende in Frankreich geworden. Es entstanden mehrere Privattheater, wo Komödien von jungen Leuten aufgeführt wurden. In einer dieser Gesellschaften die unter den Namen: des illustren Theaters bekannt war, ließ sich unser Poquelin als Mitglied aufnehmen. Bey dieser Gelegenheit veränderte er seinen Namen und nannte sich Moliere. Es geschah theils aus Achtung für seine Aeltern, die diese Profeßion mißbilligten, theils auch, um dem Beyspiel seiner neuen Kameraden zu folgen. Hier verband er sich mit der Bejart einer Dorfkomödiantin, deren Tochter er, wie bekannt, nachher heyrathete, und errichtete mit ihrer Beyhülfe eine eigne Truppe, mit welcher sie nach Lyon giengen. An diesem Ort brachte er sein Lustspiel den Unbesonnenen zum erstenmal aufs Theater. Dieses Stück wurde mit solchem Beyfall aufgenommen, daß es zu mehrern wiederhohltenmalen gegeben werden mußte; ein Umstand, der einer andern in Lyon befindlichen Schauspielergesellschaft beynahe alle Zuschauer entzog, obgleich das Publicum einmahl an sie gewöhnt war und sie eigentlich ein stehendes Theater für diese Stadt formirte. Einige von diesen Schauspielern giengen sogar zu

Molieren über, und folgten ihm nach Beziers, in Languedoc, wo sie vor dem Prinzen von Conti, der daselbst einen Landtag hielt, Komödien aufführen mußten. Dieser Prinz, der Molieren noch aus dem Collegio kannte, und dem die Vorstellungen des Illustern Theaters zu Paris oft manche vergnügte Stunde gemacht hatten, unterhielt sich zu mehrerenmalen mit ihm auf eine sehr gnädige Weise und mit vieler Herablassung. Der Unbesonnene wurde zu Beziers mit nicht weniger Beyfall als zu Lyon aufgenommen. Der verliebte Zwist und die lächerlichen Kostbaren machten gleichfalls ihr Glück; sogar verschiedene Farcen, die Moliere wahrscheinlich bloß darum unterdrückte, weil er sie seiner für unwürdig hielt, z. B. der verliebte Doctor u. a. m. Stücke, die wegen ihrer Unregelmäßigkeit kaum den Namen eines Lustspiels verdienten, wurden laut beklatscht.

Bey allen dem blieb aber doch Paris jederzeit das Hauptziel seiner Wünsche. Er that verschiedene Reisen dahin; bis es ihm endlich gelang, durch den Herzog von Orleans, dem König und der Königin Mutter vorgestellt zu werden. Nachdem er vor Beyden sein Probestück abgelegt hatte, erhielt er die Erlaubniß, anfänglich im Wachsaal des alten Louvre, so wie nachher im Palais royal vor diese Zeit sein Theater zu eröfnen. Endlich wurden sogar er und seine Truppe förmlich in königliche Dienste genommen. Dies geschah' im Jahr 1665, und von diesem Augenblick an wurde der gute Geschmack im Lustspiel der herrschende auf der französischen Bühne.

Ausser

Ausser seinen gedruckten Stücken, welcher wir gleich weitläufiger erwähnen werden, hat Moliere auch noch verschiedene kleine Farcen geschrieben, die aber sämmtlich bloß dem Titel nach bekannt sind; als: Le Docteur amoureux; le Docteur pédant; les trois Docteurs rivaux; le Maitre d'Ecole; le Médecin volant; la Jalousie de Barbouillé; Gorgibus dans le sac; la Jalousie du Gros-René; le fagoteur; le Grand Benêt de Fils; Gros-René petit enfant; &c. —

In dem verliebten Doctor, einem Lustspiel in Prosa und einem Aufzuge, war es wo Moliere zum erstenmal vor dem König und dem ganzen Hof debutirte. Vorher wurde das Trauerspiel Nicomedes von P. Corneille, gegeben. Moliere hielt zwischen beyden Stücken eine Rede, die sehr gut aufgenommen wurde, und der verliebte Doctor erhielt lauten Beyfall. In diesem Stück spielte Moliere den Doctor so vortreflich, daß er dadurch allgemeine Bewunderung auf sich zog, und den König so sehr für sich einnahm, daß dieser Monarch ihm sogleich Befehl ertheilte, mit seiner Truppe in Paris zu bleiben.

Seine übrigen dreyßig Lustspiele für das französische Theater, die, wie bekannt, alle gedruckt, öfters gesammlet und in die meisten europäischen Sprachen zu mehrernmahlen übersetzt sind, schrieb er in folgender chronologischer Ordnung:

1.

Der Unbesonnene (L'Etourdi).

Ein Lustspiel in Versen und fünf Acten 1658.

Dies ist das erste regelmäßige Stück, welches Moliere dem Publico gab. Es wurde zum erstenmahl zu Lyon, noch ehe es gedruckt ward, im Jahr 1653 aufgeführt. Dem Prinzen von Conti gefiel es sehr: er bewunderte die Talente des Verfassers und that ihm den Vorschlag, als Secretair in seine Dienste zu treten. Ein Glück war es für den Ruhm des französischen Theaters, daß Moliere seinem Genietrieb den Vorzug gab.

2.

Der verliebte Zwist (le Dépit amoureux).

Ein Lustspiel in Versen und fünf Acten, ebenfalls 1658.

War das zweyte Stück, welches von Molieren aufs Theater gebracht wurde. Die Idee und den Plan entlehnte er aus einer italiänischen Komödie von Sechi, betittelt: La Filia creduta Maschie.

3.

Die lächerlichen Kostbaren (les Précieuses ridicules).

Ein Lustspiel in Prosa und einem Act 1659.

Der Beyfall, womit man dieses Stück aufnahm, war allgemein. Beym Herausgehen aus der Komödie sagte Menage zu Chapelain: „Sie und ich, mein Herr, wir ha-

„ben

„ben beyde alle die Thorheiten gebilliget, die man eben jetzt „auf eine eben so feine als vernünftige Art lächerlich gemacht „hat. Aber glauben Sie mir, wir werden, so wie der H. „Remigius zum König Klodowig sagte, das verbrennen „müssen, was wir angebethet haben, und das anbethen, was „wir verbrannt haben.“ —

Bey einer abermahligen Vorstellung dieses Lustspiels, rief ein Greis mitten aus dem Parterre: „Courage! Mo„liere, das ist doch noch eine gute Komödie!“

Dieses Stück gründete hauptsächlich Molierens Ruhm. Vom Beyfall des Hofes und der Stadt trunken, rief er aus: „Ich darf nun weder den Plautus noch den Terenz mehr „studiren, und eben so wenig Menanders Fragmente fer„ner durchblättern. Von nun an sey meine Hauptbeschäf„tigung das Studium der Welt!“

Bey der zweyten Vorstellung der lächerlichen Kostbaren wurde der gewöhnliche Preiß der Plätze zum erstenmahl erhöht. Man mußte jeden Platz doppelt bezahlen. Vorher galt eine Stelle im Parterre nicht mehr als zehn Sols.

4.

Der Hahnrey in der Einbildung (le Cocu imaginaire).

Ein Lustspiel in Versen und einem Act 1660.

Dieses kleine Stück ist eine Nachahmung einer italiänischen Komödie, betittelt: Il Cornuto per opinione. Es wurde, ob es gleich Sommer und der Hof abwesend war, vierzigmahl hintereinander gegeben. Hier fieng Moliere an

zu

zu zeigen, wie sehr er seine Schreibart und seinen Ton während seines Aufenthalts zu Paris vervollkommnet hatte.

Ein gewisser Neufvillenaine ließ dieses Lustspiel nebst dem Inhalt einer jeden Scene drucken, und eignete es Molieren selbst zu. Er sagt in dieser Zueignungsschrift: Er wäre von den Schönheiten dieser Komödie so eingenommen worden, daß er solche, nachdem er sie fünf oder sechsmahl aufführen gesehen, ganz auswendig gelernt hätte. Um die nehmliche Zeit hätte er einen Brief von einem seiner Freunde aus der Provinz erhalten, worin er gebeten wurde, demselben Nachricht von diesem Stück zu geben. Er habe es ihm daher, so wie er es niedergeschrieben, zugeschickt; nachher aber mit Verdruß erfahren, daß sich verschiedene fehlerhafte und verunstaltete Abschriften davon im Publico verbreiteten. Alles dieses habe ihn nun bewogen, es öffentlich der Presse zu überlassen und dem wahren Verfasser selbst zuzueignen.

Ein Pariser Bürger, der viel Eigenliebe besaß, bildete sich ein, daß Moliere ihn zum Original seines Hahnreys in der Einbildung genommen hätte. Er äusserte deshalb gegen einen seiner Freunde seine Empfindlichkeit. „Wie!“ — sagte er — „ein elender Possenreißer hat die Verwegenheit einen Mann, wie mich, aufs Theater zu bringen, und das solte ihn so ungestraft hingehn?“ — „Worüber beklagen Sie sich?“ — antwortete sein Freund — „hat er Sie nicht von der besten Seite geschildert; indem er Sie bloß zu einem Hahnrey in der Einbildung machte. Wahrhaftig!

„haftig! Sie solten sich glücklich schätzen, daß Sie so wohl„feil abgekommen sind.“

5.

Don Garsias von Navarra, oder der eifersüchtige Prinz. (Don Garsie de Navarre, ou le Prince jaloux).

Ein heroisches Lustspiel in Versen und fünf Acten 1661.

Moliere spielte selbst die Rolle des Don Garsias, und hier war es, wo er die Erfahrung machte, daß er wirklich kein Talent zu ernsthaften Rollen besaß. Das Stück fiel und Molierens Spiel erhielt eben so wenig Beyfall. Es war eine Nachahmung einer alten spanischen Tragikomödie, und ist, nachdem es einmahl gefallen war, nie wieder in Paris aufs Theater gebracht worden. Dieser Unfall schadete dem wachsenden Ruhme des Dichters nicht wenig, und seine Feinde triumphirten eine Zeitlang über sein Unglück. Der Verfasser des Mercure galant, einer damahls in Frankreich sehr gangbaren periodischen Schrift, macht sich besonders über diese Begebenheit lustig. Don Garsias wurde erst nach dem Tode des Verfassers gedruckt. Moliere, der ohne Zweifel glaubte, daß es nie geschehen würde, zog einige der vorzüglichsten Stellen heraus, und rückte sie in seine spätern Arbeiten ein. So findet man z. B. Stellen aus der 5ten Scene des 2ten Acts, und die 8te Scene des 4ten Acts, in der 3ten Scene des 4ten Acts vom Misanthropen wieder, und einige Verse des 2ten Acts in der sechsten Scene des Amphitrio.

6. Die

6.

Die Schule der Ehemänner. (Ecole des Maris)

Ein Lustspiel in Versen und drey Acten 1661.

Mit diesem Stück wurde die neue Bühne im königlichen Palast zum erstenmahl eingeweiht; auch ist es das erste Schauspiel, welches Moliere drucken ließ. Er eignete es dem Herzog von Orleans zu.

Eine Erzählung aus dem Decamerone des Bocaz erweckte bey unserm Dichter die Idee zu diesem Stück. In dieser bekannten Erzählung hintergeht eine in einen jungen Menschen verliebte Frau eines alten Mannes ihren Beichtvater, und braucht ihn wider sein Wissen und Willen zu ihrem Liebesunterhändler. Moliere hat bloß den Beichtvater in einen bejahrten Vormund, und die Frau in das junge Mündel des in sie verliebten Greises umgeschaffen.

7.

Die Beschwerlichen (les Facheux).

Ein Lustspiel in Versen und drey Acten 1661.

Dieses Stück wurde bey Gelegenheit einer sehr prunkvollen Fete verfertiget. In Zeit von zwey Wochen war es entworfen, vollendet, auswendig gelernet und vorgestellt.

Sobald der Vorhang bey der ersten Vorstellung aufgezogen war, erschien Moliere in seiner gewöhnlichen Stadtkleidung auf dem Theater. Er that bestürzt, als er den König erblickte, und entschuldigte sich auf eine sehr verwirrte

Art, daß er nur allein da wäre, und daß es ihm sowohl an Zeit als an Schauspielern fehle, um Sr Majestät das Vergnügen zu verschaffen, welches Sie zu erwarten schienen. In dem nehmlichen Augenblick öfnete sich mitten unter zwanzig auf der Bühne angebrachten natürlichen Wasserkünsten eine Muschel, aus welcher eine Najade herausgieng und sich bis an den Rand des Theaters verfügte, wo sie die von Pelisson verfertigte Verse hersagte, die diesem Stück zum Prolog dienen.

Der König sagte, nach der ersten Vorstellung der Beschwerlichen, im Weggehen zu Moliere, indem er eben den Grafen von Soyecourt, einen unerträglichen Jagdliebhaber vorbeygehen sah: „Sieh da, ein großes Original, das du noch nicht copirt hast.“ Dies war genug: die Scene des beschwerlichen Jägers wurde in weniger als 24 Stunden verfertigt und auswendig gelernet; und da Moliere nichts von der Jagdsprache verstand, so bat er den Grafen von Soyecourt selbst, ihm darin Unterricht zu geben, wozu dieser sich denn auch ganz willig finden ließ.

8.

Die Weiberschule (l'Ecole des Femmes).

Ein Lustspiel in Versen und fünf Acten 1662.

Die Hauptidee ist aus einem alten aus dem Italienischen übersetzten Buch entlehnt, betittelt: Les Nuits Facétieuses de Jean François Straparole. In einer der darin befindlichen Histörchen, kommt ein Liebhaber täglich zu einem

seiner Freunde, und erzählt ihm nach und nach alle die Fortschritte, die er in der Gunst seiner Geliebten gemacht hat, ohne zu wissen, daß eben dieser Freund und Vertraute sein Nebenbuhler ist.

Die Weiberschule erregte bey ihrer ersten Bekanntwerdung vielen Widerspruch. Plapisson, der für einen großen Philosophen galt, befand sich bey der Vorstellung auf dem Theater, und zuckte, so oft das Parterre laut lachte, jedesmahl mit einem mitleidigen Blick die Achsel: „Lache nur, Parterre, lache!“ sagte er dabey spöttisch. Der Dûc de *** war gleichfalls einer von den heftigsten Tadlern dieses Stücks. „Was haben Sie denn Wesentliches daran „auszusetzen?“ fragte ihn ein Kenner. „Ha! Parbleu — „rief der Dûc aus — was ich daran auszusetzen finde, ist „lustig: Tarte à la Crême.“ (die Sahntorte) — „Aber“ — antwortete der schöne Geist — „Tarte à la Crême ist „doch kein so großer Fehler, daß man deßhalb das ganze „Stück herunterreißen muß, wie Sie es thun.“ — „Tarte „à la Crême ist abscheulich!“ — versetzte der Dûc — „Tarte à la Crême! mein Gott! Kann man denn wohl „bey gesunder Vernunft ein Stück loben, worinnen man „Tarte à la Crême antrift.“ — Dieser Ausdruck war bald in jedermanns Munde. Moliere ließ kurz nachher die Kritik der Weiberschule aufführen, wobey das Tarte à la Crême nicht vergessen wurde und der Dichter alle diejenigen, die sich dieses Ausdrucks bedient hatten, obgleich er zum Sprüchwort geworden war, mit vieler Laune durchhechelte. Der Dûc fühlte sich nicht wenig beleidigt, daß ein

Ko-

Komödienschreiber kühn genug gewesen war, einen Mann wie ihn aufs Theater zu bringen, und ließ sich von seiner Hitze zu einer Rache verleiten, die seinem Stande eben so unanständig als unüberlegt war. Als er eines Tages Molieren durch ein Zimmer gehen sah, in welchem er sich eben gegenwärtig befand, gieng er unter verstellten Höflichkeitsbezeigungen auf ihn loß, und da Moliere sich verbeugte, ergriff er ihn beym Kopf und rieb ihm das Gesicht an seinen Knöpfen, die sehr hart und scharf waren, so daß ihm das Blut überall herablief, indem er zu ihm sagte: Tarte à la Crême, Moliere, Tarte à la Crême. Der König, der Molieren noch am nehmlichen Tage zu sehen bekam, nahm diese That sehr ungnädig auf, und gab dem Dûc deswegen einen sehr empfindlichen Verweiß.

Mademoiselle Debrie, ein reizendes Mädchen und zugleich eine gute Schauspielerin, wurde von Molieren sehr geliebt. Ihr Fach war sowohl das Tragische, als das edle Comische. Vorzüglich gelang ihr in der letztern Art die Rolle der Agnes in der Weiberschule. Einige Jahre zuvor, ehe sie das Theater verließ, wurde sie von ihren Mitschauspielern ersucht, diese Rolle an Mademoiselle Dûcroisy abzugeben. Es geschah; aber kaum betrat Mslle Dûcroisy die Bühne, als das ganze Publikum einstimmig und laut die Debrie foderte, die denn auch sogleich aus ihrer Wohnung geholt werden mußte, und auf diese Weise überrascht, sich gezwungen sahe, in ihren gewöhnlichen Hauskleidern auf dem Theater zu erscheinen. Allgemeines Händegeklatsch und Beyfall war ihr Lohn. Sie spielte diese Rolle noch in ih-

rem fünf und sechszigsten Jahr, und gab sie nicht eher ab, bis sie das Theater gänzlich verließ.

9.

Die Critik der Weiberschule (la Critique de l'Ecole des Femmes).

Ein Lustspiel in Prosa und einem Act 1663.

Dieses kleine Stück, als das erste in seiner Art auf dem Theater bekannt, ist eigentlich mehr Gespräch als Komödie. Moliere verfertigte es aus zweyerley Absichten, nehmlich um seine Kritiker darin durchzunehmen und seine Weiberschule öffentlich zu vertheidigen.

10.

L'In-promptu de Versailles.

Comedie en un Acte, en Prose 1663.

Dieses kleine Stück ist ebenfalls ein satyrisches Gespräch, in welchem Moliere seine Laune sowohl gegen die Schauspieler vom Hôtel de Bourgogne als auch gegen den bekannten Boursault den Zügel schießen läßt. Letzterer hatte ein Stück gegen Molieren unter den Titel: Le portrait du peintre, ou la Critique de l'Ecole des Femmes geschrieben.

11.

Die Prinzeßin von Elis (la Princesse d'Elide).

Ein Lustspiel in fünf Acten, wovon der erste in Versen und die übrigen in Prosa sind, 1664.

Dieses Stück machte einen Theil jener prunkvollen Feste aus, die unter den Namen: Les Plaisirs de l'isle enchan-

chantée bekannt sind. Sie wurden von Ludwig XIV. der Königin seiner Mutter und seiner Gemahlin Maria Theresia zu Ehren angestellt und in seinem neuen Palast zu Versailles gegeben. Diese Festivitäten währten ganzer sieben Tage lang, und die Prinzeßin von Elis wurde am zweyten, so wie die drey ersten Acte des Tartüffe am sechsten Tage vorgestellt. Der König ließ unsern Dichter zu dem Schauspiel, welches er von ihm verlangte, nur wenig Zeit, er mußte daher seine Idee dazu aus den Werken eines andern Schriftstellers nehmen. Seine Wahl fiel auf den Augustin Moreto, einen spanischen Theaterdichter, von welchem er die Fabel zur Prinzeßin von Elis entlehnte. Es war sogar von ihm eine sehr feine Galanterie, indem er den beyden Königinnen, die Spanierinnen von Geburt waren, diese Nachahmung eines der besten Theaterproducte ihrer Nation zur Schau darstellte. Man ließ ihm dabey so wenig Zeit, daß es ihm unmöglich war mehr als den ersten Act und die Hälfte von der ersten Scene des zweyten Acts zu versificiren. Dieses Stück wurde eben so wie nachher die Tragikomödie Psyche von Riccoboni ins Italiänische übersetzt, der es auch, ehe er nach Frankreich kam, in seinem Vaterlande auf die Bühne brachte.

12.

Die Heyrath durch Zwang (le Mariage forcé).

Ein Lustspiel in Prosa und einen Act 1664.

Dieses Stück wurde zum erstenmahl im Louvre vorgestellt, nebst einem Ballet, welches den nehmlichen Titel

führte, und worin Ludwig XIV. selbst tanzte. Es wurde nachher von einem Ungenannten im Jahr 1674 versificirt. Die Idee dazu entlehnte Moliere aus den Memoiren des Grafen von Hamilton: Der Graf von Grammont lernte während seines Aufenthalts an dem englischen Hof das junge Fräulein von Hamilton kennen, liebte sie und wurde von ihr wieder geliebt. Ihr Umgang machte Aufsehen und jedermann glaubte bereits, daß ihre Vermählung so gut wie abgemacht sey, als der flatterhafte Liebhaber uneingedenk seiner Schwüre und der Erfüllung seiner Heyrathsversprechungen, plötzlich London verließ. Die beyden Brüder des beschimpften Fräuleins eilten ihm nach und holten ihn bey Dover ein, in der Absicht, Kugeln mit ihm zu wechseln. „Graf von Grammont — riefen sie ihm schon von weiten zu — haben Sie nichts in London vergessen?“ — „Um Verzeihung — erwiederte der Graf, der ihr Vorhaben errieth — ich habe vergessen Ihre Schwester zu heyrathen, aber ich bin bereit mit Ihnen wieder umzukehren und mein Versehen gut zu machen.“ —

13.

Tartüffe.

Ein Lustspiel in Versen und fünf Aufzügen 1667.

Dieses Stück machte viel Lerm und dem Verfasser viel Feinde. Diejenigen, die sich in diesem ihnen vorgehaltenen Spiegel zu erkennen glaubten, zeigten deutlich genug, daß sie in Frankreich weit mehr Macht besaßen, als alle die übrigen, deren Thorheiten bisher die Geißel von Molierens

Satyr

Satyr gefühlt hatten. Die Markisen, die Preciösen und die Aerzte ließen nicht allein geduldig über sich lachen, sondern lachten sogar mit über die Schilderungen, die man von ihnen aufs Theater brachte; aber die Heuchler verstanden durchaus keinen Spaß und fanden es unausstehlich, daß Moliere ihre Grimaßen lächerlich zu machen sich erdreistete. Dies Verbrechen war zu groß, als daß sie es ihm hätten verzeihen können, und alle Frömmlinge des Königreichs bewafneten sich daher mit unglaublicher Wuth gegen sein Stück, indem sie ihre Sache zur Sache Gottes machten. In ihrem Munde war Tartüffe ein Stück, welches geradezu alle Gottesfurcht beleidigte, und vom Anfang bis zum Ende verabscheuungsvoll; mit einem Wort: es wäre keine Zeile darin befindlich, die nicht verdiente verbrannt zu werden.

Die drey ersten Acte des Tartüffe waren, wie bereits erwehnt worden, am sechsten Tage obengedachter Festivitäten den 12ten May 1664 in Gegenwart des Königs und der beyden Königinnen vorgestellt worden. Der König verbot damahls die öffentliche Aufführung dieses Schauspiels, bevor es geendiget und dem Urtheil competenter Richter unterworfen worden wäre, indem er noch hinzusetzte: er für seine Person hätte nichts gegen diese Komödie einzuwenden. Die Frömmlinge (les faux devots) benutzten dieses Verbot, um Paris sowohl als den Hof gegen Stück und Verfasser aufzubringen. Moliere hatte es nicht allein mit den Tartüffen zu thun, sondern ausser ihnen noch viele Orgons zu Gegnern; Leute, die einfältig und leicht zu verführen waren. Selbst die wahren Andächtigen wurden allarmirt, obgleich weder die

eine Parthey noch die andre das Werk, welches der Gegenstand ihres Hasses war, genau kannte. Ein ehrlicher Pfarrer verdammte sogar in einem dem König überreichten Buch, den Verfasser dieser Lästerschrift eigenmächtig zum Scheiterhaufen. Dahingegen war das Urtheil, welches die Prälaten und der Legat davon fällten, nachdem sie es sich zuvor hatten vorlesen lassen, weit vortheilhafter, und der König gab Molieren mündlich die Erlaubniß zur Vorstellung des Stücks; doch solte es unter dem veränderten Titel der Betrüger angekündigt werden, der Hauptacteur den Namen Parnulph führen, und die Kleidung weltlich seyn.

Man hat lange Zeit nicht gewußt, woher Moliere den Namen Tartüffe genommen habe, eine Benennung, die in der französischen Sprache mit den Worten, Hypocrite und faux d'evot synonym geworden ist. Man erzählt darüber nachstehende Anecdote: Eines Tages, da sich Moliere bey dem päbstlichen Nuntius in Gesellschaft von zwey Geistlichen befand, deren scheinheilige Miene, der Idee, die er damahls im Kopf hatte denn er arbeitete eben an seinem Tartüffe, vollkommen entsprach, wurden Trüffeln oder Erdäpfel, Sr. Excellenz zum Kauf angebothen. Bey dem Wort Trüffeln unterbrach einer von den beyden Heuchlern, der etwas Italienisch sprechen konnte, plötzlich sein bisher beobachtetes andächtiges Stillschweigen, und indem er die Trüffeln genau betrachtete und die schönsten davon aussuchte, rief er lächelnd aus: Tartufoli, Signor nuntio, Tartufoli. Moliere, der jederzeit ein aufmerksamer Zuschauer und Beobachter war, kam bey dieser Gelegenheit auf den Einfall, seinem

schein-

scheinheiligen Betrüger den Namen Tartüffe beyzulegen.

Ludwig XIV. befand sich gegen Ende des Sommers von 1662 bey der Armee und marschirte nach Lothringen. Von seinen ersten Feldzügen an gewohnt, nur einmahl des Tages und zwar zur Nacht zu speisen, setzte er sich auch diesesmahl des Abends (es war eben ein Fasttag) zu Tisch, und rieth dem Bischof von . . ., seinem ehmahligen Lehrer, gleichfalls für seinen Magen zu sorgen. Der Bischof hingegen stellte dem Könige vor, daß es ein Fasttag wäre, und daß er an einem solchen Tage sich nur mit einer einzigen sparsamen Mahlzeit begnügen müßte. Einer von den gegenwärtigen Höflingen konnte nicht umhin, laut über diese Antwort zu lachen; und der König verlangte nun durchaus den Bewegungsgrund dieses Lachens zu wissen. Der Höfling antwortete hierauf: Se. Majestät könnten sich nur immer wegen des Prälaten beruhigen, der zu Mittage eine ganz herrliche Mahlzeit gethan hätte, von der er Augenzeuge gewesen sey, und die er nun umständlich beschrieb. Bey Benennung eines jeden Gerichts, von welchen immer das eine vortreflicher und ausgesuchter als das andre war, rief der Monarch jedesmahl mit verschiedenem Ton aus: Der arme Mann! Moliere hatte den König als Kammerdiener begleitet und war bey dieser lustigen Scene ebenfalls zugegen, deren er sich nachher in seinem Tartüffe so gut zu bedienen wußte. Als der König die drey ersten Acte dieses Stücks zu Versailles vorstellen sah, war es ihm gänzlich entfallen, wie viel Antheil er selbst an dieser Scene hatte. Moliere nahm sich die Freyheit ihn daran zu erinnern, ohne

daß er sich dadurch im geringsten das Mißfallen des Monarchen zuzog.

Man will behaupten, daß der Abbe Roquette, Bischof von Autun, das Original zum Tartüffe gewesen sey, und daß ein gewisser Herr von Guilleragnes eine umständliche Nachricht von allen Heucheleyen dieses Prälaten, Molieren mitgetheilt haben soll.

Moliere sagte einst, nach einer Vorlesung des Misanthropen zu Boileau: „Sie sollen bald noch ganz andre Dinge sehn.“ Er legte damahls eben an seinen Tartüff die letzte Hand. Dieser Zug beweißt deutlich genug, wie vielen Vorzug er dem letztern Stück für dem erstern einräumte.

Man war eben im Begriff dieses Stück zum zweytenmahl vorzustellen, als unvermuthet ein Parlamentsverboth dagegen einkam. „Meine Herren,“ — sagte Moliere zu den schon versammleten Zuschauern — „wir glaubten heute die Ehre zu haben, Ihnen den Tartüffe zu geben; „aber der Herr Oberpräsident will nicht, daß man ihn spiele.“ Die Zweydeutigkeit, die in den letzten Worten liegt, und daß man das ihn, sowohl auf den Tartüff als auf den Präsidenten anwenden kann, braucht wohl kaum bemerkt zu werden.

Zwey Jahre nachher ertheilte endlich der König förmlich gewisse Erlaubniß den Tartüffe wieder aufs Theater zu bringen. Jedermann wünschte dem Verfasser dazu Glück

und

und selbst seine Feinde bezeigten gegen ihn ihre Freude. Sie waren die ersten, die da sagten, daß der Tartüffe eines von jenen vortreflichen Schauspielen wäre, welche die Tugend in ihrem ganzen Glanz darstellten. „Das was sie sagen, ist sehr wahr“ — antwortete Moliere — „aber ich finde es doch immer sehr gefährlich; es kostet mich wirklich zu viel, und mehr als einmahl hat es mich schon gereut, es gethan zu haben.“

Als Moliere seinen Tartüffe aufführen ließ, fragte man ihn: wie er auf den Einfall gerathen sey, Predigten zu halten? „Warum ist es dem Pater Maimbourg erlaubt“ — antwortete er — „Komödien auf der Kanzel zu spielen, und warum solte es mir denn weniger erlaubt seyn, Predigten auf dem Theater zu halten.“

Während dem der Tartüffe verbothen war, spielte man bey Hofe: Scaramuz der Einsiedler; ein Stück voll der unverschämtesten Frechheiten, in welchem ein als Mönch verkleideter Eremit, zu einer verheyratheten Frau durchs Fenster auf einer Strickleiter ins Haus steigt, von Zeit zu Zeit an dem nehmlichen Fenster erscheint, und die Worte wiederholt: Questo per mortificar la Carne. — Beym Herausgehen sagte der König zum großen Condé: „Ich möchte doch wissen, warum die Leute, die sich so sehr an der Komödie des Moliere ärgern, nichts gegen den Scaramuz einzuwenden haben?“ Der Prinz gab hierauf zur Antwort: „Die Ursache, Sire, ist diese, daß die Komödie Scaramuz über Himmel und Religion spottet, Dinge, war-

um sich diese Herren nicht im geringsten bekümmern; aber Moliere spottet in seinem Stück über sie selbst, und das ist es eben, was sie nicht ertragen können.“

Bey einer der Verstellungen des Tartüffe, gieng Champmele, noch ehe er selbst unter die Schauspieler aufgenommen wurde, zu Molieren, in die nahe am Theater gelegene Loge. Kaum hatten sie einander ihr Kompliment gemacht, als Moliere plötzlich aufschrie: „Ach, der Schurke! der Esel“ wobey er sich denn überhaupt so gebehrdete, als ob er von Sinnen gekommen wäre. Champmele, der nicht wußte, worauf dieses zielte, war äusserst erschrocken. Aber Moliere half ihn bald aus den Traum, indem er sich mit folgenden Worten zu ihm wendete: „Wundern Sie sich nicht, mein Herr, daß Sie mich so aufgebracht sehen; ich hörte eben einen der Schauspieler vier Verse in meinem Stück ganz falsch und im höchsten Grad elend declamiren, und ich bin nicht gewohnt meine Kinder am Pranger stellen zu sehen, ohne daß es mir durch die Seele gehen solte.“

Die vornehmste Abänderung, die im Tartüffe gemacht werden mußte, betrift nachstehenden Vers im dritten Act und der siebenten Scene:

O Ciel! pardonnez-lui la douleur qu'il me donne.

denn vorher stand im Manuscript:

O Ciel! pardonnez-moi, comme je lui pardonne.

Molierens Kameraden verlangten durchaus, daß er von einer jeden Verstellung des Tartüffe seinen Antheil doppelt

pest ziehen solte, welches denn auch seitdem jederzeit regelmässig geschah.

In einer Stadt in der Provinz war der Bischof vor kurzer Zeit gestorben. Sein Nachfolger, der die Schauspiele nicht liebte, gab den Komödianten Befehl, die Stadt zu verlassen, noch ehe er seinen Einzug halten würde. Sie spielten also noch den Tag vorher, und nach Endigung des Stücks, trat, gleich als ob sie Morgen wieder spielen würden, der Ankündiger mit den Worten auf: „Meine Herren, Morgen werden sie den Tartüffe sehen."

Die erste Komödie, die Piron in Paris spielen sah, war der Tartüffe. Seine Bewunderung stieg bis zur Extase und äusserte sich besonders am Ende des Stücks so lebhaft, daß seine Beysitzer ihn um die Ursache seiner so sichtbaren innern Bewegung fragten. „Ach, meine Herren" — rief er aus — „wäre dieses Stück nicht einmahl schon da, so würde es wohl schwerlich jemahls geschrieben werden."

14.

Das Gastmahl der steinernen Bildsäule (le Festin de pierre) oder Don Juan.

Ein Lustspiel in Prosa und fünf Acten 1665.

Das Sujet zu diesem Stück wurde von den Italienischen Komödianten nach Frankreich gebracht, die es aus dem Spanischen entlehnt hatten. Tirso de Molina, ein spanischer Theaterdichter ist der erste, der es unter dem Titel: El Combibado de Piedra (der steinerne Gast) bearbeitete.

Dieser

Dieser Stoff fand damahls so viel Beyfall in Frankreich, daß alle französische Schauspielergesellschaften ihn auf die Bühne zu bringen suchten. Die Italiener stellten ihn in ihrer Manier vor, und für das Theater im Hôtel de Bourgogne schrieb der Schauspieler de Villiers 1659 ein Stück in Versen und fünf Acten unter diesem Titel, so wie nachher Dorimond 1661 das nehmliche that, der noch im Jahr 1669 einen gewissen Rosimond zum Nachfolger hatte. Selbst Molierens Komödie wurde 1677 vom jüngern Corneille mit verschiedenen Abänderungen versificirt, in welcher letztern Gestalt es denn noch bis jetzt zuweilen auf dem französischen Theater gespielt wird.

15.
Arzt Amor (l'Amour médecin).

Ein Lustspiel in Prosa und drey Acten 1665.

Moliere wohnte bey einem Arzt, dessen im höchsten Grad geizige Frau einen weit höhern Miethzinß als den bisher gegebenen, von ihm verlangte. Auf die abschlägige Antwort, die er ertheilte, wurden die Zimmer an einen andern vermiethet und er gezwungen das Haus zu räumen. Von dieser Zeit an, unterließ Moliere keine Gelegenheit, wo er die Aerzte lächerlich machen konnte, die er schon vorher in seinem Festin de Pierre angegriffen hatte. Ein Arzt ist seiner Definition zufolge, „Ein Mann, der dafür bezahlt wird in einem Krankenzimmer Narrenspossen zu erzählen, bis entweder die Natur den Kranken geheilt, oder die Arzeney ihn getödtet hat." Um den Spaß noch auffallender zu ma-

chen, wurden bey der ersten Vorstellung dieses Stücks, welches in Gegenwart des Königs gegeben wurde, die vornehmsten Aerzte des Hofes auf die Bühne gebracht, zu welchem Endzweck er Larven verfertigen ließ, welche diejenigen, auf die es gemünzt war, bis zur Täuschung ähnlich darstellten. Diese Aerzte waren: die Herren de Fougerais, Esprit, Guenaut und d'Aquin. Moliere, der sie gerne unter erborgten Namen auftreten lassen wolte, bat seinen Freund Boileau, welche zu erfinden, die ihnen angemessen wären. Dieser setzte auch wirklich, mit Hülfe der griechischen Sprache, Namen zusammen, die ganz genau den Character dieser Herren bezeichneten. So nannte er den Herren de Fougerais; Desfonandres, welches soviel sagen will als Menschenmörder; und den Herren Esprit, welcher stammelte: Bahis (einen, der wie ein Hund bellt). Macraton war der Name, den er dem Herrn Guenaut beylegte, weil er immer langsam und bedächtlich zu sprechen pflegte, und Herr d'Aquin hieß Tomes, oder der Aderlassër, weil er gewohnt war, seinen Patienten oft Blut abzapfen zu lassen.

16.

Der Menschenfeind (le Misanthrope).

Ein Lustspiel in Versen und fünf Acten 1666.

Die Schauspieler fällten vom Misanthropen, nach der ersten Vorlesung desselben eben kein günstiges Urtheil und nahmen es bloß aus Achtung für den Verfasser an. Da dieses Meisterstück wirklich fiel, so legte es Moliere gleich zurück. Einen Monat nachher brachte er es wieder auf die Büh-

Bühne, doch mit dem Unterschied, daß vorher der Arzt wieder seinen Willen gegeben wurde. Man nahm diese Farce so gut auf, daß sie drey Monate lang hintereinander vorgestellt werden mußte, ohne daß sich das Publicum satt daran sehen konnte; aber immer geschah es in Begleitung des Misanthropen. Das Possenspiel machte, daß man die Komödie ruhig anhörte.

Man erzählt einen besondern Umstand, der zur schlechten Aufnahme der besten Komödie, die jemahls in Frankreich geschrieben wurde, das seine vielleicht beygetragen haben kann. Bey der ersten Vorstellung wurde gleich nach Verlesung des Sonnets des Oronte vom Parterr laut applaudirt. In dem Verfolg der Scene aber beweißt Alceſt, die Gedanken sowohl als die Verse dieses Sonnets wären:

De ces Colifichets dont le bon sens murmure.

Das Publicum aus Schaam sich betrogen zu haben, warf von diesem Augenblick einen Haß auf das Stück. Despreaux behauptete, nachdem er es zum drittenmahl hatte vorstellen sehen, daß dieses Schauspiel in kurzer Zeit das allerglänzendste Glück machen müßte.

Molierens Feinde suchten den Herzog von Montausier, der sich durch ein rauhes beynahe menschenfeindliches Betragen auszeichnete, zu überreden, daß er es wäre, den Moliere in seinem Misanthropen aufs Theater gebracht hätte. Der Herzog sah das Stück und sagte nach Endigung desselben im Herausgehen: Er wolte wohl Molierens Misanthropen ähnlich seyn.

Die

Die durch den Tartüffe gegen Moliere aufgereizte zahlreiche Klasse der Scheinheiligen streuete eine Menge der bittersten Schmähschriften gegen ihn aus. Bey Gelegenheit einer der übertriebensten dieser Pasquille läßt er seinen Misanthropen sagen:

Et, non contens encor du tort que l'on me fait,
Il court parmi le monde, un livre abominable,
Et de qui la lecture est même condamnable;
Un livre à mériter la derniere rigueur &c.

Als Moliere seinen Menschenfeind aufführen ließ lebte er mit Racine in Mißvernehmen. Ein Schmeichler, der diesem letztern ein Vergnügen zu machen glaubte, sagte gleich nach der ersten Vorstellung zu ihm: „Das Stück ist gefallen; nichts ist so frostig; Sie können mir es glauben, denn ich bin da gewesen“ — „Sie sind da gewesen“ — erwiederte Racine — „und ich bin nicht da gewesen; demohngeachtet aber kann ich es doch nicht glauben, weil Moliere unmöglich ein schlechtes Stück gemacht haben kann; gehen Sie also künftig nur wieder hinein, und geben besser Achtung.“

Es ist in dieser Komödie ein Zug befindlich, den Moliere, der geschickt genug war, das Lächerliche überall aufzuhaschen, wo er es nur fand, ganz nach der Natur copirte; Boileau war es, der ihm dazu die Gelegenheit gab. Moliere, der ihm herzlich gerne zu überreden wünschte, den armen Chapelain, einen durch sein Heldengedicht la Pucelle d'Orleans damahls sehr bekannten Schriftsteller, nicht mehr

zum Ziel seiner satyrischen Laune zu machen, sagte zu ihm: daß Chapelain in großer Achtung bey der Welt stände, daß der große Colbert ihn vorzüglich liebte, und daß Boileau sehr leicht, wegen der übertriebenen Spötteleyen, die er sich gegen diesen Günstling erlaubte, sich nicht allein das Mißgefallen des Ministers, sondern vielleicht auch gar die höchste Ungnade des Königs zuziehen könnte. Diese sehr ernsthafte Aeusserungen machten den Satyrendichter so mißmüthig, daß er ganz verdrießlich ausrief: „O! der König und der Minister Colbert mögen immerhin thun was ihnen gefällt; aber so lange mir der König wenigstens nicht ausdrücklich befiehlt, Chapelains Verse erträglich zu finden, werde ich jederzeit behaupten, daß ein Mann, der die Pücelle schreiben konnte, gehangen zu werden verdient." — Moliere, der sich dabey des Lachens nicht enthalten konnte, benutzte diesen Einfall nachher auf eine sehr gute Manier in der letzten Scene des 2ten Acts seines Menschenfeindes.

Angelo, der die Rolle des Doctors auf dem italienischen Theater spielte, sagte zu Molieren, er habe zu Neapel ein Stück unter dem Titel, der Misanthrop vorstellen sehen. Er beschrieb nicht allein den Inhalt desselben umständlich, sondern führte auch noch verschiedene Stellen daraus an, die ihn besonders merkwürdig geschienen hätten; unter andern auch, den Character eines Faullenzers, der sich damit belustigte in eine Pfütze zu speyen, um in dem Wasser kleine Kreise hervorzubringen. Moliere hörte seine Erzählung aufmerksam an, und vierzehn Tage nachher wurde Angelo nicht wenig überrascht, da er auf den Zettel, den Mo-

lie-

lierens Truppe von den Stücken, die künftig gegeben werden solten, bekannt machte, auch die Ankündigung des Misanthropen las, welches Stück denn auch drey oder vier Wochen nachher aufgeführt wurde.

17.

Der Arzt wider seinen Willen (le Médecin malgré lui).

Ein Lustspiel in Prosa und drey Acten, 1666.

Der Verfasser verfertigte diese Farce aus den Fragmenten mehrerer kleiner Stücke, die er ehedem für das Theater in der Provinz geschrieben hatte. Der eigentliche Grundstoff aber ist aus einem alten Fabliau entlehnt, betittelt; le vilain myre, (der ungeschliffene Arzt).

Der Perrückenmacher, von welchem Boileau in seinem Pult spricht, hieß Didier l'Amoris. Seine erste Frau war eine ewige Plaudertasche, die mit jedermann keifte und schmählte. Moliere hat diesen Charakter in der ersten Scene dieses Stücks sehr gut benützt.

Das Liedchen, welches Sganarell in diesem Stück singt: Qu'ils sont doux! bouteille, ma mie &c. gab Gelegenheit zu nachstehender lustigen Anecdote. Herr Roze, Mitglied der französischen Akademie, übersetzte diese Arie ins Lateinische; anfänglich nur zu seinem Vergnügen, nachher aber auch um Molieren einen kleinen Possen zu spielen, den er einen Plagiarius schalt. Dieser Vorwurf gab Gelegenheit zu einer eben so lebhaften als lustigen Zänkerey. Roze behauptete, indem er seinen lateinischen Text sang: Moliere

hätte denselben aus einem alten lateinischen Sinngedicht ins Französische übersetzt. Hier sind die Worte von dem lateinischen Liedchen:

Quam Dulces,
Amphora amoena!
Quam dulces
Sunt tuae voces!
Dum fundis merum in calices,
Utinam semper esses plena!
Ah! Ah! Cara mea lagena,
Vacua cur jaces?

18.

Melicerte.

Ein heroisches Schäferspiel in Versen und 2 Acten, 1666.

Moliere hat von diesem Pastoral weiter nichts als die beyden ersten Acte geschrieben. In dieser Gestalt wurde es zu Saint Germain vorgestellt, eben so wie noch ein andres Stück von ihm, unter dem Titel: la Pastorale comique. Beyde machten kein sonderliches Glück. Guerin, der Sohn des Schauspielers, der diesen Namen führte, vollendete die Melicerte im Jahr 1699, indem er Intermezzos hinzufügte, die Versification der beyden ersten Acte veränderte, und das ganze Stück von neuem in freyen unregelmäßigen Versen schrieb. Wenn man beyde Arbeiten miteinander vergleicht, so ist der Vortheil eben nicht auf seiner Seite. Den Sperling, womit Moliere seinem Mirtill seiner Gebieterin ein Geschenk machen läßt, hat Guerin in einen Blumenstrauß verwandelt.

19.

Der Sicilianer, oder Maler Amor (l'Amour Peintre).

Ein Lustspiel in Prosa und einem Act, 1667.

Moliere, der mit den beyden im vorigen Artickel erwähnten Werken, die er dem Ballet der Musen, welches Benserade zu St. Germain in Gegenwart des Hofes vorstellen ließ, beygefügt hatte, selbst im geringsten nicht zufrieden war, bemühte sich bey der abermahligen Vorstellung des gedachten Ballets seinen Fehler wieder gut zu machen, indem er seinen Sicilianer die Stelle der beyden Schäferspiele einnehmen ließ. Der Beyfall, womit das neue Stück aufgenommen wurde rächte unsern Dichter hinlänglich für die stolzen Mienen, womit Benserade bisher auf ihn herabgesehen hatte, dem er indeß doch noch eine kleine Züchtigung vorbehielt, die man weiterhin bey Erwähnung der prunkvollen Liebhaber umständlich erzählen wird.

20.

Amphitrio.

Ein Lustspiel in freyen Versen und drey Acten, nebst einem Prolog 1668.

Ungeachtet diese Komödie bey dem Publico allgemeinen Beyfall erhielt, so war Despreaux doch nur mittelmäßig damit zufrieden. Er zog nicht allein das alte Stück des Plautus, welches diesen Namen führt, sondern sogar die Sosiaße des Rotrou, dem Molierischen Lustspiel bey weitem vor

„Ich war gestern in der Komödie“— sagte eine junge Dame — „ich sah den Amphitrio des Moliere auf-

führen. Ach! ich kann es nicht beschreiben, wieviel Vergnügen mir dieses Stück gemacht hat.“ — „Ich glaub es wohl“ — erwiederte ein eben so tugendhaftes als geistreiches Frauenzimmer — „daß dieses Lustspiel lustig genug seyn mag; nur ist es Schade, daß es die Sünde prediget.“ —

Die bekannte Madame Dacier hatte eine Abhandlung geschrieben, worin sie bewieß, daß der Amphitrio des Plautus, dem molierischen weit vorzuziehen sey, als sie aber hörte, daß unser Dichter eine Komödie von gelehrten Weibern schreiben wolte, unterdrückte sie ihr Werk, noch ehe es zum Vorschein kam.

Bey Gelegenheit der hitzigen Streitigkeit die diese Dame mit dem bekannten Perrault über die alten und neuern Schriftsteller führte, sagte Bayle: „Wenn man um diesen Streit zu entscheiden sonst keine andre Vergleichung als zwischen dem Amphitrio des Plautus und den des Moliere anstellen könnte, so glaube ich gewiß, daß Herr Perrault seine Sache gewinnen würde.“ —

21.

Georg Dandin, oder der beschämte Ehemann (le mari confondu).

Ein Lustspiel in Prosa und drey Acten, 1668.

Dieses Stück wurde zu Versailles in Gegenwart des Königs mit Intermezzos, wobey die Musik von Lully war, und zu Paris ohne Intermezzos vorgestellt. Das Sujet ist aus einer der Erzählungen des Bocaz entlehnt.

Als Moliere eben im Begriff war dieses Stück aufführen zu lassen, gab ihm einer seiner Freunde zu verstehen, daß

daß es wirklich zu Paris einen solchen Dandin gebe, der sich dabey getroffen finden würde, und der wegen seinen ausgebreiteten Familienverhältnissen nicht allein im Stande wäre, das Stück in Verachtung zu bringen, sondern auch ihm ausser dem Theater Schaden zuzufügen. „Sie haben Recht" — sagte Moliere zu seinem Freund — „aber ich weiß ein sicheres Mittel, den Mann, von dem Sie reden, auf meine Seite zu bringen: ich will ihm mein Stück vorlesen." Im Schauspielhause ersuchte Moliere diesen gefährlichen Mann, ihm eine seiner müßigen Stunden zu schenken, weil er ihm gerne etwas vorzulesen wünschte. Dieser Mann fand sich durch dieses Compliment so geehrt, daß er alle seine Geschäfte beyseite setzte, ihn auf den folgenden Tag zu sich bat, und überall in Paris herumlief, um sich damit zu rühmen. Zu einen jeden, den er nur antraf, sagte er: Moliere liest mir diesen Abend eine Komödie vor; wollen Sie wohl dabey seyn." In der That fand Moliere eine sehr zahlreiche Gesellschaft und seinen Mann an der Spitze derselben. Das Stück wurde ganz vortreflich befunden, und bey der Vorstellung beeiferte sich niemand so sehr es zu erheben, als eben derjenige, der sich dadurch hätte beleidigt finden sollen, weil ihm selbst verschiedene von den Scenen dieses Stücks begegnet waren. Dieser geheime Kunstgrif, gewissen gewagten Zügen auf dem Theater Beyfall zu verschaffen, wurde so sehr beliebt, daß in der Folge verschiedene Schriftsteller davon den vortheilhaftesten Gebrauch gemacht haben.

(Der Beschluß folgt nächstens.)

VII.

Leopold dem Gütigen,

am Huldigungstage den 6ten April 1790.

Gesungen
von
Lorenz Leopold Haschka.

Pius propter clementiam dictus.

Eutropius in Brev. H. R. L. VIII. c. 4. *)

Sechs Völkerschaften rauschten um Oesterreichs
Verwais'ten Thron, und blickten voll Ungeduld
Nach Josephs Bruder, den das Erbrecht
Ihnen zum Herrn bestimmet hatte.

Er

*) Ich will die ganze Stelle, in welcher Eutropius den Character des T. Antoninus schildert, hier anführen: Vir insignis, & qui merito Numae Pompilio conferatur. Ingenti honestate privatus, maiori in imperio; in re militari moderata gloria, defendere magis provincias, quam amplificare studens, viros aequissimos ad administrandam rempublicam quaerens, bonis honorem habens, improbos sine aliqua acerbitate detestans. Ich setze noch einen einzigen Zug aus dem Leben des Vespasianus vom Suetonius hinzu: In omne genus hominum liberalissimus, ingenia et artes vel maxime fovit; und das Porträt unsers Königs ist vollendet.

Er kommt. Vor ihm her ziehet der Lautenklang
Von seinen Thaten, ziehet der Wohlgeruch
Von seiner Denkungsart, der Schimmer
Eines geehrten, geliebten Fürsten.

Und in sechs Zungen ruft's ihm zehntausendfach
Willkommen zu: „Willkommen, o Leopold,
„Sohn unsrer oft zurück geflehten
„Mutter und Franzens des Biederherz'gen!"

Im Sturme dieses günstigen Zurufs steigt
Der Prinz die goldnen Stufen des Throns hinan:
Ein Königreich, ein Fürstenthum gilt
Jedweder Tritt, der ihn höher aufträgt.

Nachdem er nun den erblichen Stuhl erreicht;
So wendet er sich glänzend herum, und bleibt,
Ein Glücksstern, gute Zeit verkündend,
Unter dem sammtenen Himmel stehen.

Groß und bescheiden stehet er da, und schaut
Leutselig in die wimmelnde Meng' hinein;
Sein Geist, sein Herz flammt von Entwürfen,
Flammt, von Entschlüssen zu ihrer Wohlfahrt.

Auch feyert seinen Anblick der Kreis umher
Mit frommer Stille, die kaum zu athmen wagt:
Die Millionen gleichen Einem
Menschen, versunken in Lieb' und Ehrfurcht.

Wie herber Dunst den Meeren entwallt, und sich
Zu einem Wolkenberg' in der obern Luft
Verdickt, und frevelhafte Sünder
Donnernd an Gott und ihr Nichts erinnert;

Doch den Gerechten selbst durch den Wetterstrahl
Der Allmacht Hülf' in Noth und Gefahr verbürgt,
Und in dem siebenfarb'gen Bogen
Ihnen des Ewigen Bund bestätigt:

So geht von dieser unübersehlichen
Versammlung Menschenkraft und Vermögen aus,
Und bildet sich zu einer furchtbarn
Riesengestalt, und bewegt sich vorwärts;

Ihr einer Fuß beschreitet den Thron, ein Fels,
Ruht auf dem Volk' ihr andrer, sie faßt die Hand
Des Erbherrn, streckt die Linke mit der
Kron' und dem Zepter weit hin, und saget:

„Die dort in Frankreich mordet, der Pöbelwuth,
„Des Adelstolzes Bastard, die kenn' ich nicht!
„Ich bin die Majestät des Volkes,
„Tausendmahl tausend, so heißt mein Name.

„Ich war, bevor ein König war, und durch mich
„Sind, was sie sind, die Könige: aber dir,
„O Habsburgs Nachkomm', hab' ich mich in
„Rudolph dem ersten schon angelobet.

„Doch

„Doch wirkt der Eid der Erbpflicht nur knechtischen
„Gehorsam; und Toscana's Großherzoge
„Gebührt auch Liebe; darum wähl' ich
„Dich mit der freyesten Ueberlegung.

„Zu meinem Richter, Lehrer und Schützer heut',
„Und rüste dich mit Ansehn, Gewalt und Macht,
„Dein ist mein Gut, mein Blut, mein Wissen,
„Wollen und Können, dein ist's auf immer!

„Zeuch an der Güte Purpur, begürte dich
„Mit dem geschliffnen Schwert der Gerechtigkeit,
„Ergreif der Weisheit und des Rathes
„Zepter, und setze der Herrschaft Kron' auf!

„Sey König! oder höret dein menschlich Ohr
„Den Titel Vater lieber?.. Schon vierzehnmahl'
„Hat die Natur dir diesen Titel
„Laut in die hallende Brust gesungen.

„Wie war dir da? Was fühltest du, Vaterherz!
„Als deine Anvermählte, Castiliens
„Erlauchte Tochter, dir den ersten
„Sohn in die bebenden Arme legte?

„O, rufe diesen frohesten Augenblick
„Von deinem ganzen Leben dir jetzt zurück!
„Sieh, diese alle, alle diese
„Werfen sich dir in den Arm, als Kinder!

„Auf

„Auf dich vertrauen, von dir erwarten sie
„Schutz, Pflege, Wachsthum, Bildung, und daß ihr Wien
„Sich über andre Königsstädte
„Aufschwing', und Oesterreich über alles!

„Zwar ward seit grauen Säclen kein Reich so schwer,
„Wie dieses, angetreten: von aussen her
„Beneidet und gedrängt: von innen
„Also zerrüttet und aufgerühret!

„Doch dein gesetzter Muth, dein gelinder Sinn,
„Und deine langsam eilende Klugheit wird
„Besiegen jeden Widerstand, und
„Jegliche Schwierigkeit überwinden.

„Durch Laudon, deine Rechte des Kriegs, wirst du
„Des Osts Enyo *) zähmen, und aller Welt
„Harpyen, die sich deinen Gränzen
Räuberisch nahen, zurücke scheuchen;

„Durch Kaunitz, deine Lippen der Politik,
„Wirst du die hundertäugige Meuterey
„Einschläfern, und die hoch beschämte
„Treue hinwieder an's Erzhauß fesseln;

„Du wirst des Landes Egel vertilgen, wirst
„Der Schmeicheley Gewürm, das am Hofe kriecht,
„Wegschläudern, und der Delatoren
„Höllenbrut göttlich, wie Titus **) ächten;

„Du

*) Ein Beyname der Bellona.

**) Vom Titus, der Liebe und der Wonne des menschlichen Geschlechtes, schreibt C. Suetonius Tranquillus L. VIII. c. 8. Inter

„Du wirst die Glaubensfreyheit, die Heiligkeit
„Des Eigenthums, die Würde der Bürgerschaft,
„Und die Gerechtsamen und Rechte
„Einz'ler Personen und jedes Standes

„Handhaben, und vor aller Gewalt und List
„Der Pfaffenwuth, der Afterfinanzerey,*)
„Des Judenwuchers, Adeldruckes,
„Und der Cabal' und Chicane schirmen:

„Gesetze, Sitten, Ordnung und Thätigkeit
„Wird deine Weisheit rings um sich her verstreu'n;
„In deiner Milde Schatten werden
„Witwen und Waisen und Greise wohnen;

„An

ter adversa temporum et delatores mandatoresque erant ex licentia veteri. Hos assidue in foro flagellis ac fustibus caesos, ac novissime traductos per Amphitheatri harenam, partim subiici ac vaenire imperauit, partim in asperrimas insularum auehi. Auch vom Domitianus hat er uns den edlen Sinnspruch aufbehalten: Princeps, qui delatores non castigat, irritat.

*) Zu dieser Afterfinanzerey gehört auch, und vorzüglich das heillose Privilegium des Büchernachdrucks. Die Gelehrten Deutschlands aus allen Facultäten haben sich auf das bitterste dawider geäussert; ein Adelung, ein Alxinger, ein Archenholz, ein Blumauer, ein Born, ein Bürger, ein Denis, ein Feder, ein Gatterer, ein Müller, ein Petzl, ein Pütter, ein Schlosser, ein Wieland — und wer nicht? aber bisher, (unserm gerechten, billigen, gütigen Leopold sey es geklagt!) bisher, leider, umsonst!

„An deiner Großmuth Strahl wird das heimische
„Talent aufsprißen, und den Mercurius *)
„Mit allen Grazien und Musen,
„Glorreich gefangen, vor dich hin führen:

„Der Ueberfluß folgt willig. Dein mind'ster Saß **)
„Hat in den Topf des Sonntags ein Huhn zu thun, ***)
„Und du bist denn der reichste König,
„Dein sind die Herzen der Unterthanen.“ ****)

Sie schwieg; so schweigt das Wetter: der Apennin
Verhallt's; so murrt's ihr nach. Doch nun lärmt's empor:
„Der König lebe! Leopold der
„Gütige lebe! Heil unserm König!“

*) Mercurius, wird hier vorzüglich als der Gott der Kaufmannschaft, die Musen, als die Vorsteherinnen der Wissenschaften und Künste, und die Gratien, als die Verbreiterinnen der gesitteten Freude, der Artigkeit und des angenehmen Umgangs betrachtet.

**) Man verzeihe mir dieses veraltete Wort, welches von dem Zeitwort sitzen, der da sitzet, abstammt, und figürlich einen Einwohner, einen Besitzer andeutet. Es kommt noch in vielen Zusammensetzungen vor: Amtsaß, Beysaß, Kanzelleysaß, Landsaß u. s. w. Siehe Adelungs Wörterb.

***) Eine Anspielung auf Heinrich des Vierten aus dem Hause Bourbon goldenen Ausspruch, den sich alle Könige und jeder Kronprinz tief in das Herz schreiben solten. Er sagte: „Ich will nicht ablassen, bis ich es denn dahin gebracht habe, daß der geringste meiner Unterthanen Sonntags ein Huhn in seinen Topf zu stecken hat!“

****) Der Wahlspruch unsers Königes heißt: Opes Regum corda Subditorum! Die Liebe der Unterthanen ist der Schatz der Könige. Welche saturnische Zeiten weißagt uns dieser Wahlspruch!

VIII. Der

VIII.

Der Alte und sein Hund.

Eine ganz neue Erzählung von Marmontel.

Ich befand mich auf einem Dorf bey einer liebenswürdigen Dame, die, obgleich nicht mehr ganz jung, doch noch ausnehmend schön war, und deren ungekünsteltes und natürliches Betragen wie ein Magnet an sich zog, und zum Umgang mit ihr reizte. Die Nachbarschaft von Charenton, machte die Brücke, die über die Marne geht, oft zum äusserſten Ziel unsrer Spaziergänge. Da war es, wo wir uns ausruhten und uns das bewegliche und abwechselnde Schauspiel einer von Menschen und Thieren unaufhörlich wimmelnden Landstraße verschaften.

Dieser schnelle Umlauf von Bewegungen, die zwar alle durch ein eignes Interesse geleitet wurden, aber doch zugleich auf einen gemeinschaftlichen Nutzen abzweckten, und dieser immerwährende Wechsel von harten Bemühungen und gutwillig geleisteten Diensten machten, daß wir in der Einrichtung der gesellschaftlichen Ordnung das herrliche Werk der Nothwendigkeit bewunderten. Wie künstlich greifen die Räder ineinander, aus welchen diese unermeßliche Maschine zusammengesetzt ist! Was für ein unsichtbares Band vereinigt

sie?

sie? Welch ein Trieb belebt und spornt sie an? Einzig und allein nur gegenseitiges Bedürfniß. — Es ist daher sowohl ein moralisches als ein physisches Schauspiel der Natur. Erstaunen folgt hier überall dem Nachdenken. In diesem staunt man ein Blatt, ein Graßhälmchen wie ein Wunder an, wenn man darüber nachdenkt. In jenem wird ein Bauer hinter dem Pflug, ein Schifmann auf dem Verdeck, und ein Fuhrmann, der die Früchte des Landes nach der Stadt bringt, zu einem bewunderungswürdigen Mann, wenn man ihn als ein wesentliches Glied der gesellschaftlichen Kette betrachtet. Und so sieht man denn alle, die zur gemeinschaftlichen Erhaltung mitwirken, durch die nehmliche Gewalt der Anziehungskraft miteinander vereiniget, einverstanden und in Bewegung gesetzt.

Ich zeige Ihnen hier einige von unsern Unterhaltungen an, damit Sie auf ihrer Reise nach Champagne uns wohl nicht gar für Leute halten, die wie dumme Einfaltspinsel da stehen, das Maul aufsperren, sich mit nichts beschäftigen und nur die Langeweile, die eine müßige Seele und ein leerer Kopf hervorbringt, mit sich herumschleppen.

An einem Abend, da wir unten an der Brücke saßen, kam ein Mann von der gemeinen Volksklasse dicht bey uns vorbey. Er hatte schon graue Haare, hinkte, und nur mit Mühe konnte er an seinem Stock fortkriechen. Hinter ihm her lief ein junger, zottlicher Pudel. Er redete die Frauenzimmer, die ich begleitete mit den Worten an: Meine Damen, wollen sie mir nicht meinen Hund abkaufen? —

Eine jede von meinen Gesellschafterinnen hatte schon ein Hündchen; auch war der seinige nicht von der Art, so wie das Frauenzimmer sie gerne zu haben pflegt. Sie gaben ihm daher zur Antwort: daß sie keinen Hund brauchten.

Hierauf kam er zu mir mit einer Miene, die noch weit dringender und flehender war, und sagte: Mein Herr! kaufen Sie mir meinen Hund ab. — Ach, ruft hier Juliette aus! ich würde ihn gewiß sogleich gekauft haben! — Ich gesteh es, Mademoiselle, versetzt Arist: eine so liebenswürdige Regung hätte dem Bedenken freylich vorgehen sollen; aber die Güte äussert sich auch nicht in allen Herzen so lebhaft, wie in dem Ihrigen. — Mein erstes Wort war eine abschlägige Antwort, die ich indeß doch mit all der Achtung zu versüßen suchte, die man Unglücklichen schuldig ist.

Der Greis blieb einen Augenblick lang unbeweglich vor mir stehen; sah mich mit einem traurigen Blick an, und verließ mich dann, mißvergnügt mit mir selbst.

Während dem er langsam über die Brücke gieng, blieb mir Zeit genug übrig, bey mir selbst über die Ursache des dunkeln Vorwurfs nachzudenken, den mir sein Auge gemacht hatte, und den mir mein Herz unabläßig wiederholte. In diesem Augenblick fiel mir ein, daß mein Freund, der Graf von C** einen Hund verloren hatte, den er sehr liebte; ich dachte, daß der Verstand und die Seele eines Pudels, dem Instinct eines sibirischen Hundes, denn einen solchen hatte mein Freund verloren, wohl nichts nachgeben würde: ich bestimmte ihn also für ihn, und rief den Alten zurück.

Wieviel verlangt Ihr denn für euren Hund? sagte ich zu ihm. Geben Sie mir, soviel, wie Ihnen gefällig ist; erwiederte er. Hier würde es mir leicht werden, in ihren Augen den Freygebigen zu spielen, wenn ich der Wahrheit zu nahe treten wolte. Aber ich will lieber demüthig gestehen, daß ich mich bey dieser Gelegenheit eben nicht sehr prächtig aufführte. Ich war nicht reich genug dazu; auch hatte ich in diesem Augenblick nicht mehr als sechs Franken bey mir, die ich ihm willig anbot. Er nahm das Geld, ohne den geringsten Widerwillen zu äussern, und sagte zugleich zu mir: Der Hund gehört nun Ihnen zu, mein Herr. — Ich werde aber den Hund nicht behalten können, sagte ich: weil ich kein Band habe, woran ich ihn mit mir führen kann. Man muß ihn indeß doch woran festbinden, sagte er, denn freylich würde er mir sonst nachlaufen. Nun machte er eins von seinen Strumpfbändern loß, rief den Hund, nahm ihn auf und hob ihn auf das Brückengeländer. — Sie machen, daß mir die Haut schauert, sagt Juliette; er wird ins Wasser fallen. — — Beruhigen Sie sich nur, Mademoiselle, der Hund fällt nicht. — Er ließ sich ruhig von seinem Herrn das Strumpfband um den Hals binden. Ich wurde gewahr, daß beym Zusammenknüpfen die Hände des Greises zitterten. Ich schrieb es bloß seinem Alter zu, denn im Gesicht veränderte er sich nicht im geringsten, ob ich ihn gleich sehr aufmerksam beobachtete. Aber kaum hatte er den Knoten zugeschürzt, so sah ich, daß er plötzlich sein Haupt auf den Hund niedersenkte, die Stirne in die Wolle desselben verbarg, und den Mund fest auf seinen Leib drückte. In dieser Stellung blieb er eini-

ge Minuten lang, zusammengekrümmt, unbeweglich und stumm.

Ich näherte mich ihm: Was habt ihr da vor, mein Freund? fragte ich. Es ist nichts, sagte er, indem er sich wieder aufrichtete: es wird schon übergehen; und nun sah ich, daß sein Gesicht von Thränen überfloß. — Es scheint wohl, daß die Trennung von eurem Hund euch sehr sauer ankömmt?... Ach! ja, es ist der einzige Freund, den ich auf der Welt hatte; noch nie trennten wir uns von einander. Er war es, der mich auf der Landstraße bewachte, wenn ich schlief, und wenn er mich leiden und niedergeschlagen sah, beklagte mich das arme Thier und tröstete mich durch seine Liebkosungen. Er liebte mich so sehr, daß es wohl recht ist, wenn ich ihn wieder liebe. Aber das thut nichts zur Sache: er gehört nun ihnen zu, mein Herr. — Mit diesen Worten überreichte er mir das Strumpfband, woran er ihn fest gebunden hatte. Ihr müßt mich wohl für sehr hartherzig halten, sagte ich: wenn Ihr mich fähig glaubt, daß ich euch einen so treuen Freund und noch dazu den einzigen, den ihr in der Welt habt, rauben würde. Er hörte nun auf in mich zu dringen; aber meinen elenden harten Thaler wolte er durchaus wieder zurück geben. Ich sagte ihm, daß er den Thaler nur immerhin mit seinen Hund zugleich behalten könnte, und endlich gelang es mir, ihn zu überreden. Nun wurde ich gewahr, daß er die Knie beugte. — O! mein Herr, rief er aus: ich danke Ihnen das Leben. Der Hunger war es, der mich zu diesem grausamen und äussersten Schritt verleitete.

Von diesem Augenblick an, hatte er, wie Sie leicht denken können, zwey Freunde statt einen. Ich verlangte nun von ihm zu wissen: wer er wäre, von wo er herkäme, wo er hin wolte, und was ihn bis zu diesen Zustand von Elend und Schwäche herabgesetzt hätte.

Ich habe, sagte er zu mir, dem Himmel sey Dank! funfzig Jahre lang von meiner Hände Arbeit gelebt. Nur gestern wurde ich zum erstenmahl so tief gedehmüthiget, daß ich um Almosen ansprechen mußte. Ich war ein Zimmermann, und wohnte in Lothringen. Mein Handwerk gab mir Brod; aber ein Zufall setzte mich ausser Stand länger zu arbeiten; denn ein Holzsplitter machte mir in dem einen Bein eine unheilbare Wunde. Ich gehe nach Rouen, zu meiner Tochter, die ein gutes Mädchen ist, und in den dortigen Kattunfabriken ihren Lebensunterhalt gewinnt. Wenn ich nur erst bey ihr bin, so wird es mir auch alsdenn an nichts mehr fehlen. Da ich aber wegen meiner Wunde langsam gehen mußte, und bereits einen weiten Weg zurückgelegt habe, so hat das wenige Geld, was ich habe aufbringen können, nicht zulangen wollen. Ich mußte meine Hand daher nach Allmosen ausstrecken. Unglücklicherweise aber hatte ich nicht genug das Ansehen eines Nothleidenden, und so kam es denn, daß mir fast kein Mensch etwas gab. Mein Magen war nüchtern; noch blieb mir mein Hund übrig... Bey diesen Worten stockte seine Stimme; er schwieg. —

In eurem Alter und bey der gegenwärtigen brennenden Hitze, mit einer Wunde am Fuß behaftet, werde ich es

nim-

nimmermehr zugeben, sagte ich: daß ihr entweder noch dreyßig Meilen zu Lande, oder doppelt soviel zu Wasser machen solt. Dies würde nur euren Schaden verschlimmern, und wenn er nicht schon unheilbar ist, ihn doch gewiß dazu machen. Folgt mir. Die Vorsicht beut euch nicht weit von hier einen Zufluchtsort an, wo ihr Ruhe, Arzneyen und vielleicht auch eure Gesundheit wieder erlangen werdet. Mit stiller Verwunderung staunte der Greis mich an, band seinen Hund loß, und ließ sich von mir in das jenseits der Brücke gelegene Kloster der barmherzigen Brüder führen.

Ich war da nicht bekannt; aber in diesen ehrwürdigen Häusern empfehlen sich Armuth und Schwachheit schon von selbst. Der Prior hörte die Erzählung unsers Abentheuers mit Rührung an. Er ließ den geschicktesten Wundarzt des Klosters rufen, und befahl ihm die Wunde zu untersuchen. Ich erschrack, da ich gewahr wurde, bis zu welchem Grad die Sommerhitze und die Strapazen der Reise sie verschlimmert hatten. Hier war wohl nicht länger zu säumen, sagte der Wundarzt: aber noch ist es Zeit; ich werde das Bein retten. — Er wird also wieder gesund werden? — Ja, mein Herr, ich stehe dafür ein. — Dies war für mich ein Augenblick der Freude und des Glücks.

Meine Herren, sagte ich: sparen sie nichts, und auch ich will gerne alles dabey thun, was nur irgend dienlich seyn kann. Das Dienlichste, mein Herr, erwiederte der Prior, mit einer sittsamen und ernsthaften Miene, ist, daß sie den Kranken uns überlassen, und daß sie Zutrauen in

die Vorsorge setzen, die wir gewiß für ihn tragen werden.

Ich merkte, daß ich das zarte Gefühl des guten Paters beleidiget hatte, und suchte mich daher bey ihm zu entschuldigen. Aber, setzte ich hinzu: wenn es nicht ein gar zu großer Mißbrauch ihrer Güte wäre, so würde ich Sie bitten, daß sein treuer Freund —— ja, mein Herr, sein Freund, sein Hund soll ihm Gesellschaft leisten; auch wir wissen den Werth der Freundschaft zu schätzen.

Diese Worte des Priors, diese freundliche Aufnahme, diese ruhige und kaltblütige Dienstbeflissenheit, diese fleißige Sorgfalt, diese bis zur Gewohnheit gewordene Wohlthätigkeit, und das zu jeder Stunde, in jedem Augenblick, ohne Rücksicht auf die geringste Belohnung, alles dieses zusammen machte auf mich den tiefsten Eindruck. Wie, sagte ich zu mir selbst: für meinen lumpigten Thaler, für die paar Schritte, die ich zum Dienst eines Unglücklichen gethan habe, bin ich bis zur Freude ausser mir, bis zum Entzücken mit mir selbst zufrieden! und diese Geistlichen, die Tag und Nacht die Kranken bewachen, sie bedienen, sie erquicken, die mehr Gutes in einem Tage thun, als ich während meinem ganzen Leben ausüben werde, ohne daß sie alles dieses einmahl würdigen, daran zu denken. O, das ist selten, das ist erhaben!

Bevor ich noch meinen Alten verließ, mußte er mir die Adresse an seine Tochter geben, damit ich ihm Nachricht

von

von ihr verschaffen könnte, und nun gieng ich wieder zu meinen Damen zurück, die mich noch auf der andern Seite des Flusses erwarteten. Ich mußte ihnen von allem was vorgefallen war, umständlichen Bericht abstatten. Meine karge Wohlthätigkeit mischte freylich etwas Lächerliches unter das Pathetische meiner Erzählung; aber doch both ich ihnen Trotz, sich großmüthiger zu betragen, und nun ward ich, in Erwartung der Wiederherstellung meines Greises, sein Schatzmeister.

Da unsre ländliche Gesellschaft nicht immer die nehmliche blieb, so mußte ich jedem neuen Ankömmling meine Geschichte wiederholen. Ich unterließ dabey niemahls nicht der Anerbiethung meines harten Thalers umständlich zu erwähnen, und man ermangelte dagegen auch nicht, spöttischer Weise die übermäßige Kostbarkeit dieser Gabe zu bewundern. Wie, einen Thaler, sagte man: einen ganzen Thaler haben Sie dem guten Alten angebothen? und das noch dazu für einen so unschätzbaren Hund! — Und Sie, mein Herr, (oder Madame) entgegnete ich: wieviel würden Sie ihm wohl gegeben haben? Ein jeder both nun, bald mehr, bald weniger, nach Maaßgabe des Eindrucks, den diese Scene auf ihn gemacht hatte. Wohlan, sagte ich alsdann: der Alte ist nicht weit von hier, und ein jeder kann noch immer für ihn dasjenige thun, was er an meiner Stelle gethan haben würde. Man beeiferte sich nun recht, einander an Wohlthätigkeit zu übertreffen, und ich dankte dem Himmel, daß er mir das kostbare Talent verliehen hatte, die Herzen der Reichen zu erschüttern. Endlich machte ich bekannt:

der

der schöne Tag sey da, an welchem mein Alter mit seinem Hund kommen und seinen Wohlthätern seinen Dank abstatten würde. Das ganze Hauß war von ihnen angefüllt. Ich gieng nun nach dem Kloster, um den Greis abzuholen, und nachdem ich den guten Geistlichen meine innigste Erkenntlichkeit und meine ganze Ehrfurcht für eine so heilige Stiftung und ihre eben so heilig erfüllte Amtspflichten bezeigt hatte, führte ich ihn mit mir fort, wobey er denn beynahe eben so hurtig auf den Beinen und eben so fröhlich war, wie sein Hund.

Beyde wurden mit lautem Freudengeschrey empfangen; doch war man am meisten um den Hund her. In seinem ganzen Leben hatte das Thier wohl noch nicht so viel Liebkosungen erhalten. Anfänglich schien er darüber ganz bestürzt zu seyn, aber bald antwortete er darauf mit einer Miene, die fast glauben ließ, daß ihm die Ursache, warum er so gut aufgenommen wurde, nicht unbekannt seyn müßte.

Der gute Greis speißte an unserm Tisch und sein Hund saß ihm zur Seite. Beyde schliefen auch beyeinander, und kamen den Morgen darauf mit Anbruch des Tages zu mir, um Abschied zu nehmen. Nun stellte ich dem ehrlichen Mann den kleinen Schatz zu. Vergebens sagte ich ihm, daß ich nur wenig dazu beygetragen hätte. Ich bin Ihnen alles schuldig, rief er aus: nie, nie werde ich es vergessen! Bey diesen Worten wolte er sich mir zu Füßen werfen; ich hielt ihn zurück, und da wir uns bey dieser Gelegenheit umarmt hatten, so drückten wir uns so warm aneinander, und

nahmen so zärtlich Abschied, als es nur immer zwey der ältesten Freunde hätten thun können.

Mein Herr, sagte er endlich zu mir: ich verlasse Sie, mit Güte von Ihnen ganz überhäuft. Aber, dürfte ich es wagen, Sie noch um eine Gnade zu ersuchen. Sie haben mich umarmt, wolten Sie auch wohl sich herablassen, meinen Hund zu küßen? Ich möchte gerne meiner Tochter sagen: daß Sie meinen Hund geküßt haben. Komm her, Munter, komm, der Herr wird dir wohl diese Ehre erzeigen. Munter richtete sich in die Höhe, und ich bückte mich zu ihm herab, als plötzlich das Bild des über seinen Hund herabgebückten Greises, indem er ihm das letzte Lebewohl sagen wolte, ganz lebhaft vor meiner Seele stand. In diesem Augenblick floßen meine Thränen. Ach! Sie bedauern ihn, rief der gute Alte aus: Behalten Sie ihn nur; er gehört noch Ihnen zu. — Nein, mein Freund! nein, sagte ich: geh' und sey glücklich; ich selbst bin es weit mehr, als ich es zu seyn verdient habe, und dein Bild sowohl als das Bild deines Hundes werden es mich noch lange in der Erinnerung seyn lassen. —

Verbesserung.

S. 210. Z. 12. muß es heißen: Der Abt Denina, seit acht Jahren ein Einwohner von Berlin rc.

IX.

Anhang.

No. 1.

Neue Bücher von der Jubilatemesse 1790. Bey Lagarde und Friedrich, in Berlin und Liebau.

Anacharsis, des jüngern, Reisen durch Griechenland, viertehalbhundert Jahr vor der gewöhnlichen Zeitrechnung. Aus dem Französischen des Abt Barthelemy, nach der zweyten Ausgabe des Originals übersetzt, von Herrn D. Biester, 2ter Theil, 8. auf groß engl. Medianpapier, mit 13. Kupfertafeln und 1 Titelk. 2 Rthl. 8 Gr.

Um diesem vortreflichen Werke auch in der Uebersetzung die möglichste Vollkommenheit zu verschaffen, ist weder von Seiten des Uebersetzers, noch von den Verlegern, die nöthige Sorgfalt gespart worden. Einige nicht vorhergesehene Umstände haben es verhindert, daß dieser Theil dem ersteren so spät gefolgt ist. Fernerhin aber soll der geschwinderen Erscheinung der noch übrigen 5 Theile kein Hinderniß im Wege stehen. Der Herr Dr. Biester, als Uebersetzer der folgenden Bände, und ihrerseits die Verleger, geben den Lesern die Versicherung, daß wenigstens messentlich ein Band davon erscheinen wird.

Beruhigungsgründe wegen der neuen Veränderungen des Lehrbegriffs der protestantischen Kirche. Bey Gelegenheit einer Preisaufgabe der Societät der Unternehmer der Jenaischen allgemeinen Litteraturzeitung; mit einem Vorbericht von den Herausgebern derselben, kl. 8. Schrbp. 2 Gr.

Diese Schrift beantwortete zwar die aufgegebene Preisfrage nicht, allein ihr ganzer Inhalt, welcher einen mit dem Sinn dieser Preisfrage ähnlichen Gegenstand mit so vielem Scharfsinn behandelte, schien den Herren Herausgebern der allg. L. Z. von der Wichtigkeit, daß sie selbige zum Druck beförderten.

Bürja (Hr. Pr. A.) Grundlehren der Hydrostatik, oder desjenigen Theils der Mechanik, welcher vom Gleichgewichte des Wassers, der Luft, und überhaupt aller flüßigen Materien, wie auch von der auf diesem Gleichgewichte gegründeten Maschienen handelt, gr. 8. mit einem schönen Titelkupfer und 121 Holzschnitten, 1 Rthl.

Der Herr Verfasser fährt fort, mit unermüdetem Fleiße die verschiedenen Theile der Mechanik zu bearbeiten. Gegenwärtige Hydrostatik ist ein neuer Beweis, daß er die Kunst besitzt, seinen Vortrag so einzurichten, daß ihn auch weniger geübte Leser verstehen können. Auf die Hydrostatik verspricht er im künftigen Jahre die Dynamik folgen zu lassen.

Catel (P. Fr.) mathematisches und physikalisches Kunstkabinet; dem Unterrichte und der Belustigung der Jugend gewidmet; mit 216 Figuren auf 9 Kupfertafeln; nebst einer zweckmäßigen Beschreibung derselben und Anzeige des Preises, für welchen sie beym Verfasser zu bekommen sind. 16 Gr.

Dieses Werk scheint, wie der Titel anzeigt, vorzüglich der Jugend gewidmet, es kann aber nicht weniger Eltern und Erziehern nützlich und angenehm seyn, die, nach den Bedürfnissen der Jahre und der Verstandeskräfte, ihren Zöglingen zweckmäßige Spielsachen in den Händen geben wollen.

Eulers (L.) vollständige Anleitung zur Differenzialrechnung; aus dem Lateinischen übersetzt, und mit Anmerkungen und Zusätzen begleitet von Hrn. Pr. J. A. C. Michelsen, 1ster Th. gr. 8. 1 Rthl. 12 Gr.

Der Herr Uebersetzer hat diesem bekannten Werke durch die hinzugefügten Anmerkungen und Zusätze eine größere Vollständigkeit und Brauchbarkeit zu geben gesucht. In dem achthalb Bogen starken Anhange werden viele Schwierigkeiten aus dem Wege geräumt, welche sonst Schüler der höheren Mathematik von dieser Wissenschaft abschrecken. Künftige Messe erscheint der zweyte Theil, und so wird messentlich mit der Erscheinung der übrigen Theile fortgefahren werden, bis daß der 4te das ganze Werk beschließt.

Im-

Importance (de l') des Opinions religieuſes, par Mr. Necker. Nouvelle Edition. pet. 8. 8 Gr.

Dies bekannte Werk von einem noch bekannteren Verfaſſer, welches ſich durch die Schönheit des Styls eben ſowohl als durch deſſen Inhalt empfiehlt, findet aller Orten Leſer, die das Original der Ueberſetzung vorziehen; daher ihnen dieſe korrekte und wohlfeile Ausgabe deſſelben willkommen ſeyn wird, um ſo mehr, da gegenwärtig auſſer der Pariſer Originalausgabe keine wohlfeilere mehr zu haben iſt.

Kant (Imanuel) Kritik der Urtheilskraft, gr. 8. auf engl. Med. Druckpapier. 1 Rthl. 12 Gr.

Wir dürfen den Schülern und Verehrern des allgemein bekannten Weltweiſen bloß ſagen, daß dies neue Werk aus ſeiner Feder floß.

Michelſen (J. A. C.) Anleitung zur Buchſtabenrechnung und Algebra, auch für diejenigen, welche der Gelegenheit zum mündlichen Unterrichte beraubt, ſelbige durch eigenen Fleiß erlernen wollen, in Briefen, 1ſter Theil, welcher die Lehre von den einfachen Veränderungsarten der Größen und von Gleichungen des erſten und zweyten Grades enthält. Zweyte ungeänderte Auflage, 8. 1 Rthl. 8 Gr.

Der Herr Verfaſſer druckte dieſes Buch auf ſeine Koſten, und, außer in Berlin, iſt es nur wenig in andern Orten Deutſchlands bekannt geworden. Es wird in der Zukunft nicht nur ſtets bey uns zu haben ſeyn, ſondern auch der zweyte Band dieſes für Anfänger der Mathematik ſo nützlichen Werks, in unſerm Verlage bald erſcheinen.

Sermons ſur divers Textes de l'Ecriture ſainte, par Mr. Reclam, Paſteur de l'Egliſe françaiſe du Werder à Berlin, 2 Vol. gr. 8. belle Edition, avec Portrait de l'auteur par Chodowieki. 2 Rthl.

Herr Reclam war bey ſeiner Gemeine und überhaupt in Berlin für einen der vortreflichſten Kanzelredner ſeiner Zeit bekannt. Dieſe Auswahl enthält 31 ſeiner beſten Predigten, und iſt für Leſer von allen Ständen beſtimmt.

Villaume, Anfangsgründe zur Erkenntniß der Erde, des Menschen und der Natur, 3ter Band, 8. 1 Rthl. 6 Gr.

Dieser dritte Theil, der, nach dem bekannten und beliebten Plan, bearbeiteten Geographie des Herrn Villaume, begreift: die Schweiz, Italien, die Türkei und Rußland. — Der 4te Theil erscheint in künftiger Michaelimesse.

Zimmermann der I. und Friedrich der II. von Johann Heinrich Friedrich Quittenbaum, Bildschnitzer in Hannover. In ritterlicher Aßistenz eines Leipziger Magisters, 8. London, gedruckt in der Einsamkeit. 14 Gr.

Man hat so oft angemerkt, daß der Ritter Herr von Zimmermann durch seine Schriften über Friedrich den Großen sich den Unwillen vieler bekannten Männer zugezogen. Wir haben nicht erfahren können, ob er ihn verdient hat; wäre das demohngeachtet doch, so wird Ihm die Erscheinung dieser bittern Persiflage, deren Verfasser wir nicht kennen, nicht befremden, und Er wird darauf, wie gewöhnlich, schon tapfer zu antworten wissen.

In Commißion.

Erman, I. P. Oratio panegirica Friderici Primi, 8. maj. 2 Gr. 1 Gr. 6 Pf. Netto.

Influence (de l') des relations du Brandebourg & de la Hollande ſur le bonheur des deux Nations, par Mr. Erman. gr. 8. 3 Gr. 2 Gr. Netto.

Mémoire hiſtorique ſur la fondation du College roy. français de Berlin, par le même, gr. 8. 6 Gr. 4 Gr. Netto.

Sermon pour le premier Jubilé centenaire de la Fondation du Colége royal français de Berlin, par le même, gr. 8. 2 Gr. 1 Gr. 6 Pf. Netto.

Mémoires pour ſervir à l'Hiſtoire des Réfugiés français, par Mr. Erman. Tom. 7. gr. 8. à 1 Rthl. 4 Gr. Netto.

No. 2.

No. 2.

Meine selenotopographischen Fragmente zur genauern Kenntniß der Mondfläche, ihrer erlittenen Veränderungen und Atmosphäre, sammt den dazu gehörigen Specialcharten und Zeichnungen, welcher im 36. Stücke der Göttingischen gelehrten Anzeigen und in andern Schriften vorläufig gedacht worden, sind nun im Manuscript fertig.

Sie enthalten nicht blos für Astronomen, sondern überhaupt für jeden Naturforscher und Liebhaber, auch wenn dieser keine astronomische Kenntniß hat, viele neue, durchaus auf zuverläßige Beobachtungen, mathematische Grundsätze und Messungen gegründete, für die weitere Forschung der großen Naturwerke des Himmels vielleicht nicht unwichtige Wahrheiten von der natürlichen Anlage des Mondkörpers, sowohl im Allgemeinen als in vielen merkwürdigen Landschaften seiner Oberfläche und deren kleinsten erkennbaren Gegenständen, und machen in ihrer Art für die Mondkunde eben so ein Ganzes aus als Cook's Reisen um unsere Welt, oder des Herrn Ritters Hamilton Beobachtungen über die Vulcane unserer Erde in Hinsicht auf die Erdkunde.

Für diejenigen, welche sich nicht astronomische Kenntnisse eigen gemacht haben, sind die nöthigen theoretischen Grundsätze in wenig Blättern kurz und faßlich vorausgeschickt, und dadurch hoffe ich zugleich jedem Naturliebhaber, dem eine genauere Kenntniß der Werke Gottes nicht gleichgültig seyn kann, Gelegenheit gegeben zu haben, daß er nach dieser neuen Selenographie die Länder einer benachbarten Welt im Allgemeinern gewissermaßen eben so bereisen, und die vielen dortigen, größtentheils noch unbekannten Naturmerkwürdigkeiten eben so bewundern kann, als wenn er in seinem Kabinet mit einem Cook unsere Welt umsegelt.

Um nicht einem Werke, dessen Bearbeitung ein mehrjähriges äusserst mühsames Studium erfodert hat, eine sorgfältige Correction zu entziehen, habe ich mich entschlossen,

dessen

dessen Herausgabe auf eigene Kosten zu veranstalten, die Kupferplatten in meinem Hause unter eigener Anweisung durch den seiner Geschicklichkeit nach schon bekannten Kupferstecher Hrn. Tischbein stechen zu lassen, und eben so den Abdruck des ganzen Werks unter eigener Aufsicht zu besorgen.

Damit dieses Werk besonders für Deutschland gemeinnützlicher werden möge, habe ich es deutsch gefaßt, und wird solches in großem Quartformat mit sehr guten lateinischen Lettern auf feines französisches Papier gedruckt, ohngefähr viertehalb Alphabet betragen, die dazu gehörigen, schon seit vorigem Jahre bearbeitet werdenden 43 Kupfertafeln aber, worunter sich auch eine instructive, die gemessenen wahren Verhältnisse aller Gattungen von Mondgebirgen und Einsenkungen nach ihrer senkrechten Höhe, Tiefe u. s. w. darstellende allgemeine Charte befindet, werden auf sehr gutes Royalpapier gedruckt werden.

Daß nicht Eigennutz, sondern nur unwiderstehlicher Trieb, in der Kenntniß der großen Schöpfungswerke nach und nach weiter zu kommen, die Veranlassung seyn konnte, wird mir jeder gerne glauben, der den Umfang und das Mühsame eines solchen Unternehmens übersieht, mich näher kennt, und aus Erfahrung weiß, wie wenig ächte Liebhaber es giebt, denen eine gründliche Naturforschung dieser Art am Herzen liegt. Alles kommt blos auf Ersetzung des sehr beträchtlichen Vorschusses an, den ich einem Verleger nicht ansinnen konnte, und um so mehr darf ich jetzt, da ich dieses Werk einem betriebsamen rechtschaffenen Manne in Commission gebe, sicher hoffen, daß alle Herren Astronomen und Naturforscher dessen hinlängliche Verbreitung, wie ich hiermit bitte, nachdrücklich zu befördern geneigen werden. Lilienthal den 1sten Jul. 1790.

Joh. Hieron. Schröter,

K. Chfl. Oberamtmann.

En-

Endesgesetztem ist vom Hrn. Verfasser der Debit dieses Werks übertragen, und wird dasselbe in der Leipziger Ostermesse 1791 zuverläßig erscheinen. Um dem Publikum die Anschaffung dieses äusserst wichtigen Werks zu erleichtern, bin ich mit dem Hrn. Verfasser einig worden, Subscription darauf anzunehmen. Weil es bey diesem kostspieligen Unternehmen blos auf die Vergütung der nöthigen Auslagen ankommt, so wird sich dessen Preis nach der Anzahl der Subscribenten richten; doch kann man im voraus versichern, daß solcher nicht über anderthalb Louisd'or betragen wird. Ich glaube hier verpflichtet zu seyn, dem Publikum darzulegen, wie uneigennützig man hiebey zu Werke geht: die Subscribenten erhalten ohngefähr viertehalb Alphabet in groß Quart auf französisches Papier, nebst 42 saubern Kupfertafeln und einer Bergcharte auf Royalpapier gedruckt; das Alphabet soll denselben nicht höher als 16.Gr. zu stehen kommen, und jede Kupfertafel höchstens 3 Gr., wobey solche noch den Vortheil genießen, von letztern die ersten Abdrücke zu erhalten. Der nachherige Ladenpreiß ist 12 Rthl. Für Deutschland dauert die Subscription bis zu Ende des Jahrs 1790, für die Ausländer aber bis zu Ende des Märzes 1791. Um nicht vergeblich die ohnehin sehr beträchtlichen Kosten zu vermehren, wird sich die Auflage nach der Anzahl der Subscribenten richten, und werden nur sehr wenige Exemplare im Ladenpreiß zu haben seyn. Sowohl beym Hrn. Verfasser selbst als bey mir und in allen angesehenen Buchhandlungen wird Subscription angenommen. Wer das Geschäft des Sammlens übernehmen will, soll 10 Procent vergütet erhalten. Die Briefe und Gelder erbittet man sich frey. Bis Göttingen, Leipzig und Frankfurth am Mayn werden die Exemplare frey geliefert, doch nicht anders als gegen baare Erstattung von anderthalb Louisd'or den Subscribenten eingehändiget. Zu Ende Decembers 1790 erbittet man sich die Namen der Herren Subscribenten, um sich bey dem Abdrucke der

der Kupferplatten darnach zu richten, nach diesem festgesetzten Zeitpunct wird die Subscription für Deutschland geschlossen, und kein Exemplar anders als im Ladenpreiß zu 12 Rthlr. abgelassen.

Uebrigens ersuche ich alle Herren Astronomen, Naturforscher und Naturliebhaber angelegentlichst, die Verbreitung dieses Avertissements zum Beßten der Wissenschaft thätigst zu befördern, und ihres Orts Subscription darauf anzunehmen. Helmstädt im Jul. 1790.

Carl Gottfr. Fleckeisen,
Universitäts = Buchhändler.

No. 3.

In dem Verlage der neuen akademischen Buchhandlung in Marburg, gedenke ich bis längstens künftige Ostermesse eine deutsche Uebersetzung der Ecole de Cavalerie des Hrn. Gueriniere zu liefern.

Die Materien, die der berühmte und geschickte Verfasser in diesem Werke, das in zwey Theilen erscheint, abhandelt, bestehn in dem ersten desselben, in einer Anweisung zur gründlichen Kenntniß der Pferde, ihres Alters und ihrer verschiedenen Rassen; von der Verschiedenheit ihrer Haare; von der Zäumung; von dem Beschlag; von den mancherley Arten Sättel, und von der Wartung und Pflege der Pferde, im Stall und auf der Reise.

Der zweyte Theil enthält die nöthigen Grundsätze zur Abrichtung der Pferde zu ihrem verschiedenen Gebrauch und Bestimmung; von den Ursachen der Laster und Untugenden gewisser Pferde, und die zu ihrer Verbesserung dienlichen Mittel; von den erforderlichen Eigenschaften eines guten Reuters; von dem schönen Anstand und Sitz desselben u.s.w. Von Tournier und Carousselreiten, und am Ende eine Abhandlung vom Gestütwesen.

Es

Es wäre überflüßig, auch nur ein Wort zur Empfehlung dieses Buchs zu sagen, sein Werth ist schon längst anerkannt. Jeder Reuter der dieses Buch gehörig gelesen, und die darinnen angegebene Regeln und Grundsätze mit seinen Erfahrungen verglichen hat, wird mit mir eingestehn müssen, daß es unter den wenigen wahrhaft nützlichen Bücher über Reitkunst und Pferdekenntniß eins der besten ist.

Die gründliche Art, mit der Herr Gueriniere, der zugleich Erfinder einer der nützlichsten Schulen in der Reitkunst ist. die in diesem Werke vorkommenden Materien behandelt, und die schöne Weise wie er gesunde Theorie, abgesondert von allem prunkvollen unnützem Wörterkram, mit einer vernünftigen Ausübung zu verbinden weiß, ist das Resultat seiner großen, seiner wohlgemachten Erfahrungen, die denn auch dieses Buch sowohl für den Mann von Metier als für den bloßen Liebhaber gleich schätzbar machen.

So wie ich durch eine möglichst richtige und treue Uebersetzung, den Beyfall des Publikums zu erhalten mich bestreben werde, eben so sehr wird sich auch dieses der Verleger, durch Correctheit und Sauberkeit des Drucks und der dem Werke beygefügten Kupferstiche angelegen seyn lassen.

Knöll,

Oranien Nassauischer Bereuter in Dillenburg.

Die Uebersetzung von angeführtem allgemein bekannten und beliebten Werke in gr. 8. mit 24 sauber gestochenen Kupfern erscheint noch vor Ablauf dieses Jahrs, und wir bitten alle hohe und vornehme Gönner, dieses unser Unternehmen durch ihre gütige Empfehlung zu unterstützen. Wir erbieten uns denjenigen, die sich als Subscribenten bey uns bis zum nächsten Monath October d. J. angeben, das Exemplar für 1 Conventionsthaler zu überlassen, nachher wird es weit höher zu stehn kommen.

Neue akademische Buchhandlung
in Marburg.

No. 4.

Bey Johann Christian Krieger dem jüngern in Gießen sind folgende neue Bücher erschienen.

Predigten über die ganze christliche Moral für katholische Christen, aus den Werken der besten Redner, 3 Theile, 8. 3 Rthl.

Bergen, L. C. Denkwürdigkeiten in dem Leben Jesu nach den 4 Evangelisten, 2ter Theil, 8. 20 Gr.

Religionsbegebenheiten, die neuesten, mit unpartheyischen Anmerkungen, 1790, 5—8tes Stück, 8. 12 Gr.

Recueil des diverses pieces en prose & en vers pr. Koester, 3me edit. 8. 16 Gr.

Fr. Ludw. v. Cancrin Abhandlung von einer zu Torf, Steinkohlen und Holz wohleingerichteten an diesem Brande sparenden Obstdarre, mit 4 Kupfern, 8. 7 Gr.

— — Einrichtung und Gebrauch des von ihm beschriebenen Cupoloofens zum Frischen, Saigern und Darren, jedes mit Torf, Steinkohlen, Wellen und Scheitholz, mit 6 Kupfern, 8. 9 Gr.

Pfaff, W. Taschenbuch für Forstbediente, 8. 12 Gr.

No. 5.

Herr Prediger Steubing in Dillenburg giebt eine Topographie von Herborn heraus. Der ausführliche Plan ist in allen Buchhandlungen gratis zu haben. Der Verleger ist Herr Krieger jun. in Gießen.

No. 6.

In Marburg sind folgende neue Bücher herausgekommen.

Ueber die Bergkunde, über Gebirge und den Grubenbau, von Herwig, m. K. 8. 6 Gr.

Dr. Bernh. Meyer, Commentatio de mercurialium in morbis venereis actione et usu, 8. 6 Gr.

D. Phil. Hunold de Pessariis, c. fig. gr. 8. 8 Gr.

Lors-

Lorsbach Materialien zur morgenländischen Litteratur, 8 Gr.

Magazin der medizinischen Litteratur, 1stes Stück, mit Kupf. gr. 8. 10 Gr.

Ludw. Hünersdorf Anleitung zu der natürlichsten Art Pferde abzurichten, nebst einem Anhang, welcher die Anwendung dieser Regeln auf das Cavaleriepferd und den gemeinen Reuter enthält, 8.

Keseberg, C. A. Gedächtnißrede auf Joseph den Zweyten, 8. 1 Gr. 6 Pf.

Dr. H. G. F. Sölling Commentatio medica de febre carcerum, 8 7 Gr.

Dr. E. C. Rodschied de utilitate studii botanici, 8. 2 Gr.

Dietr. Tiedemann Geist der speculativen Philosophie von Thales bis Sokrates, gr. 8. 1 Rthl. 8 Gr.

Dr. Joh. Heinr. Jungs neuste Methode den grauen Staar zu operiren und zu heilen, nebst einem Anhang von verschiedenen andern Augenkrankheiten und der Kurart derselben, m. K. 8. 8 Gr.

J. Ph. Ries practische Abhandlung von den Eigenschaften und Zubereitung des Alauns, 2te Aufl. 8. 5 Gr.

Wilh. Becks neuere Kriegsgeschichte der Hessen, 8.

Neue militärische Bibliothek, herausgegeben vom geheimen Rath A. Böhm und Hauptmann Schleicher, 4ter Theil, 8. 16 Gr.

No. 7.

J. B. Burserius von Kanilfeld, Anleitung zur Kenntniß und Heilung der Peteschen. Frankf. und Leipzig, bey Krieger jun 1790. gr. 8. 334 Seiten. 20 Gr.

Dieses Werk macht den zweyten Theil von des berühmten Burserius Anleitung zur Kenntniß und Heilung der fieberhaften Ausschlagskrankheiten aus, und handelt bis Seite 156 von den eigentlichen Peteschen; von S. 157 bis zu Ende von dem Friesel, welchem noch einige merkwürdige Winke,

ke, die Pest betreffend, angehängt sind. Der Werth dieses Buchs ist schon längst unter allen Aerzten entschieden, welche die Vorschläge des Verfassers benutzt haben, und bedarf also keiner weitern Empfehlung. Es ist daher gewiß ein lobenswürdiges Unternehmen des Verlegers, daß er durch diese wohlgerathene Uebersetzung aus dem Lateinischen für die weitere Verbreitung desselben gesorgt hat. Wir wünschen, daß es viele Käufer finden, und dadurch immer gemeinnütziger werden möge.

No. 8.

Biographische Nachrichten aus dem 16. Jahrhundert. Ein Beytrag zur Kirchen und Reformationsgeschichte, von Joh. Herm. Steubing, Giesen, bey Krieger jun. 1790. 8. 232 Seiten. 12 Gr.

Der Verfasser hatte das Glück, bey der Sammlung seiner interessanten Nachrichten die Archive im Nassauischen zu benutzen, und überdas noch von mehrern Gelehrten mit schriftlichen Nachrichten unterstützt zu werden. Sie enthalten daher meist ungedruckte Materialien für die Religionsgeschichte des 16. Jahrhunderts, welche als ein schätzbarer Beytrag von jedem künftigen Geschichtschreiber über diese merkwürdige Epoche benutzt zu werden verdienen. Wer es weis, wie viel Mühe und Anstrengung es kostet, das Brauchbarste aus der Quelle der Geschichte zusammen zu suchen, der wird dem Verfasser für diese Arbeit gewiß seinen Dank nicht versagen; und dieses um so weniger, da sie sich durch eine nette Einkleidung und interessante Darstellung vor manchen ähnlichen Beyträgen vortheilhaft auszeichnet.

No. 9.

In der neuen akademischen Buchhandlung zu Marburg ist herausgekommen:

D. Hermann Bluhm, Versuch einer Beschreibung der

der hauptsächlichsten in Reval herrschenden Krankheiten. 8. 160 Seiten 1790. 10 Gr.

Kein Arzt von Kenntnissen wird leugnen, daß genaue und mit Sachkenntnissen abgefaßte Beschreibungen der Krankheiten gewisser Gegenden und Städten, unter die nützlichsten Bücher für seine Wissenschaft gehören. Als ein solches müssen wir auch gegenwärtiges Buch für jeden jungen Arzt empfehlen, weil es einen schönen Beytrag zur Krankheitslehre liefert, und auch von Seiten der Ordnung in Stellung der Materien Vorzüge hat. Denn die Krankheiten sind nach den Jahrszeiten abgehandelt, wo sie am meisten herrschen, und jedesmahl ist die Verfahrungsart angeführt, welcher sich Herr Bluhm dagegen bedient hat.

No. 10.

Bey Kriegern jun. in Gießen ist zu haben:

Joh. Friedrich Roos, ordentl. Prof. der Philosophie zu Giesen, Versuch über Klaßiker, 8. 250 Seiten 1790. 16 Gr.

Dieses Werkchen enthält sehr brauchbare Abhandlungen zur Erklärung einiger wichtigen Stellen beym Terenz, Horaz u. s. w. Sie sind theils Deutsch, theils Lateinisch, aber alle in einem körnichten und fließenden Styl geschrieben, so daß sie auch von dieser Seite als Muster, wie man über solche Gegenstände schreiben soll, nützlich seyn können. Ausser diesen Aufsätzen findet man noch einige Proben von Uebersetzungen aus dem ersten Buche der Horazischen Oden in metrischer Prosa, welche das Verlangen erregen, diese Uebersetzung bald vollendet zu sehn, wozu der Herr Verfasser Hofnung gemacht hat.

No. 11.

In der neuen akademischen Buchhandlung zu Marburg ist zu haben:

Neue militärische Bibliothek. Erstes, zweytes und drittes Bändchen, 8. 1789. 2 Rthl.

Dieses

Dieses Journal, welches sich vor vielen andern durch interessante Aufsätze für den Liebhaber der Kriegswissenschaft auszeichnet, enthält nicht nur manche praktische Abhandlungen, sondern auch gründliche Beurtheilungen der neuesten militärischen Schriften. Wie mühsam es ist, aus der Menge solcher Bücher die brauchbarsten und wichtigsten auszulesen und kennen zu lernen, wenn man nicht vorher in einem gut geschriebenen Journal, wie das gegenwärtige ist, eine allgemeine Uebersicht davon erhalten hat, ist bekannt genug. Daher verdient dasselbige von jedem, der sich den militärischen Wissenschaften widmen will, benutzt zu werden.

No. 12.

In Marburg ist erschienen:

C. W. Ledderhose, kleine Schriften. Erster Band, 304 Seiten, gr. 8. 1787. Zweyter Band, 336 Seiten 1787. Dritter Band, 300 Seiten 1789. 2 Thl. 12 Gr.

Diese drey Bände eines Werks, dessen Werth schon längst unter den Gelehrten entschieden ist, enthalten viele Aufsätze, welche nicht nur für den Liebhaber der Heßischen Staats und Geschichtskunde, sondern überhaupt für jeden Statistiker und Publicisten höchst nützlich und interessant sind. Der erste Band handelt von der landschaftlichen Verfassung der Hessencasselischen Lande — von der Lehnsverbindlichkeit der Grafen von Lippe-Detmold gegen das fürstliche Haus Hessen. Zweyter Band: Von den adelichen Stiftern Kauffungen und Wetter in Hessen — kurze Darstellung des Anfalls der Grafschaft Schaumburg an Hessencassel, durch den westphälischen Frieden. Dritter Band: Von der Gemeinschaft der Landgrafen von Hessen in Ansehung ihrer Paßivlehen — von der Lehnsverbindlichkeit der Landgrafen von Hessen gegen Kayser und Reich — von kayserlichen Privilegien der Landgrafen von Hessen. Jedem Bande sind viele Urkunden zur Heßischen Geschichte und Erdbeschrei-

bung; ferner Resolutionen über streitige Rechtsfragen angehängt. — Wir hoffen, daß diese kurze Anzeige des reichhaltigen Inhalts dieses Werks, unser obiges Urtheil bestätigen wird.

No. 13.

Von Hrn. Johann Jacob Gebauer in Halle ist angekündiget worden:

Catholicon oder Wörterbuch der europäischen Sprachen.

Es umfaßt vorzüglich die Deutsche, Niederdeutsche oder Holländische, Dänische, Schwedische, Englische, Französische, Italienische, Spanische, Portugiesische und Lateinische Sprache, und soll alles enthalten, was die größten und besten Wörterbücher an Wörtern und Redensarten haben. Insbesondere wird es für Gelehrte, Kaufleute, Geschäftsmännerl aus allen Ständen, Künstler und Kunstliebhaber brauchbar, da es sich über alle zu den Wissenschaften und Künsten gehörende Wörter und Redensarten erstreckt. Auch folgen unter jedem Worte in einer besondern Abtheilung die übrigen europäischen Sprachen der neuern, mittlern und ältern Zeiten.

Nach Endigung des Catholicons folgt eine Anweisung zum Gebrauch desselben, oder eine kurzgefaßte Grammatik der europäischen Sprachen.

Die deutsche Sprache ist zwar zum Grunde gelegt; es ist daher dem Deutschen, der etwas in eine fremde Sprache übertragen will, eben so nützbar, als allen übrigen europäischen Nationen, die ein ausführliches Wörterbuch der deutschen Sprache zu besitzen wünschen. Durch einen Index aller übrigen europäischen Sprachen wird es für eine jede europäische Nation auf alle Fälle brauchbar.

Obwohl die Zahl der Bände des Catholicons nicht bestimmt werden kann, so dürfte es doch auf 40 Alph. anwach-

wachsen. Jede Lieferung soll 5 Alph. enthalten; die erste zwischen Ostern und Michael. 1791 erscheinen, und die übrigen von Messe zu Messe nachfolgen. Auf jedes Alph. wird 1 Thl. 4 Gr. bis Ende Oktobers dieses Jahrs pränumerirt, also die erste Lieferung 5 Thl. 20 Gr. in Golde, Louisd'or zu 5 Thl. und den Dukaten zu 2 Thl. 20 Gr. Die Pränumeranten werden dem Werke vorgedruckt. In Ansehung der Pränumeration kann man sich an alle ansehnl. Buchhandlungen in Deutschland wenden, woselbst auch eine Probe des Catholicons und Index kann in Augenschein genommen werden.

Briefe und Gelder werden postfrey eingesendet; die 1ste Lieferung aber nicht eher ausgeliefert, als bis der Vorschuß auf die 2te geschehen, und so auch bey den folgenden.

In Weißenfels nimmt Herr Fr. Severin hierauf Pränumeration an.

No. 14.

Herr Preu, welcher vor einigen Jahren zwey Sammlungen von ihm in Musik gesetzter Lieder herausgegeben hat, wird bis Michaelis dieses Jahres das dritte Heft liefern, welches neue Lieder der besten deutschen Dichter, Cantaten und Operettenarien enthalten wird.

Bekanntlich zeichnen sich die Compositionen dieses Tonkünstlers durch rührende Simplizität, angemessenen Ausdruck und Leichtigkeit und Originalität der Melodien so vortheilhaft aus, daß dieses dritte Heft dem Publicum gewiß angenehm seyn wird.

Endesunterzeichnete Buchhandlung, hat die Commission davon übernommen, und bittet diejenigen, welche darauf zu pränumeriren gedenken, sich binnen hier und Michaelis dieses Jahres zu melden.

Der

Der Pränumerationspreiß ist 14 Gr. Sächsisch oder 1 fl. Rheinisch, der nachherige Ladenpreiß wird 18 gr. Sächsisch, oder 1 fl. 24 kr. Rheinisch seyn.

Wer die Güte hat Pränumeranten zu sammeln erhält bey 10 Exemplaren das 11te gratis, und die Namen der Herren Pränumeranten werden vorgedruckt.

Baireuth, im April 1790.

Joh. Andr. Lübecks Erben
Hofbuchhandlung.

No. 15.

Es sind seit einiger Zeit mehrere Sammlungen von Predigten verschiedener Gottesgelehrten veranstaltet und herausgegeben worden, die mit vielem Beyfall aufgenommen und gewiß nicht ohne Nutzen und Segen in den Stunden der häußlichen Erbauung gebraucht worden sind, weil Wahrheiten, die jeder in seinem ihm eigenen Gesichtspunkte derselben wegen der Mannigfaltigkeit ihrer Vorstellungsarten desto leichter Eingang finden mußten. Man glaubt, daß eine ähnliche Sammlung von Morgen- und Abendandachten verschiedener Gottesgelehrten ebenfalls Beyfall finden dürfte. Ein würdiger Gottesgelehrter hat sich daher entschlossen, nicht allein die besten Gebetsvorschriften eines Zollikofers, Hermes, Rosenmüllers, Seilers, Lavaters, Döderleins, Sturms, Feddersens, Niemeyers, Waldaus, u. a. m. zu sammeln, und sie auf jeden Tag im Jahre einzutheilen, sondern auch eigene Ausarbeitungen hinzuzufügen. Schon die Namen dieser verdienstvollen Männer werden hinreichend seyn, dem Werke ein günstiges Vorurtheil zu erwecken.

Bey der Auswahl dieser Werke wird man darauf bedacht seyn, alles was die Religion Erhabenes, Beruhigendes und Erfreuliches hat mit dem Gedanken an Gott zu verbinden, und dadurch das Herz in der Verehrung Gottes und in frommen Entschließungen zu befestigen und zu stärken.

Jeder,

Jeder, der das Bedürfniß fühlt, mit seinem Schöpfer und Vater täglich umzugehen, und durch den Umgang mit ihm immer besser, getroster und froher zu werden, soll hoffentlich seine Befriedigung finden. Denn man trift das zusammen, an, was so würdige, aufgeklärte Männer in den besten und heiligsten Stunden ihres Lebens gedacht und empfunden haben, alle die edeln und erhabenen Wünsche ihres Herzens, wenn sie sich mit ihrem Geist zu Gott erhoben hatten. Als ein Anhang soll dem Werke noch eine Sammlung von Gebeten bey besondern Vorfällen des menschlichen Lebens beygefügt werden.

Das Werk erscheint zum Neuen Jahr 1791, und soll auf schönes, weißes Druckpapier in groß Octavformat mit leserlicher Schrift gedruckt werden. Die Stärke des Buchs kann man so genau noch nicht bestimmen, doch soll es, um den Preiß des Buchs nicht zu erhöhen, nicht über 2 Alphabete betragen. Man pränumerirt vor der Hand auf ein Alphabet mit 18 Groschen. Diejenigen Liebhaber, die es auf Schreibepapier zu haben wünschen, pränumeriren mit 1 Thaler. Der Ladenpreiß wird alsdenn um 10 Gr. erhöhet. Das Adreßcomtoir in Dreßden nimmt hierauf Pränumeration an. Wer sich sonst mit Sammlung der Pränumeranten befassen will, erhält vom Thaler 4 Groschen Provision. Die Namen, die dem Buche vorgedruckt werden sollen, bittet man bis Ende Octobers dieses Jahres einzusenden. Die Exemplarien werden bis Leipzig frey geliefert. Dresden im August 1790.

No. 19.

Von folgenden beyden Werken:

Saint-Alme. par l'Auteur de Blançay 2 Tomes 12. Paris, 1790.

Lidorie, ancienne Chronique allusive, publiee par le meme, 2 Tomes 12. Paris, 1790.

werden deutsche Uebersetzungen mit Kupfern geliefert werden, und wird dieses, um Collision zu vermeiden, hiermit bekannt gemacht.

No. 17.

Seit einiger Zeit hat die Uebersezzungssucht der ausländischen Romane, welche über jedes Geistesprodukt der Art ohne Rüksicht und Wahl herfiel, und sie in unsre Muttersprache oft eben so geschmak- und kraftlos übertrug, etwas nachgelassen. Ob die Ursache daran liegt, daß unser Lesepublikum von dem Wahne zurükgekommen ist, daß nur Engländer und Franzosen lesbare Romane schreiben können, oder ob unsere vaterländischen Schriftsteller jezt so viel Werke des guten Geschmaks liefern, daß wir unsere Nachbarn entbehren können, ist hier nicht der Ort zu untersuchen und zu bestimmen. Jede Messe liefert allerdings eine reichliche Erndte inländischer Produkte; allein gesezt auch, sie entsprächen weit zum größern Theile den Forderungen des guten Geschmaks, so wär' es doch wohl eben so Uebertreibung, wenn wir mit dieser Art Geistesprodukte unsrer Nachbarn jezt unbekannt bleiben wollten, da immer nur der kleinre Theil sie in der Originalsprache lesen kann und der kleinste den Aufwand macht, sie anzuschaffen, als es ehemals Uebertreibung war, nur das zu achten, was von ihnen herkam.

„Romane und Kommödien sind doch immer Belege der Denkungsart der laufenden Zeit; ihre Verfasser nehmen die Karaktere aus dem großen Schauspiel Erdenleben und stellen einzelne Sittengemählde auf, die aber als gültige Dokumente zu einer allgemeinen Karakteristik des Zeitalters angesehen werden müssen, da die Verfasser von dem Geschmakke des Publikums abhängen, welchen sie als Norm ihrer Arbeit nehmen müssen, wenn sie gefallen wollen; und dies ist doch immer einer ihrer Hauptzwekke. Jede handelnde Person, welche sie darstellen, hat entweder wirklich existirt, oder die Handlungen sind doch so an einander gereiht, daß sie nach den vorwaltenden Sitten und Denkungsart hätte existiren können. Auswüchse einer zu lebhaften Einbildungskraft sind Ausnahmen von der Regel.“ Nun aber darf ich wohl nicht erst sagen, daß sich der Teutsche, der Engländer, der Franzose, wohl ziemlich merklich von einander unterscheiden. — In dieser Rüksicht, die ich in einer Ankündigung nicht weiter ausführen kann, hoff' ich dem Publikum keinen unangenehmen Dienst zu erweisen, wenn ich ein Werk ankündige, welches die Bekanntschaft mit den neusten Romanen unsrer Nachbarn unterhalten soll. Ich werde also unter dem Titel:

Geist der neuesten ausländischen Romane

einen kernhaften Auszug aus den vorzüglichsten französischen und englischen Romanen in einer fortlaufenden Reihe von Bänden liefern, so lange sich der Geschmak des Publikums befriediget findet;

und ihn zu befriedigen, werd' ich alles anwenden, was ich vermag. Meine Auszüge sollen aber keine trokne Skizzen, oder abgerißne Fragmente seyn, sondern sie sollen alles Wesentliche in einem leichten und zusammenhängenden Vortrage enthalten und sich von einem Originalwerke in Ansehung desselben so viel immer möglich, wenig unterscheiden. Wie viel Bände jedes Jahr erscheinen werden, will ich itzt unbestimmt lassen; schwerlich dürfte aber die Zahl vier überschritten werden, theils um nicht das Publikum zu überhäufen und theils auch um gehörige Muße zu einer Arbeit, die gewiß ihre Schwierigkeiten hat, zu behalten. Jeder Band wird wenigstens 24 Bogen stark seyn; etliche Bogen mehr kommt dabei nicht in Anschlag. Ich habe mich mit einigen Freunden verbunden und wir werden sowohl in der Auswahl als Bearbeitung alles thun, um den Forderungen des Publikums zu entsprechen. Mein Name kann hier wenig beitragen und überhaupt denk' ich, es ist besser: das Werk empfiehlt sich selbst, als daß es der Name des Verfassers verkäuflich macht. Eben so soll das Aeussere dem Innern entsprechen; für gut Papier und reinen Druk wird der Herr Verleger Friedrich Severin in Weißenfels Sorge tragen. Jeder Band erhält ein Titelkupfer, theils Nachstich, wenn das Original ein gutgewähltes und schön gestochnes Blatt hat, theils Selbsterfindung von einem bekannten teutschen Künstler; so daß wir auch in dieser Rüksicht auf den Beifall des Publikums von Geschmak rechnen, welches durch diese Sammlung eine niedliche und unterhaltende Lesebibliothek der neuesten und vorzüglichen ausländischen Romane nach und nach erhalten soll. Den Preis eines jeden Bandes sezt der Herr Verleger auf einen Thaler in Golde, den Louisd'or zu fünf und den Dukaten zu zwei Thaler zwanzig Groschen. Inhaber von Lesebibliotheken, oder Privatpersonen, die mehrere Exemplare nehmen, können sich unmittelbar an den Herrn Verleger wenden, und haben sodann einige Vortheile zu genießen. Der erste Band erscheint künftige Ostermesse gewiß. Wir haben diese Ankündigung vorausgeschikt, um alle Collision zu vermeiden, und uns nicht etwa Vorwürfen auszusezzen, wenn wir zufällig den Auszug von einem geschäzten Romane liefern, wovon, ohne daß wir es wissen, eine Uebersezzung veranstaltet wird. So viel möglich werden wir ein so unangenehmes Zusammentreffen immer zu vermeiden suchen; aber uns auch nicht um ängstliche zu frühzeitige Speculation kümmern. Im August 1790.

No. 15.

No. 18.

In keinem Zeitalter verdiente Frankreich die Aufmerksamkeit der übrigen Länder so sehr als in unsern Tagen. — Auch wir Deutsche sehen mit Bewunderung auf die neuen Gallier, die die Fesseln des Desotism zerbrechen, und aus sich selbst ein neues Reich, eine neue Nation schaffen.

Eine Revolution dieser Art in allen ihren Folgen und Wirkungen zu beobachten und zu überschauen, ist des Freundes der Menschheit — des Denkers werth.

Wer den Einfluß nicht verkennet, den unvermuthete Staatsumwälzungen, den eine plötzlich umgestaltete Regierungsform und Gesetzgebung, den ein veränderter Nationalgeist auf jenen edlen Theil eines Volks haben, der sich mit der Bildung und Belehrung seiner Landsleute durch Schriften beschäftigt — wer, sage ich, diesen Einfluß nicht mißkennt, den müssen die Geistesprodukte der französischen Nation, die in unsern Tagen ans Licht treten, mehr als jemahls intereßiren.

Unstreitig beginnt mit der neuen Staatsgeschichte Frankreichs eine neue Periode in der Litteratur dieses Reichs, besonders muß sie in jenen Theilen derselben beginnen, worauf Freyheitssinn, Patriotismus und aufgewecktes Nationalinteresse zunächst wirken — in Werken der Politik, der Geschichtskunde, der Phantasie und der Empfindung.

Dies vorausgesetzt glaube ich, werde dem deutschen Publiko eine periodische Schrift nicht unwillkommen seyn, welche von nun an, da die französische Revolution in allen Ständen dieses Volks, und vorzüglich auf die Klasse seiner Schriftsteller zu wirken anfängt, unter dem Titel:

Französisches Museum

alle zwey Monathe in einem ohngefehr 16 Bogen starken Hefte, die nützlichsten und unterhaltendsten Aufsätze für Deutsche, aus den besten und neuesten französischen Journalen, ingleichen Auszüge aus den interessantesten Werken dieser Nation in

in fließenden und guten Uebersetzungen liefert und sich solchergestalt wesentlich von den französischen Staatsanzeigen unterscheidet, indem diese blos die Geschichte der französischen Staatsreform zum Augenmerk genommen haben.

Verschiedene beyder Sprachen mächtige und mit den nöthigen Kenntnissen ausgerüstete Männer, wollen mich in meinem Unternehmen unterstützen. Die Zeitungsdruckerey in Bayreuth hat den Verlag übernommen und sorgt für schönen Druck und schönes Papier. Was für die Vervollkommnung dieses Plans gethan werden kann, soll gewiß geschehen, wenn ihn nur das Publikum mit Beyfall unterstützt.

Das erste Stück, welches nächstens erscheint, enthält: 1) Apollin Graf von Guibert (Skizze von dessen Leben); 2) Erzählungen einer Abendgesellschaft von Marmontel; 3) Betrachtungen über die Worte: Treu und Beständig; 4) Betrachtungen über die Worte: Empfindsam und Zärtlich; 5) Briefwechsel zwischen dem unglücklichen Marquis von Favras und seiner Gemahlin vor seiner Hinrichtung; 6) Arist und seine drey Söhne; Erzählung; 7) Auszug aus den Memoires de Richelieu; 8) Der Wolf und der Igel; Fabel; 9) Bemerkungen über Naturlehre, Naturgeschichte, Philosophie, deren Sekten als Swedenborgianer, Illuminaten u. s. w. ingleichen über Künste und Handwerker im Jahr 1790 von Herrn de la Metherie; 10) Des großen Compositeurs Gretry Leben von ihm selbst beschrieben; 11) Litterärische Nachrichten: a) Ueber englische und französische Journale und Zeitungen; b) Litterärische Miscellaneen; 12) Kunstnachrichten; 13) Anekdoten; 14) Räthsel; 15) Verzeichniß von den im ersten Stück befindlichen Aufsätzen.

Regensburg im August 1790.

Albrecht Christoph Kayser,
Hochfürstl. Thurn- und Taxischer Hofr. u. Bibliothekar.

Neue Litteratur und Völkerkunde,

Für das Jahr 1790.

No. X.

October.

Leipzig, bey G. J. Göschen.

Bey G. J. Göschen in Leipzig werden zur Michaelis-messe fertig:

Reise in die mittäglichen Provinzen von Frankreich im Jahr 1785 — 1786. mit Kupfern von Geyser und Penzel. 2 Bände auf holländisch Papier.

Diese komische sentimentale und satyrische Reise von einem der besten Schriftsteller unserer Nation ist zwar fertig, sie wird aber nicht eher ausgegeben, bis ich so viel Bestellung habe, daß ich dadurch wegen des Nachdrucks gedeckt bin.

Calender für Damen 1791. Enthält die Geschichte des 30jährigen Krieges, vom Herrn Hofrath Friedrich Schiller.

Schulz, Friedrich, kleine Romane. 5r Theil.

— — Leopoldine in 2 Bänden auf französ. Papier mit Kupfern von Lips, Henne und Penzel.

Alxingers Bliomberris, ein episches Gedicht. gr. 8.

Schillers Thalia 10s und 11s Heft. gr. 8.

Cuhns Sammlung von Reisen in das Innre von Afrika. 2r Band, mit einer Charte von Rennel. Inhalt:

1.) Vaillants Reise in das Innre von Afrika. 2.) Geschichte der Unternehmung der brittischen Gesellschaft zur Entdeckung des Innern von Afrika, eine Uebersetzung der in England erschienenen Proceedings of the Association for descovering the interior parts of Africa. 3.) Bruce Reisen im Auszug.

Jüngers Launen des Vetter Jacobs 5s Bändchen.

Ewald, Soll und kann die Religion Jesu allgemeine Religion seyn. Fortsetzung.

Howard von den vornehmsten Krankenhäusern in Europa. Aus dem Engl. mit Kupfern.

Wielands, geheime Geschichte des Philosophen Peregrine Proteus. 2 Bände; wird gegen Neujahr fertig.

— Göttergespräche — ebenfalls.

Die Fortsetzung von Archenholz Neuer Litteratur und Völkerkunde, des neuen deutschen Museums und von Wielands neuem deutschen Merkur.

In

In Commißion sind bey demselben zu haben:

Hedlingers, Joh. Carl, Medallien - Werk. Gezeichnet von Joh. Casp. Fueßli und in schwarzer Kunst bearbeitet von Joh. Elias Haid. Fol. 40 rthl.

Brittische Thiergeschichte. Erste Hauptabtheilung. Vierfüßige Thiere. Zwote Hauptabtheilung. Vögel. Nach der neuen engl. Ausgabe des Herrn Thomas Pennant in das Lateinische und Deutsche übersetzt und mit Anmerkungen von Chrph. Gottlieb von Murr. Nebst 132 illuminirten Kupfertafeln. 44 rthl.

Weinmannische Sammlung illuminirter Zeichnungen von einigen tausend Pflanzen, die in der Arzneykunde, in der Oekonomie und zur Zierde der Gärten vorzüglich dienen, mit richtigen Linneischen Benennungen versehen, auch nöthigen Erläuterungen, nebst derselben systematischen Verzeichniß, nach des Ritters von Linne Sexualsystem. 4 Bände. Fol. 80 rthl.

Hierzu der Text.

Weinmanni, Jo. Guil., thesaurus rei herbariae locupletissimus, indice systematico illustratus et emendatus, in quo aliquot plantarum millia secundum classes, ordines, genera, species et varietates methodo Linneana recensentur et passim adnotationibus illustrantur. 2 rthl.

Fortsetzung: Supplementum plantarum selectarum 1ste Decas. 3 rthl. 8 gr.

Neue Litteratur und Völkerkunde.

Für das Jahr 1790. No. X.

October.

Inhalt.

Neue
Litteratur und Völkerkunde.

Für das Jahr 1790. No. X.
October.

I.
Geschichte des Pabsts Sixtus V.

Dritte Abtheilung.

Der Tod des Pabsts eröfnete den Intriguen ein weites Feld. Alle Cardinäle waren in Bewegung, um entweder für sich, oder für ihre Freunde zu arbeiten; nur allein Montalto, dem das Herz mehr als allen andern pochte, schien müßig zu seyn. Er sah wohl ein, daß wenn er jetzt in seinem vier und sechzigsten Jahre nicht erwählt würde, die päbstliche Krone wahrscheinlich für ihn verlohren seyn dürfte. Seine Besorgniß war daher sehr groß, und nach diesem Verhältniß auch seine zweckmäßige Arbeit, durch verdoppelte Verstellungskünste zu Hause und ausserhalb demselben zu wirken. Es schien entschieden, daß er der kränkste, der schwächlichste, und jetzt auch der einfältigste aller Cardinäle war. Man hatte ihm längst den Namen, der Anconische Esel, beygelegt. Sämtliche Cardinäle verachteten ihn. Niemand aber that dies mehr als der Dechant des hei-

heiligen Collegiums, der Cardinal Farnese, ein auf sein altes mächtiges Haus sehr stolzer Mann, Onkel des Herzogs Alexander von Parma, jenes berühmten Feldherrn des Königs Philip des II. Noch ehe man ins Conclave gieng, kamen neue Nachrichten von den Siegen dieses jungen Heerführers in Rom an. Alles eilte zum Cardinal ihn deshalb zu complimentiren; auch Montalto auf seine Krücke gestützt wackelte zu ihm, um seinen Glückwunsch herzustammeln, der bey jedem Odemzug durch ein heftiges Husten unterbrochen wurde. Farnese pflegte ihn oft die römische Bestie zu nennen; jetzt aber empfieng er ihn höflich, um ihn in sein Wahlinteresse zu ziehn. Montalto aber ließ sich in nichts ein, sagte von jedem Cardinal alles gute, nur von sich allein sprach er mit Verachtung, wobey er hinzu fügte, daß wenn er wüßte, daß das Conclave lange dauern solte, so würde er nicht hineingehn, aus Furcht, noch vor der Wahl eines neuen Pabstes zu sterben. Farnese munterte ihn auf. Montalto ließ sich gern trösten, und in der Ueberzeugung, daß aus vielen Gründen die Wahl der Cardinäle nicht auf ihren Dechanten, troz seines mächtigen Anhangs, fallen würde, bot er jezt diesem seine Stimme an. Farnese, um ihn auszuforschen, erinnerte ihn an sich selbst zu denken, erhielt aber zur Antwort, daß die Cardinäle ganz verblendet seyn müßten, wenn sie einen so schwachen und ganz unbrauchbaren Mann, wie er wäre, wählen wolten. Diese Sprache hielt er bey allen, besonders bey den Häuptern der Factionen, und da die Cardinalminister der vorigen Regierung, noch den stärksten Anhang hatten, so behauptete er gegen sie, daß es ein Unglück für die Kirche

wäre,

wäre, wenn das Steuerruder derselben in andre Hände käme. Solche Reden konnten ihren Eindruck nicht bey ehrgeitzigen Männern verfehlen, die von seiner gänzlichen Unfähigkeit zum Selbstregieren überzeugt zu seyn glaubten, und daher bey ihm ehrsüchtige Absichten für undenkbar hielten, überdem auch wußten, daß er ohne alle Verbindung mit andern Cardinälen und Prälaten war.

Das Conclave wurde den 21. April 1535 mit den gewöhnlichen Feyerlichkeiten eröfnet, und zwey und vierzig Cardinäle giengen hinein; sie beschwuren gleich am ersten Tage, daß wer auch immer zum Pabst erwählt werden möchte, folgende sieben Artikel halten solte: 1) Den Frieden unter allen christlichen Fürsten zu befördern, und sie sowohl als ihre Völker dahin zu vermögen, mit aller Macht die Ketzer, die Ungläubigen, und überhaupt alle Feinde des christlichen Namens zu bekämpfen. 2) Die päbstliche Residenz nicht ausserhalb Rom zu verlegen, es sey denn durch Noth gedrungen, oder zum Vortheil der Kirche, und mit Beystimmung der meisten Cardinäle. 3) Von allen vornehmern und geringern Beamten und Richtern im Kirchenstaat nach geendigtem Besitz ihrer Aemter Rechenschaft zu fodern. 4) Niemand zur Cardinalswürde zu erheben, als Personen von guten Sitten, und achtungswürdig sowohl wegen ihrer Tugenden als Lehrsätze; desgleichen unter keinerley Vorwand zwey Brüdern den Cardinalshut zu ertheilen. 5) Die Güter der Kirche zu erhalten, und ohne Genehmigung des heiligen Collegiums nichts davon zu veräussern. 6) Niemand den Krieg zu erklären, auch wenn er

noch so gerecht wäre, ohne zuvor insgeheim durch die Stimmenmehrheit der Cardinäle dazu berechtigt zu seyn. 7) Alle Privilegien und Rechte der Cardinäle ungeschwächt zu erhalten.

Das Conclave bestand aus fünf Factionen, deren Häupter waren: Die Cardinäle, Farnese, Este, Alexandrini, Altems, und Buon Compagni. Die Faction dieses letztern, der als Neffe Gregorius XIII. und als Minister, unter der vorigen langen Regierung sich viel Freunde gemacht hatte, war die stärkste von allen. Die Cardinäle Altems, Alexandrini und Medicis vereinigten sich, um durch List den Cardinal Cesi, einen Römer, zu erwählen. Da am ersten Tage des Conclave es allen Cardinälen frey steht, nach Vorlesung der Bullen, den Vatican auf einige Stunden noch einmahl zu verlassen, welches auch die mehresten thun, so war der Anschlag, wenn die dem Cesi nicht günstigen Cardinäle sich entfernt haben würden, ihn sogleich durch die ihn geneigte zusammengehaltene Phalanz zum Pabst erwählen zu lassen. Buon Compagni aber, der größte Feind des Cesi, erhielt von diesem Vorhaben Nachricht, da er eben fort wolte, und vereitelte es sogleich durch die nöthigen Maaßregeln. Der Anschlag einer so einseitigen Wahl war jedoch für alle andre Cardinäle so sehr empörend, daß Cesi während dem ganzen Conclave gar nicht mehr vorgeschlagen werden durfte.

Der erste förmliche Wahlversuch war zum Besten des Cardinals Albani, der aber beym Scrutinio nur dreyzehn

Stim-

Stimmen hatte. Nun traf den Cardinal Sirletti die Reihe; er wurde aber auch verworfen; man wolte von ihm gar nichts hören, blos wegen seiner verträuten Freundschaft mit dem Cardinal Cosmo, einem allgemein verhaßten Manne, der neunzehn Jahre lang große Staatsämter bekleidet, und durch sein Betragen fast alle Cardinäle beleidigt hatte. Der Cardinal Castagna wurde von Buon Compagni vorgeschlagen; obgleich aber gegen diesen Prälaten nichts einzuwenden war, so wolte es doch den alten Cardinälen nicht im Kopf, ihm, der erst bey der letzten Promotion den rothen Hut erhalten hatte, jetzt schon als Statthalter Christi zu huldigen; die Wahl fand daher nicht die Stimmenmehrheit. Der von der starken Faction des Hauses Medicis unterstützte Cardinal Savelli war nicht glücklicher. Sein überaus stolzer Charakter hatte ihm viele Feinde gemacht; daher selbst mehrere Anhänger des Cardinals Medicis ihm erklärten, seine Parthie zu verlassen, wenn er fortführe, Savelli zu unterstützen.

Montalto war der aufmerksamste Beobachter aller dieser Auftritte, woran er doch gar keinen Antheil zu nehmen schien. Von Furcht und Hofnung beständig hin und her geworfen und durch seine Rolle zur Unthätigkeit verdammt, erwartete er in der Stille sein Schicksal. Der Cardinal Alexandrini fiel endlich darauf, ihn zu wählen; er erinnerte sich der ehmals zwischen ihm und Montalto obwaltenden Freundschaft, und der großen Verbindlichkeiten, die dieser ihm schuldig war. Nichts schien ihm gewisser, als daß der neue Pabst durch diese Wahl noch mehr zur Dankbarkeit

angefeuert, ihm die Regierungsgeschäfte übertragen würde. Er vermochte den Cardinal Este, das Haupt der französischen Faction, zum Beytritt, und endlich auch den Cardinal Medicis, der die Intriguen seines Feindes Farnese mehr wie alles fürchtete. Medicis, der am Hofe zu Madrid in großer Achtung stand, versprach dabey auch die Zustimmung aller spanischgesinnten Purpurpriester. Nach diesen Vorbereitungen machten die drey Cardinäle dem Montalto um Mitternacht einen Besuch.

Dieser von so vielen Leidenschaften bestürmte Mann lebte in seiner Zelle wie ein Einsiedler, und schien sich um die ganze Welt nicht zu bekümmern. Er gieng zu keinem Menschen, besuchte bloß die Capelle zum Gottesdienst, und nur manchmal war er beym Scrutiniren zugegen. Wenn er sprach so waren es Lobeserhebungen der am meisten Gewicht habenden Cardinäle; dies geschah aber blos zu ihren Anhängern und Freunden, wobey er bey jedem die Gründe anführte, warum dieser vorzüglich gewählt werden müßte. Solche hingeworfne Reden verursachten, daß ihm jede Parthey als ihren Anhänger betrachtete, ob er gleich an den mannigfaltigen Intriguen keinen sichtbaren Antheil nahm. Seine Rolle erfoderte jetzt mehr wie jemahls sich krank und schwach zu stellen; auch verlohr er sie keinen Augenblick aus dem Gedächtniß. Seine gewaltige Gemüthsunruhe erlaubte ihm kaum etwas von seiner einfachen Nahrung zu sich zu nehmen, und entfernte den Schlaf von ihm; er hustete und stöhnte die ganze Nacht dermassen, daß die Ruhe der in den benachbarten Zellen wohnenden Cardinäle nicht wenig gestört wurde.

Der nächtliche Besuch von drey so vielvermögenden Cardinälen war dem vor Freude zitternden Montalto nicht räthselhaft. Kaum erblickte er sie, so war sein Willkommen ein erschrecklicher Husten, als wenn er ersticken wolte. Nach dessen Endigung erfolgte die für ihn so hofnungsvolle Erklärung, die er durch ein Lamento beantwortete, daß nehmlich seine Regierung nur wenig Tage dauren würde, dabey berief er sich sehr listig auf seine geringe Erfahrung in Staatsgeschäften, und auf seine gänzliche Unfähigkeit eine so große Last zu tragen. Die Cardinäle um ihn aufzumuntern, erwiederten, daß Gott ihm dazu die Kräfte verleihen würde. Endlich geschah die Erklärung des Montalto, daß wenn er sich ja entschließen solte die päbstliche Krone, der er so unwürdig wäre, anzunehmen, so müßten sie ihm ihren kräftigen Beystand versprechen. Dieser wurde ihm gerne zugesichert, und nun entfernten sie sich.

Die Betrachtungen, die diese Cardinäle nun unter sich anstellten, mußten dem Montalto sehr günstig seyn. Einen Pabst zu haben, den sie ganz beherrschen konnten, war ein erwünschter Zufall. Seine vermeinte Freymüthigkeit war so sehr von den kunstvollen verstellten Reden und Versprechungen andrer Kroncandidaten verschieden. Hiezu kam die Erinnerung, daß Montalto nur sehr kurze Zeit seinen Orden regiert, und wenn gleich mit Religionsangelegenheiten, doch mit Staatsgeschäften nie etwas zu thun gehabt hatte; ferner, daß er sich ohne Anhänger und Freunde befand, daß seine Verwandten arme Landleute wären, und daß er immer als Cardinal mißtrauisch auf seine eigne Kräfte gewesen,

und sich beständig nach den Meynungen andrer gerichtet hatte. Folglich mußte er durchaus auf einem so erhabenen Posten sachkundige Personen zu Gehülfen haben, durch deren Hände alle die großen Geschäfte der Kirche und die Verwaltung des Staats besorgt, so wie die Gunst- und Gnadenbezeugungen ertheilt werden könnten; und war es nicht wahrscheinlich, daß er aus Dankbarkeit den Männern, die ihn erhoben hatten, vor andern sein Zutrauen schenken würde? Diese Betrachtungen bestimmten die drey Cardinäle, alles nur mögliche anzuwenden die so wohl überdachte Wahl zu bewirken.

Die größte Schwierigkeit war, die Faction des Farnese zu gewinnen oder zu entkräften, der den Montalto nicht leiden konnte, und überdem im Trüben fischen wolte, ja selbst Anschläge auf die päbstliche Krone hatte. Die dem Montalto geneigten Cardinäle wolten zuförderst die Feinde des Farnese besorgt machen, und sprengten deshalb aus, daß er Couriere aus Spanien und Frankreich erwartete, um ihn im Namen beyder Höfe dem Cardinalcollegio zu empfehlen. Medicis arbeitete von den Verbündeten am meisten die Sache zu beschleunigen; weil er den Cardinal Alexandrini als einen wankelmüthigen Mann kannte. Mit ihnen hatte sich der Cardinal Rusticucci vereinigt; ein intriganter Prälat, der auch Theil an der Regierung eines schwachen Pabsts zu haben hofte. Alles kam nun darauf an, den Cardinal Buon Compagni zu gewinnen, der an der Spitze der zahlreichsten Faction stand. Da dieses wegen seiner Freundschaft mit Farnese sehr schwer war, so suchte man einzelne Glieder

der von der Faction abzuziehn. Dies gelang auch. Die Cardinäle Riavio, Guastavillano, Spinola, Gonzaga, Salviati, Cananio und Castagna wurden alle gewonnen, und traten zur Parthey des Medicis über. Nach Anwendung vieler Ueberredungskünste bequemte sich auch der Cardinal Sforza dazu, und endlich auch der Cardinal Altems, das Haupt einer abgesonderten Faction, der den Farnese haßte.

Man hatte den Montalto förmlich vorgeschlagen. Der dagegen gemachte Widerstand von vielen, besonders von der ganzen Faction des Farnese, war nicht unerwartet. Indessen war dieser ehrgeitzige Dechant des heiligen Collegiums weit entfernt sich vorzustellen, daß man die Wahl seines Gegners mit so großem Eifer betriebe, und schon damit so weit gekommen wäre; er hatte bloß zum Augenmerk die Parthie des Cardinal Este zu schwächen, und hielt die andern Intriguen für ohnmächtige Versuche, besonders da ihm Buon Compagni sein Wort gegeben hatte, ohne seine Mitwirkung keine Wahl zu treffen.

Montalto kam indessen nicht aus seiner Zelle, die aber jetzt von seinen Anhängern fleißig besucht wurde; um ihm von Zeit zu Zeit die Lage der Sache zu melden. Er fuhr fort seine Bescheidenheit und Demuth zu zeigen, redte immer von der großen Last der Regierungsgeschäfte, und von der Zuversicht daß man ihm solche erleichtern würde. Der Cardinal Buon Compagni war ihm jedoch noch abgeneigt, weil er glaubte, Montalto hege gegen ihn einen heimlichen Groll wegen der ihm entzogenen Pension. Man wolte daher die-

sem vielvermögenden Cardinal Furcht einjagen; daher ließ sich der von ihm sehr geschätzte, am Podagra krank liegende Cardinal Riavio zu ihm in die Zelle tragen, um ihm zu melden, daß die Wahl des Montalto, so gut wie geschehn sey, und daß für diejenigen die sich ferner widersetzen wollten, Schaam und Verwirrung erfolgen würde. Buon Compagni erstaunte über diese Nachricht, die ihm gleich darauf durch Guastavillano bestätigt wurde. Dem Cardinal Madrucci war die geheime Willensmeynung des Königs von Spanien anvertraut, und da die Politik dieses Hofes sich von jeher besser mit einem schwachmüthigen, als mit einem regierungsfähigen Pabst vertrug, so erklärte auch dieser Cardinal seine Zustimmung zur Wahl des Montalto. Man setzte den folgenden Tag dazu an. Die Cardinäle versammleten sich in der Paulinischen Capelle. Noch war Buon Compagni unentschlossen, aber Alexandrini zog ihn auf die Seite, und sagte ihm, daß Medicis, Altems und überhaupt fast alle von den angesehensten Cardinälen durchaus die Wahl des Montalto beschlossen, und nur aus Hochachtung für ihn die Vollendung verzögert hätten, um ihn nicht von der ehrenvollen Theilnahme auszuschließen; er fügte hinzu, er könne jetzt wählen, ob er sich dem neuen Pabst verbindlich machen, oder zusehn wolle, daß er auch ohne ihn und trotz seines Widerstandes erwählt würde.

Der durch diese nachdrückliche Anrede bestürzte Buon Compagni verlohr alle Fassung, vergaß sein dem Farnese gegebenes Wort, und rief eiligst die ihm ergebenen Cardinäle zusammen. Es waren deren zwölfe. Er trug ihnen die

Sache

Sache vor, und fand keinen abgeneigt diese Wahl zu befördern. Eine solche Reihe von bedenklichen Bewegungen, mitten unter dem Gottesdienst, da gleich darauf das Serutinium vorgenommen werden solte, war etwas ganz ungewöhnliches, und dennoch erregte es nicht die Aufmerksamkeit des mit Blindheit geschlagenen Farnese, der bey vielem Verstande und in allen Conclavekünsten erfahren, die drey letzten Päbste größtentheils selbst erwählt hatte. Er durfte nur dem Buon-Compagni nachgehn, so war nichts gewisser, als die Besiegung dieses wankelmüthigen durch sein dem Farnese gegebenes Wort ohnehin gebundenen Cardinals, und denn hätte man vereinigt durch eine thätige Opposition der Wahl des Montalto große Hindernisse in den Weg legen können. Um alle schon so weit gediehene Maaßregeln der Gegenparthie zu vernichten, war nur eine kurze Unterredung zwischen diesen beyden vielvermögenden Cardinälen erforderlich. Diese aber geschah nicht. Auch die Worte, die der Cardinal Este laut sagte, als man eben der Gewohnheit zufolge gewisse Bullen vorlesen wolte: „Es bedarf keiner weitern Vorlesung, denn die Wahl ist geschehen," schien Farnese nicht zu achten. Da ihm endlich die Augen aufgiengen, so erfolgte seine ganz unerwartete Zustimmung, in Rücksicht auf die vermeintliche Gebrechlichkeit an Leib und Geist des Montalto. Er fragte jedoch Buon Compagni um die Bewegungsgründe seiner Concurrenz mit dieser Wahl. Die Antwort war: „Weil Montalto von einer stillen nachgiebigen Gemüthsart ist, und wir unter seiner Regierung große Freyheit haben werden." „Ich bin auch ihrer Meynung, erwiederte Farnese, denn dieser Mensch hat weder

der Verstand genung um Uebel zu thun, noch Beurtheilungskraft genung um etwas Gutes anzuordnen.

Die Wahl eines Pabsts geschieht gewöhnlich auf dreyerley Art: durchs Scrutinium, durch die Annäherung und durch die Adoration. Hiezu kömmt noch eine vierte, die man aber seit einigen Jahrhunderten nicht gebraucht hat. Wenn nehmlich das Conclave so getheilt ist, daß man unmöglich zu einer Wahl kommen kann, so wird ein Ausschuß von drey Cardinälen ernannt, und diese erhalten Vollmacht einen Pabst zu erwählen, den alle übrigen sodann anerkennen.

Das Scrutiniren besteht darin, daß ein jeder Cardinal den Namen desjenigen, dem er seine Stimme geben will, auf ein Papier schreibt, das sodann versiegelt, und mit einem Denkspruch auf der Aussenseite bezeichnet wird. Diese Billets werden in einen goldnen Kelch gethan, der auf dem Altar steht, und hernach von drey Cardinälen untersucht wird. Wer zwey Drittheil dieser Stimmen hat, wird als erwählter Pabst anerkannt. Die Wahl der Annäherung ist jedoch gewöhnlicher, wobey ein jeder indem er hinzutritt ganz laut die Worte sagt: „Ich nähere mich dem Cardinal N.“ Die Adoration geschieht auf eben die Art, nur daß alle Cardinäle die Annäherung mit einer tiefen Verbeugung begleiten. Haben zwey Drittheile das gethan, so ist er als erwählt betrachtet, doch wird das Scrutinium noch als Formalität hinzugefügt.

Die

Die Wahlstunde kam, und fast alle anwesende Cardinäle drängten sich zur Adoration des Montalto. Der Cardinaldechant Farnese befahl nun zum Scrutiniren zu schreiten. Man wolte eben damit anfangen, als Montalto dem ihm nahe sitzenden Cardinal Buon Compagni heimlich sagte, er möchte doch erinnern, daß das Scrutinium ohne Präjudiz der Adoration geschehn müsse. Diese etwas unerwartete Erinnerung von Seiten eines vermeintlich einfältigen Mannes schien einigen befremdend; indessen wirkte sie; und mehrere Cardinäle riefen zu wiederholtenmalen diese Art von Protestation aus.

Der entscheidende Augenblick war so gut als vorüber, und Montalto schien das große Ziel, wornach er so lange gestrebt, und das er durch eine beyspiellose Rolle errungen, endlich erreicht zu haben; als er, der seit funfzehn Jahren behutsamste und vorsichtigste der Menschen, der seine Wahl nun als ungezweifelt betrachtete, eine unglaubliche Unbedachtsamkeit begieng. Er, der vier und sechzig Jahr gewartet hatte, der die funfzehn langen im Elend und in Verachtung verlebten Jahre, wo jede Stunde die gewaltsamste Bekämpfung seiner Leidenschaften und die Verleugnung seiner selbst, seine traurige Arbeit war, nicht zu lange gefunden hatte; dieser so sonderbare Mann, konnte oder wolte nicht die noch wenigen Minuten erwarten, um seine Erhebung völlig bestätigt zu sehn. Die Larve, womit er alle Welt bezaubert, und die ihm allein die päbstliche Krone so nahe gebracht hatte; diese Zauberlarve riß er auf einmahl zur höchsten Unzeit ab. Man beschäftigte sich noch mit dem

Scrutinio, als der bisher immer krumm gebückte Montalto sich auf einmahl wie neu erschaffen in die Höhe richtete, eine majestätische Stellung annahm, seine Krücke von sich schleuderte, und wie der gesundeste, kraftvolleste Mensch mit großem Geräusche seinen Speichel auswarf. Mit Blicken voller Ernst und Würde sah er umher. Alle versammleten Cardinäle standen wie versteinert; es war ihnen als ob sie das Haupt der Medusa sähen. Nie vielleicht ergrif das Erstaunen eine Anzahl Menschen so gewaltig, als diese Priester im Purpur bey einer solchen alle Begriffe übersteigenden Scene. Kaum konnten sie ihren Sinnen trauen. Was war nicht von einem mit der höchsten Authorität bewafneten Pabst zu erwarten, der seine jedermann erinnerlichen großen Talente und wüthende Leidenschaften bis auf den Grad verleugnet hatte, funfzehn Jahre lang im Staube zu kriechen, und die Rolle eines Elenden zu spielen? Keiner durfte von dieser ominösen Veränderung etwas gutes für sich erwarten, und alle sahen sich in ihren Erwartungen schrecklich getäuscht. Die Cardinäle, Medicis und Alexandrini, Este und Buon Compagni nebst allen andern klugen, listigen und im kirchlichen Gewand grau gewordnen Priestern; alle waren ganz betäubt, und verlohren die Besonnenheit in kostbaren Augenblicken, wo sie noch die kräftigsten Mittel in ihren Händen hatten, das ihnen drohende Uebel zu entfernen. Nichts war jetzt leichter, als mit Hintansetzung aller Formalitäten und aller üblichen Gebräuche eine einstimmige Vernichtung der Wahl zu bewirken, die noch ein Geheimniß des Conclave war. Geschah dies, so war Montalto verlohren; die Früchte seiner tiefdurchdachten

ten und höchst mühsam ausgeführten Plane waren auf ewig dahin. Spott und Schande ohne Gränzen erwarteten ihn, und zwar in eben dem Maaße, als seine Verstellung groß gewesen war. Er wäre der Nachwelt als einer der seltsamsten Thoren bekannt geworden, und Rom hätte seinen größten Pabst, den Hersteller alter Kunst und Pracht, den strengen aber weisen Gesetzgeber, und Europa einen der ausserordentlichsten Regenten nie bewundert. Noch war es Zeit, allein die schleunigste Entschließung war erforderlich. Endlich schien sich der Cardinal Farnese zu ermannen, und rief aus: „Man sehe sich wohl vor, das Scrutinium ist nicht richtig!“ Montalto aber mit der Superiorität, die wahrhaft große Männer über andre haben, schreckte ihn so wie alle übrigen durch einen fürchterlichen Blick zurück, und schrie: „Es ist richtig!“ Und nun fieng er selbst an das Te Deum mit einer so starken Stimme zu singen, daß die ganze Capelle ertönte; die betäubten ausser sich gesetzten Cardinäle stimmten mechanisch mit ein, und nun war Montalto Pabst.

(Die Fortsetzung folgt.)

II. Dem

II.

Dem Grafen von Herzberg,
bey der
Friedensfeyer zu Reichenbach,
den 8. August 1790 gewidmet.

Die Freude fliegt, schnell wie des Blitzes Funken,
Von Herz zu Herz, — auf! sie beseelt auch mich!
Die Zaubernacht des Zweifels ist gesunken,
Das frohe Volk ist neuer Wonne trunken,
Triumph! Triumph! der Zwietracht Glut erblich! —
Zwar klagt der Held, — doch in der Vorzeit Spiegeln,
Seh ich die Menschlichkeit den großen Bund besiegeln.

Schön ist der Ruhm, — schön sind der Siege Palmen,
Der Lorbeer, der des Helden Haupt umschlingt;
Doch schöner sind des Jubels hohe Psalmen,
Die freudenreich, bekränzt mit goldnen Halmen,
Ein glücklich Volk dem Menschenfreunde singt.
Nach Ihm wird noch, mit heißgeweinten Thränen,
Die fernste Nachwelt sich voll heilger Ehrfurcht sehnen.

Auf, Tochter Teuts, Borußia! verkünde!
Wer ist der Mann, dem heut dein Jubel gilt?
Wer ist es, der Asträa's goldne Binde
Dem Aug' entreißt? Der Staatskunst Zauberschlünde
So weise flieht und ihre Stürme stillt?

Mit

Mit hohem Geist die Glut des Krieges dämpfte,
Mehr stolze Feinde schlug, als Cäsar Schlachten kämpfte?

Dein Name flammt im Herzen aller Brennen,
Erhabner Mann, und trotzt der Ewigkeit;
Der Enkel wird dich noch mit Ehrfurcht nennen,
Jahrhunderte den weisen Herzberg kennen,
Der Balsam in der Völker Wunden streut!
Und stürzten auch zertrümmert tausend Kronen,
Du wirst unsterblich groß, doch unter Menschen wohnen.

Dein Ruhm ist nicht ein schimmerndes Gebäude,
Von Schmeicheley, ohnmächtig aufgethürmt;
Dich preißt die That! Dir jauchzet Völkerfreude!
Der edle Christ, — der Ottomann — der Heyde,
Wird gleich als Mensch, von deiner Hand beschirmt.
Gerechtigkeit ist deiner Weisheit Schminke,
Du folgst, wie Friederich, kühn Ihrem Götterwinke.

Du folgst — sie führt auf Klio's Sternenhöhen,
Dich Menschenfreund, wo Friedrichs Schatten glänzt,
Wo Bernsdorf, Franklin und der weise Chatam stehen,
Unsterblich schön der Wahrheit Palmen wehen,
Und ewig grün, dein Haupt ein Lorbeer kränzt!
Dort wird entzückt der Jüngling niederknien,
Und durch dein Beyspiel kühn, nach großen Thaten glühen!

Franz v. Kleist.

III.

Fragment aus Bruce's Reisen.

Hier kann ich meinen Vorsatz ausführen, das Publicum mit einer ungewöhnlichen Sitte bekannt zu machen, welche in Abyßinia überall herrscht und in frühern Zeiten der ganzen Welt gemein gewesen zu seyn scheint. Ich konnte mir gar nicht vorstellen, daß Personen von nur mäßiger Kenntniß der Weltbegebenheiten nicht den geringsten Begrif von dieser merkwürdigen bey den östlichen Nationen üblichen Sitte haben solten. Aber worüber ich noch mehr erstaunte und was von Allem noch der unverzeihlichste Fehler ist, besteht in der gänzlichen Unwissenheit desjenigen Theils der Gesetze Gottes, den er am ersten den Menschen gab, am häufigsten aufgezeichnet und mit der größten Beharrlichkeit geboten hat. Im Verfolg der Erzählung meines Reisejournals von Masuah erwähnte ich unter andern, daß ich in einer kleinen Entfernung von Axum am Wege drey Arbeiter, welche Soldaten zu seyn schienen, und eine Kuh vor sich hintrieben, überrumpelte. Sie hielten an einem Bach still, warfen das Thier nieder, und einer von ihnen schnitt ein ziemlich Stück Fleisch aus der hintern Keule, darauf trieben sie die Kuh so gemächlich wie vorher weiter.

Als man diesen Vorfall in England erfuhr, schrie man laut auf und ermangelte nicht, diesen Auftritt geradezu für eine

eine Unmöglichkeit auszusprechen, weil ihnen die Sitten und Gebräuche der Abyßinier gänzlich unbekannt waren. Die Jesuiten, welche sich ohngefehr vor hundert Jahren in Abyßinien niederließen, sagten ihnen das nehmliche von diesem roh Fleisch fressendem Volk auf jeder Seite, und doch hatten sie keinen Begrif davon. Sogar Poncet hat das nehmliche behauptet, aber dieser hatte die Nachrichten der Jesuiten nicht gelesen. Und wenn irgend ein Schriftsteller über Ethiopien diesen Umstand vergessen hat, so rührt es daher, weil dieser Auftritt einer von solchen ist, die nur zu bekannt sind, um irgend einen dicken Band damit anzuschwellen. Nur aus Vorurtheil verschmähen wir die Esser des rohen Fleisches, denn so viel ich weiß, verbieten es weder göttliche noch menschliche Gesetze, und wenn das wahr ist, was die neusten Reisenden entdeckt haben, daß es noch verschiedene Nationen giebt, die den Gebrauch des Feuers ganz und gar nicht kennen, so vermögen fürwahr die etwa erschienenen Verbote gegen das Essen rohen Fleisches niemahls das ganze menschliche Geschlecht allgemein zu verbinden. Es ist auch in der That auf keine Weise so völlig entschieden, ob das rohe Fleischessen eine ältere und allgemeinere Sitte war, als der Genuß des durch Feuer zubereiteten Fleisches. —

Wir haben im Leben Sauls ein Beyspiel, daß den Hang auch der Israeliten zu dieser Sitte ganz bezeichnet. Sauls Armee flog nach der Schlacht mit wüthender Gier auf das dem Feind abgenommene Vieh, schmiß es zu Boden, um das Fleisch davon abzuschneiden und fraß es roh,

so daß sie sich mit dem Genuß des Blutes oder der lebendigen Thiere befleckte. Dieses zu verhindern, ließ Saul einen großen Stein herbeyschaffen, und befahl, daß die, so Ochsen schlachten wolten, denselben auf diesem Stein den Hals abschneiden solten; dieses war der einzige gesetzmäßige Weg, Thiere für den Genuß zu tödten, das Binden der Ochsen und sie so zu Boden zu werfen, war statt des Schächens nicht erlaubt. Die Israeliten handelten wahrscheinlich in diesem Falle, wie noch heut zu Tage die Abyßinier, sie machten einen Schnitt in die Kehle, um das Blut auf den Boden springen zu sehen, obgleich diese Wunde noch nicht tödtlich war; aber nachdem der Kopf auf einen großen Stein gelegt, und der Hals noch tiefer durchschnitten wurde, sprang das Blut in die Höhe, und strömte wie Wasser auf den Boden, dadurch wurde man hinlänglich überzeugt, daß das Thier todt war, ehe man zum Genuß desselben schreiten konnte. Wir wissen, daß die Abyßinier wenig Jahre nach diesem Vorfall nach Palästina kamen, und wir dürfen nicht im geringsten zweifeln, daß sie diese sowohl als verschiedene andere jüdische Gebräuche, welche sie noch bis heute beobachten, mit sich dahin nahmen. Der Verfasser, auf den ich mich letzthin bezogen, sagt: es ist laut aller Bücher der morgenländischen Nationen ausgemacht, daß der Beweggrund, warum diese Fleisch von lebenden Thieren aßen, oder die Glieder den lebenden Thieren noch bey rauchendem Blut abschnitten, in der Religion und den Begriffen der Abgötterey verborgen liegt. So verhielte es sich auch wahrscheinlich, mit den Juden, denn einer der Gründe, welche im 3ten Buch Mosis gegen den Genuß des Bluts und

Flei-

Fleisches lebenden Creaturen angegeben worden, heißt, daß das Volk nicht mehr dem Teufel, um alsdenn destomehr in der Wollust auszuschweifen, opfern solte. Wenn es dem Leser gefällt, sich noch mehr zu unterrichten, wie häufig diese abscheuliche Sitte ausgeübt wurde, so darf er nur den Houlacoth Gedaloth oder die Uebersetzung davon lesen, wo das ganze Kapitel mit Beyspielen dieser Art angefüllt ist. Daß dieser Mißbrauch, sowohl in Europa als in Asia und Africa überhand genommen, beweisen verschiedene Schriftsteller. Die Griechen hatten ihre blutigen Feste und Opfer, wo sie lebendes Fleisch aßen, diese wurden Omophagia genannt. Arnobius sagt: laßt uns den schrecklichen Scenen vorüber eilen, die uns die Bachanalien darstellen, wo mit einer verstellten Wuth, obgleich mit einem wahrhaft verderbten Herzen ihr eine Menge Schlangen um euch windet und vorgebt, von irgend einem Gott und Geist beseßen zu seyn, wo ihr mit blutigem Munde lebendige Ziegen zerreißt, und ihre Eingeweide durchwühlt, welche während der Zeit über ihre höllischen Martern, welche sie aushalten, laut aufheulen.

Aus allen diesen erhellet, daß dieser schändliche Gebrauch der Abyßinier, lebendiges Fleisch noch heutigen Tages zu essen, weit entfernt ist, neu, oder was viele noch ungeräumter behaupten, unmöglich zu seyn. Und ich will nur noch weiter hin bemerken, daß diejenigen meiner Leser, welche so gern dem Geist der Critic über Gebräuche, Menschen und Sitten, welche in dieser Geschichte vorkommen, nachhängen möchten, oder von ihrer Critic einige Wirkung er-

warten, sich mit einem bessern Vorrath von Belesenheit versehen müssen, als sie bey dieser Gelegenheit sich anzumassen getrauen, oder wenn dieselben andere vorkommende Beyspiele ähnlicher Art unmöglich finden solten, sie alsdann mein Wort für Wahrheit gelten lassen, und das glauben, was sie nicht hinlänglich zu untersuchen fähig sind.

In Verbindung mit dem Plan dieses Werks, der eigentlich dahin geht, die verschiedenen Sitten der Nationen, so mir bey meiner Reise aufstoßen, gut oder schlecht zu beschreiben wie ich sie bemerke, so kann ich nicht umhin, einige Nachricht von dem Poliphems Banquet zu geben, so weit es der Anstand erlaubt. Es ist ein Theil der Geschichte eines barbarischen Volkes, und ich kann es, so sehr ich auch wünschen möchte, doch nicht ganz unterdrücken.

In der Hauptstadt, wo man jederzeit für Ueberfälle bewahrt ist, oder auf dem Lande und in Dörfern, wenn der Regen so anhaltend ist, daß man mit einem Pferd in Thälern nicht durchkommen kann, oder man sich nicht getraut, sich vom Haus zu entfernen, aus Furcht, man möchte durch die zu der Zeit gewöhnlichen plötzlichen durch die Regennebel in Gebürgen entstandenen Fluthen überrumpelt und weggeschwemmt werden, mit einem Wort, wenn Jedermann, ich bin sicher in meinem Hause, sich rühmen und seinen Speer und Schild an die Wand hängen kann, so versammlet sich eine zahlreiche Gesellschaft von der feinsten Welt, beyderley Geschlechts, der Höfling vom Palast und der Bürger aus der Stadt, um zwischen 12 und 1 Uhr ein Mittagmahl zu halten.

Mitten

Mitten in einem geräumigen Saal wird eine Tafel und Bänke für die zahlreich eingeladenen Gäste rings herum gesetzt. Tische und Bänke haben sie von den Portugiesen, denn ehedem hielten sie auf Ochsenhäuten, die auf den Boden ausgebreitet waren, Tafel, so wie es auf dem Lande und in Lägern jetzt noch üblich ist. Eine Kuh oder ein Ochse, eine oder mehrere nachdem die Gesellschaft groß ist, werden mit festgebundenen Füßen dicht vor die Thüre des Saals gebracht. Die Hautlappen, welche unter dem Hals hängen, werden nur bis aufs Fett durchschnitten, sodann einige kleine Blutgefäße geöfnet, so daß nur sechs oder sieben Tropfen Blut auf die Erde fallen. Diese blutdürstigen Mörder bedienen sich weder eines Steins noch einer Bank, noch eines Altars, um bey dieser Schinderey die Thiere darauf zu legen. Doch ich thue diesen Cannibalen noch zu viel Ehre an, wenn ich sie Mörder nenne, denn sie haben nicht einmahl so viel Gefühl, diesem Schlachtopfer das Leben zu nehmen, sondern sie erhalten es dem armen Thier so lange, bis sie es gänzlich aufgezehrt haben. Haben sie nun ihrer Meynung nach dadurch, daß sie sechs oder sieben Blutstropfen auf die Erde sprützen lassen, dem mosaischen Gesetz eine Gnüge geleistet, so beginnen zwey oder mehrere das schreckliche Werk, und fallen über den Rücken des Thiers her, auf jeder Seite des Rückgrads schneiden sie bis durch die Haut, streifen sodann mit ihren Fingern die Haut des Thiers von den Ribben bis zu der Lenden ab und schneiden sie, wenn das Streifen nicht gut vonstatten geht, geradezu bis aufs rohe Fleisch weg. Das ganze Fleisch an den Lenden wird sodann in großen viereckigten Stücken

ohne Knochen oder viel Blutvergießen ausgeschnitten: und das schreckliche Gebrüll des Thieres ist für die Gesellschaft die Losung sich zur Tafel zu setzen.

Vor jeden Gast kommen statt der Teller runde Kuchen, wenn ich sie so nennen darf, ohngefehr noch einmahl so dick als ein Pfannkuchen, manchmal auch dicker und zäher. Diese Kuchen sind ungesalzenes Brod von etwas säuerlichen aber nicht unangenehmen Geschmack, leicht zu verdauen und aus einem Korn gebacken, das sie Tef nennen. Es hat verschiedene Farben, und geht vom schwarzen bis zum weißesten Weitzenbrod über. Drey oder vier solcher Kuchen werden überhaupt vor jede Person zum Genuß, und unter diese vier oder fünf vom gewöhnlichen schwarzen Brod gelegt. Dieser bedienen sich sowohl der Herr, um seine Finger damit abzuwischen, als die Sclaven zum Brod für ihr Mittagmahl. Zwey oder drey Sclaven treten dann herein jeder mit einem viereckigten Stück Ochsenfleisch auf der blossen Hand, und legen es auf die Tefkuchen, welche statt der Schüsseln auf der Tafel stehen, ohne Tischtuch oder eine dem sonst ähnliche Bedeckung. Nun nimmt jeder Gast sein Messer in die Hand, die Männer ihr breites gekrummtes Messer, das sie zu jeder Art des Gebrauchs im Krieg bey sich führen, und die Weiber ihre kleinen Taschenmesser. Die Gesellschaft setzt sich in folgender Ordnung zu Tisch; zwischen zwey Weibern befindet sich ein Mann, dieser schneidet mit seinem langen Messer ein dünnes Stück ab, während daß man noch die Fibern sehr deutlich zucken und lebende Bewegung im Fleisch sieht. Kein Abyßinier von irgend seiner

ner Lebensart nimmt selbst Fleisch in die Hände oder berührt es, sondern die Frau nimmt es vor sich, zerlegt es in lange Streifen ohngefehr einen kleinen Finger dick, schneidet sodann daraus kleine Würfel, und wickelt den Bißen brav mit Pfeffer und Salz bestreut, gleich einer Cartätsche länglicht ein. Während der Zeit hat der Mann sein Messer weggelegt, lehnt sich mit jeder Hand auf die Knie seiner Nachbarin, und neigt sich alsdenn mit vorwärts gesenktem Kopf zu dieser hin, welche mit dem Bißen zuerst fertig ist, den sie ihm darauf mit einemmahl in den Mund stopft und ihn dergestalt anfüllt, daß dies Götzenbild jeden Augenblick in Gefahr ist, zu ersticken. Dies Benehmen ist bey ihnen guter Ton. Je erhabener der Mann sich dünkt, ein desto größerer Bißen füllt seinen Mund, und je schmatzender er kaut, desto gebildeter glaubt er zu seyn. In der That hat auch diese Sitte ein Sprichwort erzeugt: Bettler und Diebe verzehren nur kleine Stücke und kauen ohne Geräusch. Hat er den ersten Bissen verschluckt, womit er sehr eilt, so liefert seine zweyte Nachbarin eine andere Cartätsche, und so läßt er sich in einem fort den Hals vollstopfen, bis er satt ist. Bis er nicht mit dem Essen fertig ist, trinkt er nie, vor dem Trinken aber rollt er aus Dankbarkeit gegen seine Schönen, die ihn gefüttert, auf die nehmliche Weise zwey Stücke Fleisch zusammen, und stopft diese Bissen einer jeden mit beyden Händen in den Mund. Und dann fällt er über den Trunk aus einem schönen grossen Horn her, unterdessen essen die Damen, sind sie auch gesättigt, dann trinkt alles zusammen und jauchzet: „es lebe Freude und Jugend." Die ganze Gesellschaft jubelt

und scherzt, und selten unterbricht sie Bitterkeit oder üble Laune. Diese ganze Zeit über blutet das arme Schlachtopfer vor der Thür, jedoch nur wenig. So lange sie noch einen Bissen Fleisch von des Thieres Ribben abschaben können, geben sie sich mit den Schenkeln oder den Theilen, wo große Schlagadern liegen, nicht ab. Endlich aber fallen sie auf eben die Art über die Keulen her, bald darauf blutet sich das Thier zu todt und wird so zähe, daß die Cannibalen, denen dieser Rest zu Theil wird, ein saures Stück Arbeit damit haben, das zähe Fleisch von den Knochen gleich Hunden mit den Zähnen zu reißen. Die Gäste sind mitlerweile äusserst aufgeweckt, das Feuer der Liebe durchglüht sie alle, und jedermann treibt seine Lust mit der ungebundensten Freyheit. Das schöne Geschlecht besteht größtentheils aus Damen von Familie und Stand, sie und ihre Galans werden mit dem Namen Wudaga, welcher mit dem italiänischen Cicisbeo eine Aehnlichkeit hat, wechselseitig ausgezeichnet. Und wahrhaftig ich glaube der Name sowohl als die Sitte selbst sind hebräisch: schus chis bejim; das heißt, Begleiter oder Gefährten der Braut; Brautführer werden sie bey uns genannt. Der einzige Unterschied besteht darinne, daß in Europa die Vertraulichkeit und Begleitung auch während der Ehe fortdauert, bey den Juden aber wird es nur die wenigen Tage der Hochzeitfeyer verstattet. Die Abneigung der europäischen Damen gegen das Judenthum hat sie vermuthlich zur Verlängerung dieser Zeit veranlaßt.

IV.
Lycoris.

Eine Hirtenscene aus dem Portugiesischen des Domingos dos Reis Quita.

Zweyter Aufzug.

Erster Auftritt.

Eine Schaar Hirten und Hirtinnen, bekränzt mit Blumen, grüne Zweige in den Händen. Voran gehen Silvan, Amynt, Lycoris, Palem. Hernach der Priester Dianens.

Silvan.

Bekümmerte Hirten! Faßt Hofnung und Muth! Die wohlthätige Göttin wird mitleidsvoll unsere Bitten erhören und eiligst Hülfe senden. Umringt diesen Altar! Schon verläßt der fromme Priester den Tempel, uns zu empfangen.

(Der Priester kommt. Silvan wendet sich an ihn.)

Ehrwürdiger Diener der Tochter Latonens! Siehe hier die gebeugten Bewohner des verwüsteten Mänalus! der eine Theil folgt dem Chor der keuschen Jungfrauen, der andere, geschmückt mit Zweigen und Kränzen, liegt bethend vor dem heiligen Altar dieses Hains. Du kennst unsere Leiden; du kennst die allgemeine Plage, die unsere Fluren drückt.

Der Priester.

Bejammernswürdige! Die Klagestimme, die in diesem Haine erschallt, bewegt selbst die härtesten Felsen zum Mitleid.

leid. In den äussersten Jammer haben euch die grausamen Verheerungen des Ungeheuers versetzt. Aber verzweifelt nicht! Die Göttin wird endlich, gerührt über euer Elend und erweicht durch euer Flehn, die furchtbare Geißel aus den Händen legen, womit sie euch zuweilen in ihrem Grimme züchtigt, wenn ihr euch gegen ihre Befehle empört und ihres Dienstes vergesset. Schon lange färbte nicht das Blut eines unschuldigen Opfers diese Altäre, schon lange leuchtete nicht die Flamme des reinen Opferfeuers.

Silvan.

Habe Mitleid mit uns! Zu dir fliehn wir, als Schafe vom Wolfe verfolgt. Suche Rettung. Durchforsche die zitternden Eingeweide der geopferten Hindin. Beobachte den weissagenden Flug der Vögel und befrage das göttliche Orakel. Du allein vermagst es, den gerechten Zorn der Göttin abzuwenden. Denn wir verehren in dir den Vertrauten Dianens, der die Orakel enthüllt, wodurch sie den Sterblichen ihren Willen zu offenbaren würdigt. Erkläre uns auch heute ihren erhabenen Rathschluß. Im Namen aller Hirten betheure und schwöre ich auf diesem heiligen Altar, wir wollen uns dem himmlischen Befehl unterwerfen, und solte die Göttin ein Opfer von hundert Stieren fordern. Wer meineidig des sich weigert, dem trage die Erde zum Trutz seines Fleißes statt des blonden Korns unnützes Unkraut, deß Heerden und Kinder verzehre die schleichende Seuche!

Der Priester.

Ihr unverletzten, unschuldigen Mädchen, denen allein vergönnt ist, das holde Angesicht der Göttin zu sehn, geht

in

in den Tempel! (sie nähern sich dem Tempel) Geht und stimmt feyerliche Hymnen an! Bringt der keuschen Göttin demuthsvoll eure Gaben dar. Und du, ehrwürdiger Greis, und ihr übrigen Hirten bleibt bei diesem Altar. Legt auf ihn hin eure geheiligten Zweige. Bald sollt ihr durch die Jungfrauen des erhabenen Orakels Enthüllung vernehmen.

Zweyter Auftritt.

Silvan und die übrigen Hirten.

Silvan.

Göttin der Wälder! Höre mitleidsvoll unsere Klage! Tröste durch einen erfreulichen Rath deine gebeugten Verehrer. Unsere von Furcht gefolterte Seele sucht vergeblich nach Rettung von der Plage, die du uns sandtest. Eilst du, gütige Göttin, unsern verheerten Gefilden nicht zur Hülfe, so werden ihre trostlosen Bewohner bald von dem wüthenden Zahn des tobenden Ungeheuers zerrissen dahin sterben.

Palemi.

Der Unwille der erhabenen Götter lagerte sich wie ein Platzregen auf diese Fluren. Der glückliche Frieden entfloh aus diesen lieblichen Thälern. Schon hört man nicht mehr an den blühenden Ufern der Bäche, wo sonst die fröhlichen Sänger durch angenehme Lieder die Ankunft des holden Frühlings zu feiern pflegten, die sanfte Melodie der harmonischen Flöte. Nicht mehr wagt es der furchtsame Hirt, im Vertrauen auf seinen Hund, den leichten Schlaf auf dem sanften Rasen an der Quelle, die sich murmelnd durch

das tiefe Thal hinwendet, zu genießen. Nicht mehr weidet die friedliche Heerde die wohlschmeckenden Kräuter des grünenden Hügels. Hungrig blöckt sie in ihren öden Hürden, und an den leeren Eutern schwinden die Jungen dahin.

Amynt.

Ehrwürdige Alte, erlaubt daß ich eure weise Reden unterbreche. Ich sehe einen Hirten, der sich mit Bestürzung uns nähert. Gewiß seine traurige Miene verkündet uns irgend ein neues Unglück.

Dritter Auftritt.

Damöt und die Vorigen.

Damöt.

Götter! Hirten! Hülfe!

Silvan.

Was ist dir? — Welches Unglück? —

Damöt.

O Hirten! — Ach ich Armer! — Kaum kann ich noch athmen. — Meine kleine Heerde, die mich nährte. —

Silvan.

Ward dir geraubt? — Welche frevelnde Hand?

Damöt.

Eine Kuh und fünf Schafe waren meine ganze Heerde. Ihre Wolle schützte mich vor dem kalten Hauche des starren Winters, und ihre sparsame, wohlschmeckende Milch gab meinem Körper Nahrung. Da ich das arme Vieh im finstern Stalle von Tage zu Tage mehr hinschwinden sah, führte ich

es

es auf den weichen Rasen zu dem grünen Abhang des benachbarten Hügels. Wie unvorsichtig war ich! — Ich glaubte nicht, daß das Ungeheuer unsern Wohnungen so nahe sey. Kaum war ich in das Thal hinabgestiegen, so stürzte es plötzlich aus einem tiefen und dicken Gebüsche hervor. Bey diesem furchtbaren Anblick erstarrt ein kalter Schauder meine Zunge und fesselt meine Füße an den Boden. In einem Augenblick seh ich die schöne Kuh und drey Schafe erwürgt. Ich sammle wieder Kräfte und erhebe ein heftiges Geschrey. Jetzt wendet sich das blutgierige Ungeheuer gegen mich, und ohne Zweifel würde ich schon von seinen Klauen zerrissen seyn, wenn ich nicht mit geflügeltem Laufe ihm entronnen wäre.

Silvan.

Gerechte Götter! Eilt mit eurer Hülfe! Errettet diese Fluren von dem grausamen Verderben das ihnen droht! Armer Damöt! Wie bedaure ich deinen Verlust! — Doch danke dem Himmel; denn bald wirst du ihn ersetzt sehn. Eine fette Kuh und fünf Schafe sende ich dir aus meiner Heerde.

Damöt.

Edelmüthiger Silvan! Immer wohne in deinen Hütten der holde Friede! Nie stöhre ein neidisches Gestirn die Ruhe deines ermüdeten Alters! Immer umwinde das lächelnde Glück dein Haupt mit Blumen!

Amynt.

Silvan, schon verläßt der Chor der Jungfrauen den Tempel, und nähert sich uns.

Silvan.

Himmel, was sehe ich! Die Mädchen in Thränen, von Schreck gefoltert? — Tochter, welch Unglück verkündigen uns eure bittre Thränen?

Vierter Auftritt.

Die Jungfrauen und die Vorigen.

Lycoris.

Ach Vater! Du kennst noch nicht die drohende Gefahr — —

Silvan.

Welch ein plötzlicher Schreck ergreift euch? Ihr gleicht einer Schaar furchtsamer Tauben vom feindlichen Raubvogel verfolgt.

Lycoris.

Der blutige Tod droht uns. Schon schwingt er seine Sense!

Silvan.

Welches fürchterliche Sühnopfer fordert die Göttin?

Lycoris.

Das Blut einer Jungfrau?

Amynt.

Götter!

Silvan.

Das Blut einer Jungfrau? — Gerechte Gottheit! Welcher Jungfrau Blut soll den Altar baden? Sprich Tochter!

Lycoris.

Ach, ich Elende! Vater, höre die Stimme des schrecklichen Orakels! Unglückliche Hirten, antwortete die Göttin, wenn

wenn dem geheiligten Stahl eine Jungfrau den Hals darbietet, so werdet ihr den scheuslichen Kopf des Ungeheuers zerschmettert sehn.

Amynt.

Ich zittere!

Palem.

Göttin! Welches Rettungsmittel!

Silvan.

Und was beschließt der unerbittliche Diener der Gottheit!

Lycoris.

Er verweilt im Tempel, um nach alter Sitte die Namen der Jungfraun in die Urne zu sammeln, und diejenige, auf welche die strafende Cynthia das kummerbelastete Loos fallen läßt, wird ohne Rettung geopfert.

Amynt.

Mein Herz zittert, wie Blätter vom Zephir bewegt!

Palem.

Grausames Opfer!

Damöt.

Unglückliche Mädchen!

Silvan.

Hirten! Ihr steht da, vom Schreck angewurzelt. Aber wie viel größer ist meine Angst, als die eurige! Ich bebe gleich euch vor der Gefahr, eine unschuldige Tochter zu verliehren, den letzten Trost und süßen Schirm meines müden Alters; aber mich zwingt noch der verhaßte Vorrang, den mir meine Habe und mein hohes Alter in diesen Fluren geben, das jammervolle Loos aus der schrecklichen Urne zu ziehn.

ziehn. Traurige Pflicht! Unglücklicher Vorrang! Und wie, armer Greis, wenn du mit zitternder Hand den Namen deiner lieben Tochter aus der Urne zögest? — O, verhütet dies, gütige Götter, bewahret mein trostloses Alter vor diesem Schlage, der mich tödten würde! Hinter diesem schattigen Gebüsch ist ein Altar verborgen; dort, meine Tochter, will ich mich niederwerfen, und die Götter bitten, dich vom Opfermesser zu erretten.

Lycoris.

Ja, Vater! Die erhabenen Götter sind nicht unempfindlich beym Flehen des Frommen!

Fünfter Auftritt.

Die vorigen ausser Silvan.

Amynt.

Ich Unglücklicher! Der Schmerz durchwühlt meine Brust. Schreckbilder mahlen sich vor meiner Phantasie. Ach, meine Lycoris! Größere Beängstiguug fühlt nicht ein Vogel, wenn die Schlange am Stamme zu seinem Neste heraufkriecht, und mit giftiger Zunge seine unbefiederten Jungen anzischt.

Lycoris.

Deine Thränen werden meine Todesangst erleichtern, wenn es die Gottheit beschlossen hat, daß mein Blut die Altäre bade. Allein wozu der Kummer? — Ueberlaß dich nicht leeren Besorgnissen. Denn noch haben die erzürnten Götter mein Schicksal nicht entschieden. Vielleicht lassen sie sich durch die heißen Gebete rühren, die mein beängstigter Vater zu ihnen hinaufschickt; vielleicht hören sie mit-

leidsvoll unsere Seufzer, und bewahren mich vor dem zerschmetternden Schlage, der mir droht. Ich fühle von Zeit zu Zeit eine Hofnung meine angstvolle Seele beleben, gleich einem frischen Lüftchen, das die Hitze schwühler Sommertage kühlet.

Amynt.

Holdes Mädchen! Wie erfindungsreich ist immer deine Liebe meine Besorgnisse zu zerstreun! Warum vor meinen Augen die Beängstigungen deiner Seele verbergen, da doch die verwelkten Rosen deiner Wangen, da doch deine sonst blendende Stirn, jetzt blaß und mit Schweiß gleich kaltem Thau bedeckt, nur zu deutlich deinen Kummer verrathen?

Lycoris.

Ach, ich gestehe es, daß Todesangst mich foltert. Ein kalter Schauder hemmt in meinen Adern das Blut. Aber soll ich nicht beben, wenn ich ein unschuldiges, unglückliches Mädchen in der Blüthe ihrer Jahre der Gefahr ausgesetzt sehe, durch des Priesters Hand zu fallen, gleich einer jung aufgeschossenen Blume, die der Pflug zerschneidet? Eine unter uns wird bald auf diesem Altar geopfert werden; und wer von meinen Gespielinnen auch immer der Raub des Todes seyn mag, so werde ich den Stahl eben so tief empfinden, als wenn er mich selbst träfe. Doch spricht meinen Bekümmernissen leise die Liebe in meiner Brust: fürchte nichts! Lycoris wird in Amynts Armen glücklich seyn.

Amynt.

Vielleicht verbirgt die erzürnte Gottheit, gerührt über unsere schuldlose Liebe, dein Loos in der furchtbaren Todesurne. —

urne. — Allein leer sind die Hofnungen, die mir lächeln! Das gierige Schicksal begnügt sich nie mit dem Schlechtern. Der räuberische Wolf färbt seine Zähne nur in dem Blut des besten Schafs. Der schwarze Sturm bekämpft nicht schwaches Gesträuch; er zerschmettert den schönen fruchtbringenden Oelbaum. O, wie gegründet waren meine Besorgnisse, daß sich irgend ein erzürntes Wesen gegen unsere Liebe verschworen habe, als ich an einem finstern Tage plötzlich den Rosenbusch und die Myrthenstaude, die ich an jenem Bach der Göttin der Liebe gepflanzt hatte, vertrocknen sah. Zugleich verkündigte mir die weissagende Krähe zur Linken mit heiserem Tone mein Unglück.

Lycoris.

Wie oft träumte ich mich in eine lachende Zukunft, voll der süßen Hofnung, daß uns die holde Liebe, durch ein unauflösliches Band verknüpfen werde! Aber die allgewaltigen Götter spotten der Wünsche der kurzsichtigen Sterblichen. — Sie verwandeln meine glückliche Aussichten in gränzenlosen Jammer! — Doch ich murre nicht. Beschließen sie, daß zur Versöhnung ihres gerechten Zorns meine Augen statt der Hochzeitfackel die furchtbare Flamme des Scheiterhaufens sehn sollen, nun so bin ich bereit, mein Haupt ehrfurchtsvoll dem aufgehobenen Stahl darzubieten.

Amynt.

Götter! solltet ihr so unerbittlich seyn, ohne Mitleid so viel Tugend, so viel Schönheit zum Tode zu verdammen? — Unglückliches Mädchen, hat sich das Geschick wieder dich verschworen, so wirst du, getrennt von mir, nicht über den trüben Lethe gehn. Eilen werde ich, mich in die

Klauen

Klauen des gierigen Ungeheuers zu stürzen. Allein durch schwere Schläge der knotigen Keule räche ich deinen Tod, ehe ich, von seinem Gifte bespritzt, mein Leben ende.

Eine Hirtin.

Ach, laßt uns fliehn, Gespielinnen! Schon verläßt der Priester den Tempel, in der Hand die unglückdrohende Urne.

Lycoris.

Ja, fliehen wollen wir, Hirtinnen! Laßt uns nicht Zeugen des verdammenden Todesurtheils seyn.

Amynt.

Lycoris, ich folge dir. Gütige Götter, rettet sie! Schon öfnet sich vor ihrem Fuße ein Abgrund, der sie zu verschlingen droht.

Sechster Auftritt.

Hirten, Palem, Damöt, der Priester und hernach Silvan.

Der Priester.

Endlich, Hirten, hat die gütige Göttin euer Flehn gehört, und erweicht durch euer Unglück — — doch wo ist Silvan?

Palem.

Er liegt bethend am Fuße des Altars, den dieses Gebüsch verbirgt. Da kommt er schon aus dem Gesträuche hervor!

Der Priester.

Komm, ehrwürdiger Greis! Schon nahet das Ende der allgemeinen Plage.

Silvan.

[illegible], warum unterdrückt ihr uns in eurem Grimm? [illegible] Dianens... Ach, wir Unglücklichen! Eben da wir [illegible] das Maaß unserer Leiden angefüllet zu sehn, stürzt uns die Göttin in einen neuen Abgrund.

Der Priester.

Nein, Silvan, Diana verspricht gerührt ein schleuniges Mittel.

Silvan.

Furchtbares Mittel! Sie will ihre Wuth besänftigen, wenn der Stahl das Haupt eines unschuldigen Mädchens trift! — Grausames Erbarmen!

Der Priester.

Wohl wahr! Bedenke aber, daß wir elende, kurzsichtige Sterbliche zu schwach sind, die Geheimnisse der Vorsicht zu durchschaun. Ehrfurchtsvoll müssen wir die Stirn beugen und anbethen. Und du, Silvan, von dessen Schritt die Hirten des Mänalus abhängen, du, der mit Verwünschungen den beladen hast, der sich meineidig gegen den Willen der Göttin empört, du bist der erste, der es wagt, ihn zu bestreiten und deine Flüche zu verdienen? — Zittre vor der Rache, die deinem Frevel auf dem Fuße folgen wird!

Silvan.

Glaube nicht, daß Silvan seine Gelübd mit Füßen trete! Ich unterwerfe mich dem Willen der Götter und bethe den Blitzstrahl der himmlischen Rache an. Begnügte sich die Gottheit mit meinen Gaben, ehrfurchtsvoll würde ich ihr auf den Altären die zahlreichen Heerden meiner Ställe dar-

darbiethen; die Stämme der fruchttragenden Bäume möchten dann des Opfers Flamme verzehren! Nur beym Anblick dieser unglückschwangern Urne zittre ich. Ich beweine das Schicksal einer Jungfrau, die ihr Haupt dem tödtenden Stahl darbiethen soll, gleich einem unschuldigen, zitternden Lamm.

Der Priester.

Keinen Augenblick länger verzögere die Vollziehung des göttlichen Willens! Gehorche, Silvan! Verschließe deine Augen vor dem Befehl der Gottheit. Siehe hier das furchtbare Behältniß, worin das Schicksal des sühnenden Opfers verborgen ist. Muthig ziehe das Loos. Wanke nicht. Auf! berühre die heilige Urne.

Silvan.

Götter, steht mir bey! O meine Tochter! Unglückliche Mädchen! — (er zieht das Loos) — Götter! Wehe mir! Unglücklicher Vater! Stützt mich, meine erstarrten Füße wanken.

Palem (stützt ihn).

Welches Schrecken ergreift dich?

Silvan.

Unglücklicher Vater! O meine Tochter! — Welche Beleidigung konnte, erzürnter Himmel — Seht Hirten! Wehe mir! Kaum kann ich athmen.

Palem (lieset das Loos).

Götter! Lycoris das Opfer? — Armer Amynt!

Damöt.

Ach, Silvan, welche jammerschwangere Wolke trübt den Winter deiner Tage!

Der Priester.

Silvan, wenn du den Zorn des Himmels versühnen und deine väterlichen Fluren von dem allgemeinen Verderben retten willst, so mußt du willig und standhaft der Cynthia deine geliebte Tochter darbringen, und nicht durch Thränen das reine Sühnopfer beflecken. Geht, Hirten, und kündigt den sämmtlichen Bewohnern des Mänalus das feyerliche Opfer an. Nehmt weg, diese geheiligten Zweige; denn Diana, gerührt durch euer Flehn, verspricht, euch von eurer Plage zu befreyn. Geht, und ohne Verzug werde das der Gottheit wohlgefällige Opfer zum Tempel geführt, um es nach alter Weise in dem Sühnungsbade zu reinigen, ehe es auf den Altar sein Haupt legt.

Siebenter Auftritt.

Silvan und Palem.

Silvan.

Göttin der Wälder, furchtbare Göttin! du winkst, und ich beuge ehrfurchtsvoll meine Stirn. Aber was habe ich gesündigt, daß du so mich strafst? Entheiligte ich deine Altäre? Entriß ich das geweihte Opfer den Händen des Priesters? Beleidigte ich, ein zweyter Actäon, mit ruchlosem Auge im Bade deine jungfräuliche Keuschheit? Verwandte ich nicht die Blüthe meines Lebens zur Pflege deines ehrwürdigen Hains? Die alten Lorbeerbäume, die deinen marmornen Tempel bekränzen, waren sie nicht die aufrichtige Gabe dieser Hand? Veränderte ich nicht den Lauf der wasserreichen Quelle, die auf dem Abhange dieses grünen

Hügels

Hügels entspringt, daß sie mit ihrem Gewässer durch den heiligen Wald sich schlängelte, und ihn benetzte? Wie oft erhob ich nicht meine Stimme zu dir, und flehte: wenn der Eifer, keusche Göttin, mit dem ich deinem Dienst mich weihe, des Lohns würdig ist, o so segne wohlthätig die Hütte deines frommen Dieners, daß ich meine Kinder, gleich Bäume, am frischen Ufer eines Baches gepflanzt, wachsen sehe. Laß sie unter deiner segnenden Obhut aus Sprößlingen zu schattigen Bäumen aufschießen, in deren Dunkel sich mein müdes Alter erquicken könne! — So flehte ich. Dies ist also der Lohn für meinen Eifer? — So erfüllst du meine heißen Wünsche? Von sechs Kindern, die der Himmel mir gab, war mir allein nur noch die unglückliche Lycoris übrig, süßer Trost eines grauen Vaters, und auch sie willst du meinen Armen entreißen? —

Palem.

Dein Schicksal, Silvan, könnte selbst die Thiere des Waldes zum Mitleid bewegen. Aber überlaß dich nicht tödtlichem Kummer, der deinem morschen Alter so schädlich ist. Im dürren Herbst schlägt jeder Wind die verdorrten, sterbenden Blätter vom Baume herab. Ach, auch mein väterliches Herz ist tief verwundet. Beweinst du den Verlust deiner Lycoris, so fürchte ich meines Amynts blinde Leidenschaft.

Silvan.

Wehe mir! Götter helfet mir, oder endet mein kummerbelastetes Alter. Geh, Palem, deinen Sohn von seinem Unglück zu unterrichten. Ich will mich in meiner Hütte verbergen. Dort sollen meine Thränen fließen!

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

Palem und Silvan.

Palem.

Ja, Silvan, schon gab ich durch jenes Thor, wodurch die Strahlen der untergehenden Sonne in den Tempel fallen, dem Priester Dianens Nachricht. Erwarte ihn hier; erkläre ihm freymüthig die Ursach, die das Opfer verhindert. Lycoris hat schon dem Amynt durch einen feyerlichen Schwur eheliche Treue gelobt; sie kann also der keuschen Diana kein wohlgefälliges Opfer seyn.

Silvan.

O, mein Freund, irgend eine himmlische Gottheit gab dir, aus Mitleid über mein Unglück, diesen so wohlthätigen Gedanken ein. Du belebst von neuem mein verzweifelndes Herz. Ich fühle wieder Hofnung in meiner Seele aufkeimen, als wenn mich noch die ungetäuschte Jugend belebte — doch ich Thor! — Welches Schattenbild von Hofnung! Väterliche Liebe ists, die mich blendet und zur Leichtgläubigkeit verführt. Ach, Palem, wende ich meine Augen in die Gefilde der Vergangenheit, und betrachte den flüchtigen Taumel der Abwechselungen, die meine Tage erfuhren, so sehe ich, daß die Hofnungen, die am meisten mir lächelten, schnell mir entflohn, wie der Vogel dem gierigen Jäger. Rinnt, o Thränen, rinnt von meinen Augen herab. Benetzt meine durchfurchte Wange.

Palem.

Silvan, der Kummer, der dein trostloses Herz bestürmt, läßt dich nur Schreckbilder erblicken.

Silvan.

Silvan.

Ich fühle es, daß der heftige Kummer meine gefolterte Seele betäubt; ich weiß es, daß die Götter oft den aus der Gefahr retten, der schon tief in des Jammers Abgrund sich dünkt. Dennoch glaube ich, daß des Schicksals furchtbarer Ausspruch beschlossen hat; daß meiner geliebten Kinder Leben in ihrer Blüthe dahinwelken soll.

Palem.

Das Mädchen lodert von der Flamme der Liebe, und du weißt, daß die keusche Göttin von ihrem Altar ein Opfer ausschließt, das in Hymens Tempel geknieet hat. Ihr Name mußte nicht der Urne anvertrauet werden.

Silvan.

Je mehr ich alles das überlege, desto unvermeidlicher scheint mir Lycoris Verlust. Unglücklicher Silvan! Du wirst deiner Tochter Brust durchbohren sehn, wenn nicht die Götter durch ein Wunder sie retten. Amynt und Lycoris vertauschten ja noch nicht die Myrthenkränze.

Palem.

Verzweifele nicht. Fasse Muth. Der Landmann, der furchtsam zittert, wenn die Flamme in der Saat wüthet, verliehrt die Frucht seiner Arbeit, weil er nicht zur Rettung hinzueilt. Gewiß der Priester wird von neuem das Loos in der Urne schütteln.

Silvan.

Vergeblich, Palem, hoffe ich von diesem schwachen Vorwand Rettung. Doch ich folge deinem wohlgemeinten Rath. Ach wie leicht, wie angenehm ist dieser Gehorsam! Ich will diesen anmuthigen Weg betreten, solte er mich auch nicht zum Ziel führen.

Palem.

Palem.

Dort kommt der Diener der Göttin auf uns zu. Trage ihm deine Bedenken vor.

Zweyter Auftritt.

Der Priester und die Vorigen.

Der Priester.

Verwegene! Welcher Entweihte wagt es, das feyerliche Opfer zu unterbrechen? Warum fordert ihr aus dem Innern des Tempels eiligst mich zu euch, in diesem entscheidenden Augenblick? Ist das Sühnopfer bereit?

Silvan.

Ehrwürdiger Diener Dianens, verzeihe, wenn unbescheiden wir es wagten, dich in deinem heiligen Geschäfte zu stöhren. Genöthigt durch meiner Freunde dringende Bitten komme ich, dir eine vielleicht wichtige Nachricht zu bringen.

Der Priester.

Betrift sie das Sühnopfer?

Silvan.

Ja.

Der Priester.

Und so rede ohne Zurückhaltung.

Silvan.

Man sagt, das Opfer sey befleckt, und könne Dianen nicht angenehm seyn.

Der Priester.

Wie? — Und welche Flecken könnten es der Diana mißfällig machen? Entehrte es etwa ein muthwilliger Satyr?

Silvan.

Silvan.

Nein.

Der Priester.

Hat die Jungfrau ihre keusche Brust durch eine verborgene und unerlaubte Verbindung entheiligt?

Silvan.

Nein, noch sah sie nicht Hymens Flammen lodern. Aber sie liebt Amynt.

Der Priester.

Und hast du zu ihrer Vereinigung deine väterliche Einwilligung gegeben?

Silvan.

Ach! Ich war vielmehr stets ihrer Liebe zuwider.

Der Priester.

Verwegene! Strafe verdient ihr, nicht Mitleid. Was wolt ihr mit diesem nichtigen Vorwand? Das Sühnopfer stöhren, und die Jungfrau dem Altar entreißen? Diana fordert eines Mädchens unbeflecktes Blut, nicht eines jungfräulichen Herzens, das die Liebe verabscheuet. Palem, gehorche willig und ohne Verzug meinem Befehl. Führe sogleich das Opfer zum Altar. Gehorche! Hier erwarte ich dich.

Dritter Auftritt.

Silvan und der Priester.

Silvan.

Glaube nicht, daß ich frevelnd es wagte, das geheiligte Opfer zu unterbrechen, um meine Tochter vom Tode zu retten.

Der Priester.

Muß ich gleich streng und unerbittlich den Befehl der Göttin vollführen, so ist doch dem Gefühl der Menschlichkeit und des Mitleids meine Brust nicht verschlossen. Ermanne dich! Weinst du jetzt in des Kummers Uebermaß, so wirst du Freudenthränen vergießen, wenn Lycoris Asche ein ehrwürdiger Grabhügel verhüllt, und auf ihm die glorreiche Grabschrift prangt: „Hier ruhet in Frieden das holde Mädchen, daß das trostlose Arkadien vom Untergang errettete.“ An einem festgesetzten, feyerlichen Tage werden die Nymphen den Grabstein mit Blumen bestreun und die Mädchen in festlichen Wechseltänzen harmonische Hymnen um ihr Grab singen.

Silvan.

Große Göttin! Demuthsvoll und willig bringe ich dir meine Lycoris dar. Empfange gnädig meine aufrichtige Gabe. Aber, unsterbliche Delia, verzeihe meinem Gram. Ich kann nicht ohne den Erguß heißer Zähren meine geliebte, einzige Tochter ins Grab senken sehn.

Vierter Auftritt.

Lycoris, Hirten und Hirtinnen, Palem, die Vorigen.

Palem.

Hier ist das unglückliche Mädchen, deren trauriges Loos die Nymphen in ihren Grotten und auf den Hügeln trostlos beweinen werden.

Silvan.

Götter, steht mir bey!

Der

Der Priester.

Komm, glückliche Jungfrau, der die Götter selbst Elysiums Thore eröfnen, komm und empfange im Tempel das heilige Bad der Sühnung.

Lycoris.

Erlaube mir, heiliger Diener der Gottheit, erst meinen Vater zu trösten. — Mein Vater, unter welchem unglücklichen Gestirn schenktest du mir dies kurzdauernde Leben? — Wohin reißt der Schmerz mich? Was sprach ich? Die Göttin fordert mein Blut, und du schwurst es ihr zu geben. — Ja, mein Vater, ich segne den Schlag, der mich treffen wird, weil er dich von der drückenden Last furchtbarer Verwünschungen befreyet. Verlaß diesen Ort des Jammers, vermehre nicht meine Todespein. — Meine Augen müssen in der Stunde des Todes nicht dies blasse Gesicht, nicht diesen trostlosen Blick sehn! — Fliehe, unglücklicher Greis! Bey deiner väterlichen Liebe bitte ich dich, fliehe! Lebe wohl! Friede umschatte deine Tage! Umarme zum letztenmahl deine geliebte, sterbende Tochter.

Silvan.

So ist endlich der furchtbare Augenblick da, wo ich meine Tochter wie ein unschuldiges Lamm opfern sehen soll? — Ha, schon fühle ich den Stoß des Stahls in meiner Brust — Unsterbliche Delia, hebe dein grausames Opfer bey mir an. — Meine theure, inniggeliebte Tochter, empfange zum letztenmahl deines Vaters Umarmungen, komm zum letztenmahl an dieses Vaterherz. Lebe wohl, du, der einzige Trost meines tiefgebeugten Alters. — O, wenn doch der gütige Himmel zur Belohnung unsers Gehorsams uns beyde

an

an diesem Tage in dem Schooß der Erde verhüllte! Vereinigt würden wir zu einer bessern Welt hinüberschlummern. Lebe wohl, bestes Mädchen, entschlafe sanft! Entschlossen verlasse ich dich. Gieb dich willig der Göttin zum Opfer hin. Lebe wohl. (Er eilt fort.)

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen, ausser Silvan.

Lycoris.

Welche Qualen, o Götter, bestürmen in dem Augenblick des Scheidens mein schwaches Herz! Da hat er mich nun verlassen, mein Vater, von Todespein zu Boden gedrückt. Amynt klagt die grausamen Götter an; von seinem trostlosen Jammergeschrey hallen Thäler und Hügel wieder. Qualen, bitterer als der Tod! — Mitleidsvoller Palem! deiner Sorgfalt empfehle ich den Amynt und meinen gebeugten Vater. Versichre deinen Sohn, daß ich als sein treues Mädchen sterbe. Sage meinem Vater, daß mein unschuldiges Blut den lachenden Fluren Arkadiens den holden Frieden wiederschenkt, daß die Heerden von neuem ungestöhrt ihre Triften besuchen, und die Hirten in glücklicher Ruhe beym Tone der Flöte Lycoris unglückliches Loos singen werden.

Der Priester.

Geh in den Tempel, ein gehorsames Opfer. Stelle dich Dianen dar, die deiner wartet. Wohlan, zögre nicht!

Lycoris.

Ja, wir wollen gehn. Ihr, meine Gespielinnen, umkränzt mit Blumen diesen Altar, den mein unschul-

diges Blut benetzen soll. Wie angenehm ist es mir, in diesem Augenblick von euch begleitet zu seyn.

Sechster Auftritt.

Palem, Hirten, hernach ein Bothe.

Palem.

Welche furchtbare Wendung nimmt unser Schicksal! Wer solte Lycoris nicht beweinen?

Bothe.

Unglücklicher Palem! Welches Ungewitter von Mißgeschick lassen in diesem Augenblick die Götter über unserm Haupte ausbrechen! Welche unerwartete furchtbare Begebenheit! Ich Verkündiger des Unglücks! Der beweinenswürdige Jüngling!

Palem.

Welchen neuen Zuwachs unsers Elendes verkündest du uns? —

Bothe.

Ach, kaum vermag ich zu erzählen was ich sah — Unvermeidlich ist Amynts Tod —

Palem.

Wie? — Sage, welch Unglück — riß ihn etwa die verblendete Leidenschaft von einem Felsen herab? Oder durchbohrte er im Wahnsinn mit der Lanze seine Brust?

Bothe.

Ein noch schrecklicherer Tod drohet ihm. — Gewiß ist sein blutiger Körper schon durch den Wald zerstreut. —

Palem.

Götter, eure Hülfe! Sage, Hirt, welche blutgierige Hände tauchten sich in sein Blut?

Bothe.

Verzweiflung, Liebe!

Palem.

Ha, Ungeheuer, das die unvorsichtige Jugend verschlingt!

Bothe.

Als Amynt sah, daß Lycoris ohne Rettung verlohren sey, warf er sich schluchzend, vom nagenden Gram gefoltert, auf den Boden hin. Ich und Damöt versuchen vergebens ihn zu trösten, als er plötzlich den matten Körper erhebt und vom Kummer zur Wuth übergeht. Zornig zerreißt er den festlichen Kranz, der um sein Haupt hängt, vernichtet ihn, und zerrupft die wolligte Hirtentasche. Dann seufzt er tief und eilt in die Hütte. Wir glauben, er wolle, verborgen vor unsern Augen, dort seinem Schmerz durch Thränen freyen Lauf geben. Plötzlich aber erscheint er wieder, mit einem geschärften Spieße und einer knotigen Keule bewafnet, und durcheilt gleich einem behenden Hirsch den Dickigt des Waldes. Wir stürzen uns mit geflügeltem Schritte ihm nach; allein da eben Damöt im Begrif war, mit starker Hand seinen Lauf zu hemmen, wendet er sich gegen uns wie ein wüthender Löwe und ruft uns in der Stellung eines Kämpfenden zu: Zurück, Hirten! Flieht vor einem Verzweifelten. Laßt mich ungestöhrt mein Schiksal verfolgen. Und wagt ihrs, mich aufzuhalten, so solt ihr die ersten seyn, die diese Waffen fühlen werden. Lycoris stirbt; der trostlose Amynt will entweder mit ihr sterben, oder sie rächen. Wir stehn unbeweglich da, vom Schmerze durchdrungen, und suchen seine Wuth durch Töne der

der Freundschaft zu mäßigen. Taub aber gegen unsern heilsamen Rath verfolgt er den Steig, der zum Thal der Lorbeerbäume führt. Wir folgen ihm in der Ferne, als wir neben dem Dickigt das Ungeheuer entdecken, das grade seinen Rachen mit dem Blute erwürgter Schafe röthet. Erstarrt stehen wir still. Amynt aber ergreift mit seiner Riesenhand den Spieß, und bereitet sich zum Kampfe vor. Ich verschließe vor Furcht meine Augen, um nicht Zeuge seines Todes zu seyn. Damöt steigt auf eine hohe Erle, und schreiet vergeblich: flieh, Amynt, flieh! Ohne Zweifel wird der Unglückliche schon seine lezten Seufzer ausgehaucht haben.

Palem.

Ha, das Licht flieht von meinen Augen, Todesschatten umgiebt mich.

Ein Hirt.

Unsterbliche Göttin! So ohne Mitleid siehst du in diesen Wäldern Menschenblut fließen?

Palem.

Rasender Jüngling! — Himmel, steh mir bey! Lebt wohl, Hirten! —

Bothe.

Wohin, Palem?

Palem.

Zur Hülfe meinem Sohn.

Bothe.

Rasest du?

Palem.

Es wird mich wenigstens trösten seinen Leichnam zu umarmen.

Bothe.

In welches Verderben stürzest du dich? Folgt mir, Hirten, eilt, laßt uns ihn aufhalten.

Siebenter Auftritt.

Die Mädchen, nachher der Priester, Lycoris, und die Opferdiener.

Eine Hirtin.

Grausam, grausam verfolgt uns der Götterzorn.

Eine andere.

Ha! seht Gespielinnen, wie an Lycoris Seite das Opfermesser in den Händen des Priesters blinkt! der Schmerz betäubt mich.

Der Priester.

Auf, Mädchen, jauchzt mit heiterer Miene dem Opfer. Kein Seufzer steige aus eurer Brust auf. Ein so herrliches Sühnopfer sahn die Altäre nie.

Lycoris.

Mitleidige Mädchen, Gefährtinnen meiner frohen Jugend, kommt, daß ich noch einmahl euch umarme. Lebt wohl, Freundinnen. Und du, Alcipe, die du stets meine unzertrennliche Begleiterin warst, komm und winde mir die Todesbinde um meine Augen. Verweigere mir diesen Trost nicht. (sie nähert sich dem Altar)

Der Priester.

Ja, Hirtin, umhülle ihr Angesicht mit dem heiligen Schleyer.

Eine Hirtin, (der Lycoris die Augen bindend).

Götter!

Lycoris.

Unglüklicher Vater! Unglüklicher Amynt!

Der Priester (im Begrif die Opferhandlung zu verrichten).

Empfange, erhabene Göttin, gnädig das Sühnopfer, das willig sich dem Tode darbeut.

Achter Auftritt.

Damöt und die Vorigen.

Damöt.

Halt ein, Priester, halt ein!

Der Priester.

Welcher Entweihte wagt es, das Sühnopfer zu stöhren?

Damöt.

Vernimm das seltenste Wunder, das je Diana diesen Wäldern zeigte.

Der Priester.

Was sprichst du? —

Damöt.

Eben erlag das Ungeheuer unter den Schlägen der Keule!

Der Priester.

Unsterbliche Göttin! — Hirt, du träumst, oder willst mich täuschen.

Damöt.

Nein, ich rede die Wahrheit.

Der Priester.

Und welche Hand konnte das Ungeheuer tödten?

Damöt.

Der liebende Amynt, ein Raub der Verzweiflung, beschließt endlich, sich mit seiner sterbenden Lycoris im Tode zu

zu vereinigen, oder sie durch Erlegung unsers Feindes zu rächen. Er ergreift die Waffen, und stürzt sich durch den Wald, gleich einem Tyger, der den verwegenen Jäger zu Boden wirft. Er durcheilt die Gebüsche und durchspürt die Höhlen. Das Thier erscheint, und sogleich tritt er ihm mit bewafneter Hand entschlossen entgegen. Muthiger und schrecklicher mahlt man nicht den Alciden, wenn er die furchtbare Hydra bekämpft. Das Ungeheuer öfnet ihm den scheußlichen Rachen, und schon nähert es sich, ihn zu verschlingen. Allein der Hirt schleudert auf ihn einen geschärften Speer, und durchbohrt seine Eingeweide. Erstickt schreit es und speyt Ströhme unreines Bluts. Schrecklich schleppt es seinen Körper fort und zerschneidet mit seinen Zähnen die Stämme. Amynt erhebt den starken Arm, und versetzt seinem Kopf mit der Keule wiederhohlte Schläge, daß die benachbarten Höhlen erschallen. Endlich erliegt das Ungeheur; und bald wirst du Amynt mit seiner Beute beladen einherziehn sehen.

Der Priester.

Welches Wunder! — Auf Mädchen, löset ihre Bande!

Eine Hirtin.

Ha, Amynt! Gespielinnen seht, wie er auf seinen Schultern das furchtbare Haupt des Wildes trägt.

Neunter Auftritt.

Amynt, Palem, eine Schaar Hirten, die Vorigen.

Amynt (hereinstürzend).

Meine Lycoris, lebst du noch? —

Der

Der Priester.

Komm, edler Hirt! Hier auf diesem Altar opfere deine Beute. Erhabene Götter, wie undurchdringlich sind eure Rathschlüsse! Wie oft irrt der verblendete Geist schwacher Sterblichen. Schon fasse ich deine Geheimnisse, erhabenes Wesen! Schon fällt von meinen Augen der Schleyer, der deinen Rathschluß mir verbarg — Lebe, unschuldiges Mädchen! die Göttin foderte kein Menschenblut. Nur eure Standhaftigkeit, Hirten, euren unbedingten Gehorsam wolte sie prüfen.

Zehnter Auftritt.

Silvan und die Vorigen.

Silvan.

Komm in meine Arme, glücklicher Erretter deiner väterlichen Fluren! Komm, würdiger Gemahl deiner geliebten Lycoris, du entreißt mich dem schaudervollen Grabe.— Laß mich, Tochter, laß mich mit Wonnethränen deine Wangen benetzen. — Endlich, gütige Delia, erbarmtest du dich des trostlosen Vaters. Du gabst mir eine Tochter seinen zärtlichen Armen wieder. Sey ewig dafür gepriesen! O Hirten, Jugend und Munterkeit kehren in meine Adern zurück.

Damöt.

Es lebe Amynt!

Alle.

Er lebe, er lebe!

Amynt.

So verwandelt endlich der Himmel unsere Thränen in Wonne.

Lycoris.

Mein Amynt, du entreißt mich den blutigen Händen des Todes.

Silvan.

Kommt, meine Kinder, umwindet eure Stirn mit Hymens Kranz.

Der Priester.

Zuvor laßt uns für so viel Wohlthaten Hymnen des Dankes singen. An einem so glücklichen, so feyerlichen Tage, öfne sich die ehrwürdige Pforte des sonst unzugänglichen Tempels! — Betretet ihn alle! —

Silvan.

Ja wir alle wollen der gütigen Göttin Preis, und Jubellieder singen!

V.

Beytrag zur Geschichte des Büchernachdrucks.

Fortsetzung.

Es war zu erwarten, daß der König Leopold, ein weiser Gesetzgeber, der den hohen Werth der Wissenschaften kennt, und sie daher zu befördern wünscht, den Büchernachdruck nicht gleichgültig ansehn würde, als worüber er gleich bey seiner Thronbesteigung Klagen erhielt. Kaum waren daher die dringendsten Regierungsgeschäfte, die die Endigung auswärtiger Kriege und innerlicher Unruhen zum Gegenstande hatten, abgethan, so kam auch die Reihe an die Abstellung

lung des Nachdrucks. Am 12. July erhielt die Hofstelle ein königlich Handbillet, worin sie aufgefordert wurde, dem Monarchen Mittel und Wege vorzuschlagen, wodurch dem Nachdruck, dieser **litterarischen Freybeuterey** (eigner Ausdruck des Königs) aufs wirksamste gesteuert werden könnte. Das Billet wurde der Studiencommißion zugesandt, die jedoch für rathsam fand, ganz von dem Sinn des königlichen Befehls abzugehn; denn sie berathschlagte, nicht nach dem ausdrücklichen Verlangen des Monarchen, um die Abstellungsmittel, sondern sie begnügte sich zu untersuchen, ob man den Nachdruck abstellen solle, oder nicht. Die meisten waren gegen die Abstellung, worunter sich auch der Geschichtschreiber Schmidt befand, der da sagte, daß die Insolenz der Sächsischen Buchhändler nur allein durch den Nachdruck zu zähmen wäre. Seiner Meynung war auch ein gewisser Weltgeistlicher, Namens Stratmann, der eine Rede zur Vertheidigung des Nachdrucks hielt, worin er den sonderbaren Satz behauptete, **daß ohne den Büchernachdruck keine Bibliothek in der Welt hätte entstehn, sich vermehren und erhalten können.** Die anwesenden Biedermänner Birkenstock, Greiner u. a. zogen bey dieser Declamation mitleidsvoll die Achseln, und voll Empfindungen von Nationalehre, die den andern nothwendig fremde seyn mußten, bemühten sie sich alle die mächtigen Gründe für die Abschaffung eines so groben Mißbrauchs anzuführen; eines Mißbrauchs, der dem Nationalhaß der deutschen Völker gegen einander Nahrung giebt, und den **österreichischen Namen nicht beliebt macht.** Sonnenfels, der so manches Gute beym Thron ausgewirkt, und dem die Oesterrei-

cher die Abschaffung der Folter zu verdanken haben, ein erklärter Feind des Nachdrucks, der den Herrn Stratmann wahrscheinlich zurecht gewiesen haben würde, war bey der Seßion nicht zugegen; er war verreißt. Diese Abwesenheit wurde benutzt, die Biedermänner wurden überstimmt, und dem Könige nicht das verlangte Gutachten zugesandt, sondern ein ganz unverlangtes gleichsam aufgedrungen, wodurch die von ihm selbst bezeichnete litterarische Freybeuterey in Schutz genommen wird; eine Insulte, die der gütige Monarch übersah.

Um jedoch die Schande dieses sonderbaren Gutachtens, und die damit verbundene Verantwortung zu schwächen, so wurde die Sache vermittelst einer Wendung in einen Commerzgegenstand verwandelt, und so der Hofcanzeley vorgelegt. Auf diesen Umstand hatten die edlen Nachdrucker in Wien nur gewartet; sie wandten sich nun mit einer Vorstellung von dem Nutzen ihrer preiswürdigen Unternehmungen an den König, der sie aber nicht anhörte, sondern durch eine neue Cabinetsordre der Hofcanzeley befahl, die Sache zu beschleunigen. Am 23. August, zu einer Zeit, da der Monarch von Wien abwesend war, erfolgte daher die vom Erzherzog Franz unterzeichnete Entscheidung, die den Nachdruck unberührt ließ, und nur dahin gieng, den Schriftstellern auf ihr Ansuchen Privilegien gratis zu ertheilen.

Dies Decret bedarf einiger Erläuterung; denn es ist die Frage: Inwieferne diese Gratis-Privilegien in Oester-

sterreich gegen den Nachdruck schützen? Thun sie es nicht, oder verleihen sie nur einen unbestimmten Schutz, wie unter Josephs Regierung, so wäre es wahrlich ein Gespötte, das man mit der königlichen Unterschrift und Siegel, so wie mit Treue und Glauben der Schriftsteller treiben würde. Dies läßt sich nicht von Leopolds Regierung erwarten. Ferner kann man fragen: Ob alle Schriftsteller (denn die Buchhändler als Verleger sind gar nicht erwähnt) oder nur die Selbstverleger diese Privilegien genießen sollen? Im erstern Fall, wenn dem Autor frey stände sein Privilegium einem Verleger zu übertragen (der unbedingte Schutz bey dem geschenkten Gnadenbriefe vorausgesetzt) wäre ja dem Nachdruck in Oesterreich gesteuert, welches doch laut dem Frohlocken der Nachdrucker bey dem letzten Decret nicht geschehn ist. Soll es aber eine Wohlthat bloß für die selbstverlegenden Schriftsteller seyn, so dürfte man fast behaupten, daß die Nachdrucker selbst, mit dem practischen des Bücherwesens bekannt, diese Modification erfunden, sie den unsachkundigen Räthen untergelegt, und so durch eine scheinbare Wohlthat die Religion eines hohen Collegiums überrascht hätten;*) denn die Anzahl der Selbstverleger ist nur sehr gering, und kann nie groß seyn. Die Gewißheit der zu einem Buche erforderlichen Kosten, die baar voraus angewandt werden müssen, und die Ungewißheit diese Kosten, die die wenigsten bestreiten können, und selbst Vermögende nicht be-

*) Der weyland gewöhnliche Ausdruck in Frankreich bey parlamentarischen Vorstellungen: On a surpris la Religion de Votre Majesté, wird wahrscheinlich den Lesern noch erinnerlich seyn.

bestreiten wollen, nach Verlauf von achtzehn und mehr Monaten wieder ersetzt zu bekommen; ferner, das Unzuverläßige des von vielen Umständen abhangenden Debits, der vielleicht Kostenersatz, aber keine Vortheile gewährt; die Unsicherheit mancher Commissionärs; die Trägheit so vieler Menschen sich in weitläuftige Correspondenzen einzulassen, und die Abneigung fast aller Schriftsteller sich mit mercantilischen Geschäften zu befassen; diese und andre Gründe machen bey allen Privilegien einen ausgedehnten Selbstverlag so gut wie unmöglich, und beweisen die Nothwendigkeit, worin die Schriftsteller sind und bleiben werden, zu Buchhändlern als Verlegern ihre Zuflucht zu nehmen, wenn anders der Handel mit Büchern nicht zu Grunde gehen soll.

Diese Zerstörung eines Handels, der in so vieler Rücksicht zu der ersten Classe nutzbarer Beschäftigungen gehört, wäre schon erfolgt, wenn man in Nord-Deutschland das in Süd-Deutschland herschende Nachdruckersystem angenommen, und z. B. in Brandenburg nachgedruckt hätte, was in Sachsen, in Cassel was in Hannover, in Braunschweig was in Hamburg erschienen wäre. Nur ein Dummkopf der ersten Größe kann es leugnen, daß in diesem Zustande eines allgemeinen Raubes alle Schriftsteller von einiger Bedeutung ihre Federn weggeworfen hätten; denn wer wird wohl ein Haus bauen, wenn er gewiß ist, daß gleich nach dessen Vollendung mit Patenten versehene Diebe es in Besitz nehmen werden? und so wären wir in einem Decennio, das die Nachwelt vielleicht Josephs Decennium genannt haben würde, sehr geschwind in die Barbarey des sechzehnten Jahrhunderts zurückgesetzt worden.

Die

Die Auslegung des vorbesagten Decrets müssen wir erwarten, und ob es nicht, da es in der Abwesenheit des Apostolischen Königs gemacht wurde, abgeändert oder verbessert werden wird. In jedem Fall ist die Erörterung dieses Gegenstandes von Frankfurth aus zu hoffen. Die größten Churfürstlichen Höfe haben sich der gerechten Sache des litterarischen Eigenthums gegen die privilegirten Räuber angenommen, und beschlossen die Abstellung dieses Raubs zu einem Artikel der Kaiserlichen Wahlcapitulation zu machen, wie denn auch von Seiten des Preußischen Hofes am Ende des July deshalb die nöthige Instruction an die Königlichen Wahlbothschafter nach Frankfurth gesandt worden ist.

Man erlaube mir hier eine Bemerkung. Nichts ist leichter als durch ein Reichsgesetz dem Nachdruck ein Ende zu machen; nur müßte durch ansehnliche Strafgelder nicht allein der Nachdruck selbst, sondern auch die Einführung nachgedruckter Bücher in Deutschland verboten werden, weil sich sonst Nachdrucker genung in der Schweitz, im Elsaß, in Holland u. s. w. etabliren, und dies Gewerbe fortsetzen würden. Die Strafgelder müßte theils der Angeber, theils die Polizey erhalten, damit die letztere ein Interesse hat, wachsam auf die Uebertretung des Gesetzes zu seyn. Der Käufer eines nachgedruckten Buchs dürfte zwar keiner andern Strafe als der Confiscation des Buchs unterworfen werden, allein er müßte gehalten seyn, auf Obrigkeitliches Verlangen den Verkäufer anzugeben.

Auch andre Nationen sind auf die endliche Entscheidung dieser wichtigen Sache aufmerksam, die, gut oder böse,

auf

auf die Cultur Deutschlands, und auf ganze Generationen wirken wird.

Berlin, den 12. September 1790.

v. Archenholtz.

VI.

Fragmente einer neuen Reise nach Spanien.

(Beschluß.)

Selbstmord.

Zu Valerius Maximus Zeiten wurde, sagt man, in Marseille, öffentlich Gift für diejenigen aufbewahrt, die, nach Vorlegung ihrer Gründe, vom Senat Erlaubniß zum Selbstmorde bekommen hatten. Unpartheyisch prüfte dieser ihre Gründe, war weder für noch wider den Selbstmord, sammlete dann die Stimmen und schrieb nach der Mehrheit derselben entweder seine Genehmigung oder Verweigerung auf die Bittschrift.

In Spanien betrachten viele den Selbstmord, wie weyland in Marseille. Man schleppt den Selbstmörder nicht auf die Schleife; die Spanier scheinen diese Handlung für eine Speculation anzusehen, und es eben so wenig unnatürlich zu finden, daß ein Mensch in jene Welt geht, sein

Glück zu suchen, als wenn er dieserhalb in die neue Welt überschift.

Kabinet. Letzter Krieg.

Unausgeführte Entwürfe, unzulängliche Hülfsmittel, Halbwillen, der böse Nationalstolz, die zu große Menge von Unterbefehlshabern fesseln und beschränken schon seit zwey Jahrhunderten manchen thätigen einsichtsvollen Minister *). Das liebe **Herkommen** gilt hier auch noch viel, und er darf es nicht wagen, diese Gottheit zu beleidigen. Vorfahren bahnten ihm den Weg, den er betreten **muß**, und das Herkommen mit allen erst genannten Ursachen ist — wenn ich so sagen darf? — die Axt, das Beil, welche in Spanien alle gute Plane, alle Keime, alle denkende, selbsthandelnde Menschen fällt, entwurzelt.

Man kann sich dahero erklären, warum Minister und Generale sich im letztern Kriege gegenseitig Unwissenheit, Unentschlossenheit, Unerfahrenheit vorwarfen, warum zweyhundert Mörser, vier Linienschiffe, zwey Chebecken, fünf Fregatten, drey Brander, achttausend Spanier und sechstau-

send

*) Spanien hat schon seit Jahrhunderten Männer zu Ministern gehabt, die ganz und gar so viel als Nullen waren. Unter andern den Grafen von Fuentas, den Herzog von Lerma und vor allen andern paradiert als solcher der Herzog von Uceda, ein unbedeutender unwissender Mann, ein Dummkopf, eine wohlgemachte Bildsäule, ein Mann, der in den dreißig Jahren da er Minister war, nie es sich und andern erklären konnte, wie, warum und zu welchem Behuf er Minister geworden sey!

send Wilde drey ganze Monate *) gebrauchten, die Mauern, trocknen Gräben und Bastionen von Pensacola, Baton rouge und Moubile **) auszufüllen, zu überspringen, zu stürmen und einzuäschern. Erklären kann man sich, warum zwölftausend Mann vier lange Jahre in den Verschanzungen von St. Roch, in der Bay von Gibraltar ***) lagen, um — älter zu werden, zu schlafen, Würfel zu spielen, oder die schwimmenden Batterien, die Canonierbarken, die Prauen, Taschen-

*) Die Franzosen bedurften viel weniger Zeit, viel weniger Menschen, um Tabago, Essequebo, St. Vincent, Grenada, St. Eustach, Domingo, Berbice und Demerari zu erobern.

**) Die Garnison von Baton rouge bestand aus dreyhundert fast nackten vor Hunger sterbenden Menschen. Die Besatzung von Pensacola war fast nicht besser mit Kleidung und Lebensmitteln versehn. Zwanzig Menschen, zehn Minuten, zwey Kanonenschüße wären hinlänglich gewesen, Moubile, das nur durch die Bürgerschaft vertheidiget wurde, zu erobern.

***) Herr von Arcon berichtete bey den Anstalten zu Gibraltars Belagerung: daß die Arbeiten wegen Menschenmangel nur langsam von statten giengen. Menschen dazu waren wohl noch da; aber Menschen ohne Muth, ohne Kraft. Nach einer sehr mäßigen Berechnung kostet, alle Unkosten, die die Belagerung verursachte, mit gerechnet, jeder Canonenschuß einen Louisd'or, und Spanien verschleuderte also täglich hundert und achtzig tausend Livres, um General Elliot mit vergeblichem Lärm zu betäuben, der also, durch die Winde gejagt, sich in der Luft verlohr, und nicht einmal bis zu ihm hindrang.

Taschenspielerkünste und andere Kindereyen zu sehn. Daher kömmts, daß die spanische Marine eine so schlechte Figur spielt; daher der Kaufmannsgeist, die Begierde nach Beute, nach Gewinn, welche die Officiers beseelt, daher das graue Alter der Vice-Admirals und Hauptleute ꝛc. — daher der Aberglaube der ganzen Equipage.

Sehenswürdig muß das Einsegnen der Canonen und Kugeln seyn, rührend der Anblick von Soldaten, die Augen und Lippen vom Morgen bis zum Abend auf Madonnen, Heilige, und Krucifixe geheftet haben!! Erbaulich müssen die Frühmetten, Laudes, Primes, Tierces und Vespern seyn, die alle Tage am Bord gehalten werden!

Gott bewahre mich, daß ich hier religieuse Handlungen verdammen solte, an der Macht des Himmels, an der Herrschaft der Jungfrau, an dem Einfluß der Heiligen auf den Erfolg der Schlachten, den Lauf, die Richtung, die Wirkung der Granaten, Kugeln und Bomben, zweifeln solte! — Gott aber selbst erklärte sich seit der Schöpfung, hat hundert, hat tausendmahl selbst gesagt und den israelitischen Königen, den Oberhäuptern und Aeltesten seines Volks, und allen andern Menschen durch Mosen und andre Propheten öfters sagen lassen: **nur wenig aber herzlich und nur in der Stille zu bethen.**

Walfahrten.

Fast alle Einwohner Madrids (ich rede vom Volke) sind so zu sagen gebohrne Pilger, bringen ihre ganze Lebenszeit

benszeit mit Walfahrten nach St. Jakob zu Kompostello, nach unsrer lieben Frau zu Montserrat, Pllier und Loretto zu. Ganganelli, der nie ohne Achselzucken seinen Pantoffel zum Kuß' darreichte, wolte diese Pilgerwandrungen abschaffen. Dieser philosophische Pabst wußte recht gut, daß Gott, die Jungfrau und die Heiligen diese Landstreicher verachten, wußte, daß noch kein einziger Faullenzer durch diese Wandrungen, durch diese religieusen Promenaden weder Nachlaß noch Vergebung seiner Sünden erlangt hätte, wußte, daß die am Ufer zu Corunna gesammleten Seemuscheln bey Kompostello nicht geschwinder, nicht besser Augenkrankheiten, Zahn- und Ohrenschmerzen heilen, als die Schalen von Austern, Muschelfischen und Schildkröten zu Cadix, Cancala, Mallaga und St. Malo. Oft hatte dieser Pabst aus den Fenstern des Vaticans Pilger und Pilgerinnen über Zäune und Hecken springen, Federvieh stehlen, Obst rauben, Korn und Unterfrüchte verderben, mit Füßen treten sehn; hatte bemerkt, wie sie in Gehölzen sich verbargen und gänzlich vergessen konnten, daß der heilige Jakob ihnen auflauere und alles durch die Zweige mit ansähe! —

Stutzer.

Hier, wie an allen Orten findet man tändelnde, süße, elegante Männerchen, die nach dem Beyspiel ihrer Brüder jenseits der Gebirge, Hunde, Jockeis, Pferde, Schulden, rothe Absätze, große Hüte, runde Schultern und ein kurzes Gesicht haben. Die Narrheit, blind zu seyn, hat vorzüglich Glück gemacht. Gute Augen sind jetzt nur das Erbtheil des niedrigsten Pöbels; und wenn der Grenadier mit einem

ein-

einzigen Blick den unermeßlichen Horizont umfaßt, wenn er in der Nacht sehen, die Sterne zählen kann: so muß sein Hauptmann, sein Lieutenant dagegen eine Lorgnette haben, wenn er die Compagnie mustern will, einen Hund, einen Führer oder ein Stöckchen, um nach Hause gehn zu können.

Wenn — bey unsrer jetzigen affectirten Blindheit, bey der Schwäche unsrer Sehnerven, — irgend ein ausserordentlicher Zufall unser Ohr zerschmetterte, die Gehörtrommel sprengte, dann würde die Hornhaut des Auges, der Augapfel sich wieder erhellen, unser Staar würde fallen, Lorgnetten, Lünetten, Conservationsgläser würden verschwinden, jeder würde sehen, keiner würde hören können.

Doch eines ausserordentlichen Zufalles bedarf es nicht einmahl; nur ein tauber Fürst darf erscheinen, und alle Gecken werden auch taub seyn.

Vor einiger Zeit kam ein stotternder, kahlköpfiger, hinkender Herr hier an, und in einer Nacht vergrößerten sich alle Krücken, stotterte alles, war alles kahlköpfig.

Ein ähnliches Beyspiel hat man in Frankreich gesehn. Als die Königin im ersten Kindbette größtentheils ihr schönes Haar verlohr, sah man die Hofdamen ihren Haarputz aufopfern und sich mit dem damahls unter dem Namen coëffure à l'enfant (Kinderhaube) bekannten Kopfputz schmücken.

Wann die Pest einst, sagte Gordon, die gekrönten Häupter anfiele: so würde man sehen, wie alles sich sehnte,

 sie

sie auch zu bekommen, und wie alle, die sie nicht hätten, sich dennoch damit brüsten würden.

Complimente.

Unsere Vorfahren umarmten sich und sagten: Gott behüte euch. In Frankreich werden die Lettres de Cachet mit folgenden Worten geschlossen: Ich bitte Gott, daß er euch in seinen heiligen Schutz nehme. In Spanien endigt man die Briefe, Billets und Esquelas mit Dios guarde a usted. Die spanischen Complimente haben sich im geringsten nicht verändert, und sind noch eben so, wie sie bey der Verjagung der Mauren waren. In einer Gesellschaft von hundert Personen nähert man sich jedem mit einem me allegro de vercho usted stabueno; (ich freue mich, Sie bey guter Gesundheit zu sehen) und man antwortet: viva usted muchos anos, mille anos! (mögen Sie lange, lange leben!) Dieses letztere erinnert mich an einen sehr comischen Vorfall. Ein Spanier erbte von einem reichen Onkel, dessen Testament man ihm vorlas. Bey jedem Artikel schluchzte der dankbare Erbe sein: mio vio, viva usted muchos anos! (lieber Onkel, mögen Sie doch lange, lange leben!) Der theure Onkel war den Tag zuvor schon begraben. —

Heilige Abende.

Das Volk die heiligen Abende vor großen Festen feyern, die Geistlichkeit und Beichtenden zu sehn, gewährt sehr viel Unterhaltung.

Es würde schwer seyn, alle Fußtritte, alle Backenstreiche, die sich diese Leute in Zeit von einer Viertelstunde geben, zu zählen. Was die Bizarrerie dieser comischen Scenen vollkommen macht ist, wenn ein Großer oder Hidalgos ankömmt, der, in Begleitung eines Bedienten, welcher ein Kissen trägt, sich durch die Büßenden drängt, zuerst in den Beichtstuhl tritt, und hier kniend auf einem Kissen, ganz nach seiner Bequemlichkeit und Laune seine Sünden bekennt.

Kerker.

Ausserdem, daß die Gefängnisse finstrer und enger als die unsrigen sind, werden die Eingekerkerten so stark gefesselt, daß sie platterdings nicht einen Schritt von der Stelle thun können. In Madrid sah ich drey auf diese Art geschlossene Schleichhändler, die vielleicht in diesem Augenblick noch auf eben der Stelle stehn oder liegen.

Und dennoch sollen die Spanier nicht grausam seyn!! —

Akademien.

Seit diesem Jahrhundert sind in Spanien Akademien errichtet worden. Diejenige, welche sich mit der spanischen Sprache beschäftiget, steht in großem Ruf, und ihre Mitglieder versammlen sich wöchentlich zweymahl. Es sind ihrer vier und zwanzig, unter denen die Herren Campomanez, San-Mainago, Moratin ꝛc. sich auszeichnen. Es wird einige Jahre her seyn, als zu Madrid eine ökonomische Gesellschaft unter dem Namen Societad de los amicos des pays (Gesellschaft für Freunde der Landwirthschaft) errich-

tet wurde. Ihr Zweck ist Beförderung des Ackerbaues und der Industrie.

Nicht allein in Madrid, sondern auch in Sevilla und Barcelona sind Akademien, die aber in keinem sonderlichen Ansehn stehen. Auch spricht man jetzt von einer Mahlerschule, die bald errichtet werden soll. Spanien ist das Vaterland einiger guten Maler; unter andern das Velasquez. Dieser Arragonier ist in Madrid der berühmteste Mahler.

Das Naturalien- und Münzcabinet wird täglich vermehrt, und die Sammlung von Steinpflanzen, Muscheln, Mineralien und Medaillen ist unzählbar. Der Hof unterhält in Mexiko, Macao und Lima Naturforscher. In Madrid ist auch noch eine Akademie der Chirurgie. Aber diese Wissenschaft hat in Spanien so wenig Fortschritte gemacht, daß es — wenn ich so reden darf? — besser wäre, in andern Ländern einen Fuß zu brechen, als hier, sich in den Finger zu schneiden.

Beutelschneider.

Wehe dem Unglücklichen, der mit vielem Gelde und ohne Empfehlungsschreiben hieher kömmt! Bald ist er von lauter Schmarotzern und Spielern umgeben, und hat in Zeit von vierzehn Tagen kein Hemde mehr auf dem Leibe.

Noch nicht genug ist das falsche Spielen bey uns in Verachtung; noch begegnet man den Niederträchtigen, die Profeßion davon machen, mit zu viel Schonung, sucht ihnen nur durch Ausflüchte und Vorwände auszuweichen; und

dieses Benehmen zeigt mehr von Vorsicht als Verachtung. Die Gesetze solten diese Spitzbuben bestrafen, solten ihnen Karten um den Hals, Würfel in die Ohren hängen, sie so auf den Marktplatz führen, sie hier Piquet und den Henker ihre Rolle als Betrüger dabey spielen lassen.

Aerzte.

Die Arzeneykunst hat in Spanien — wie schon gesagt — so wenig Fortschritte gemacht, daß es, wenn man hier krank wird, gleichviel ist, ob man einen Arzt oder ein Waschweib rufen läßt. Jener ist dabey so nütz wie diese.

Geben sie mir Grünspan, sparen sie meinen Freunden den Schmerz, mich leiden zu sehn, ich bitte sie, tödten sie mich, könnte man allen spanischen Aerzten, vielleicht allen Medicinern der ganzen Welt sagen.

Was würde es helfen, wenn ich auch alles erzählen wolte, was ich zum Beweise meiner Behauptung in Madrid, Paris, Berlin und allen Orten, wo ich war, gesehen, gehört und erlebt habe! —

Wie viel junge Leute, wie viel nützliche Männer, wie viel herrliche Weiber würden ohne Aerzte noch leben! Ohne sie würde K... auch noch seyn, noch das Glück meines Lebens machen. Zwey Jahr ist sie nun todt; würde kommenden Mond zwanzig Sommer gewesen seyn. Ist es wahr, daß die Todten manchmahl aus ihren Gräbern steigen können, o K..., so verlaß das deinige, verlaß es jetzt in der Stunde der Mitternacht, in der Stunde der Todten! Ich rufe dich Geliebte, komm, komm, — ich harre dein!

O Gott, laß sie erscheinen! — K.... Theure, ich bitte dich, komm — komm in mein Zimmer! ich will dich sehen, dir etwas sagen, dir alles zeigen, was du mir einst gabst! Nichts habe ich davon verlohren, alles verwahre ich noch; habe noch dein Bildniß, deine Briefe, deine Jeanette, dein Messerchen, dein Etui, deinen Blumenhut und die Apfelsine, die du zwey Minuten vor deinem Ende noch essen woltest — habe alles, alles noch, und werde nie es lassen.

Kreutzer.

Wird auf der Heerstraße ein Mord verübt: so stellt man auf die Stelle, wo der Leichnam gefunden wurde, ein Kreutz hin. Besser wäre es, ein Schaffot da aufzurichten, weil es Reisenden und andern dabey intreßirten Leuten angenehmer seyn muß, an die Bestrafung des Mörders, als an den armen Erschlagenen erinnert zu werden.

Nonnen.

Gott müßte nicht barmherzig seyn, wenn er die unnatürlichen Gelübde, die im frommen Wahnsinn gethanen Schwüre einer jungen Nonne gebiethen könnte. In Madrid zählt man dreyßig Nonnenklöster.

Hitze des Klima, Herrschaft der Mönche, und der Wahn, Sünden zu büßen, bevölkern in Spanien die Klöster.

Schon im zwölften, dreyzehnten Jahre hat die Spanierin Anfälle vom Liebesfieber, wird sie schon durch gewisse Ideen gequält und beunruhiget, fühlt sie schon lebhaft am Abend, und mehr noch in der Nacht, die Wuth erwachter Begierden. Ihrem Beichtvater eröfnet sie ihr Herz.

Mißbrauch der heiligen Schrift, falsche Auslegung derselben, Offenbarungen, Wunder, kurz alles wendet dieser nun an, dieses junge Mädchen zu betrügen; und wenn man ihm glauben wolte: so wäre es Gott selbst, der sie rief, der sie suchte, der sie zu haben verlangte, so wäre es Gottes Krankheit, was sie quälte, und kein anderes Genesungsmittel für sie da, als der Schleyer. — Die Unglückliche nimmt ihn.

Die Begierden vermehren sich, werden zehn. werden hundertmal stärker, die Einbildungskraft schaft unaufhörlich neue Bilder, das Blut kocht, Feuer rollt in den Adern; aber leider! zu spät für sie, der die Pforte der Welt verschlossen ist. Sie muß zwischen vier Mauern sterben, sie muß gefoltert von heißen unbefriedigten Begierden werden, von Begierden, die weder Fasten noch Härenhemde, weder Hymnen noch der Umgang mit Gott, Engeln und Heiligen im Traum zu stillen, zu mäßigen, noch zu ersticken, vermögen. Dies ist die Geschichte der Berufung, des Lebens, Leidens und Todes der Nonnen zu Madrid, der Nonnen der ganzen Welt.

Vereiniget euch, Götter der Erde, öfnet diese Kerker der Religion! Auf den Knien flehen diese Unglücklichen im Innern ihrer Zellen euch darum an. Gebt sie der Welt, gebt sie der Liebe, gebt sie dem Leben des Lebens wieder, und duldet förderhin nicht, daß eine Million Weiber sich verschließen, uns fliehen und ihr Leben in Verlangen, Reue und Weinen hinbringen darf, duldet es nicht mehr, daß

sie widernatürliche Enthaltsamkeit üben, und die Ewigkeit um Seelen betrügen! —

Lettres de Cachet.

Jedermann weiß, was in Frankreich die Donjons, (Thürme oder sonst abgesonderte Oerter in einer Festung) die festen Schlösser, die Citadellen u. s. w. sind. In Spanien nun ist es in diesem Stücke grade wie bey uns. Auch hier giebt es Staatsgefangene, auch hier giebt es Thürschließer, breite Graben, dicke Mauern, kurz Donjons in optima forma. Auch an Lettres de Cachet fehlt es nicht, die Yo el rey, (ich der König) und tiefer unten Musquitz *) unterzeichnet sind.

Diese Schlösser aber sind in Vergleichung mit den unsrigen, Lustschlösser. Die Gefangenen wohnen gut, bekommen gutes Essen, und können vom Morgen bis zum Abend auf den Wällen lustwandeln, wo man romantische Aussichten genießt, von wo man selbst wol alle Flecken im Monde zählen könnte.

Die Commandanten dieser Schlösser sollen die besten Leute von der Welt seyn.

Gefängnißluft macht oft üble Laune, und ich muß, wenn, wie ich im geringsten nicht zweifle, die Herren Linguet und Mirabeau die Wahrheit gesagt haben, mir Glück wünschen, daß ich mich darinn so wohl befunden habe. Den vierten Theil eines Winters verlebte ich in Lourde, und die Zeit ist

*) Erster Minister, als der Marquis in Spanien war.
d. Ueb.

ist mir dort, Dank der schönen Aussicht, der guten Luft und dem Commandanten Herrn von Maignol, gar nicht lang geworden, ist mir wie vier und zwanzig Stunden verschwunden.

Und dennoch konnte ich Lourde verlassen, konnte von dort ohne Lebewohl abreisen! Gott weiß, wie ich dazu kam, warum ich es that! Ich befand mich da so wohl und bekenne hier, daß es mich herzlich gereuet hat. Verzeihen Sie, theuerster Herr v. Maignol, verzeihen Sie mir und seyn Sie nicht deswegen böse auf mich!

Man warf damahls einen Soldaten ins Gefängniß, und hat ihn, glaube ich, nachhero anders wohin bringen lassen. Ich mögte wohl wissen, wo er jetzt ist, weil ich ihm ein kleines Geschenk zu geben wünschte. Mögte er doch meinen Wunsch erfahren, mögte er mir doch schreiben! — Ich würde sogleich ihm antworten.

Wachskerzen.

Hier sowohl wie in Frankreich herrscht der närrische Gebrauch, bey Verstorbenen Wachskerzen anzuzünden. Ausserdem, daß der Todte nichts mehr sehen kann, und also für diese ihm erzeigte Ehre unempfindlich ist, erhitzen die Kerzen das Zimmer, verderben die Luft, können fallen, Feuersbrunst verursachen, das Haus, eine ganze Stadt in einen Aschenhaufen verwandeln.

Es starb kürzlich jemand; man illuminirte wie gewöhnlich das Zimmer, worinn er lag, und eine Kerze fiel, während die Wächter zu Mittag speisten, auf das Bett,

zündete, und Bett, Leichnam, Zimmer und der ganze erste Stock des Hauses war binnen einer Stunde — Asche.

Laßt uns die Sitte, Wachskerzen bey unseren Todten anzuzünden, abschaffen! Sie sind ja unnütz, weil der Tag Klarheit genug verbreitet, und die Sonne allein das Recht hat, uns zu beleuchten.

G r e i s e.

Ob Mäßigkeit die Lebenszeit der Spanier verlängert, das weiß ich nicht. Mag doch dem nun seyn, wie ihm wolle: so ist soviel gewiß, daß Madrids Bewohner länger, wie wir leben, daß das Alter sie nicht so, wie uns verstellt. Oft sehe ich Achtzigjährige ohne Stock gehn, ohne Brille lesen; und man kann die Furchen des Alters auf ihrem Gesichte nicht eher gewahr werden, als beym Essen oder Lachen.

Obgleich die Spanier sehr an ihren Eltern hangen: so scheint ihnen dennoch ihr Verlust, wenn sie alt sterben, nicht sehr schmerzhaft zu seyn, und der Tod eines jungen Bruders oder einer Schwester viel näher zu gehen. Sie sehen ein, daß der Tod eines Greises eine ganz gewöhnliche, natürliche Sache ist.

Die Spanier selbst, wenn sie ein gewisses Alter erreicht haben, gestehen, daß sie nur noch vegetiren, und sprechen von ihrem Tode als von einem Briefe, den sie mit der ersten Post zu empfangen hätten.

Kirchen.

Die Kirchen in Madrid sind ausserordentlich prächtig. Gold und Silber glänzt an allen Seiten, an den Altären, an den gewölbten Decken; und aus den in den Sacristeyen verborgenen Schätzen könnte eine prächtige Stadt erbauet werden.

Nach der Schlacht bey Saragossa besah Lord Stanhope, der die Engländer anführte, den Schatz unsrer lieben Frau zu Pilier. Als er aus der Kirche gieng, versicherte er, daß die Schätze aller europäischen Fürsten zusammengenommen, diesem nicht um die Hälfte beykommen würden. Er soll auch wirklich der größte aller bekannten Schätze seyn. Man findet hier vier silberne Engel, deren goldne Flügel mit Sternen von Saphiren besetzt sind. Die Krone der Jungfrau ist von maßivem Golde; ihr Halsband, ihre Armbänder, ihr Haarschmuck werden auf funfzig Millionen geschätzt.

Es sind hier noch eine große Menge von goldnen und silbernen Aermen und Beinen, womit die Jungfrau für ihre gethane Wunderwerke beschenkt worden ist. Auch hundert und fünf und neunzig silberne Lampen, eben soviel Leuchter und Rauchfässer findet man hier.

Aber alle diese Reichthümer sind doch gegen die große Custode, worinn man am Frohnleichnamsfeste die Hostie trägt, soviel als nichts. Der Umfang der Sonne mit ihren Strahlen ist so groß, wie ein Rad meines Kabriolets. Die Strahlen sind maßives Gold mit Smaragden besetzt;

der

der Kelch stehet auf einem silbernen drey Fuß hohen Piedestal; die ganze Custode wiegt fünfhundert Pfund und steht auf einem vergoldeten Fußgestell. Kein Goldschmied, kein Juwelier konnte diese Custode schätzen, die das Geschenk eines Erzbischof von Sevilla ist. Jedermann staunte sonst, wie ein Erzbischof solche große Reichthümer zusammen scharren konnte; aber jetzt weiß man, daß einer seiner Brüder, der in Peru starb, ihm ungeheure Schätze hinterließ.

Welche reichhaltige Minen sind die Sacristeyen unsrer lieben Frau zu Piller, Loretto, und aller Madonnen der christcatholischen Welt! Laßt uns diese Minen bearbeiten, laßt sie uns nicht mehr zwischen vier Mauern einschließen! So prachtvoll, so groß und ehrwürdig auch immerhin ein Tempel seyn mag: so ist er doch keine Schatzkammer. Laßt uns alle unsre Kirchen mit einfacher Pracht schmücken und uns darin versammlen, um hier zu bethen, zu singen, und die Luft vom Lärm unsrer Orgeln erschallen zu lassen.

Polizey.

Jedes Viertel in Madrid steht unter einen Commissarius, der die Zwistigkeiten des Pöbels in letzter Instanz entscheidet.

Zänkereyen sind hier selten; denn ausserdem, daß der Spanier mäßig ist, wird er auch stille und schläfrig, wenn er trinkt.

In Frankreich glaubt man, daß kein Tag vergehe, wo nicht in Madrid zwey Mordthaten geschähen, und irrt; denn die Spanier sind nicht so böse, als man glaubt, nicht so eifer- süchtig,

süchtig, als man sie gewöhnlich sich denkt. Sie selbst lachen oft am ersten über Unglücksfälle der Art, sagen im Scherze: Das goldne und silberne Zeitalter ist vorüber, und wir leben jetzt im Gehörnten.

Die Polizey hat hier auch ihre Spione; aber diese sind immer, wie aller Orten, aus den Hefen des Volks; und wenn Herr Mercier behauptet, daß viel angesehene Leute dieses Handwerk trieben: so hat er nicht bedacht, was er spricht.

Die Sicherheit der Landstraßen ist Schnaphähnen anvertrauet, einer Art Häschern, deren Pflicht es ist, die Straßenräuber, wie in Frankreich, aufzufangen, einzukerkern, sie nach dem Galgen zu begleiten, und den Henker wieder nach Hause zu führen.

Domestiquen.

Serviren hier an der Tafel in Jacken und Haarwickeln, und sind so schmutzig, daß man sich scheuet, Trinken zu fordern, so häßlich, daß sie Grausen erwecken, so klein und so ungestalt, daß man sie — unvollendet glaubt.

Der Spanier setzt seinen Luxus in eine Menge Bediente, und ist eben deswegen so schlecht bedient. An keinem Orte sah ich faulere, ungeschicktere und dummere Bediente. Sie zerbrechen alles, was sie sehen, können nicht frisiren und bringen zwey Stunden zu, wenn sie ein Bett machen; machen es schlecht, machen es — zum wiedermachen. Schickt man sie mit einem Briefe fort: so kommen sie nicht wieder,

und

und man muß sie suchen lassen. Aber sie bringen dennoch keine Antwort; denn sie haben sie entweder verlohren oder vergessen.

Gasthöfe.

Cicero schrieb an seinen Freund Atticus: Das Reisen ist ein Vergnügen. Seitdem ich aus Rom gieng, habe ich nicht ein einzigesmal in einem Gasthofe geschlafen. Die erlauchtesten Familien von Calabrien, Sicilien und Spanien nehmen mich mit Freuden auf. Wohin ich komme, da finde ich meinen Tisch gedeckt, mein Bette gemacht, und an allen Orten nimmt man mich als Kind vom Hause auf.

Seit Cicero's Tod hat es sich in Spanien sehr verändert, biethet niemand den Fremden Wohnung und Tisch mehr an. Alles muß man kaufen, alles baar bezahlen, und hat von Glück zu sagen, wenn man für sein Geld noch bekommen kann, was man verlangt. In Spanien ist dies etwas Seltnes. Oft kann der Wirth kaum mehr geben, als Dach und Fach, und man muß, wenn man essen und schlafen will, sich sein Brod und Bette, so zu sagen, in der Tasche mitbringen.

Die Gasthöfe in Madrid sind um nichts besser. Die Wirthe sind Mailänder. Auf den Landstraßen halten Zigeuner die Herbergen.

Es ist auffallend, daß in einem Lande, wo der Jude nicht unter die Menschen gezählt wird, die Zigeuner geduldet werden, die doch ein umherirrendes unstätes Volk sind.

Ueber

Ueber den Ursprung dieses Volks haben wir noch kein eignes Werk; und doch wäre es intressant, zu erfahren, warum es nach Spanien kam, warum die Spanier es dulden, und woher es eigentlich stamme.

Einige lassen dies Volk aus der Wallachey kommen, andre aus Egypten, und wieder andre lassen es von einer tatarischen Horde abstammen, die, nachdem sie unstät ganz Asien durchzogen, nach Europa kamen, hier sich ansiedelten, verheyratheten und Kinder zeugten.

Ich wünschte, daß der ehemalige Major der königlichen Militärschule Herr von Keralio, der so gründliche Untersuchungen über den Ursprung der Cimbern und Schweden anstellte, uns seine Gedanken über die Zigeuner eröfnen möchte.

Ich mag mich mit keinem Menschen überwerfen, kenne auch den Herrn Baretti ganz und gar nicht, glaube auch, daß ich an ihn eine sehr gute Bekanntschaft machen würde, gestehe, daß seine Reise durch Spanien mir viel Vergnügen gemacht hat; aber wenn Herr Baretti behauptet, daß alle Ziegeunerinnen liederliche Menscher sind: so war er entweder aufgebracht gegen sie, oder sehr übel berichtet.

In einer Herberge, wo Tugend, — wenn ich mich so ausdrücken darf? — der allergrößte Zwang ist, in einem Klima, wo gute Sitten beynahe unter die unmöglichen Dinge gezählt werden, sind die Ziegeunerinnen freylich keine Nonnen; aber doch muß man ihnen gefallen, wenn man sie genießen will, muß ihnen den Hof machen, muß — — — — — — — — — Herr Baretti hatte vielleicht nicht die erforderlichen Eigenschaften dazu.

Wie dem aber auch sey: so ist's wahr, diese Ziegeunerinnen sind allerliebste Geschöpfe, haben fast alle eine originelle Figur, eine Geniebildung — wenn man so sagen kann? — die man sonst nirgends so sieht, die mit nichts sich vergleichen läßt. Ihr schlanker Wuchs, das blendend Weiße ihres Busens, den an Glanz der Gipfel des Jura selbst nicht übertreffen kann, zeichnet sie vor allen andern ihres Geschlechts aus. Schade, daß sie ihn verbergen, ihn mit einem garstigen Tuche bedecken! Schade, daß sie so schlecht sich aufsetzen, so schlecht sich kleiden! Nichts kann wohl stärker contrastiren, als ein hübsches Weib mit schlechten Kleidern, mit elendem Kopfputze. Ich frage die Kenner: ob es nicht besser wäre, wenn sie gar nichts auf dem Kopfe hätte, die Haare natürlich herabrollen ließe, und nackend gienge?

Ich halte es übrigens, so reitzend die Ziegeunerinnen auch sind, dennoch mit den französischen Wirthshäusern. Auch da sieht man schönen Wuchs, schöne elastische Busen, und kann noch überdem eine gute Mahlzeit und ein gutes Bett haben.

Wein.

Der Wein von Mancha, vorzüglich von Valdepenas wird hier gewöhnlich getrunken. Es wird viel davon abgesetzt, auch soll er vortreflich seyn; aber ich — ich finde ihn herzlich schlecht. Er hat einen schweflichen theerartigen Geschmack. Stürmend und zu Kopfe steigend, wie er ist, würde ein einziges Glas mich trunken machen, und ich möchte ihn, um alles in der Welt willen, nicht ohne Wasser trinken.

Er

Er ist so schwarz und so dick, daß man sich allenfalls seiner statt der Dinte bedienen könnte.

Hohe Schulen.

Die spanische Regierung besoldet ein ganzes Heer von Lehrern und Professoren, die, wie in Frankreich, die Köpfe ihrer Schüler mit griechischen und lateinischen Wörtern, mit arabischen Versen vollpfropfen und Narren gleichen, die ihre Zimmer dermaßen mit Lumpen anfüllten, daß für die nothwendigsten Meublen kein Platz mehr übrig bliebe.

Schickt eure Kinder nicht auf die Schule, ihr Väter und Mütter; denn all' diese Wörter in us, os und as machen dem Genie im Kopfe eine Ofnung, woraus es entfliehen kann.

Bewahret also eure Kinder davor. Durch Präceptors lernen sie nichts, werden durch diese nicht gebildet und gemodelt. Die moralische Erziehung ist ein unmögliches Ding, ein bizarrer Einfall; denn die Seele entwickelt sich ohne fremde Hülfe nach dem Maaßstabe, wie der Körper sich ausbildet.

Wir werden gut oder böse gebohren, und Erziehung, sey sie, wie sie wolle, hat eben so wenig Einfluß auf unser Herz, als die Luft auf die Farbe unsrer Haare *).

*) O, Hieronymus, Hieronymus, das war dumm! ruft Antoniens Vater sich selbst zu, (Geschwind, ehe es jemand erfährt. L.) wenn er ohne Ueberlegung gesprochen oder gehandelt hat. Solte der Herr Marquis hier nicht mit dem ehrlichen Hieronymus Flappert in gleicher Lage seyn?
d. Ueb.

Die Sieste oder Mittagsruhe.

Von ein bis drey Uhr sind Madrids Straßen öde. Die Kaufleute schließen ihre Läden, die Künstler verlassen ihre Arbeit, und alles geht schlafen. Ist es schön Wetter: so jagt der König nach der Tafel, regnet es aber, dann geht er zur Ruhe; und schläft von seinen schlafenden Garden umringt.

Seit undenklichen Zeiten ist die Sieste in Spanien Sitte. Die Spanier haben von den Mauren und Saracenen einen unüberwindlichen Hang zum schlafen geerbt; denn die Hitze des Clima's thut warlich nichts dazu. In Kaffern und auf den Küsten des rothen Meeres ist es neun- bis zehnmal wärmer, als zu Madrid; und doch schlafen die Kaffern, die Tapinambous und die Neger, die von der Hitze des heißen Erdstrichs fast verbrannt werden, gewöhnlich sehr wenig.

Die Aerzte empfehlen die Mittagsruhe ausdrücklich. Sie sagen dem Spanier: schlaf oft, schlaf lange; denn sie versichern, daß Galen und Hippocrates ebenfalls Mittagsruhe gehalten hätten, und sie, die Aesculape selbst, ein oder zwey Stunden schliefen.

Hippocrates und Galen mögen nun geschlafen haben oder nicht: (denn ich weiß es nicht, weil es mich nichts angeht;) so ist doch so viel gewiß, daß der Gebrauch der Mittagsruhe sehr, sehr alt ist. Man weiß, daß August Mittagsruhe hielt; aber man weiß auch, daß August sehr spät speiste, lange Tafel hielt, und beym Desert völlig besoffen und unfähig war, ein Wort zu sprechen; unfähig, seine

Schüsseln, seine Servietten, sein Messer, seine Gäste und sein Glas zu unterscheiden. August gieng also nicht ohne Ursach zu Bette. —

Die Spanier aber, die zur Mittagsstunde speisen, geschwind essen, weil sie wenig kauen, und fast gar nicht trinken, würden sehr wohl thun, wenn sie nach der Tafel spazieren giengen oder tanzten.

Tissot sagt: wir wollen sehr wenig schlafen, damit wir unser ganzes Leben genießen. Wir wollen nicht vierzehn Tage in den drey Wochen, die wir zu leben haben, verschlummern.

Allgemeines Hospital.

Die Betten haben keine Vorhänge, die Madratzen sind mit zerhacktem Stroh ausgestopft, und die Suppen werden von faulendem Fleische gekocht. Viermal ist dieses Hospital für alle Kranke, die es aufnehmen soll, zu klein, und hat nur einen einzigen Saal. Die Genesenden, die Todten und die Sterbenden liegen beysammen auf einem Lager.

Ich sah zwischen zwey Todten einen Kranken liegen, der schon wieder so weit war, daß er aufrecht sitzen, mit mir sprechen und essen konnte.

Als ich in den Saal trat, sahe ich in der einen Ecke desselben einen Sarg vernageln, in der andern ein Leichentuch nehen; und eben hatte man drey Todte aus dem Fenster geworfen.

Ich sahe hier eines der hübschesten Gesichter, die mir in meinem Leben vorgekommen sind. Es war eine graue Schwester in diesem Hospital, die nur etwas zu blaß war. Als ich sie aber aufmerksam betrachtete, überzog ihre Wangen die herrlichste Rosenröthe und sie ward — ganz allerliebst.

Ländereyen.

Drey Viertheile von Spanien sind unbebauet, weil die Spanier lieber betteln als arbeiten.

Vergeblich zieht man Fremde ins Land; denn ausserdem, daß sie nie in großer Anzahl kommen, verbrennt sie das Clima, quält sie die Inquisition; und Abgaben und Auflagen zwingen sie wieder nach ihrer Heimath zu gehn. Der jetzt regierende König*) hat alles, was in seinen Kräften war, angewandt, den Ackerbau aufzumuntern; hat Preise — aber vergeblich ausgesetzt. Alle Tage hoft man jetzt, ihn eigenhändig einen Winkel seines Parks bearbeiten zu sehn; und dies wäre auch noch das einzige Mittel, das Nationalvorurtheil, welches Landarbeit für schimpflich hält, auszurotten.

Ein König von Spanien arbeiten! — Ei! warum denn nicht? — Ich allein, sagt Cyrus, habe meinen großen Garten vor Babylon bearbeitet, behackt und besäet; und wenn ich gesund bin, esse ich nie eher Mittags-

*) Der Vater des jetzt regierenden Monarchen, der, seinen Aberglauben abgerechnet, gewiß ein sehr thätiger, guter Regent war.

d. Uebers.

tagsbrod, bis ich einige Stunden mit meinen Gärtnern gearbeitet habe. Ist im Garten nichts zu thun: so spalte ich Holz, trage Wasser, oder arbeite in meinem Weinberg. Carl III. solte es wie Cyrus machen. Alphons III. oder IV, (ich vergaß, welcher von beyden?) hatte den Beynamen der Astronom und Alchymist; Carl III. würde der Ackermann heißen. Auf Alphonsens Grabmahl grub man Ferngläser und Flaschen ein; und Carls Ruhestätte würde mit Garben und Waizenkörnern gezieret werden. Sein Volk ernähren ist besser, als Sterne zählen, besser als Kohlen anblasen und sich mit Asche besudeln.

Zugemüse.

Ist hier überhaupt besser, wie in Frankreich; und vorzüglich der Spargel ist von ausserordentlicher Stärke und köstlichem Geschmack.

Sonderbar ists, daß die Zwiebeln und andre zwiebelartige Gewächse, die sonst einen trocknen, leichten Boden haben müssen, in Spanien besser in einem fetten, wäßrichten Lande fortkommen.

All' ihr Schläfer, all' ihr faule Bewohner Madrids, machts wie ich, steht mit der Morgenröthe auf, kommt mit mir, die Vögel zu wecken, kommt mit zum lustwandeln auf den Markt, dann werdet auch ihr, wie ich, eines herrlichen Anblicks genießen, werdet Früchte, Blumen jeder Art, werdet — freylich etwas braune, von der Sonne verbrannte, aber doch zum mahlen schöne — Bäuerinnen sehn, die, vorzüglich von hinten betrachtet, allerliebste Geschöpfe sind.

Nur Schade, daß sie ihr Haar auf den Kopf zusammenflechten.*) Das sieht gar nicht hübsch aus; und lieber wolte ich sie noch mit einem Haarbeutel oder Zopfe sehn.

Geitzge.

Geitz ist eine von den Lieblingsneigungen der Spanier. Gäbe es ein Land, von dem man sagen könnte, daß dort das Geld ein Theil unsers Selbst ausmachte: so wäre dies von Spanien, wo man viel Leute finden wird, die sich lieber Blut abzapfen ließen, als eine Piacette hergäben.**)

König Alphons von Arragonien, der freygebigste Mann seines Zeitalters, haßte den Geitz wie die Sünde, ließ, wenn einer seiner Unterthanen sich durch Kargheit vorzüglich auszeichnete, diesen zu sich kommen, zwang ihn, alles, was er zusammengescharrt hatte, herauszugeben, oder ließ ihn laufend zwey Centner Silber an einen bestimmten Ort hintragen, oder einen maßiv goldnen Hut, den er in seinem Kabinet hatte, aufsetzen, und so Stundenlang im Sonnenschein gehn.

Guitarre.

Die Mauren brachten die Guitarre zu den Spaniern. Es ist ihr Lieblingsinstrument; und Männer, Weiber, Kinder und Greise — kurz alles spielt dieses Instrument.

Den Liebhabern, die ihre Liebe nicht zu gestehen wagen, dient die Guitarre zum Dollmetscher, und sie gehn, um

*) Wie in Kanton Freiburg und im Fürstenthum Halberstadt.

**) Eine Münze im Fürstenthum Neufchatel von ohngefähr fünf Sols oder zwanzig Pfennigen.

um sich zu erklären, alle Abend unter die Fenster ihrer Dulcineen, und singen, seufzen und — kratzen die Guitarre.

Bey der Nacht klingt dieses Instrument sehr angenehm. Ich weiß nicht, ob man mir glauben wird, wenn ich versichre: daß, wenn die Serenaden, wenn die Musik bey Nacht so sehr gefällt, wenn die Harmonie so schön ist: so ist sie es nur — **durch die Nacht.**

E h e n.

In Sparta peitschten weiland die Weiber jährlich im Tempel der Venus die unverheyratheten Männer. Solte Lykurgs Gesetz in Spanien erneuert werden: so fürchte ich, möchten in Madrid nicht Arme und Ruthen genung zum Geißeln der Hagestolze seyn.

Unter allen Ländern sind in Spanien die Ehen wohl am rarsten. Durch die Kirchenlisten erfährt man, daß der Ehen von Jahr zu Jahr immer weniger werden. Nach zehn Jahren werden sie noch seltner seyn, und noch späterhin wird vielleicht gar keiner mehr heyrathen; man wird sich nach und nach ein, zwey, drey Geliebten halten, wird mit ihnen, so lange sie hübsch und jung sind, zusammen leben, und sie verabschieden, wenn sie einem nicht mehr behagen. Die Namen Vater, Mutter, Gatte, Kinder werden aus der Mode kommen; man wird ihre ehemalige Bedeutung vergessen, und der Staat allein wird der allgemeine Vater seyn.

In Altcastilien verheyrathen sich die Leute in Vergleich mit andern spanischen Provinzen am seltensten, und ge-

brauchen, wenn sie es ja thun solche Vorsicht, daß sie die Kinder, die sie nicht gezeugt haben, auch nicht gezeugt haben müssen.

In Spanien und überhaupt in allen Ländern solte die Ehe nichts als ein gerichtlicher Vertrag seyn, der alle Jahre erneuert oder gebrochen werden könnte. Gefielen sich die Leute am Jahresschlusse gegenseitig noch: so lebten sie ferner mit einander, gefielen sie sich nicht mehr: so nähme jeder sein Eingebrachtes wieder zu sich, und sähe sich nach einer andern Verbindung um. Die Kinder müßten getheilt werden, und die Mutter hätte hierin die Wahl; denn sie trug sie unter ihrem Herzen, sie gebahr sie mit Schmerzen und ihr kömmt also von Rechtswegen dieser Vorzug zu.

Solte die Frau in der Zeit der Erneuerung oder Trennung der Verbindung grade schwanger seyn: so würde ihre Niederkunft erst abgewartet werden müssen.

Flüsse.

Den Guadalquavir abgerechnet, hat Spanien nicht einen schifbaren Fluß; obgleich alle es ohne großen Kostenaufwand werden könnten. Von Aranjuez bis an die Gränzen von Portugal, könnte der Tago recht gut Schiffe tragen. Würden die Quellen und Bäche, welche in den Gebirgen, wo der Manzanares herabströhmt, entspringen, alle vereiniget: so könnte daraus ein Canal für den Transport der Hofbagage werden; auch könnten Steine zu den Bauten darauf herbeygeführt werden. Zwischen Andujar und Ma-

Madrid könnte man sehr leicht eine Communication zu Wasser bewerkstelligen, wie auch zwischen Cadix und den innern Provinzen des Königreichs.

Meine Landsleute, die Herren Gautier und Mariti haben dem Hofe deswegen Vorschläge gethan.

Spanien hat fast alle seine Kenntnisse, fast alle seine nützliche Reformen und Entwürfe, deren es so sehr benöthigt war, Ausländern zu verdanken.

Die Fabrik in Aranjuez, die die größten in Europa bekannten Spiegel liefert, legte ein Irländer an, und die Seidenfabriken in Valenzia haben Franzosen errichtet.

Auch eine Gesellschaft meiner Landsleute war es, die das Salpetergraben in Arragonien übernahm; und noch eine andre verliebrt ihre Zeit, ihre Arbeit und ihr Geld vergeblich bey den Minen zu Guadalcanal.*)

Der Canal von Castilien verdankt auch den Talenten meines Landsmannes, des Herrn Maure, seine Vervollkommung, der jetzt eben sich beschäftiget, Spaniens Hauptstrassen so einzurichten, daß man darauf fortkommen kann. Herr Mariti, ebenfalls ein Franzose, war es, der vor einigen Jahren die nützlichen Reformen mit der Artillerie und Stückgießerey zu Sevilla vornahm. Die Marine hat so gut Verbesserungen nöthig, wie die Artillerie; und Frankreich schickte auf Spaniens Verlangen den Herrn Gautier dazu. Auch die Entwürfe und Ausführung der Canäle von Murcia und Arragonien ist Spanien Ausländern schuldig.

Das

*) Werden jetzt nicht mehr bearbeitet.

Das einzige nützliche Etablissement, womit die Spanier seit einem Jahrhundert sich rühmen können, ist ein zu Saragossa errichtetes Arbeitshaus, worinnen alle gesunde Landstreicher aufgenommen werden, und für Verpflegung und Wohnung Wolle spinnen und kämmen müssen. Der Marquis von Agerbe, Don Martin Goicocehna und Don Ramenda Pignatelli, Canonico Mora, sind Stifter dieses Hospitals.

T a n z.

Ist der Spanier gewöhnlicher Zeitvertreib, aber demohngeachtet tanzen sie schlecht. Ihren Fandango ausgenommen haben sie keinen einzigen hübschen, zierlichen Tanz.

Geisselnde Brüderschaften.

Fast in allen spanischen Städten giebt es Leute, die sich geisseln, die sich alle Freytage in einem großen, einer Kirche zugehörigen Saal versammlen. Hier stellen sich diese Menschen in Reihen an die Mauern hin, behängen die Fenster, singen das Miserere, und jeder Mitbruder zerpeitscht, wenn die Reihe an ihn kömmt, den Rücken seines Nachbars.

Wenn nur Männer sich geisselten: so ließe ich mir es gefallen; denn ein Mann kann, weil seine braunere, stärkere, haarigte Haut es verträgt, weil die Mähler und Peitschenhiebe bedeckt werden, sich ohne böse Folgen peitschen; aber daß Nonnen, niedliche Nonnen expreß die Nacht aufstehn, um sich zu geisseln, das ist schrecklich, schauderhaft!

Ma-

Manuskripte.

Wenn man den Spaniern glauben kann: so besitzen sie die ältesten authentischen Handschriften.

Man hat mich ganz ernstlich versichert, daß die Canonici zu Valladolid einen handschriftlichen Aufsatz von den Zeugen, Meublen und andern Geräthschaften hätten, die nach der Sündfluth wieder gefunden wären. Es wundert mich, daß der spanische Jesuit P. Macao in seinem Commentar über diese Begebenheit, dieses Manuskript mit keinem Worte gedenkt.

Dieser Morgen.

Die Gegenden um Madrid sind zum Entzücken schön. Seit vier Stunden schon, eben da das Chor der Vögel sein Loblied angestimmt hatte, bin ich im Felde. Wie schön der Morgen ist, wenn es die Nacht geregnet hat! Diese Nacht regnete es nun, und die Blätter sind um die Hälfte gewachsen; die Blumen blühen durchgängig. Bäume und Wiesen hauchen süßen Düft und die ganze Luft ist Wohlgeruch. Zwey Meilen bin ich schon im Felde gegangen; denn am Morgen muß man gehen, weil man sich dann nicht ermüdet. Der Thau erquickt, und die beperlte Erde verschaft uns Ideen, da wir bey Tage hingegen, wo die Erde brennt, wo man sie zu berühren sich scheuet, wo sie unter unserm Tritte wiederhallt — beym Gehen gar nichts denken kann. Am Morgen in der glücklichen Zeit des Lebens, muß man — beten; und nur um dich, schöner herrlicher Morgen genießen zu können, wünsch ich — zu leben.

Schleyer.

Schleyer.

Eine Spanierin, von welchem Stande sie auch seyn mag, wird nie zu Fuße ohne Schleyer gehn. Man gebraucht den Schleyer aus verschiedenen Ursachen. Einige sagen: wegen Hitze des Clima; andre: aus Coquetterie, — aus Sittsamkeit. Bey einer Wette würde man wohl thun, auf Coquetterie zu halten.

Popea, die reizend und nichts weniger als sittsam war, trug auch einen Schleyer, der die Hälfte des Gesichts bedeckte, vermuthlich um Verlangen einzuflößen; die andre Hälfte auch zu sehn; denn es ist gewiß, daß man das zu sehen wünscht, was bedeckt ist, und daß wir, wenn sich die Frauenzimmer auch uns ganz nackend zeigten, und nur einen Finger bedeckt hätten, auch diesen Finger würden sehen wollen.

Inquisitions-Urtheile.

Sind ganz einzig in ihrer Art.

Oft wußte der Mensch, der verbrannt wurde, nicht, warum es geschah. Die Inquisiteren gleichen den Stummen des Großsultans, tödten die Leute ohne ihnen ein Wörtchen zu sagen.

Das Bildniß der armen Schlachtopfer wird in den Kirchen aufbewahrt, und die spanischen Gotteshäuser sind ganz mit diesen schrecklichen Bildnissen angefüllt. Wenn man auf den Hauptaltären eine heilige Magdalene, eine heilige Therese oder die Hochzeit zu Cana zu sehen glaubt: so erblickt man statt dessen einen Scheiterhaufen, ein junges Mädchen, ein Kind oder einen Greis in Flammen.

Die Namen der Unglücklichen werden unten an den Rand des Bildnisses gesetzt, und man bekömmt hier oft berühmte Namen zu lesen. Ich las unter andern den Namen eines Johann Ponce von Leon, Sohn des Grafen von Baile, Rudolph Ponce von Leon, Ludwig Gonselva, Canonicus zu Toledo, Johann Fernandez, Aßistent v. Seville, Christoph Losada, Arzt Ludwig Rojas, eines Sohns jenes Grafen Rojas, welcher die Kayserlichen aus Madrid trieb, der mit Prinz Vendome die Lorbeern des Sieges bey Villaviciosa theilte.

Man findet hier noch die Namen verschiedener Fremden; unter andern eines Johann Cherus, den die Inquisition durch Gefangenschaft zwang, die Religion, die er für die beste hielt, abzuschwören. Der Canonicus Marsollier, Verfasser der Lebensbeschreibung des Cardinal Ximenes und Heinrich VIII, König von England, hat eine Geschichte der Inquisition herausgegeben, worinn man freylich kein Wort von dem, was ich sagte, finden wird, weil er vom spanischen Hofe pensionirt, weil er für Lügen bezahlt wurde, und also auch pflichtmäßig — lügen mußte.

Das unschuldigste Schlachtopfer der Inquisition war Cornelia Bohorguia, Tochter des Marquis von Bohorguia, der Gouverneur von Valenzia war. Der Erzbischof von Sevilla sah sie, die Schönste ihres Geschlechts, und wollüstige viehische Begierden erwachten bey diesem Bonzen durch ihren Anblick. Er ließ sie einziehn. Rauben, brechen wolte er die Rose der Unschuld, und weil sie sich weigerte, ward sie der Inquisition vom Priester — Priaps? — übergeben,

ver-

verdammt und — verbrannt! — Bis zum letzten Hauch flehte die Unschuld zu Gott, noch in den Flammen betheuerte sie, daß sie ihn fürchte, daß sie ihn liebe, daß sie sähe, wie er die Arme ihr entgegen strecke!

Heinrich IV. ward ermordet; und Torquamada und Isabella, die Schöpfer der Inquisition — starben ruhig auf ihrem Bette! —

Der Prado.

Von allen Promenaden in Madrid wird der Prado am meisten besucht. Hier kramen die Frauenzimmer alle Sonntage, wenn es schön Wetter ist, ihren Putz aus, und die Mannspersonen bewundern das, was die Natur zur Zierde der Schöpfung, zur Freude unsres Lebens schuf; denn ohne Weibet würde das Leben ein dummes Ding seyn. Den Prado verschönern Alleen und Springbrunnen. Schade nur, daß hier so wenig gesprengt wird, und es daher sehr staubicht ist! und Schade noch einmal! daß man fast unter allen Bäumen, auf allen Bänken ganze Gruppen von Töchtern der Freude findet, die sich bey jedem Schritte vermehren, und — wenn ich so reden darf? — aus der Erde zu wachsen scheinen.

In einer Stadt, wo Polizey ist, müßten diese Dirnen eine besondere Promenade, einen besondern Platz im Schauspielhause, eine eigne Bank in der Kirche und ein besondres Viertel zur Wohnung haben. Ehemahls war es in England so, und man weiß eigentlich nicht, warum Heinrich

rich VIII. diesen Gebrauch abschafte *). Unter den vorigen Regierungen wohnten die feilen Dirnen alle in der Vorstadt Southwark. Heinrich II. hatte wegen diesen Dirnen sehr weise Verordnungen gegeben, die man in Stows Beschreibung von London finden kann.

Unsre liebe Frau zu Atocha.

Ist die Nebenbuhlerin der Madonna zu Pilier. Einige behaupten: sie thue mehr, andre wieder, sie thue weniger Wunder, wie diese. Die Meinungen hierüber sind getheilt, und mögen meinetwegen es ewig bleiben. So viel ist gewiß, daß tagtäglich hundert silberne oder goldne Lampen vor ihr brennen, und der Sachristan versichert; daß jährlich wenigstens vier tausend Thaler an den Kaufmann für Oehl bezahlt werden müsse. Obgleich unsre liebe Frau zu Atocha sehr berühmt und alt ist: so ist sie doch in Spanien so sehr lange noch nicht bekannt. Sie stammt aus Arabien her, wo sie zur Zeit des heiligen Epiphanus, der von ihr, als einer in den Wundern sehr geübten Jungfrau spricht, großen Lärm machte.

Unter-

*) Wer ist strafbarer, das ungebundene, vielleicht einst verführte, vielleicht durch Schicksal, durch stürmische Leidenschaften zu diesem elenden Handwerk gezwungene Mädchen, oder das treulose ehebrecherische Weib? — Was nun für Auszeichnung für diese? Vorurtheil, Herr Marquis, macht Sie, wie es scheint, hier kurzsichtig. Solte es Ihnen Ihre Menschenliebe nicht sagen, warum Heinrich der Menschheit Gerechtigkeit wiederfahren lies? — Spott und Verachtung bessern selten.

d. Ueb.

Unter allen Madonnen, die ich gesehen habe, ist unsre liebe Frau zu Atocha die schönste; und die Hand des Künstlers hat auf sie allen möglichen Fleiß gewendet. Weil sie aber fast immer einen weiten Mantel trägt, weil ihr Rock die Füße ganz bedeckt: so kann man freylich die Schönheit der einzelnen Theile nicht recht beurtheilen. Die ganze Figur aber ist schön; und die Kunstliebhaber müssen nur bedauern, daß der Lampenqualm ihr den Teint verdirbt.

Ordens.

Ueber nichts wundert der Fremde sich mehr, als über die Geringschätzigkeit, mit der hier die Ritter vom Orden des heiligen Jakobs, des heiligen Carls von Montese und Alcantara behandelt werden. Jeder Ritter muß dem geringsten Tölpel auf der Straße, wenn dieser es verlangt und jener nicht ins Wasser geworfen werden will, ausweichen und ihn obenan gehen lassen. Kein rechtlicher Kerl verlangt auch daher diese Orden mehr, die weiland zur Belohnung der Tapferkeit errichtet wurden.

Der Fackelorden (l'ordre du flambeau) ist in Spanien abgeschaft worden, und das hätte man nicht thun sollen; denn er erinnert uns an eine denkwürdige rührende Epoche, er erneuerte das Andenken jener Weiber von Tortosa, die ihr Leben für die Vertheidigung ihrer Stadt wagten, und den Feind zurücktrieben.

Spanien hatte immer viel Helden in Unterröcken. Nach der Erobrung von Leucate fanden die Franzosen vierzig tausend als Soldaten verkleidete Weiber.

Als

Als die siegenden Saracenen über die Pirenäen giengen, Gascogne verwüsteten und nach Cardena zur Vertheidigung eilten, hätte Sanchez sie nie ohne ein Weib aus Navarra, die den saracenischen General tödtete, überwunden. Muthvolle Weiber gab es überhaupt von jeher in der ganzen Welt.

Als die Chinesen sich gegen Ende des letzten Jahrhunderts empörten, flüchtete Junkia, einer der ersten kaiserlichen Officiere zu seiner Mutter. Aber dieses edle Weib wolte ihn nicht aufnehmen. Ich will lieber, sagte sie, gar keinen Sohn haben, als einen, der mich entehrt; er mag gehn, wohin er will: ich werde ihn nicht sehen und sprechen.

Der Geschichtschreiber, der Genfs Unruhen einst erzählen wird, wird Zweifelsohne nicht zu berichten vergessen, daß die Weiber sich auch vertheidigen wolten, daß nach ihrer Behauptung der Genfersee statt mit Helmen und Waffen, mit Leichnamen uud Schutt hätte bedeckt werden sollen.

Ich kann Genfs Geschichtschreiber auch Materialien liefern, kann ihm sagen, was ich selbst gesehen habe, kann ihn versichern, daß ich eine Frau zu ihrem Manne sagen hörte, indem sie die Sturmhaube ihm vom Kopfe nahm, und sich aufsetzte: Freund, dir steht sie schlecht; sieh, so mußt du sie aufsetzen.

Seelen im Fegfeuer.

Guichard berichtet, daß in Rom sonst fast in allen Straßen Büreaux zur Seelenbefreyung gewesen wären, die dem Meistbiethenden verpachtet wurden.

Viele dieser Comptoirs waren in den Wirthshäusern, wo man mit Loosen oder mit der Charte um die Befreyung der Seelen spielte.

Auch in Spanien ist dieses Spiel nur unter einer andern Form, Sitte. Weil die Hasardspiele aufs strengste verbothen sind; so werden sie hier nicht mehr gespielt; desto häufiger aber spielt man mit Messen, und jeder kann für dreyßig Sous auf den Kopf so viel Seelen befreyen, als er Lust hat.

Der Placemajor.

Unter den vielen öffentlichen Plätzen zeichnet der Placemajor vorzüglich sich aus. Er ist groß, schön, mit Häusern und Arcaden verziert.

Die Bogengänge sind sehr bequem, werden aber unglücklicherweise heut zu Tage nicht mehr gebauet, welches denn die Damen auch sehr übel finden. Zur Zeit als unsre Staatsmänner noch zu Fuße giengen, mußten sie einen Zufluchtsort vor Wind, Regen und Sonnenhitze haben; jetzt aber, da nur das Volk noch zu Fuße läuft, mag dieses immer von der Sonne verbrannt, vom Regen durchnäßt werden, das will nichts sagen!

Gallionen

Nennen die Spanier diejenigen Schiffe, welche jährlich zweymahl Gold von Peru holen. Zu Portobello werden sie ausgeladen; die Kaufmannswaaren zu Lande nach Panama gebracht, und von da weiter zu Wasser nach Lima.

Nach

Nach Cadix gehn sie auf eben die Art und auf eben dem Wege wieder zurück. Ihre Ankunft verursacht eine allgemeine Freude, und man singt das Te Deum. Hier wird es der größten Kleinigkeiten wegen gesungen, ward bey Eroberung von Moubila, Pensacola und anderen kleinen erhaltenen Vortheilen, die nicht verdienten, daß eine Wachskerze darum angezündet wurde, angestimmt.

Staatsbedienungen.

Seit der Zeit, daß Valenzuela das Staatsruder führte, werden fast alle Chargen verkauft.

Colbert soll gesagt haben: wenn der König eine neue Stelle errichtet, so schaft Gott zu gleicher Zeit einen Blödsinnigen, der sie kaufen kann. Dieser sinnreiche Einfall im Munde eines Staatsministers macht uns staunen! In Spanien ist dies auch grade der Fall.

O i l e. *)

Ich habe den spanischen Namen vergessen. Oile ist ein von verschiedenem Fleisch und Gemüse bereitetes Ragout. Eine gute Oile, die oft dreyßig Piaster kostet, ist nach der Zwiebelsuppe und dem geschmorten Rindfleische, das beste Gericht.

Die Spanier nur allein können eine gute Oile machen. Mein la Forêt, der immer alles verstehen will, machte mir vor einiger Zeit auch eine; aber ich warf sie zum Fenster hinaus.

*) Olla, das bekannte Lieblingsgericht der Spanier.
d. Uebers.

Das Volk zu Madrid ist vielleicht das Kraft- und Characterloseste von der Welt. Die Auflagen können verdoppelt, verdreyfacht werden: es sagt nichts. Die Minister mögen thun, was sie wollen, das Volk klagt niemahls, hört andächtig zu, und fällt fast auf die Knie, wenn vom Könige die Rede ist.

Podagristen.

Nach der großen Menge von Podagristen, die es hier giebt, zu urtheilen, könnte Spanien wohl das Vaterland dieser Krankheit seyn. Viele geben sich Mühe, leichte und sichre Heilungsmittel dieser Krankheit zu erfinden; aber bis jetzt haben alle die seynsollenden Entdeckungen noch zu nichts gedient, als einige Charlatans zu bereichern, die durch Erfindung einiger geheim gehaltnen Palliativmittel sich berühmt machten.

In den Gebirgen des Fürstenthums Neuschatel soll ein sicheres Mittel dafür entdeckt worden seyn, das dort unter den Namen bierè de santé bekannt ist. Dieses Mittel heilt noch eine große Anzahl unsrer Krankheiten, welche die Aerzte nur deswegen unter die unheilbaren zählten, weil sie kein Mittel dafür wußten.

Mäßigkeit der Spanier.

Ein Spanier, der vier bis fünftausend Livres Einkünfte hat, speist Champions, Honig, Schnecken und gebackne Eier. Ein andrer ißt bloß Suppe, und welche Suppe? — Wasser- und Oelsuppe. — Medor, mein Hund, fräße sie sicher nicht.

Ich will hiermit (Gott bewahre mich dafür!) die spanische Mäßigkeit nicht verdammen; nein! das thue ich sicher nicht; und lobe sie vielmehr; denn Mäßigkeit ist eine Tugend, die ich selbst übe. Deswegen schlafe ich auch besser, befinde mich gesünder und werde länger leben, als der Schlemmer; denn nichts ist wohl gewöhnlicher als ein alter Geiziger, der lange lebt, weil er — wenig ißt.

Franziscaner

Sind in Spanien wider die Gewohnheit der Bettelorden sehr reich; aber auch — diese Gerechtigkeit muß man ihnen wiederfahren lassen — sehr demüthig, und immer noch Bettler trotz ihrer großen Reichthümer?

Schiffe.

Die spanischen Fregatten und Schiffe, deren Bauart von der unsrigen abweicht, sind zu sehr mit Masten beschwert, die sie plump und zu schlechten Seeglern machen.

Jetzt ist ein Schiff erfunden worden, das ohne Wind seegeln kann. Es hat weder Mast, Seegel noch Tauwerk, würde nur sechs Fuß tief gehn und von einem Kinde regiert werden können.

Der Erfinder desselben ist ein wahres Genie; aber sein Schiff möchte wohl aus Mangel an Unterstützung von der Regierung auf dem Papiere bleiben müssen. Muß man nicht mit Recht sich über die Menge Erfindungen wundern, die aus Mangel an Unterstützung in den Brieftaschen ihrer Erfinder bleiben? Nirgends wird doch das Genie nach Verdienst belohnt!

Fontenelle sagte: Wenn ich alle Wahrheiten in meiner Hand zusammenfaßte, so würde ich mich hüten, sie heraus zu lassen. Fontenelle hatte Recht; denn die Welt gleicht einem undankbaren Kranken, der seinen Wärter, welcher ihm eine Kraftbrühe giebt, beißt und schlägt.

Bettler.

Viele Menschen halten das Elend für Bestimmung, glauben, daß manche zum betteln, manche zu Dragonercapitains, zu Capucinergenerals gebohren werden. Ich verstehe nichts von Fatalität, von Prädestination, von ewigen Harmonie; sehe aber recht gut ein, daß die Spanier Hospitäler für ihre Bettler haben solten. Es ist schrecklich, daß man so vielen Leuten ohne Aerme, Leuten, die vor Hunger schreyen, die eckelhafte Schäden vorzeigen, auf den Straßen begegnet.

Saragossa und Sevilla sind die einzigen Städte in Spanien, welche Armenhäuser haben.

Von den Armenanstalten in Saragossa habe ich schon gesprochen. In Sevilla sind drey von der Infantin Donna Isabella errichtete Hospitäler.

Das Hospital zu Gott Vater ist sehr reich; das zu St. Isidor und Clemens und das zu unsrer lieben Frau sind es minder, haben aber doch genug, um Arme, die Lust zu arbeiten haben, kleiden und nähren zu können.

In Cadix ist jetzt ein Schauspielhaus gebauet worden, das ungeheure Summen gekostet hat; ein Hospital zu errichten und zu fondiren würde weit weniger gekostet haben.

ben. Ich bin gewiß vor vielen andern Theaterfreund; es würde mir schwer werden, keine Komödie mehr zu sehen; aber herzlich gern wolte ich demohngeachtet mich anheischig machen, das Schauspielhaus gar nicht mehr zu besuchen, wenn man mir verspräche, daß ich keinen Armen mehr begegnen solte.

Honig.

Virgil und St. Augustin liebten den Honig bis zur Narrheit, und rühmten vorzüglich den vom Berge Hibla. Nie zwar habe ich diesen gepriesenen Honig gekostet, zweifle aber sehr, daß er besser als der hiesige seyn könne. Dieser ist wirklich extra schön; und man schickt ihn, wie bey uns in Frankreich die bretagnische Butter und perriguausische Pasteten seinen Freunden und Verwandten zum Geschenke.

Krammärkte. Narren. Grandez.

Die Märkte in Spanien bedeuten nicht viel, und man findet da nichts als grobe Tücher, Leinen, Vieh, Esparbilles, *) hölzerne Pantoffel, Seide und Korn.

Der alte Gebrauch, Narren zu halten, ist hier nicht ganz abgeschaft, und man findet noch verschiedene bey Hofe. Der Herzog von Medina-Celi hat einen; der Herzog von Alba hat zwey, und alle drey sollen sehr unterhaltende Spaßmacher seyn.

Die spanischen Grandez sind nicht das, was man sie in Frankreich glaubt. In der Nähe sie betrachtet, wird

 man

*) Schuhe von Stricken, die in einigen spanischen Provinzen getragen werden.

man ihnen das leidige Privilegium, mit bedecktem Haupte mit dem Könige zu reden, warlich nicht mehr beneiden.

Stammbäume.

Es ist eine Lust, in allen Wohnungen des Madrider Adels, die Stammbäume der Familien auf großen pergamentnen Bogen paradieren zu sehn. Weislich abgeputzt sind diese Bäume, das ist wahr, sind ganz ohne Moos, ohne dürres, faules Holz. An ihrer Spitze glänzt gewöhnlich ein Staatsminister, ein General, Admiral u. s. w; nie aber der Künstler oder Landbauer, der diesem Erlauchten, von dem man abstammen will, einst das Leben gab. Ehe sie dieses zugäben, würden sie lieber behaupten, der Stammvater ihres Hauses habe gar keinen Vater gehabt, wie denn auch oft der edelste Mann in einer Familie, wenn kein von vor seinem Namen steht, ganz und gar nicht geachtet wird.

Clerisey. Wohnhäuser. Freystätten. Anecdote.

Die Gewalt der Clerisey hat sich seit einigen Jahren, wie die Anzahl der Klöster vermindert. Schon seit vier Jahren *) ist es verbothen, ohne ausdrückliche Erlaubniß Novizen anzunehmen. Man zählt in Spanien funfzigtausend Mönche, und hat sonst noch einmahl so viel gezählt. Auch die Anzahl der Nonnen vermindert sich täglich.

Fast

*) Im Jahr 1785 erschien diese Reise.

d. Uebers.

Fast alle Häuser sind von Backsteinen erbauet, und das Aeussere ist bemahlt, welches sehr abgeschmackt aussieht. Die Fenster haben Jalousien und eiserne Stäbe.

Nur zwey Kirchen in Madrid haben noch das Recht Freystätten zu seyn; nur noch in zweyen finden Mörder und Räuber Sicherheit. Sie wohnen oben im Thurme, essen beym Wächter oder Kirchner und leben auf Unkosten der Frömmler.

Vor einiger Zeit beklagte sich der Gesandte von Frankreich, daß der Prinz von Asturien ihn immer spanisch anrede. In welcher Sprache, frug der Prinz, spricht der Dauphin mit dem spanischen Gesandten? .... In der französischen ... Nun wenn meines Vaters Gesandte hat französisch lernen müssen: so kann der französische Gesandte auch wohl spanisch lernen.

Gesellschaften.

Wer mit Empfehlungsschreiben nach Spanien kömmt, wird durchgängig von den Damen gut aufgenommen werden. Die Männer bekümmern sich um keinen Fremden; aber ihre Weiber um destomehr. Diese liebenswürdigen Geschöpfe entschädigen den Reisenden völlig für den Verlust der männlichen Freundschaft, lieben ihn, unterhalten ihn so gut, daß er den Umgang mit seinem Geschlechte gar nicht vermißt, und die Männer als Hausmeubles betrachtet.

Halskrausen.

Der Gebrauch der Halskrausen oder Godillas ist sehr von Leuten getadelt worden, die nicht wußten, daß die Spanier sie ihrer Kröpfe wegen, die man sehr häufig bey ihnen findet, erfanden.

Hoffmann behauptet, daß der Kropf eine noch nicht alte Krankheit ist, und betrügt sich; denn ausserdem, daß Strabo und Tacitus uns berichten, daß es schon zu ihrer Zeit unter den gallischen und deutschen Völkern viel kröpfigte Leute gegeben habe, liest man auch im Procop, daß Domitian seines Kropfes wegen eine Art von Ringkragen erfunden habe, der die Ohren, den Hals und Unterkinn bedeckt habe.

Der Fürstbischof von Sion solte die Einwohner des Walliserlandes ebenfalls dahin zu bringen suchen, Halskragen wie Domitian zu tragen, dann würde man nicht mehr in diesem Lande solche schreckliche Kröpfe zu sehen bekommen, bey deren Anblick einem aller Appetit vergeht.

Begräbnisse.

Durch ein Edict sind jetzt die Beerdigungen ausser den Thoren anbefohlen worden; die Pfarrherren aber, um ihr Honorarium nicht zu verliehren und ihren Pfarrkindern zu schmeicheln, lassen nach wie vor Beerdigungen in den Kirchen zu, graben aber weislich, damit sie nicht wider das Gesetz sündigen, den Leichnam in der Nacht wieder aus, tragen ihn nach dem Kirchhofe und scharren ihn ein.

Jener alte Gebrauch, die Todten zu verbrennen, ist bey uns gänzlich aus der Mode gekommen; und es wäre wohl zu wünschen, daß er wieder hergestellt würde: denn ausserdem, daß schon der Gedanke an Verwesung unser Grauen vor den Tod vermehrt, und den Gedanken des Verlustes der Unsrigen schrecklicher noch macht, müßte es uns im Gegentheil sehr angenehm seyn, die Asche unsrer Lieben aufzubewahren, immer vor Augen zu haben, sie bey sich tragen, von Zeit zu Zeit die traurigen Ueberreste dessen, was uns am theuersten war, küssen zu können.

Ich wolte hundert Louisd'or, meinen Ring, meine Uhr und noch vielmehr darum geben, wenn ich die Asche meiner vollendeten Mutter haben könnte! Weit würde ich diese ihrem Bildnisse vorziehn, das doch nicht sie selbst ist, ihr gar nicht gleicht, und das ich auch nicht bey mir tragen kann! —

Bey Joh. Georg Fleischer in Frankfurt am Mayn ist zu haben:

Euklin Sammlung von Freymaurerliedern mit Melodien, 4. 1 Rthl. oder 1 fl. 30 kr.

Erholungen, von Carl Lang, für Leser und Leserinnen von Geschmack und Gefühl, 8. 1ter Band. 16 Ggr. oder 1 fl.

Euler, Martin, neues Handlungslexikon in deutschen, franz. und ital. Rubriken, für junge Kaufleute und Komtoristen, in zween Theilen, gr. 8. 2 Rthl. oder 3 fl.

Gedichte von Joh. Jacob Ihlee, mit Musik. 8. 16 Ggr. oder 1 fl.
Ebendieselben auf Druckpapier, 12 Ggr. oder 48 kr.

Lecture pour les jeunes gens qui apprennent le françois, par J. V. Meidinger, nouv. Edit. corrigée & augmentée. 8. 15 Ggr. oder 54 kr.

Meidinger, Joh. Val. praktische franz. Grammatik, wodurch man diese Sprache auf eine ganz neue und sehr leichte Art in kurzer Zeit gründlich erlernen kann, 6te verbesserte Ausgabe, mit Kurfürstl. Sächsischer Freyheit. 15 Ggr. oder 54 kr.

Mosche, D. G. Christ. Benj., Erklärung aller Sonn- und Festtagsepisteln, 2ten Theils 1ter Abschnitt, zweyte durchaus verbesserte Ausgabe, gr. 8. 1 Rthl. oder 1 fl. 30 kr.

— — Gedächtnißpredigt auf S. R. Kaiserl. Majestät Joseph den Zweyten. gr. 8. 3 Ggr. oder 12 kr.

Pallas, P. S. Flora rossica, seu stirpium imperii rossici per Europam & Asiam indigenarum, descriptiones. Jussu & auspiciis Catharinae II. Tom. I. Pars II. 8 maj. 18 Ggr. oder 1 fl. 8 kr. wird fortgesetzt.

Schlosser, J. G., fünfter Brief über den Entwurf des Preussischen Gesetzbuchs, insbesondere über dessen Apologie in den Annalen der preußischen Gesetzgebung. 8. 12 Ggr. oder 48 kr.

Schunk, Joh. Peter, Beyträge zur Mainzer Geschichte, mit Urkunden, 2ter Band, 1s bis 4tes Heft, und 3ter Band 1s Heft 8. jedes Heft 6 Ggr.

Le Vaillant Reise in das Innere von Afrika, vom Vorgebirge der guten Hofnung aus; in den Jahren 1780 bis 85. aus dem

dem Franz. 2ter Theil, mit Kupf. gr. 8. mit Kurf. Sächs. Freyheit. 2 Rthl. 16 Ggr.

Ueber verschiedene Erfindungen, die Gebäude auf eine sehr einfache und wohlfeile Weise gegen Feuersbrünste zu sichern, aus dem Franz. des Abbé Mann. gr. 8. 8 Ggr. oder 30 kr.

Vlacq, Adriani, Tabulae sinuum, Tangentium & Secantium & Logarithmorum sinuum, tangentium &c. Edit. auct. & correct. a J. J. Ebert. 8. 1 Rthl. oder 1 fl. 30 kr.

Ebendieselben deutsch, vermehrt und verbessert von Joh. Jacob Ebert. 8. 1 Rthl. oder 1 fl. 30 kr.

Nachricht an das Publikum.

Endes genannte Buchhandlung glaubt, daß das in ihrem Verlag mit großen Kosten erschienene Werk: (J. A.) Starck über Krypto-Katholicismus, Jesuitismus, geheime Gesellschaften rc. um deßwillen keinen entschädigenten Abgang gefunden, weil das Werk durch seine Stärke von 103 Bogen den sehr billigen Preiß von 6 fl. 5 kr. oder 4 Rthl. 4 Ggr. nöthig gemacht, vielleicht ist auch der Titel des Buchs für unkundige Leser nicht anziehend genug, deßwegen setzt sie den Preiß desselben bis zu Weihnachten dieses Jahrs auf 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthl. 12 Ggr. herunter, und hoffet, daß dadurch mancher Bücherliebhaber gereizt werden wird, sich ein Werk anzuschaffen, welches Streitigkeiten betrift, welche für Katholiken und Protestanten gleich wichtig sind; und Sachen enthält, die als Geschichte unsrer Zeit für jedermann ein großes Intresse haben, wie denn überhaupt dasselbe sich in mancherley Betracht merkwürdig gemacht. Alle Gönner und Freunde werden daher ersucht, durch Bekanntmachung und Empfehlung den Absatz zu befördern, und den Vorrath zu vermindern.

Die Buchhandlungen Deutschlands können solches von hieraus, oder in Leipzig von Hrn. Joh. Benj. Georg Fleischer, in Königsberg von Herrn Hartung, und in Breslau von Herrn Löwe erhalten, so, daß die Liebhaber von den nächsten Handlungen ihres Orts damit versehen werden können. Frankfurth am Mayn, im August 1790

Joh. Georg Fleischerische Buchhandlung.

Bey dem Buchhändler Johann David Schöps in Zittau und in allen guten Buchhandlungen ist zu haben:

Anecdoten, Fürsten- und Volkslaunen, als Beyträge zur Charakteristik Kaiser Josephs des II. Frankreichs und unserer Zeiten überhaupt, 1tes Heft. 8. 1790. 8 Gr.

Der Inhalt dieses Heftes ist: 1.) Originalanekdoten von Joseph II. 2.) Ueber de la Motte. 3.) Von den Poissarden. 4.) Züge aus Mirabeau's Charakter. 5.) Volkslaunen. 6.) Rede des Königs von Frankreich am 4. Febr. 1790 in der Nationalversammlung. 7.) Antwort des Präsidenten. 8.) Höchster Befehl zur Jagd einiger reissenden, wilden und andrer Thiere um Paris und Versailles. Eine Satyre. 9.) Bekenntniß und Reue der Herzogin von Polignac. Das 2te Heft wird mit Ende dieses Jahres erscheinen.

Deases (W.) erfahrungsmäßige Heilart der Lustseuche und der damit vergesellschafteten venerischen Zufälle. Aus dem Englischen übersetzt, mit Anmerkungen, Zusätzen und einem Register begleitet, von D. C. F. Michaelis. gr. 8. 1790. 12. Gr.

Ein praktisches Handbuch zur Kur der venerischen Krankheiten. Die besten und neuesten Methoden werden hier kurz und deutlich vorgetragen und einige Krankengeschichten bekannt gemacht.

Feyjoo (Pater) Diätetik, vorzüglich für Studierende; aus dem Spanischen ins Englische und aus diesem nun ins Deutsche übersetzt, nebst den aus vieljähriger Erfahrung gezogenen Gesundheitsregeln D. John Fothergill's und dessen diätetischen Bemerkungen über den idiopathischen fixen Kopfschmerz, verdeutscht und mit Anmerkungen herausgegeben von D. C. F. Michaelis. gr. 8. 1790. 20 Gr.

Inhalt des Feyjoo: Unzuverläßigkeit der Heilkunde. Ermunterung für Studierende. Hauptinhalt des Fothergill: Von den verschiedenen Perioden des menschlichen Lebens. Von den sechs besondern Bedürfnissen zur Erhaltung des Lebens und der Gesundheit. Vom Kreislauf des Bluts. Regeln für gesunde und starke Personen, desgleichen für Schwächliche. Vom Baden. Vom Beyschlafe. Von den habituellen Zufällen gewisser Theile des Körpers. Regeln für die, welche nicht Herren von ihrer Zeit sind. Mittel, herannahende Krankheitszufälle abzuhalten. Die wichtigen Anmerkungen des Uebersetzers geben diesen beyden gewiß sehr zu empfehlenden Schriften noch mehr Brauchbarkeit, daher dies Buch die Aufmerksamkeit der Aerzte und Nichtärzte verdienet.

Gedanken über die Schädlichkeit der Brantweinbrennereyen in einem Lande, in einigen Briefen von einem Oberlausitzischen Patrioten. 8. 1790. 2 Gr.

Eine

Eine moralische Abhandlung, in der die schädliche Seite dieses Gewerbes sorgfältig aufgesucht wird.

Ich will Ihnen was erzählen. Eine Komödie in 5 Aufzügen, aus dem Englischen der Mistres Imhbald. 8. 1789. 8 Gr.

Der Beyfall, womit in England das Original aufgenommen wurde, und die vortheilhafte Recension desselben in der allgemeinen Litteraturzeitung veranlaßten diese Uebersetzung. Der Verfasser derselben bemühete sich, dieses interessante Stück dem deutschen Publikum so darzustellen, daß es nichts von seiner Schönheit verlohren, im Gegentheil durch einige Abkürzungen und Veränderungen wirklich gewonnen hat.

Magazin für die Naturgeschichte des Menschen, herausgegeben von Carl Grosse, Gräfl. Stollberg-Stollbergischen Hofrath, 3 Bände, in 6 Stücken mit Kupfern. 8. 1788-90. 2 Thlr. 20 gr. mit illuminirten Kupfern 3 Thlr. 20 gr.

Dies Magazin verdient ohnstreitig bemerkt zu werden, hat auch bereits die besten Recensionen in der Litteraturzeitung und Leipziger Gelehrten Anzeigen 1790 erhalten. Der Herausgeber sagt im Vorbericht: ich halte eine Zeitschrift über die Naturgeschichte des Menschen nicht für überflüßig; dies Feld scheint mir noch viel Bebauung zu verdienen, und wenig erhalten zu haben, es ist groß, es begreift ausser der eigentlichen Naturgeschichte des Menschen, seine Anatomie, Physiologie, Physik und einige Kapitel aus seiner Psychologie. Die kleinste Idee, die oft im Entstehen schon erstickt, der kleinste Wink, die kleinste Erklärung eines geringen Phänomens wird oft der Schlüssel zum innersten Heiligthum der Natur, und diese verdienen daher die sorgfältigste Aufbewahrung. Dies ist der Zweck dieses Magazins. Die bereits darinnen aufgenommenen Abhandlungen sind theils von C. F. Michaelis, J. F. Blumenbach, Ph. Michaelis, D. Huhn, Prof. Arnemann, R. Causland, D. Darwin, J. Clarke, J. Beattie, D. Müller, Hofrath Sömmering, Hofrath Metzger, theils vom Herausgeber selbst. Bis Ende dieses Jahres erscheint das 2te Stück des 3ten Bandes.

Peschecks (M. Chr.) allgemeine deutsche Rechenstunden, worinnen die fünf Specien der Rechenkunst mit unbenamten und benamten, sowohl ganzen als gebrochenen Zahlen, nebst der directen und indirecten Regel de Tri ohne und mit Brüchen, und der Progressionsrechnung, ausführlich und deutlich, in brauchbaren Beyspielen, vorgetragen sind. Verbessert und vermehrt von M. Joh. Friedr. Heynatz. 8. 1790. 12 Gr.

Dieses Buch ist nun durch die Verbesserung des Hrn. Rektor Heynatz, so brauchbar gemacht, daß es auch in unsern Zeiten den Werth behalten muß, welchen die Pescheckischen Schriften immer behauptet haben, daher dieses Rechenbuch jeden, der von selbst oder durch Anweisung

eines

eines Lehrers rechnen lernen will, mit Nutzen empfohlen werden kann. Ohne das Ganze sehr zu verändern hat der Hr. R. Heynatz einige Zusätze eingeschaltet, die Schreibart verbessert und in den Vortrag mehr Deutlichkeit gebracht, auch manches richtiger und kürzer auszudrücken gesucht. Zu viele Aenderungen würden nicht nutzbar gewesen seyn, da der Name Peschek und seine Methode in sehr vielen Schulen bekannt und eingeführt ist, doch wird man in dieser verbesserten Ausgabe bemerken, daß sie einen großen Vorzug vor denen vorhergehenden verdient. Der geringe Preis von 12 Gr. für 34 1/2 Bogen wird hoffentlich jeden Käufer nicht abschrecken, überdies verspricht der Verleger denen Lehrern, die dieses Buch in Schulen einführen wollen, das 10te Exemplar gratis zu geben, wenn man sich mit der Bestellung an den Verleger nach Zittau oder Leipzig selbst wendet.

Ruhestunden, Freunden und Freundinnen des Angenehmen, Nützlichen und Neuen gewidmet 2 Th. 8. 1790. 1 Thlr. 4 Gr.

Eine Sammlung wahrer Begebenheiten, kleiner Aufsätze und Gedichte; die theils aus fremden Sprachen übersetzt sind. Sie enthält nebst mehrern: Ein rühmliches Abendgeschenk. Ueber Friedrich II. Die beste Welt. Die Bastille. Anekdoten. Der Adjunkt, eine Geschichte. Die Vorzeit. Zeitvertreib für Damen. Brief einer Mutter an ihre Tochter, über das Vergnügen. Eine persianische Erzählung rc.

Trimmers (Miß Sarah) lehrreicher Unterricht aus der Naturgeschichte für Kinder, mit Anwendung auf die heilige Schrift, aus dem Englischen. 8. 1790. 9 Gr.

Derselben Fabeln und Geschichten, zum Unterricht für Kinder, in Absicht auf ihre Behandlung der Thiere, aus dem Englischen. 8. 1788. 12 Gr.

Beyde Bücher sind von einer bekannten und schätzbaren Schriftstellerin. Im ersten führt sie einen Knaben und seine Schwester aufs Feld und in die Gärten, wo sie dieselben lehret, sich einen jeden Gegenstand, der ihnen vorkam, bekannt zu machen. Die Folge davon war, daß sie eine große Liebe zu den Thieren empfanden, welches Gelegenheit zu dem zweyten Buche gab. Diese Fabeln und Geschichten geben Kindern einen moralischen Unterricht, gegen Thiere nicht grausam, sondern mitleidig zu seyn, und empfehlen ihnen überhaupt eine allgemeine Wohlthätigkeit.

Tyrtaeus und Kallinus Kriegslieder, griechisch, mit erklærenden Anmerkungen, von J. G. Brieger. 8. 1790. 8 Gr.

Des Herausgebers Absicht ist die nämliche, die derselbe bey der vor einigen Jahren erschienenen Ausgabe des Anakreon hatte, dem jungen Griechen das Schwere zu erleichtern und das Dunkle aufzuhellen. Gewiß wird man den Fleiß des Herausgebers nicht verkennen und dies Buch für Schulen brauchbar finden.

Das

Das Vornehmste aus der Kirchengeschichte von der Geburt Christi bis auf Luthern, nebst der Augsburgischen Confession, einer kurzen Nachricht von dem Reformationsfest und D. Luthers kleinen Catechismus, zum Gebrauch für die Jugend in niedern Schulen. 8. 1790. 2 Gr.

Wenn die christliche Kirchengeschichte dazu dienen, daß man [illegible] wie die Religion Jesu bey so verschiedenen Schicksalen und Widerwärtigkeiten sich dennoch erhalten hat, so ist wohl ein [illegible] dieser Geschichte für die Jugend sehr nützlich, um sie in den Stand zu setzen, das Göttliche der Religion daraus zu erkennen und [illegible] von den wesentlichen Lehren dieser Religion zu unterrichten. Dies ist der Zweck dieses Büchleins, welches 6 1/2 Bogen [illegible]. Der Verleger erbietet sich, Schullehrern, die solches bey [illegible] wollen, [illegible] Exemplar für 20 Gr. zu überlassen, wenn man die Bestellung an den Verleger in Zittau oder Leipzig machet.

[illegible] Gedichte. 8. 1790. 3 Gr.

[illegible] Dichterin wagt sich schüchtern hervor zu treten, nachdem [illegible] Proben in verschiedenen Journalen mit Beyfall [illegible] [illegible] sagt sie in der [illegible] [illegible] Je suis [illegible] quelque Chose de [illegible]! — [illegible] — [illegible] qui mal y pense! —! Man lese die Gedichte: [illegible] an seinem Geburtstage. Der [illegible]. Als ich [illegible] hatte. Der Degen. Das Glück des [illegible], und [illegible] ob diese Dichterin nicht Aufmunterung verdient.

[illegible] Wochenblatt oder Beyträge zur natürlichen, ökonomischen und politischen Geschichte der Ober- und Niederlausitz aufs Jahr 1790. 4. Der Jahrgang [illegible] 1 Thlr. 12 Gr. [illegible] 2 Thlr.

Da die beyden Markgrafthümer Ober- und Niederlausitz [illegible] an merkwürdigen [illegible], Alterthümern, Volksmenge [illegible] in der ältern und neuern [illegible], so ist es der Hauptentwurf dieser Provinzialschrift über [illegible] Gegenstände so viel Licht als möglich zu verbreiten und nicht nur unsre Nachbarn, sondern auch unsre Landesleute selbst mit alle dem näher bekannt zu machen, was unser Vaterland Vorzügliches besitzt. Sie beschäftiget sich daher am meisten mit naturhistorischen, ökonomischen, statistischen, technologischen und historischen Nachrichten und liefert am Ende des Jahrgangs ein Hauptregister. Angenehm und unterrichtend ist diese Schrift auch besonders wegen der im Zusammenhange fortlaufenden, kurzen Regenten- und Landesgeschichte der beyden Lausitzen, wo man alles Wichtige [illegible] beysammen und berichtiget findet, was eine Menge Schriftsteller vormals einzeln, zerstreut und mit [illegible] Gewißheit davon vorgetragen haben.

Ankün-

Ankündigung einer neuen Helmstädtischen gelehrten Zeitung.

Da die Annales literarii Helmstadienses mit dem Jahre 1789 aufgehört haben, so kann die deutsche gelehrte Zeitung, welche vom Anfang des künftigen Jahres an hieselbst wird ausgegeben werden, eben nicht als Vermehrung der großen Anzahl ähnlicher periodischer Schriften, aber als Surrogat, welches der veränderte Geschmack des Zeitalters zu erfordern schien, betrachtet werden.

Endesgesetzter Buchhändler, welcher den Verlag dieser Zeitung übernommen hat, sieht sich durch eine ihm gnädigst angewiesene Unterstützung im Stande, dem Werke Dauer und Festigkeit zu geben, und wird weder Mühe noch Kosten sparen, um für sein Theil die Absicht, welche man dabey vor Augen hat, erreichen zu helfen.

Zur Abfassung dieser Zeitung hat sich eine Gesellschaft hiesiger Professoren unter sich, und mit einigen von ihr ausgewählten und zum Beytritt erbetenen Gelehrten, welche größtentheils in den Herzogl. Braunschweigischen Ländern wohnen, vereinigt. Bey dem alljährlich noch immer zunehmenden Anwachs von Früchten des schriftstellerischen Fleißes, vornehmlich der Deutschen, glauben diese Männer, weniger auf Vollständigkeit oder Umfang, als auf Beschränkung ihrer Bücheranzeigen zu einem gewissen bestimmten Zweck, bedacht seyn zu müssen, und haben sich also zur Regel gemacht, nur eigentlich gelehrte Werke, oder solche, die in die ernsthaften Wissenschaften einschlagen, und unter diesen hauptsächlich nur solche, durch welche diese Wissenschaften wirklich irgend einen Gewinn zu machen scheinen, in Betrachtung zu ziehen, alle übrige Schriften aber, z. B. belletristische Producte und zur angenehmen Unterhaltung dienende Werke des Witzes und der Kunst, (wohin aber Bücher über Theorie der schönen Wissenschaften, Aesthetik ꝛc. nicht gehören) nicht weniger solche, die in den Cirkellecturen ohnehin gleich ihr Publikum finden, und ihre Zeit dauren, fliegende Blätter im weitläuftigsten Verstande, gänzlich auszuschließen, auch von allen denen, die nichts weiter als Abdrücke, oder Auszüge, oder Uebersetzungen älterer Bücher,

nichts

nichts als Mittel wissenschaftlicher Erkenntnisse, sind, keine Notiz zu nehmen oder zu geben. Weiter finden sie nicht nöthig, ihr Unternehmen vorläufig anzupreisen, oder sich hier zu strenger Beobachtung der allgemein geltenden Gesetze einer unpartheyischen und bescheidenen Kritik anheischig zu machen.

Wöchentlich werden zwey halbe Bogen ausgegeben, zu welchen alle Monate noch ein Bogen Zugabe kommt, der für literarische Neuigkeiten, kurze Anzeigen von akademischen und andern Gelegenheitsschriften, Nachrichten von neuen Entdeckungen, gelehrten Stiftungen, Anstalten, bedeutenden Veränderungen, auch Lebensumständen verstorbener verdienter Gelehrten, Auszügen aus Briefen von interessantem Inhalt und so weiter bestimmt ist.

Am Ende jedes Jahrgangs wird ein doppeltes Register, ein alphabetliches der Autoren und Bücher, und ein systematisches nach Ordnung der wissenschaftlichen Fächer und Materien, die in den recensirten Schriften bearbeitet sind, beygefügt.

Der Preis des Jahrgangs ist 3 Rthl. Conv. Münze.

Das Hauptversendungsgeschäft besorgt die Fürstl. Zeitungsexpedition in Braunschweig. Bücher und Nachrichten, von welchen Autoren und Buchhändler Gebrauch gemacht zu sehen wünschen, werden, unter einem an mich gerichteten Umschlage, mit der Adresse, an die Herausgeber der Helmstädtischen gelehrten Zeitung, zur Stelle kommen. Helmstädt, im Sept. 1790.

C. G. Fleckeisen.

Von folgenden neuen Englischen und Französischen Romanen werden nächstens deutsche Uebersetzungen geliefert:

Euphemia by Mrs. Lennox. 4. Vol. 12. 1790.

Lidorie, ancienne Chronique allusive, publiée par l'Auteur de Blançay, 2 Parties, Paris, 1790.

Saint-Alme par lememe, 2 Parties, Paris, 1790.

Nach-

Nachricht, das Churfürstl. Sächs. Taubstummen-Institut zu Leipzig betreffend.

Da Ihro Churfl. Durchlaucht zu Sachsen die höchste Gnade gehabt haben, mir nach dem Ableben meines sel. Mannes, da ich mich rühmen kann, den genausten Unterricht in Ansehung der Geheimnisse der Kunst von ihm genossen zu haben, mit Beyhülfe des Cand. theol. Aug. Friedr. Petschkens, welcher schon seit einigen Jahren unter der Aufsicht meines sel. Mannes den Taubstummenunterricht getrieben, und wegen seinen Fähigkeiten dazu durch eine von Ihro Churfl. Durchl. erhaltene Gnadenbezeugung noch besonders aufgemuntert werden, das hiesige Taubstummen-Institut anzuvertrauen; so dienet folgendes einem geehrtesten Publikum zur Nachricht: Alle Taubstumme und mit Sprachgebrechen behaftete Personen werden, wenn sie sonst gesund sind, von ihrem achten Jahre an, in dieses Institut aufgenommen: doch aber unter dieser nothwendigen Bedingung, daß, wenn wir finden sollten, daß ein Lehrling ganz kein Genie hätte, etwas zu begreifen, wir solchen, da wir von aller niedrigen Gewinnsucht weit entfernt sind, nach Verlauf eines Vierteljahres seinen Eltern zurückschicken werden, womit wir noch diese Bitte verbinden, daß die Eltern uns vorher von jedes Lehrlings Character, Fähigkeiten und Verhalten genau unterrichten möchten.

Die uns anvertrauten Lehrlinge lernen deutlich und mit Verstande laut sprechen und lesen; sie erhalten jede Art von Begriffen, so daß sie in den Stand gesetzt werden, ihre Gedanken zu Papiere zu bringen und Briefe und andere Aufsätze zu verfertigen. Mit einem Worte sie werden zu nützlichen Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft gebildet, ohne daß bey ihrem Unterrichte mehrere Strenge als bey hörenden Kindern angewendet werden dürfte. Zu gleicher Zeit erhalten sie Religionskenntnisse und zwar jeder nach dem unterschiedenem Lehrbegriffe der Kirche, worinnen die Eltern ihre Kinder unterrichtet wissen wollen, wobey aber auch die Sprachübungen beständig fortgesetzet werden, welche bey ihrem Eintritte in das Institut sogleich ihren Anfang nehmen.

Endlich

Endlich ist für die Gesundheit und die Erholungsstunden der Lehrlinge hinlänglich gesorgt, und zwar für erstere durch einen für das Institut bestimmten, geschickten und erfahrnen Arzt, und fürs andere dadurch, daß die Anstalt in die Vorstadt in eine reinliche und gesunde Gegend verlegt wird, wo man auch dafür Sorge getragen, Lehrlingen von Stande eigene Zimmer geben zu können. Sie bekommen alle gesunde und nahrhafte Speisen, wobey aber auch auf Verlangen ein Unterschied gemacht wird.

Doch damit wir nicht in den Verdacht der Ruhmredigkeit fallen und nicht mehr zu versprechen scheinen, als uns wirklich zu leisten möglich seyn könnte, so wollen wir uns nur auf die im Institute zu bildenden Subjekte berufen, welche in der Folge das vollgültigste Zeugniß für die Wahrheit des obengesagten ablegen werden, und dann mag man aus dem Erfolge urtheilen, ob diese Anstalt für die Menschheit nützlich sey oder nicht. Leipzig im Aug. 1790.

A. C. E. Heinicke.
A. F. Petschke, Lehrer am Institute.

Von folgenden neuen Englischen Romanen sind deutsche Uebersetzungen unter der Presse:

Norman and Bertha, or exalted attachment, 2 Vol.
Freaks of Fortune, or memoirs of Capt. Conyers.
Plexippus; or the aspiring plebeian. 2 Vol.

Neue Litteratur und Völkerkunde,

Für das Jahr 1790.

No. XI.

November,

Leipzig, bey G. J. Göschen.

Neue Litteratur und Völkerkunde.

Für das Jahr 1790. No. XI.

November.

Inhalt.

Neue
Litteratur und Völkerkunde.

Für das Jahr 1790. No. XI.
November.

I.

Letzte Bitten einer Sterbenden.

An meinen geliebten Ehegatten, von Henriette Friderike Baroneßin von Hohenhausen.

Man liest täglich in Romanen, Sterbescenen, Ermahnungen an die überlebenden Kinder u. s. w. deren Verfasser alle Kräfte ihres Gedächtnisses und ihrer Einbildungskraft aufbiethen, um die Natur gut oder schlecht nachzuahmen. Hier ist eine Realität dieser Art, vielleicht rührender, als je eine gedichtet worden, von einer vortreflichen Frau, Gattin eines sehr würdigen, talentvollen Mannes, des Baron von Hohenhausen, der als Königlicher Preußischer Geheimer Kriegsrath, den vornehmsten Civilposten in der Grafschaft Ravensberg bekleidet, und, obgleich abhängig von der Mindenschen Kriegs- und Domainenkammer, der Administrator dieser kleinen aber Industrievollen Provinz ist.

v. A.

Mein im Leben und Tode geliebter Ehegatte!

Wenn Du diese Zeilen lesen wirst, so werde ich nicht mehr seyn; ich fühle es nur zu sehr, wie mein Körper allmählig dem Tode reifer wird. Ich unterdrücke aber manche Klage, da ich weiß, daß Du sie ungern hörst, und oft wirkliche Krankheit für Hypochondrie hältst. Ungewiß also, ob die letzten Stunden meines Lebens mir, und auch Dir, die nöthige Heiterkeit, Kräfte, auch Stille gewähren werden, um förmlich von Dir, mein innigstgeliebter Mann, Abschied zu nehmen, wage ich es, Dir durch gegenwärtige Zeilen meine letzten Bitten und meinen Dank zu sagen. — Mit Rührung thue ich das Letzte. Nimm denn von meinen sterbenden Lippen den zärtlichsten Dank für alle Deine Liebe, für alle Deine Sorgfalt, für Deine Treue, für Deine gütige Nachsicht mit meinen vielfältigen Fehlern und Schwachheiten. Gott, der Alliebende, vergelte es Dir immer in reichem Maaß! — Ich hätte weit liebreicher, freundlicher und zuvorkommender gegen Dich seyn sollen; mein Gewissen giebt mir aber auch das Zeugniß, daß ich eine weit bessere Ehefrau gewesen wäre, wenn nicht stets anhaltende Schwäche des Körpers meine besten Freuden vergället hätten; mit einer dauerhaften, blühenden Gesundheit und mit frohen Muth wäre ich aber zu glücklich auf dieser Unterwelt gewesen. Dies wolte Gott nicht; ich hätte seiner vielleicht gänzlich vergessen; ich hätte nicht verlangt nach bessern Gütern, wenn nicht körperliche Leiden mich näher zu dem Vater der Liebe führten. Verzeihe Du mir denn, wenn ich nicht stets mich so betragen habe, wie

ich

ich solte; ich liebte Dich wie meine Seele, dies bekenne ich vor Gott; und der Gedanke, daß ich in den letzten Jahren meines Lebens Deine Ruhe und Glück oftmals zerrüttet, machte mir manche kummervolle Stunde. Ich konnte meine Pflichten als Gattin und Hausmutter nicht zur Hälfte erfüllen. Jede Unordnung, die ich, oder Du, mein Geliebter, entdeckte, war mir ein Stich im Herzen; ich wolte so gern meinen Pflichten nachleben, aber ich konnte nicht, und diese Einsicht war denn oft der Grund meines Unmuths.

Unsere lieben Kinder empfehle ich dem Schutz Gottes und Deiner väterlichen Sorgfalt. Ersetze du ihnen doppelt was sie an mir verlieren. In Absicht ihrer Erziehung überlasse ich alles Deinen bessern Einsichten und der Leitung Gottes. Höhere Weisheit sey bey diesem wichtigen Geschäfte Deine Führerin! Nur einige Bitten erlaube meinem mütterlichen Herzen. Schone soviel wie möglich, die schwachen oder reizbaren Nerven des Leopolds! selbst Geschichte, worin zu viel Affect und Enthusiasmus ausgedrückt wäre, würde ich vermeiden — und vor allen Dingen hüte Dich, in seiner Gegenwart nicht in Hitze gegen andre auszubrechen; er ist ohnehin schon etwas auffahrend, und Dein Beyspiel wirkt auf den Knaben zum Erstaunen. Flöße ihm, so wie bisher, Liebe zu Gott und Religion ein! Bedenke, daß es besser ist, ein Christ und Menschenfreund, als der Erste im Lande ohne Gottesfurcht und Tugend zu seyn! Glaube es mir, der Leopold wird nie eine große Rolle in der Welt spielen. Ich

wünsche es auch nicht. Allein er wird, wie ich hoffe, ein durchaus rechtschafner Mann werden, und — was ich von Gott erbitte — ein Christ. Ach! dies von Gott erbethene Kind, war ja nicht ein Geschenk auf wenige kummervolle Jahre, es war ein Geschenk für zwo Welten, und darnach mußt Du ihn erziehen. Nach meinem Wunsch wird Leopold nie Soldat werden.

Soltest Du Dich, wie ich vermuthe, wieder verheyrathen; so bitte ich inständigst, wo nicht beyde Kinder, doch wenigstens Henriettgen von Dir zu geben. Wilst Du sie meiner Schwester, der Aebtißinn zu Bassum oder der Bülow, nach deren Ableben anvertrauen; so würde es mir am liebsten seyn. — Nur laß meine Kinder nicht unter der Zucht einer Stiefmutter! — Dir aber, bester Mann, führe Gott eine edle Dich zärtlich liebende Seele zu! Dies wünsche ich mit aufrichtigem Herzen, und bist Du dem recht glücklich — glücklicher als Du es mit mir schwachen, kränklichen Geschöpf warst — o so gönne meinem Andenken noch eine sanfte Thräne, und denke, daß Du und meine Kinder meine ganze Welt hienieden warest — und daß ich jede unfreundliche Miene, jeden mißvergnügten Augenblick, den ich Dir machte, Gott mit Thränen der Reue abgebeten habe! Mit Vorsatz betrübte ich Dich gewiß nicht. Dies Zeugniß giebt mir mein Gewissen; es war größtentheils Uebereilung, Unvorsichtigkeit und Krankheit, die mich zu Fehlern verleitete — Gott hat sie mir in Gnaden verziehen — von Dir darf ich doch ein gleiches hoffen?

Gerne

Gerne würde ich sehen, wenn Du von meinem Sterbetage an, so lange Du lebst, jährlich an Arme 30 Rthl. austheilen ließest, und vorzüglich zur Erquickung Kranker, Hülfloser verwendetest; es kann an dem Orte geschehen, wo Du Dich aufhältst, und jedesmahl auf meinen Sterbetag.

Uebrigens überlasse ich es Dir gänzlich, wie Du unter unsern Kindern mein Vermögen vertheilen willst. — Nach meiner Meynung muß Leopold das Mehrste bekommen. Ein Mädchen, welches gut erzogen ist, und weibliche Geschicklichkeiten besitzt, braucht weniger, als ein Jüngling, der mit Kosten Wissenschaften erlernen muß. Auch ist es billig, wenn er mit Gelde avantagiret wird, daß der Jettchen meine Garderobe, Linnen, Leibzeug, Spitzen und was ich getragen, verbleiben soll. Sorge aber bestens dafür, daß eine getreue sachverständige Person dieses alles sorgfältig einpacke, damit nichts davon verderbe, und es ihr bis ins 15te oder 16te Jahr verwahret werde. Besonders muß aus Linnen, Nesseltuch und dergleichen die Stärke rein ausgewaschen werden, sonst wird es mürbe und unbrauchbar. Der Ernestine sollen, wenn sie erwachsen ist, zwey seidene Kleider von den meinigen verabfolget werden, welche Du selbst wählen wirst.

Meiner Schwester zu Bassum vermachte ich gern ein Andenken; wenn ich nichts anders noch benenne: so soll es meine gestickte weisse Muffe und beste Florschürze seyn. Nach Dir und meinen Kindern war sie mir die Liebste auf

der Welt. Dies sage ich ihr noch, nebst meinem letzten Dank für ihre schwesterliche treue Liebe.

Nun, mein im Leben innigst geliebter Mann, kann ich mein Haupt getrost nieder legen, wann Gott gebeut; viel Gutes habe ich unterlassen, das ist wahr: allein, mein Herz liebte doch Tugend und Religion, und ich hoffe, der Vater der Menschen wird auch bey mir Gnade für Recht ergehen lassen. Dort finden wir uns wieder! — Gott segne Dich! — Denke oft an Tod und Ewigkeit; es beruhigt unsre Seele, und benimmt die Furcht des letzten Augenblicks.

Bitten an meine Kinder Leopold und Henrietten.

Meine geliebten Kinder!

Die Freude, Euch, meine Lieben, erwachsen zu sehen, Euch selbst in die Welt durch Rath und Warnung zu leiten, ward nicht mein Theil. — Ein weiser und gütiger Gott riß mich von Eurer Seite, da ihr noch als Kinder meinen Verlust nicht fühlen konntet. Gegenwärtige Zeilen sollen das letzte Denkmahl meiner Liebe gegen Euch, meine lieben Kinder, seyn. Ich habe selbige bey vieler Schwäche des Körpers niedergeschrieben — aber auch zugleich mit dem herzlichen Flehen zu Gott, daß Ihr dieser Ermahnungen stets eingedenk seyn möget, nie solche gering achtet, und meinen Lehren willig folgen möchtet. — Dann ruhet mein,

und noch mehr Gottes Seegen auf Euren Häuptern, — und ich empfange Euch dann nach durchlebter Pilgrimszeit in jenen seligen Wohnungen des Friedens und der Ruhe.

Zuerst wende ich mich an Dich, mein Sohn. Laß doch Dein ganzes Bestreben nach reiner Gottesliebe und Tugend gerichtet seyn! Bemühe Dich, die Lehre Jesu vollständig, deutlich und gründlich kennen zu lernen! Laß lieber andre Wissenschaften zurück, und lerne die Religion recht bündig und so, daß Du nie wankend wirst! Ließ oft den vortreflichen Gellert, und bedenke, daß er mir oft Beruhigung und Trost im Leiden war! O, werde um Gotteswillen kein Religionsspötter! Verachte nie die Bibel; ließ sie fleißig mit Andacht, und Du wirst, wenn Du vorher zu Gott betest, sie nie ohne Nutzen für Dein Herz lesen. — Kurz, sey ein wahrer Christ ohne Heucheley, aber doch mit gewissenhafter Treue. Sey ein solcher Jüngling, als der Orest in Gellerts moralischen Vorlesungen, und nimm dieses ganze Buch zum Leitfaden Deines Lebenswandels. Deinem würdigen Vater versage nie den strengsten Gehorsam; in allen Begebenheiten Deines Lebens müsse sein Wille den Deinigen leiten; er liebt Dich, wie selten noch ein Vater sein Kind geliebt hat; — o, so vergelte ihm doch auch diese Liebe dadurch, daß Du ihm in allen seinen Wünschen und Forderungen folgest; werde so rechtschaffen, treu und menschenfreundlich, als er, und es wird Dir gewiß wohl gehen.

Sey Herr über Deine Leidenschaften, und zwar früh halte sie im Zügel, sonst bemeistern sie sich Deiner, und wer-

den Deine Tyrannen. Alle Deine Tugend ist nur Rauch und Schall des Wortes, Tugend, wenn Du Deine Schooßsünde oder Lieblingsunart nicht überwältigen kannst. Ein einziges Laster bey vielen guten Eigenschaften des Herzens macht Dich vor Gottes Augen nicht rein, wenn Du gleich Menschen dadurch blenden kannst. Vorzüglich sey ein keuscher Jüngling! Fliehe die Wollust; Du vergiftest dadurch Dein Leben, und stiftest durch eine Verführung zu diesem Laster mehr Unheil, als Du glaubest. Deine Ehe wird weit glücklicher seyn, Dein Alter ehrwürdiger und Dein Herz stets ruhig, wenn Du deine Jugendjahre in Unschuld durchlebst. „O, höre meine warnende Stimme, mein Leopold! mein liebster Sohn! wenn böse Lust Dich reizt — höre Gottes Stimme, ich beschwöre Dich, und fliehe die unzüchtigen Gesellschaften und Reden, wie man den giftigen Hauch der Schlange flieht! Erwähle Dir eine tugendhafte Gattin, sey vorsichtig und sieh auf's Herz, dann wirst Du glücklich seyn. Eine eitle Thörin werde nie die Freundin und Gefährtin Deines Lebens; Du stürzest Dich sonst ins Unglück. Bitte Gott um Einsicht und Verstand, bitte um seine Leitung, wenn Du den wichtigen Schritt dieses Lebens thust, und glaube nicht, daß Dein Glück an eine Person gefesselt ist. — Oft wird uns diejenige nicht zu Theil, die wir uns auserseheu; — woher kommt das? Es kam von Gott, mein Sohn, und nicht von ohngefähr. Gott lenket unsre Schicksale, wenn wir uns nur lenken lassen, und nicht selbst unsre Schicksale zu viel bestimmen wollen; überlaß der Vorsehung des Höchsten Dein Glück, dann gehest Du sicher. —

Achte Dein Leben nie gering, es gehöret nicht Dein, es gehöret dem, der Dir es gab und es erhielt. — Setze es nie leichtsinnig aufs Spiel: laß Dich nicht in Duell ein! Ich kenne nichts gottloser, als diesen Gebrauch, er zeugt, wie klein der Mensch noch denkt. Dein Muth und Ehre hat tausend andre edle Gelegenheiten, um sich zu zeigen, diese nütze und fliehe die Zänkereyen der Thoren. Du wirst auch nicht darein gerathen, wenn Du Niemand verachtest, Niemand mit Vorsatz beleidigst — und über die Fehler Deines Nächsten kein witzelnder Spötter bist. — Sey nicht ängstlich um Deine Gesundheit. — Zerstöre sie aber auch nicht muthwillig, oder durch Unmäßigkeit — denn sie ist das beste Gut auf Erden. — Alles irdische Ungemach, selbst die Armuth, wird leichter und erträglicher, wenn der Körper gesund ist; bist Du es, so lobe Deinen Gott täglich dafür!

Alles, was ich Dir noch sagen könnte und möchte, wird Dein Vater Dir schon alles weit besser und gründlicher eingeprägt haben. — Auf diesen Edlen weiße ich Dich zurück — und solte auch der Dir zu früh entrissen werden, so halte Dich an Gott, und bitte den, daß er Dein Führer und Geleitsmann auf Deiner Pilgrimsbahn seyn und bleiben möge. Auch wähle Dir, wo möglich, einen Freund, der aber auch ein christlicher Freund ist, und alsdenn ein Freund vor zwey Welten. Nie verbinde Dich durch Freundschaft mit einem Lasterhaften, er sey auch noch so angenehm im Umgange, desto gefährlicher kann er Dir werden.

O, mein bester Leopold! es wird mir schwer, mich von Dir zu trennen; aber Gott gebeut, und da muß ich folgen;

nur mit Thränen bitte ich Dich, vergiß Deines Gottes nicht! bedenke, daß er Dir stets allgegenwärtig ist, daß er in Dein Herz schauet, und hüte Dich für Sünden — dann gebe ich Dir nochmahls feyerlich meinen mütterlichen Seegen im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. —

Und nun wende ich mich zu Dir meine liebe Tochter!

Viele der Regeln, die ich Deinem Bruder gab, treffen auch Dich, ich kann sie nicht alle wiederholen. Gottesfurcht — stille, häusliche Tugenden — Geschicklichkeit in weiblichen Künsten — Arbeitsamkeit, vorzüglich aber auch — ein ehrbares und bescheidenes Betragen müssen Dein ganzes Bestreben ausmachen. Enthalte Dich des vielen Bücherlesens, (es sey denn solches, das Dir zum Unterricht und nöthiger Belehrung dienen könne). Besonders hüte Dich für Romanen und Empfindeleyen! Weiche nie vom natürlichen und ungezwungenen Wesen ab; jedes Geziere mißstellet uns, und macht uns lächerlich. — Fliehe alle Verstellung und Falschheit. — Wisse und lerne früh ein Geheimniß verschweigen; selbst unbedeutende Handlungen und Reden sage nicht nach, wenn sie irgend Jemand nachtheilig seyn können. Ich habe diese Regeln befolgt, und bin daher nie in den gewöhnlichen Weiberklatschereyen oder andern Verdrießlichkeiten verwickelt gewesen. Rede nicht zu viel, sondern überlege erst, was Du sagen willst. Wenn Du vor andern Vorzüge hast; so laß Dich nicht zum Stolz dadurch verleiten, sondern überlege erst, ob es auch wirkliche

Vor-

Vorzüge sind? und wem Du sie dann zu verdanken hast: Deiner Erziehung, Deinem Temperament, oder Deiner Geschicklichkeit und Fleiß? Diese Prüfung wird Dich gewiß demüthig und bescheiden machen.

Laß Dich nicht vom Neid beherrschen; es ist ein häßliches Laster, welches die Seele beflecket. Sey freundlich und liebreich gegen Jedermann; dann wird man Dich wieder lieben. Oefne Dein Herz dem Mitleiden, tröste die Betrübten — erquicke gern die Kranken, und sey mildthätig gegen Arme und Verlassene. —

Dein Wandel sey rein und ohne Tadel; bewahre sorgfältig Deine Ehre und guten Namen, es ist Dein kostbarstes Kleinod. Vermeide dieserhalb auch den Schein des Leichtsinns; es ist nicht genug für ein junges Mädchen, daß sie tugendhaft ist — sondern sie muß auch zeigen, daß sie einen hohen Werth darauf setzt, auch von Rechtschaffenen dafür gehalten zu werden. Das Urtheil der Welt in diesem Fall muß Dir nie gleichgültig seyn; sonst bist Du dem Untergang und der Verführung nahe. —

Führet Dir Gott einen rechtschaffenen Gatten zu; so bedenke und lerne die Pflichten dieses neuen Standes, und übe sie mit gewissenhafter Treue. Sie sind mehrentheils schwer, und, sie vollkommen zu erfüllen, scheinet mir nicht möglich zu seyn. Ich bekenne es Dir, daß ich die meinigen als Gattin und Mutter schlecht erfüllt habe; selbst bey den besten Mann, den ich, wie mein eignes Leben, liebte, blieb ich in meinen Pflichten sehr zurück. Schwäche des Kör-

Körpers dient mir zu einiger Entschuldigung, aber doch auch nicht ganz. Ich konnte mich nicht recht zum Gehorsam bequemen — und dies müssen wir als Gattinnen durchaus thun. — Doch laß Dich hiedurch nicht abschrecken, es ist doch ein Stand, der dem ledigen weit vorzuziehen ist, und der auch mich glückliche Zeiten erleben lassen. Ich erwähne dies nur, um Dir zu zeigen, wie wichtig dieser Schritt des Lebens für Dich ist, damit Du ihn mit Vorsicht und genauer Prüfung, besonders aber unter Anrufung des göttlichen Beystandes, antreten mögest.

Und endlich, beste Henriette! so vertritt denn in vernünftigen Jahren meine Stelle, und werde Deinem würdigen Vater Trost und Freude im Alter, ersetze und vergelte ihm in doppeltem Maaße alle Liebe und Treue, die er mir bewiesen, und die ich ihm nicht vergelten konnte! — Wende die Erziehung, welche er Dir geben läßt, ja gut an; ehre und liebe ihn mit willigem Gehorsam! — dann wird Gott Dir seinen Seegen und Wohlgefallen empfinden lassen. Den meinigen empfange hier mit innigster Rührung — Gott sey mit Dir Leopold und Henriette, meine geliebten Kinder, er segne Euch und lasse keinen von Euch verlohren gehen! Er sey Euer Rath und Trost in aller Noth. Amen! Amen!

Eure

getreue Mutter. —

Ein-

Eingang zum Tagebuch Henriettens Baroneßin v. Hohenhausen gebohrne von Ledebur.

Nicht um einen Lavater nachzuahmen, sondern zu einer genauern Beobachtung meiner selbst, habe ich mir vorgenommen, ein aufrichtiges Verzeichniß meiner Gedanken und Handlungen zu halten. Kein Fehler soll verschwiegen oder verhüllt werden. Zu meiner eigenen Beschämung und Besserung wird es gereichen, wenn ich es deutlich vor mir sehe, wie mangelhaft, unvollständig und unlauter ich in der Tugend bin; wie unvollkommen und nachläßig ich meine mir obliegende Pflichten erfüllt habe! Meine Selbstprüfung soll aufrichtig, so wie vor dem allsehenden Auge Gottes, geschehen. Mein Herz ist verderbt, vielleicht — ich hoffe es zuverläßig zu der Güte des Allmächtigen — wird es gebessert, wenn ich täglich allen meinen Vergehungen nachdenke. O, möchte ich doch auch gute Handlungen in diesem Tagebuche erblicken! Es wird ja keinem Menschen bekannt werden, wenigstens ist es meine Absicht und erstes Vornehmen, noch bey meinem Leben diese Blätter zu vernichten, und übereilt mich ein schneller Tod; so bitte ich den, in dessen Hände es kommt, Ehrfurcht für meine Asche zu haben, und es als eine geheime Unterredung mit mir selbst, zu verbrennen.

Die Pflicht unser Herz zu verbessern, uns in der Religion zu vervollkommnen, ist ja wohl das erste und beste Geschäft einer unsterblichen Seele, und es gehört nicht zur Schwärmerey, wenn man strenge gegen sich selbst ist, und die-

diejenigen Mittel wählt, wovon man glaubt, daß sie unsern moralischen Character bessern werden.

Der Asche meiner ewig geliebten Gattin *) getreu, und ihrem ernstlichen Willen gemäß, habe ich die Fortsezzung des viel Gutes enthaltenden Tagebuchs, worin ganz ihre tugendhafte, reine Seele gezeichnet war, den Flammen überliefert.

Ruhe sanft geliebter und unvergeßlicher Schatten, die Erde sey dir leicht! Gieb, o Ewiger, Unermeßlicher, Unerforschlicher in deinen Rathschlüssen, daß sich dereinst unser besserer Theil wieder vereinige!

Herford, am 13. März 1787.

v. Hohenhausen.

*) Sie starb am 3. März 1787, des Vormittags, mit ihrem neugebohrnen Sohne innerhalb 12 Stunden nach einer sehr glücklichen zwey Tage zuvor erfolgten Entbindung.

II.

Moliere,
eine
historisch-litterarische Skizze.

(Beschluß.)

22.

Der Geizige (l'Avare.)

Ein Lustspiel in Prosa und fünf Acten, 1668.

Racine hatte sich sehr lebhaft mit Molieren überworfen, weil er letztern eine seiner Actrisen abspenstig gemacht, und sie auf dem Theater im Hôtel de Bourgogne untergebracht hatte. Bald nachher wurde der Geizige gegeben; ein Stück, welches an Despreaux einen eifrigen Bewunderer fand. „Ich sahe Sie letzthin" — sagte Racine zu ihm — „in der Comödie, als das neue Stück von Moliere vorgestellt wurde; und Sie waren der Einzige auf dem Theater, der da lachte," — „Ich habe zu viel Achtung für Sie" — erwiederte sein Freund — „als daß ich glauben solte, Sie hätten nicht ebenfalls darin gelacht; wenigstens haben Sie es gewiß innerlich gethan." —

Dieses vortrefliche Stück, welches in der Folge in den mehresten auswärtigen Sprachen übersetzt wurde und überall Beyfall fand, hatte bey der ersten Vorstellung im Jahr

1667

1667 nicht das Glück zu gefallen. Moliere, der die Welt kannte, gab seinem Publico Bedenkzeit, und ließ den Geizigen erst ein Jahr nachher wiederholen. Seine Erwartung täuschte ihn nicht: ein jeder beeiferte sich nun das nehmliche Stück zu sehen, welches man doch nur kurz vorher beynahe allgemein verachtet hatte, und zwar aus der Ursache, weil es nicht in Versen geschrieben war.

Riccoboni hat in seinen Remarques sur les Comedies de Moliere behauptet, daß die erste Scene des zweyten Acts im Geizigen aus dem Dottor Bachettone, einem alten italiänischen Stück entlehnt sey, welches doch, wie nachher bewiesen wurde, jünger als das Molierische ist. Bey einer größern Kenntniß des alten französischen Theaters, würde Riccobini leicht eingesehen haben, daß ein altes elendes Stück *) von einem gewissen Bois-Robert unserm Dichter die erste Idee zu diesen Scenen lieferte, wo ein Sohn von einem Wucherer Geld leiht, und in diesem Wucherer seinen Vater findet, der ihn statt baaren Geldes Effecten von keinem Werth aufdringen will. Man muß billig erstaunen, daß Riccoboni, der so viel Aehnlichkeit zwischen den italiänischen Comödien und den Molierischen aufzusuchen sich bemühte, gar nichts von dem Stück des Ariosto Gli Suppositi erwähnt, in welchem man wirklich den Anfang von der sechsten Scene im zweyten Act des Geizigen findet.

Moliere hatte eine Brustkrankheit, die ihn zu einer strengen Diät nöthigte und in einen unaufhörlichen Husten aus-

*) La belle Plaideuse.

ausgeartet war. Auf diesen Umstand spielt Frosine im zweyten Act dieses Stücks an, wenn sie zum Harpagon, den Moliere selbst spielte, sagt: „Das hat nichts zu bedeuten; ihre Krankheit kleidet ihnen nicht übel; und sie husten sogar mit Anstand.

Der Schauspieler Bejard, einer von Molierens Kameraden sowohl in der Provinz als zu Paris, hinkte wegen einer Blessur, die er am Fuß erhalten hatte, indem er zwey seiner Freunde, die sich duellirten, auseinander zu bringen suchte. Er spielte im Geizigen den la Fleche, und Harpagon sagt von diesem Bedienten: „Dieser hinkende Hund gefällt mir gar nicht.“ Diese Anspielung war ein Signal für die Acteurs in der Provinz, die nicht allein in der Rolle des la Fleche, sondern überhaupt auch in allen andern, die Bejard in Paris machte, den Hinkenden spielten. Heut zu Tage hat man dem Wort: boiteux (der Hinkende) ein jedes andre Schimpfwort, welches dem Acteur nur einfällt, untergeschoben.

23.

Pourceaugnac.

Ein Lustspiel, mit untermischten Tänzen und Gesang, in Prosa und drey Acten, 1669. Von Lully in Musik gesetzt.

Ein Limousinischer Edelmann, der mit den Schauspielern auf dem Theater in Streit gerieth, und sich dabey nicht wenig lächerlich betrug, gab Gelegenheit zu dieser Komödie. Moliere wünschte sich an diesen Landjunker zu rächen, den er in seiner wahren Gestalt aufs Theater brachte; und

und so entstand denn dieses Stück im ächten Volksgeschmack, woran sich der gemeine Haufen gar nicht satt sehen konnte.

Man tadelte Molieren, daß er diese Farce gemacht hatte; er antwortete aber: daß er sowohl Schauspieler als Autor sey, und daher das Interesse seiner Mitschauspieler eben so sehr zu Herzen nehmen müsse, als seinen eignen Ruhm.

Lully, der sich das Mißfallen des Königs zugezogen hatte, machte bey dieser Gelegenheit den Versuch durch einen Spaß, die verscherzte Gnade des Monarchen wieder zu erhalten. In dieser Absicht spielte er vor dem Könige die Rolle des Pourceaugnac, die ihm auch besonders um das Ende des Stücks meisterhaft gelang. In der Scene, wo Pourceaugnac von den Apothekern mit ihren Klystirsprützen verfolgt wird, sprang Lully, nachdem er sich eine Weile mit ihnen herumgejagt hatte, mitten in ein im Orchester stehendes Clavier, welches dadurch in Stücken zerbrach. Bey dieser Posse konnte der König unmöglich ernsthaft bleiben, und die Folge davon war, daß Lully wegen der Neuheit seines närrischen Einfalls Verzeihung erhielt.

24.

Die prunkvollen Liebhaber (les Amans magnifiques).

Ein Lustspiel in Prosa und fünf Acten, mit Intermezzos, davon die Musik von Lulli ist, 1670.

Benserade hatte, wie bereits oben (bey Gelegenheit des Sicilianers) gedacht worden, Molieren beleidigt, der

sich

sich an ihm zu rächen beschloß, obgleich sein Gegner von einem der vornehmsten Herren des Hofes (den Admiral de Breze) protegirt wurde. Er kam daher auf den Einfall, Verse im Geschmack des Benserade zum Lobe des Königs zu verfertigen, der den Neptun bey einem Fest vorstellte, und die er nachher seinem Prolog zu den prunkvollen Liebhabern am Ende beyfügte. Er sagte zu Niemand, daß er der Verfasser davon sey, doch hatte er die Vorsicht es dem Könige insgeheim zu entdecken. Der ganze Hof fand diese Verse ausnehmend schön, und schrieb sie einmüthig dem Benserade zu, der auch kein Bedenken trug, die Complimente darüber anzunehmen, doch war er zu klug als daß er sich damit hätte brüsten sollen. Sein Protector, der Admiral, freute sich herzlich über seinen Triumph, und that sich darauf eben so viel zu gut, als ob er selbst der Verfasser dieser Verse gewesen wäre. Sobald aber Moliere, alles was zu seiner Rache dienen konnte, in Bereitschaft hatte, erklärte er sich öffentlich für den Urheber derselben und beschämte sowohl Benseraden als seinen Protector, die sich darüber nicht wenig ärgerten.

25.

Psyche.

Ein tragicomisches Ballet in fünf Acten und freyen Versen, nebst einem Prolog, von Moliere, Quinault und Peter Corneille, die Musik von Lully, 1670.

Moliere konnte aus Mangel an Zeit, von diesem Stück nur bloß den 1sten Act die erste Scene des 2ten Acts, die erste

des 3ten und die Verse, welche im Prolog hergesagt werden, verfertigen. Den Ueberrest nahm Corneille über sich. Alle Worte, die gesungen werden, sind von Quinault; so wie die Composition der Arien und des italiänischen Klaggesanges von Lully.

26.

Der geadelte Bürger (le bourgeois-gentil homme).

Komödie und Ballet in fünf Acten und in Prosa; mit untermischten Aufzügen, Gesängen und Tänzen. Die Musik dazu von Lully. Vors erste zu Chambort vor dem König und nachher zu Paris vorgestellt, 1670.

Bey der ersten Vorstellung sagte der König kein Wort, und alle Höflinge sprachen von diesem Stück mit der äussersten Verachtung. Man schimpfte so laut darüber, daß Moliere sich gar nicht mehr getrauete, öffentlich zu erscheinen. Er begnügte sich daher den Schauspieler Baron auf Kundschaft auszuschicken, der ihm täglich sehr schlechte Nachrichten brachte. Nach Verlauf von fünf oder sechs Tagen wurde das Stück indeß doch zum zweytenmahl bey Hofe gegeben. Nach der Vorstellung sagte der König, der bisher noch gar kein Urtheil darüber gefällt hatte, zu Moliere: „Ich habe das erstemahl mit Euch kein Wort über Euer Stück gesprochen, weil ich befürchtete, daß mich die Art der Vorstellung verführt haben könnte; aber in Wahrheit, Moliere, Ihr habt noch nichts gemacht was mir mehr Vergnügen gemacht haben solte; mit einem Wort: Euer Stück ist vortreflich.“ — Sogleich ward der Verfasser mit Lo-

bes-

beserhebungen von den Hofschranzen überhäuft, die bald gut, bald schlecht alles wiederholten, was der König zum Vortheil des Stücks gesagt hatte.

Mademoiselle Beauval, eine Actrise von Molierens Truppe, solte zu Chambort vor dem Könige, die Rolle der Nicole im geadelten Bürger spielen. Der König, der diese Actrise nicht leiden konnte, befahl Molieren, diese Rolle einer andern zu geben. Moliere aber entschuldigte sich, daß da das Stück in wenig Tagen aufgeführt werden solte, eine andre Person unmöglich in so kurzer Zeit diese Rolle würde auswendig lernen können. Es blieb also beym Alten, und die Beauval zeichnete sich dabey durch ihr Spiel so sehr aus, daß der König selbst vollkommen mit ihr zufrieden war und nach geendigtem Stück zu Molieren sagte: „Ich will eure Actrise beybehalten wissen."

Man will behaupten, daß Moliere in diesem Stück in der Person der Lucile, seine Frau geschildert habe, und diese Meynung hat viel Wahrscheinlichkeit, weil es genau mit allen übrigen von dieser Actrise gemachten Abschilderungen übereinstimmt. Moliere hat dieses Portrait in jener eben so naiven als sinnreichen Scene aufgestellt, wo Cleontes, der seine Schöne ungetreu glaubt und sie vergessen will, sich doch nicht entschließen kann, sie so heßlich zu finden, wie sein Vertrauter Covielle sie schildert, sondern vielmehr jeden ihrer Fehler zu verschönern sucht.

27.

Scapins Spitzbübereyen (les Fourberies de Scapin).

Ein Lustspiel in Prosa und drey Acten, 1671.

Dieses Stück gründet sich zum Theil auf eines jener kleinen Possenspiele, die Moliere in seinen jüngern Jahren für das Theater in der Provinz ausarbeitete, und welches unter dem Titel: Gorgibus im Sack, bekannt ist. Despreaux spielt darauf an, wenn er in seiner Dichtkunst sagt:

Dans ce sac ridicule, ou Scapin s'enveloppe,
Je ne reconnois plus l'auteur du Misanthrope.

In der That schrien alle Leute von Geschmack über diese Comödie; aber der gemeine Haufen, für den dieses Stück eigentlich bestimmt war, nahm es mit lautem Beyfall auf, und kann sich noch heut zu Tage nicht satt daran sehen. Moliere läßt sich leicht entschuldigen; wolte er sein Theater erhalten, so mußte er schon dem verderbten Geschmack der meisten seiner Zuschauer nachgeben, und seine guten regelmässigen Stücke zuweilen mit Farcen abwechseln lassen.

In dem gegenwärtigen hat Moliere zwey Scenen aus dem Pédant joué, einer Comödie von Cyrano de Bergerac, nachgeahmt und eingerückt. Er selbst hatte dem Cyrano in seinen jüngern Jahren die Idee dazu mitgetheilt. Als man ihm dieses Plagiat vorwarf, antwortete er: „Diese beyden Scenen sind gut; sie gehören mir von Rechtswegen zu, und es ist ja immer erlaubt das Seinige wieder

zu

zu nehmen, wo man es findet.“ Die erste Scene ist ebenfalls eine Nachahmung von der ersten Scene der Schwester, einer Comödie von Rotrou.

Der Vorwurf den Boileau unserm Dichter machte:

. . . . . d'avoir à Térence allié Tabarin:

bezieht sich hauptsächlich auf gegenwärtiges Stück, von welchem die Hälfte aus dem Phormio des Terenz, und die Sack Scene aus den Farcen vom Tabarin, alten in Frankreich ehmals sehr üblichen Possenspielen, die Moliere sicher kannte, entlehnt sind.

28.

Die gelehrten Weiber, (les Femmes sçavantes).

Ein Lustspiel in Versen und fünf Acten, 1672.

Das Stillschweigen, welches der König anfänglich über dieses Stück beobachtete, machte Molieren eben den nehmlichen Verdruß, den er schon ehemahls beym geadelten Bürger hatte erdulden müssen; denn erst nach der zweyten Vorstellung desselben zu St. Cloud sagte der Monarch zu ihm: daß sein Stück recht gut wäre und ihm viel Vergnügen gemacht hätte.

Der Abbe Cotin, aufgebracht gegen Despreaux, der in seiner dritten Satyre über die kleine Anzahl Zuhörer, die seine Predigten zu besuchen pflegte, sich aufgehalten hatte, rächte sich an ihm durch eine schlechte Satyre, worin er es ihm zu einem großen Verbrechen machte, daß er ein Nach-

ahmer des Horaz und Juvenals wäre. Noch nicht befriedigt hiemit, gab Cotin bald nachher noch eine andre Broschüre unter den Titel heraus: la Critique desintéressée sur les Satyres du Tems. In dieser Schrift überhäuft er den Despreaux mit den gröbsten Schimpfwörtern und macht ihm den Vorwurf, daß er weder auf Gott, noch Glauben, noch Gesetz achte. Zum Unglück für ihn selbst, kam er auch auf den unseligen Einfall, Molieren mit in diesen Streit zu mengen, und ihn eben so wenig zu schonen wie den Despreaux. Dieser rächte sich nur durch neue Spöttereyen; aber Moliere brachte ihn gänzlich um allen guten Ruf, indem er ihn in den gelehrten Weibern zum Gegenstand des allgemeinen Gelächters machte.

Die fünfte Scene im dritten Act dieses Stücks machte vor allen übrigen das meiste Aufsehen. Trissotin und Vadius sind darin nach der Natur und wahren Originalen geschildert. Denn der Abbe Cotin war wirklich Verfasser des Sonnets an die Prinzeßin Urania. Er hatte es für die Frau von Namours gemacht, und es Mademoiselle gezeigt, einer Prinzeßin, welche viel Gefallen an dergleichen Kleinigkeiten hatte, und auch ausserdem den Abbe so sehr schätzte, daß sie ihn mit dem Namen eines Freundes beehrte. Kaum hatte er ihr seine Verse vorgelesen, als Menage hereintrat, dem die Prinzeßin sogleich das Gedicht zeigte, doch ohne ihm den Verfasser zu nennen. Menage fand diese Verse, so wie sie es denn auch in der That waren, abscheulich. Hierüber geriethen nun beyde Dichter in Hitze und sagten sich einander ungefehr die nehmlichen Douceurs, die Moliere so schön in Reime gebracht hat.

Ausser

Ausser einigen kleinen Verbesserungen in der Versification dieses Stücks, soll Despreaux auch Molieren die Idee zu der Scene zwischen Trissotin und Radius geliefert haben. Diese Scene hat sich wirklich zwischen Gilles Boileau, dem Bruder des eben gedachten Satyrikers, und dem Abbe Cotin zugetragen. Moliere war in Verlegenheit ein schlechtes Gedicht aufzutreiben, um es zum Gegenstand seiner Critik zu machen. Despreaux gab ihm das obengedachte Sonnet des Abts, nebst noch einem Madrigal von eben demselben, wovon denn Moliere einen ganz vortreflichen Gebrauch machte.

Moliere ließ eins von Cotins Kleidern kaufen, damit es der Acteur, der in diesem Stück die Person des Abbe's spielen solte, anziehen könnte. Anfänglich wurde Cotin nur unter den Namen Tricotin aufs Theater gebracht; nachher aber veränderte Moliere denselben, unter den Vorwand ihn unkenntlicher zu machen, boshafterweise in Trissotin, welches ungefehr soviel als, trois fois sot: ein dreyfacher Narr, sagen will. Nie wurde wohl irgend jemand, den berüchtigten Montmaur ausgenommen, so sehr zum besten gehalten, als der arme Cotin, auf den man noch kurz nach seinem Tode im Jahr 1682 nachstehende Verse machte:

Scavez vous en quoi Cotin
Differe de Trissotin?
Cotin a fini ses jours
Trissotin vivra toujours.

Was den Vadius anbetrift, so ist es wohl gewiß, daß kein andrer als Menage damit gemeint war, ob er es gleich nicht wahrhaben wolte, sondern, wenn man davon sprach, zu sagen pflegte: „Man sagt, daß die gelehrten Weiber des Moliere, die Frauen von... seyn sollen, und mir will man weiß machen, daß ich der sanftsprechende Gelehrte wäre; doch dies sind Dinge, die Moliere geradezu leugnet."

Moliere brachte in seinen gelehrten Weibern, eigentlich das Hôtel de Rambouillet, den damahligen Sammelplatz aller schönen Geister auf die Bühne. Moliere hatte selbst dort freyen Zutritt, und war jederzeit wohl aufgenommen worden; da er aber hörte, daß Cotin und Menage sich daselbst einige sehr beissende Sticheleyen gegen ihn erlaubt hätten, so setzte er von Stund an keinen Fuß mehr in dies Hauß und rächte sich an den beyden Spöttern auf nur eben gedachte Art. Cotin verdankte seinen Zutritt bey der Frau von Rambouillet dem Menage, der ihn daselbst eingeführt hatte. Letzterer gieng gleich nach der ersten Vorstellung der gelehrten Weiber zu dieser Dame, die ebenfalls in der Comödie gewesen war und ihn mit den Worten anredete: „Wie, mein Herr, Sie können es dulden, daß uns der unverschämte Moliere auf diese Weise mitspielt?" Menage antwortete hierauf weiter nichts als folgende wenige Worte: „Madame, ich habe das Stück gesehen, es ist vortreflich; man wird nichts darin finden, was widerlegt oder bekrittelt werden könnte." Ist diese Anecdote gegründet, so macht seine Antwort dem Menage gewiß Ehre.

Bayle hat sich ein Vergnügen daraus gemacht die Wirkung zu schildern, welche dieses Stück auf Cotin und seine Bewunderer machte. Diese Stelle ist wirklich lesenswerth, da wir aber die Hauptumstände bereits berührt haben und diesen Aufsatz auch nicht gerne unnöthig vergrößern wollen, so verweisen wir die Neugierigen auf die Réponse aux questions d'un Provincial, Tom. I. Chap. 29, Pag. 245, 250, oder auch auf den ersten Band der Anecdotes dramatiques, pag. 357 &c.

29.

Die Gräfin von Escarbagnas.

Ein Lustspiel in Prosa und einen Act, 1672.

Dieses kleine Stück ist ein naives Gemählde des Lächerlichen in der Provinz. Umsonst suchten viele Leute von Geschmack es zu verschreyen, der gemeine Mann, für den es eigentlich gemacht ist, ströhmte Haufenweise herbey und sah es jedesmahl mit erneuertem Vergnügen. Die Rolle der Gräfin spielte ein gewisser Hubert, ein vortreflicher Acteur in chargirten Weibercharakteren, für den, wie man behauptet, Moliere eigentlich die Rollen der Frau Pernelle, der Frau Jourdain, der Frau von Sotenville, und die der Gräfin d'Escarbagnas geschrieben haben soll.

Frau von Villarceaux, deren Gemahl begünstigter Liebhaber der berühmten Ninon von l'Enclos war, hatte eines Tages viel Gesellschaft bey sich. Man wünschte ihren

ren Sohn zu sehen. Auf ihren Befehl erschien er, begleitet von seinem Hofmeister. Alle Anwesende machten ihm Complimente über seinen Verstand. Die Mutter, die diese Lobsprüche gerne wahr machen wolte, verlangte von dem Lehrer, daß er seinen Zögling einige Fragen über die in seinen letzten Lehrstunden abgehandelten Gegenstände vorlegen solte. „Nun, Herr Marquis“ — sagte der ernsthafte Pädagog: — „Quem habuit successorem Belus Rex Assyriorum? Ninum, antwortete der junge Marquis. Frau von Villarceaux, durch die Aehnlichkeit dieses Namens mit dem der Ninon getäuscht, konnte ihren Unwillen unmöglich verbergen. „In der That“ — sagte sie — „daß ist ein herrlicher Unterricht, den man meinem Sohn giebt, indem man ihn mit den Thorheiten seines Vaters unterhält.“ Umsonst suchte sich der ehrliche Pedant, der gewiß an nichts Böses gedacht hatte, zu rechtfertigen; nichts war fähig den Zorn der Dame zu besänftigen. Dieser lächerliche Auftritt wurde bald in der ganzen Stadt bekannt. Ninon erfuhr ihn gleichfalls und lachte noch lange nachher darüber. Moliere aber zog den besten Nutzen davon, weil er dadurch Stoff zur neunzehnten Scene der Gräfin von Escarbagnas erhielt.

30.

Der Kranke in der Einbildung (le Malade imaginaire).

Ein Lustspiel in Prosa und drey Acten, mit Intermezzos, die Musik von Charpentier, 1673.

Dies ist Molierens letztes Werk. An dem Tage, da er zum drittenmahl den Kranken in der Einbildung spielen

spielen solte, fühlte er sich von seiner alten Brustkrankheit mehr als sonst gewöhnlich beschwert. Er verlangte daher, daß an diesem Tage die Vorstellung des Stücks mit dem Glockenschlag vier den Anfang nehmen sollte. Vergebens drangen seine Frau und sein Freund Baron in ihn, sich zu Bett zu legen und gar nicht auf dem Theater zu erscheinen. „Ach!“ — rief er aus — „was würde wohl aus so viel armen Leuten werden, die für mich arbeiten? Mit Recht müßte ich mir dann den Vorwurf machen, daß sie durch meine Nachläßigkeit einen Tag hätten hungern müssen.“ Die Gewalt die er sich anthat, seine Rolle bald zu beendigen, vermehrte nur noch sein Uebel, und eben da er im Divertissement des dritten Acts das Wort juro aussprach, bemerkte man deutlich, daß er Zuckungen bekam. Man brachte ihn eiligst nach Hause, wo er den 17. Febr. 1673 an einem Blutsturz erstickte.

Gleich nach seinem Tode veranstalteten seine Mitschauspieler ein prächtiges Leichenbegängniß. Aber der Erzbischof zu Paris, Harlai, verweigerte die Erlaubniß, ihn in geweihter Erde einzuscharren. Die Witwe eilte hierauf sogleich nach Versailles, warf sich dem König zu Füßen, und beklagte sich über die Schande, die man dem Andenken ihres Mannes zufügte, indem man ihm das Begräbniß in der Kirche versagte. Der König verwieß sie deshalb an den Erzbischof, von dem es einzig und allein abhienge; doch ließ er diesem Prälaten unter der Hand zu wissen thun, daß Se. Majestät wünschten, diese Sache mögte ohne Aufsehen und Aergerniß vermittelt und abgemacht werden. Der

Erz-

Erzbischof nahm also sein Verbot zurück, doch mit dem Beding, daß das Begräbniß ohne Pomp und Geräusche vor sich gehen solte. Der Leichnam wurde daher auch durch zwey Priester ohne Klang und Gesang zur Ruhestätte begleitet und auf den Kirchhof hinter der St. Josephskapelle, in der Straße Montmartre, eingesenkt. Alle Freunde des Verstorbenen, ein jeder mit einem Licht in der Hand, waren dabey gegenwärtig. Die Witwe des Moliere sagte bey dieser Gelegenheit: „Was! man schlägt das Begräbniß einem Manne ab, der Altäre verdient.“

Zwey Monate vor Molierens Tode besuchte ihn Despreaux, und fand ihn von einem heftigen Husten geplagt, welcher sowohl als die unaufhörliche Anstrengung seiner Brust, ihm ein nahes Ende drohten. Moliere, der sonst von Natur sehr frostig war, bezeigte bey dieser Gelegenheit dem Despreaux mehr Freundschaft als jemahls, welches denn den letztern bewegte zu ihm zu sagen: „Mein armer Herr Moliere, ich sehe Sie in einem beklagenswürdigen Zustande. Ihr unaufhörliches Nachsinnen, die tägliche Anstrengung Ihrer Lunge auf dem Theater, alles dieses solte Sie zu dem Entschluß bewegen der Bühne, als Schauspieler zu entsagen. Giebt es denn ausser Ihnen niemand in ihrer Truppe mehr, dem Sie die ersten Rollen anvertrauen könnten? Seyn Sie doch zufrieden sie zu verfertigen, und überlassen Sie die Vorstellung derselben irgend einem Ihrer Mitschauspieler. Dies wird Ihnen beym Publico nur noch mehr Ehre machen, welches Ihre Acteurs für Ihre Söldner (Gagistes) ansehen wird, und diese, die

sonst

sonst gegen Sie eben nicht die gelenksamsten zu seyn pflegten, werden alsdann gewiß empfinden, wie tief sie unter Ihnen stehen." — „Ach! mein Herr," — antwortete Moliere — „was sagen Sie mir doch da vor; meine Ehre verlangt es durchaus, daß ich nicht abgehe." — „In der That eine lustige Ehre," — murmelte der Satyriker in den Bart — „sich täglich das Gesicht zu schwärzen, um das Fratzengesicht eines Sgaranels zu machen, und seinen Rücken den Stockschlägen in der Comödie Preiß zu geben."

Als Moliere starb, machten verschiedene elende Dichter Grabschriften auf ihn. Einer von ihnen überreichte eine in seiner Art verfertigte Grabschrift dem Prinzen von Conde. „Wolte Gott! mein Herr," — sagte der Prinz — „daß Moliere mir die Ihrige brächte."

Während dem Moliere an seinen Kranken in der Einbildung arbeitete, sann er auf einen Namen, den er dem lustigen Apotheker in diesem Stück geben wolte. Eines Tages begegnete er einem Apothekerburschen, der eine Klystirsprütze trug, und auf die Frage wo er hin wolte, zur Antwort gab, er wolte einer Comödiantin Schönheit einsprützen. Moliere fragte ihn sogleich nach seinen Namen und jener erwiederte: er hieße Fleurant. Hierauf umarmte ihn Moliere, indem er zu ihm sagte: „Ich suchte so eben einen Namen für eine Person, so wie Sie sind, und danke Ihnen recht sehr, daß Sie mir den Ihrigen gesagt haben." — Der Klystirsetzer, den er in diesem Stück aufs Theater brachte, erhielt also den Namen Fleurant. Sobald

bald man diese Geschichte erfuhr, beeiferten sich alle Pflastertreter zu Paris das Original vom Fleurant in der Comödie aufzusuchen. Der junge Mensch machte eine Menge Bekanntschaften. Sein durch Molieren berühmt gewordener Namen und die Kenntnisse, die er besaß, verursachten, daß er in kurzer Zeit, sobald er selbst eine Apotheke hatte, ein glänzendes Glück machte. Auf diese Weise öfnete ihm Moliere, indem er seinen Namen dem öffentlichen Gelächter bloß stellte, den Weg zum Reichthum.

Das macaronische Latein, welches am Ende dieses Stücks so viel zu lachen macht, theilte ihm Despreaux mit, während dem sie beyde mit der Ninon von l'Enclos und der Frau de la Sabliere zusammen zu Mittag speißten.

In dem nehmlichen Stück kommt der bis zur Ausschweifung grobe Apotheker Fleurant, mit der Sprütze in der Hand, zu dem Kranken, um ihm ein Klystir zu setzen. Ein ehrlicher Mann, der Bruder des Kranken, überredet ihn es nicht zu nehmen. Hierüber wird der Apotheker böse und sagt ihm alle mögliche Impertinenzen, deren Leute dieser Art, zu sagen nur irgend fähig sind. Bey der ersten Vorstellung antwortete der ehrliche Mann dem Apotheker: „Sehen Sie, mein Herr, man sieht wohl, daß Sie nur mit dem H... n zu reden gewohnt sind.“ (que vous n'avez coutume du parler qu'à des Culs) Dieser Ausdruck indignirte damahls alle Zuhörer, anstatt daß sie bey der zweyten zufrieden waren, da sie diese Stelle folgendergestalt verändert fanden. „Gehen Sie, mein Herr, man sieht wohl,

daß Sie nicht gewohnt sind mit den Gesichtern zu sprechen." (Que vous n'avez pas Coutume de parler à des Visages.)

Der Mann der Actrise Beauval *) war ein sehr mittelmäßiger Acteur. Moliere, der seine Schwachheit nur zu gut kannte, gab ihm jederzeit nur solche Rollen, in welchen er wenigstens dem Publico erträglich vorkam. Diejenige die ihn den meisten Ruhm brachte, und die er auch wirklich vorzüglich spielte, war der Thomas Diafoirus im eingebildeten Kranken. Man sagt, daß Moliere, bey Wiederholung dieses Stücks, mit allen übrigen darin spielenden Acteurs, vorzüglich aber mit Madame Beauval, welche die Toinette machte, mißvergnügt war. Diese Schauspielerin, die wenig vertragen konnte, beantwortete seinen Vorwurf mit vieler Hitze und setzte am Ende hinzu: „Sie quälen uns alle, und meinem Mann sagen Sie, kein Wort." — „Ich würde Ihn nur dadurch in seinem Spiel irre machen"

*) Die Vermählung dieser Actrise mit ihrem Mann war vielleicht die einzige in ihrer Art. Da sie die Einwilligung des Vaters zu dieser Heyrath nicht erhalten konnten, so muste sich ihr Liebhaber am Sonntage unter der Kanzel in einer Dorfkirche verstecken. Sobald die Predigt geendigt war, erklärte Sie laut vor Gott und allen Menschen, daß sie den Herrn Beauval zu ihrem ehlichen Gemahl annehme. Dieser kroch nun unter der Kanzel hervor und sagte das nehmliche. Auf diese Weise gieng ihre Vermählungsceremonie, wenn gleich nicht durch Beyhülfe des Pfarerrs, doch wenigstens unter seinen Augen vor sich.

chen" — erwiederte Moliere — „und das würde mir sehr leid thun; die Natur hat Ihm in dieser Rolle bessere Lehren gegeben, als ich Ihm würde ertheilen können.

Kurz vor der Vorstellung des **Kranken in der Einbildung** war der Mißbrauch eingerissen, daß die Mousquetairs, die Gardes du Corps, die Gendarmes und die Chevaux Legers, ohne zu bezahlen in die Comödie giengen, so daß das Parterre immer von ihnen angefüllt war. Dies bewog Molieren einen königlichen Befehl auszuwirken, dem zufolge niemand von den Haustruppen des Königs sich mehr unterstehen solte das Parterre zu betreten, bevor er nicht die Entreegebühr berichtiget hätte. Diese Herren wolten sich durchaus nicht ein ihrem Beutel so hartes Gesetz von den Comödianten vorschreiben lassen, und hielten es sogar für eine Beschimpfung, daß diese nun keck genug waren, es zu verlangen. In dieser Stimmung rotteten sich die hitzigsten Köpfe zusammen. Entschlossen, sich den Eingang mit Gewalt zu öfnen, eilten sie haufenweise nach dem Comödienhause und griffen die Leute, welche den Eingang bewachten, wüthend an. Der Thürsteher am Parterre wehrte sich zwar eine zeitlang recht brav, von der Menge aber am Ende überwältiget, warf er sein Gewehr weg, und glaubte unbewafnet, doch wenigstens sein Leben zu retten. Der arme Mann betrog sich; er fiel von mehr als hundert Degenstichen durchbohrt, indem ein jeder von diesen Rasenden sich beeiferte ihm einen Stoß zu geben. Nun machten sie sich fertig, das Theater ebenfalls zu stürmen um die Comödianten eben so zu behandeln. Zum Glück aber war der

Acteur

Acteur Bejart, der in dem Stück, welches eben gegeben werden sollte, die Rolle eines alten Mannes spielte, kühn genug ihrer Wuth in den Weg zu treten. Mit thränenden Augen erschien er auf der Bühne, und sagte: „Ach! meine Herren, schonen sie doch wenigstens einen armen Greiß, von fünf und siebzig Jahren, der nur noch wenige Tage zu leben übrig hat.“ — Diese comische Anrede in dem Munde eines sonst noch jungen Schauspielers besänftigte in etwas die aufgebrachten Gemüther. Nun kam auch Moliere zum Vorschein, berief sich auf den Befehl des Königs, und betrug sich überhaupt dabey so standhaft, daß die Unbesonnenen endlich ihren begangenen Fehler einzusehen anfiengen und sich fort begaben.

Dieser fürchterliche Auftritt hatte das arme Theatervölkchen in den äussersten Schrecken gesetzt. Die Damen besonders hielten sich schon für todt, und suchten sich nur, so gut sie konnten, zu retten. Sobald aber die Ruhe nur einigermaßen wieder hergestellt war, berathschlagten sich die geängsteten Schauspieler unverzüglich über die Maaßregeln, die sie bey einem so gefährlichen Ereigniß zu ergreifen hätten. „Ihr habt mir nicht eher Ruhe gelassen,“ — sagte Moliere, — „bis ich dem Könige den Befehl abgebettelt habe, der uns beynahe alle ins Verderben gestürzt hätte; jetzt ist die Frage, was wir zu thun haben?“ — Verschiedene waren der Meynung, man solte künftig den königlichen Haustruppen den freyen Zutritt ins Schauspiel für immer verstatten; aber Moliere blieb fest auf seinem Entschluß. Er sagte ihnen: daß da der König einmahl

gedachten Befehl zu ihrem Nutzen gegeben hätte, so müßte man auch genau auf die Vollziehung desselben sehen, woferne der König nicht ihn zu widerrufen für gut finden solte. „Ich will mich“ — setzte er hinzu — „sogleich nach Hofe verfügen, um Sr. Majestät von allem vorgefallenen Bericht abzustatten.“ — Der König, als er umständlich von dem Tumult unterrichtet war, gab den Commandanten besagter vier Corps Befehl, ihre Leute Morgen des Tages zusammen zu rufen und unter Gewehr treten zu lassen, damit man die Aufrührer alsdenn desto eher hervorsuchen, sie zur Strafe ziehen, und überhaupt den obigen Befehl nochmahls bekannt machen könnte. Moliere, der gerne laute Reden zu halten pflegte, hielt auch an diesem Tage eine an der Spitze der unter Gewehr stehenden Gendarmes. Er sagte zu ihnen: „daß der Befehl, um welchen er bey Sr. Majestät Ansuchung gethan hätte, sich eigentlich weder auf sie noch die übrigen königlichen Haustruppen bezöge, welchen man keinesweges den Zutritt im Comödienhause zu versagen dächte. Er und seine Cameraden würden sich vielmehr freuen, wenn sie das Schauspiel recht oft mit ihrer Gegenwart beehren wolten. Leider aber gebe es eine unzählige Menge böser Menschen, welche täglich sowohl ihren Namen als das Bandolier der Herren vom Garde du Corps mißbrauchten, das Parterr vollmachten, und der Gesellschaft ungerechter Weise ihren rechtmäßigen Gewinst entzöge. Er könnte übrigens“ — setzte er hinzu — „unmöglich glauben, daß Edelleute, die die Ehre hätten dem König zu dienen, jenen Elenden gegen die Schauspieler Sr. Majestät Beystand leisten würden. Auch wäre der freye Zutritt

tritt in der Comödie ohne Bezahlung, keinesweges ein Vorrecht, zu dessen Behauptung Personen von ihrem Charakter, es sogar bis zum Blutvergiessen kommen lassen müßten. Diesen kleinen Vortheil solte man lieber den Schriftstellern überlassen, die das Recht hätten ihn zu fodern, oder auch denjenigen, die sich nicht in der Verfassung befänden, 15 Sols ausgeben zu können, und denen man daher bloß aus Mitleid den freyen Zutritt verstattete." Diese Rede that all die Wirkung, die sich der Redner davon versprochen hatte, und von diesem Augenblick an ließ es sich keiner von diesen Herren mehr einfallen, ohne Bezahlung die Comödie zu besuchen.

Madame Poisson, eine Tochter des Ducroisy, Comödianten von Molierens Gesellschaft, die 1671 eine der Grazien in der Psyche spielte, und mit einem der besten comischen Acteurs damahliger Zeit verheyrathet war, hat nachstehendes Gemählde von Molieren gegeben: „Er war weder zu fett noch zu mager, mehr groß als klein; seine Stellung war edel, seine Beine schön und sein Gang gravitätisch. Er hatte eine sehr ernsthafte Miene, eine starke Näse, großen Mund, dicke Lippen, eine braune Gesichtsfarbe, schwarze, starke Augenbraunen, deren verschiedene Bewegungen, die er ihnen zu geben wußte, über seine Physiognomie ausserordentlich viel Comisches verbreiteten. Was seinen Charakter anbelangt, so war er sanft, höflich und edelmüthig. Oeffentliche Reden zu halten war seine Herzensfreude, und wenn er seine Stücke den Comödianten vorlaß, so verlangte er, daß ihre Kinder jederzeit dabey zugegen wä-

wären, um aus ihren natürlichen Bewegungen auf die Wirkungen schließen zu können, welche das Stück bey der Vorstellung hervorbringen könnte.“

Kaum war Moliere todt, so überschwemmte man Paris mit Grabschriften auf ihn, die alle durchgehends schlecht genug waren. Unter ihrer ganzen ungeheuren Anzahl zeichnete sich nur ein Gedicht von dem P. Bouhours, und nachstehende Grabschrift von dem berühmten la Fontaine aus:

Sous ce tombeau gisent Plaute & Térence;
Et cependant le seul Moliere y git.
Leurs trois talens ne formoient qu'un esprit
Dont le bel art réjouissoit la France.
Ils sont partis; & j'ai peu d'espérance
De les revoir, malgré tous nos efforts.
Pour un long tems, selon toute apparence,
Térence & Plaute & Moliere sont morts.

Zwey oder drey Jahr nach Molierens Tode fiel ein sehr strenger Winter ein. Seine Witwe ließ hundert Fuhren Holz auf sein Grab zusammen fahren und es zur Erwärmung der armen Bewohner des dortigen Theils der Stadt anzünden und verbrennen. Die Hitze des Feuers war so heftig, daß sie den Grabstein mitten voneinander sprengte.

Hier sind noch einige Anecdoten, die theils auf sein früheres, theils auf sein späteres Leben Bezug haben.

Moliere hatte einen Großvater, der sehr die Comödien liebte und ihn oft, wenn er ins Schauspiel im Hôtel de Bourgogne gieng, mit nahm. Sein Vater, welcher befürchtete, daß diese Ergözlichkeiten seinen Sohn leicht die Aufmerksamkeit, die er auf sein Gewerbe wenden solte, rauben könnten, fragte eines Tages den guten Alten, warum er seinen Großsohn so oft mit in die Comödie nehme? „Haben Sie vielleicht gar Lust“ — sagte er — „einen Comödianten aus ihn zu machen?“ — „Wolte Gott!“ — antwortete der Großvater — „daß er ein eben so guter Comödiant werden möchte, als Bellerose *) ist.“ Diese Antwort gab dem Jüngling nicht wenig Aufmunterung und ward vielleicht auch die erste Grundursache seines künftigen Entschlusses.

Molierens Vater, unwillig daß sein Sohn in der Provinz von einer Stadt zur andern mit den Comödianten herumzog, schickte mehrere gute Freunde an ihn ab, die ihn von diesen Gedanken abbringen solten. Da alles nichts half, so überredete der Alte endlich den Lehrmeister, von welchem Moliere den ersten Unterricht erhalten hatte, noch einen Versuch anzustellen, in Hofnung, daß dieser ihn, durch das Ansehen, das er ehemahls über ihn gehabt hatte, wie-

*) Er befand sich schon im Jahr 1629 beym Theater im Hôtel de Bourgogne, dessen Prinzipal er in der Folge wurde, und wo er die ersten tragischen und comischen Rollen mit dem ausgezeichnetsten Beyfall spielte, vorzüglich in den Corneillischen Stücken. Er verließ das Theater im Jahr 1643, und starb erst lange nachher.

der zum Gehorsam gegen seine Eltern bringen würde. Doch statt daß dieser Mann ihn sölte überredet haben, sein Profession zu verlassen, brachte Moliere ihn vielmehr selbst dahin, den Doctor auf seinem Theater zu spielen; indem er ihm vorstellte, daß das wenige Latein, welches er verstünde, ihn zu dieser Rolle vollkommen geschickt mache, und daß die Lebensart eines Comödianten weit angenehmer sey als die eines Mannes, der junge Leute zum Unterricht in Pension nimmt.

Moliere predigte als ein Comödiant, sowohl auf dem Theater, als ausser demselben; aber er sprach immer als ein rechtschaffener Mann, lachte als ein rechtschaffener Mann, und hatte überhaupt alle Empfindungen eines rechtschaffenen Mannes. Despreaux schätzte seine Prosa weit mehr als seine Verse, weil sie viel regelmäßiger und correcter war, statt daß der Zwang beym Reim ihn oft nöthigte, auf den schönsten Vers einen von weit geringerem Gehalt folgen zu lassen. Obgleich Moliere sonst der angenehmste Gesellschafter war, besonders wenn ihm die Leute gefielen, so pflegte er doch selten in Gesellschaften viel zu sprechen, es mußte denn seyn, daß er mit Personen zusammen war, die er vorzüglich hochschätzte. Daher kam es, daß ihn diejenigen, die ihn nicht kannten, einen Träumer und melancholischen Menschen nannten; aber wenn er gleich wenig sprach, so war doch alles was er sprach angemessen und gut. Eigentlich besuchte er große Gesellschaften hauptsächlich in der Absicht, um das Betragen der Menschen und ihre Sitten zu studiren; Beobachtungen, die er nachher in seinen Schriften vor-

vortreflich anzubringen wußte, so daß man sie mit allem Fug und Recht eine wahre Schule zum Unterricht der Menschen nennen kann.

Ludwig XIV. sah einst Molieren mit einem Arzt sprechen der Mauvillain hieß. Der Monarch fragte, was er mit dem Manne vorhätte? „Sire,“ — antwortete Moliere — „er verordnet mir Arzeney; ich nehme sie nicht ein und befinde mich besser darnach.“ Mauvillain war Molierens Freund und theilte ihm immer alle medicinische Kunstwörter mit, die er nöthig hatte. Sein Sohn erhielt auf Molierens Vorbitte ein Canonicat zu Vincennes.

Molierens Herz war vortreflich, wovon nachstehende zwey Beyspiele zur Genüge zeugen: Baron meldete ihm eines Tages einen Menschen an, der sich wegen seiner äusserst elenden Umstände kaum sehen zu lassen getrauete. „Er heißt Mondorge“ setzte er hinzu. „Ich kenne ihn,“ — sagte Moliere, — „er war mein Camerad in Languedoc und ist ein ehrlicher Mann. Was meinen Sie, wieviel man ihm wohl geben muß?“ — „Vier Pistolen,“ antwortete Baron, nachdem er einen Augenblick darüber nachgedacht hatte.„ Wohlan“ — erwiederte Moliere — „ich gebe ihm soviel für mich, und Sie geben ihm für sich noch diese zwanzig andre.“ — Mondorge erschien; Moliere umarmte ihn, sprach ihm Trost zu, und fügte zu dem obigen Geschenk ein prächtiges Theaterkleid, in welchem er tragische Rollen spielen konnte. — Moliere befand sich einst auf einer kleinen Reise in Gesellschaft des berühmten Tonkünst-

lers Charpentier. Unterwegens reichte er einem armen Mann ein Almosen und fuhr weiter. Einen Augenblick nachher, hörte er jemand schreyen, sah sich um, und erblickte den Bettler, der keuchend hinter dem Wagen her lief und ihm zurief: „Mein Herr, Sie haben sich gewiß vergriffen, denn Sie haben mir doch wohl kein Goldstück geben wollen?“ Von der Rechtschaffenheit dieses Unglücklichen gerührt, rief Moliere aus: „O, Tugend! wohin wirst du dich noch verkriechen? Da, mein Freund, da habt ihr noch ein andres.“ —

Der erste erledigte Platz in der französischen Academie war für Molieren bestimmt. Die Mitglieder derselben, die anfänglich Bedenklichkeiten geäussert hatten, setzten sich endlich über seine Profession hinaus; doch wurde ihm angedeutet, künftig keine andre Rollen als die feinen comischen zu spielen. Aber sein schneller Tod raubte ihm eine so wohlverdiente Stelle und der Academie ein würdiges Mitglied.

Moliere pflegte seine Stücke einer alten Magd, welche Laforet hieß, vorzulesen. Wurde sie von den scherzhaften Stellen nicht zum Lachen gereizt, so änderte er sie, weil er aus Erfahrung wußte, daß diese Stellen auch auf dem Theater keine Wirkung thun würden. Eines Tages kam er, um den Geschmack dieser Magd zu erproben, auf den Einfall, ihr einige Scenen aus einer neuen Comödie vorzulesen, die er zwar für sein Machwerk ausgab, die aber eigentlich von einem seiner Mitschauspieler Namens Brecourt,

dem Verfasser mehrerer mittelmäßiger Comödien, herrührte. Aber die Magd ließ sich nichts weiß machen; kaum hatte sie einige Worte gehört, so behauptete sie keck: es wäre ganz unmöglich, daß ihr Herr ein solches Stück gemacht haben könnte.

Moliere wolte eines Tages seiner Pflicht gemäß nebst noch einem andern Kammerdiener das Bett des Königs machen; aber sein Camerad lief davon, weil er, wie er sagte, es nicht mit einem Comödianten machen möchte. Belloçy, ein andrer Kammerdiener, ein witziger Kopf, der sehr artige Verse machte, kam den Augenblick dazu, und sagte: „Mein Herr Moliere, erlauben Sie mir, daß ich die Ehre habe, mit Ihnen das Bett des Königs zu machen." Diese Begebenheit kam dem Könige zu Ohren, der die verächtliche Behandlung des Moliere sehr ungnädig aufnahm.

Moliere hatte in seiner Jugend den Versuch gemacht das Gedicht des Lucrez zu übersetzen, aber ein unglücklicher Zufall hinderte ihn diese Arbeit zu vollenden. Einer von seinen Bedienten nahm aus Unwissenheit einen Heft davon und zerschnitt ihn. Ueber diese Dummheit aufgebracht, warf Moliere den ganzen Ueberrest ins Feuer. Er hatte bey dieser Uebersetzung, um sich weniger Zwang anzuthun, die philosophischen Stellen in Prosa und alle schönen Beschreibungen in Versen übersetzt.

Ausser seinen ausgezeichneten Talenten als Lustspieldichter und Acteur hatte sich Moliere auch von jeher mit vielem

vielem Fleiß auf die philosophischen Wissenschaften gelegt. Er war ein eifriger Cartesianer, und Chapelle ein Anhänger des Gassendi; beyde stritten sich daher beständig mit einander. Auf einer Reise zu Schiff, wo sie sich zufälliger Weise in Gesellschaft eines Bruders vom Minimenorden befanden, erhob sich dieser Streit vom neuen. „Ich erwähle den ehrlichen Pater zum Schiedsrichter," — sagte Moliere — „er entscheide, ob dies System des Cartesius nicht hundertmahl sinnreicher ist, als alles, was Gassendi vorgebracht hat, um uns die Träume des Epicur einzuschwatzen. Seine Moral möchte noch immer angehen, aber das übrige hat nicht den geringsten Werth. Ist es nicht wahr, lieber Pater?" — Der Ordensbruder antwortete weiter nichts als durch ein Hm! Hm! woraus unsre Philosophen schlossen! er möchte wohl ein Kenner in solchen Dingen seyn, wäre aber zu vorsichtig, sich in einen so hitzigen Streit zu mischen. „O! zum Henker, mein lieber Pater," — fiel Chapelle ein, der sich durch den anscheinenden Beyfall des Geistlichen schon für geschwächt hielt, — „Moliere muß doch gestehen, daß Cartesius sein System nur als ein Mechanicus ersunden hat, der eine schöne Maschine verfertigt, ohne sich zu kümmern, ob man künftig wird Gebrauch davon machen können, oder nicht. Das System dieses Mannes, streite gegen viele Naturbegebenheiten, die der ehrliche Mann nicht vorausgesehen hat." Durch ein abermahliges Hm! Hm! schien sich der Ordensbruder nun auf Chapellens Seite zu wenden. Moliere, ärgerlich seinen Gegner triumphiren zu sehen, verdoppelte seinen Eifer, den armen Gassendi mit noch triftigern Gründen zu Boden zu schlagen, und

gerieth

gerieth darüber in solche philosophische Hitze, daß der erschrock-ne Klosterbruder sich gezwungen sah, durch ein drittes sehr höfliches Hm! Hm! seinen Beyfall zu geben, wodurch den der Streit zu Molierens Vortheil entschieden zu seyn schien. Chapelle ward nun ebenfalls hitzig und fieng, um den Richter auf andre Gedanken zu bringen, so sehr zu schreyen an, daß seine Billigkeit auch dadurch wirklich wankend gemacht wurde. „Ich räume es ein,“ — sagte Chapelle — „daß Cartesius unter allen Menschen am besten geträumt hat; aber zum Teufel! er hat seine Träume überall zusammen gestohlen, und das ist nicht brav; nicht wahr lieber Pater?“ — Der Mönch, der gern alles einräumte, gab auch diesesmahl wieder sein altes Beyfallzeichen, ohne doch ein Wort zu sprechen. Moliere, ohne Rücksicht zu nehmen, daß er in der That das meiste Recht auf seiner Seite hatte, wurde nur noch immer hitziger und kehrte den Augenblick das Argument gegen seinen Gegner um. Die beyden Philosophen waren nun in ihrem Zank beynahe bis zum Schimpfen und bis zu Convulsionen gekommen, als sie endlich beym Minimenkloster ankamen. Der Klosterbruder bat nun um die Erlaubniß auszusteigen, bedankte sich sehr höflich für geleistete Gesellschaft, und bezeigte seine Achtung gegen ihre gründliche Gelehrsamkeit. Hierauf nahm er seinen Schnappsack unter den Füßen des Schiffers weg und stieg ans Land. Es war ein Layenbruder, der milde Gaben für sein Kloster zusammengebettelt hatte, und die beyden erhitzten Streiter hatten auf das Merkmahl woran man ihn erkennen konnte, nicht einmahl Acht gegeben. Voll Scham einen so unnützen Streit in Gegenwart eines Menschen geführt zu haben, der nicht das

Geringste davon verstand, sahen sie sich eine ganze Weilstumm einander an. Endlich sammlete sich Moliere und sagte zum Schauspieler Baron, der ebenfalls mit von der Gesellschaft war, aber als ein noch junger Mensch sich aus Bescheidenheit nicht in den Streit gemengt hatte: „Lernen Sie hieraus, was Stillschweigen thut, wenn es zur rechten Zeit beobachtet wird.“ — „Und Sie, Moliere“ — sagte Chapelle — „sind immer so listig, mich zu reizen, daß ich mich in Gegenwart solcher Esel herauslasse, die nicht zu beurtheilen verstehen, ob ich Recht oder Unrecht habe. Eine ganze Stunde lang habe ich nun meine Lunge angegriffen, und doch weiß ich bis jetzt noch nicht woran ich bin.“

Der Advocat Furcroi, ein wegen seiner starken Lunge sehr fürchterlicher Mann, war ein sehr guter Freund von Moliere und oft sein Gesellschafter. Einst hatten beyde über Tisch in Gegenwart des Despreaux einen Streit mit einander. Moliere, der sich zwar nicht für überwunden hielt, aber doch überschrien wurde, wendete sich zu dem Satyriker und sagte: „O, Freund! was kann wohl die Vernunft mit einer schwachen Stimme vereiniget, gegen eine solche Kehle ausrichten.“

Racine war ungeachtet seiner mit Moliere eine Zeitlang gehabten Streitigkeiten, dennoch beständig einer der größten Verehrer seiner dichterischen Talente. Als ihn der König einst fragte: Wen er wohl unter den Schriftstellern die Frankreich während seiner Regierung Ehre gemacht hätten,

ten, für den größten hielt? nannte er den Moliere. „Das hätte ich nicht gedacht,“ — antwortete Ludwig — „aber freylich, Ihr müßt es besser verstehen als ich.“ —

Eben dieser Monarch fragte ebenfalls eines Tages den Despreaux in Gegenwart verschiedener Großen des Hofes, wen er wohl für den besten Lustspieldichter hielte? „Ich kenne nur einen“ — erwiederte der Satyriker — „und das ist Moliere; alle übrigen haben weiter nichts als Possenspiele gemacht, die um nichts besser sind als jene Sudeleyen des Scarron.“ Der König nahm eine ernsthafte Miene an, und Despreaux, der gewahr wurde, daß er einen Fehler begangen hatte, schlug die Augen nieder, so wie es alle übrigen Höflinge machten. Endlich fieng der König wieder zu sprechen an. „So ist es denn Moliere nur ganz allein“ — sagte er — „den Despreaux seiner Achtung werth hält?“ Der Satyriker nahm sich wohl in Acht seine vorige Unbesonnenheit wieder gut zu machen, weil er dadurch gleichsam würde eingestanden haben, daß er einen dummen Streich gemacht hätte, er antwortete also ganz dreist: „Ja Sire, er ist es nur allein, der als dramatisch-comischer Dichter in Frankreich Achtung verdient.“ — Der Duc de Chevreuse zog ihn bey Seite und sagte: „O! für diesesmahl war wohl ihre Klugheit eingeschlafen! — „Und wo ist der Mensch“ — erwiederte Despreaux, — „dem nicht einmahl eine Thorheit entschlüpft wäre? —

Molierens Rang im Reich der Litteratur ist schon längst festgesetzt. Wer vom Verdienst seiner Werke ein

rich-

richtiges Urtheil fällen will, darf sie nur mit allen demjenigen vergleichen, was das Alterthum in dieser Dichtungsart an Vollkommenheit aufzuweisen hat. Je gründlicher diese Untersuchung geschieht, jemehr werden die Verdienste des Moliere erkannt werden. Er entlehnte von den Alten den ersten Grundstof, einer Kunst, die er zu vervollkommnen bestimmt war. Ihnen verdankte er jenen sichern Geschmack, der seinen Geist aufklärte und ihn über alle Muster erhob. Doch bald wurde sein eignes Genie sein sicherster Leitfaden. Die Natur und das Lächerliche in dem Betragen seiner Zeitgenossen waren für ihn eine unerschöpfliche Quelle, die ihm eine Menge von Gemählden lieferte, die eben so verschieden von einander als ähnlich mit den Gegenständen waren, die er schildern wolte. Unter seinen Händen erhielt die Comödie eine ganz neue Gestalt und veredelte sich. Er studierte das Genie der Großen, machte, daß sie über ihre eignen Fehler lachen mußten, und ließ auf der Bühne die heutigen Marquis die Stelle der Sclaven der alten Comödienschreiber einnehmen. Das gemeine und bürgerliche Leben waren die einzigen Gegenstände der Lustspiele auf dem Theater der Alten. Moliere spielte auf dem seinigen die Stadt Paris und den Hof. Als einem philosophischen Zuschauer entschlüpfte nichts seinem Blick. Es giebt wenige Stände, deren Fehler er nicht aufgespürt, wenig Laster im gesellschaftlichen Leben, die er nicht getadelt haben solte. Niemand verstand wohl besser als er die Kunst, das Lächerliche selbst in den ernsthaftesten Dingen aufzufinden. Er erhaschte es sogar da, wo andre es zu finden wohl nicht einmahl gemuthmaßt haben würden. Auch

ge-

genoß er den seltnen Vortheil, mehrere Mißbräuche, die er getadelt hatte, völlig abgestellt zu sehen. Der Jargon der lächerlichen Präziösen verschwand, und der der gelehrten Weiber wurde verständlicher. Bey Hofe hörte man auf, abgeschmackte Possen zu treiben, und in der Stadt gieng man nicht mehr auf Stelzen daher. Freylich sieht man noch immer Geizige und Heuchler; aber das Laster ist auch weit schwerer auszurotten als das Lächerliche und erregt auch bey vielen weit weniger Scham. Man muß indeß gestehen, daß selbst in Molierens Meisterstücken eine reinere Sprache und glücklichere Auflösungen des Knotens sehr wünschenswürdige Dinge seyn würden. Auch tadelt man an ihm, daß er in einigen seiner Comödien zu viel sich mit dem gemeinen Volk beschäftiget habe, und dieser Vorwurf ist freylich nur zu gegründet; obgleich man dabey auch auf andre Umstände Rücksicht nehmen muß. Moliere, als das Oberhaupt einer Schauspielergesellschaft mußte nothwendig der Menge zu gefallen suchen, ohne welche eine solche Truppe nicht leben kann. Oft sah er sich auch gezwungen etwas zur Ergötzung des Hofes zu thun, der, wenn er gleich einen feinern Geschmack besaß, dennoch lieber lachen als bewundern wolte. Zwar hatten, der Arzt wider seinen Willen, Pourceaugnac, die Spitzbüberenen des Skapins ꝛc. keinen Vergleich mit dem Misanthropen, dem Tartüffe und den gelehrten Weibern ꝛc. aus. Aber mehr als ein Zug in jenen verkündigte schon den Genius, der die letztgenannten schuf. Indem er den guten Geschmack im Comischen auf der Bühne einführte, war er doch nicht vermögend den schlechten ganz zu verbannen. Manchmahl sah er sich gar gezwun-

gen dem nehmlichen Götzen Weihrauch zu streuen, dessen Altar er umstürzen wolte. Mit einem Wort er ahmte die Weisheit gewisser Gesetzgeber nach, die, um gute Gesetze in Aufnahme zu bringen, sich selbst alten Mißbräuchen zu unterwerfen pflegen.

F.

III.

Noch ein Beytrag zum Recht der Menschheit, als Fortsetzung des Seite 197. der berl. Monatschrift vom Sept. befindlichen Aufsatzes.

Das Intresse dieses erhabenen Gegenstandes, welches der in mehr als einer Rücksicht so verdienstvolle Herr D. Biester durch seine mit so vieler Feinheit und schonenden Billigkeit gegen meinen Aufsatz vorgetragene Gründe demselben ganz besonders zu geben gewußt hat, ist zu anlockend für mich, als daß ich nicht noch ein Wörtchen darüber mit sprechen solte. Ehe ich aber mich über den Hauptgegenstand weiter erkläre, so erlaube man mir einige Vorerinnerungen, die dahin abzwecken, dem Publicum den wahren Gesichtspunct darzustellen, aus welchem diese freundschaftliche Controvers anzusehen ist.

Mein voriger Aufsatz über diesen reichhaltigen Stof hatte nichts anders zur Absicht, als den im Juny Stück dieses Jahrs befindlichen Behauptungen des Hrn. Geh. Justizrä-

raths Moesers, den ich gewiß eben so hoch schätze, wie jeder Andre, einige Zweifel entgegen zu setzen, ohne mich auf die Erörterung verschiedener Grundbegriffe und deren Existenz weiter einzulassen und die Apologie des Rechts der Menschheit mit einiger Demonstration zu unterstützen. Hiernächst vermuthe ich, daß Hr. D. Biestern sowohl die Uebereinstimmung der Begriffe über diesen Gegenstand mit Hrn. Moesern, als auch die herzliche Freundschaft für diesen edlen Mann verleitet habe, Hrn. Moesers Behauptungen theils einen andern Sinn unterzulegen, theils mich eines Mißverstandes zu beschuldigen.

Die wesentlichen Bestandtheile der Moeserischen Sätze waren folgende:

1) Seite 499 wurde die Existenz des Rechts der Menschheit bezweifelt;

2) Ebendaselbst behauptet, daß bey jeder gesellschaftlichen Verbindung eine Actie oder Waare zum Grunde liege, die einer besitzen müsse, um Genosse zu seyn, oder daß eine besitzfähige Actie oder Waare das Object seyn müsse, um welcher willen Menschen einen gesellschaftlichen Vertrag eingehen;

3) Seite 500 wurde vorausgesetzt, die Europäer wären ursprünglich Landbauer und hätten also eine Landwaare zum Grund ihrer Verbindung gelegt.

4) Seite 502 wurde nicht undeutlich bemerkt, daß wenigstens der größte Theil des Tiers état, oder die in die

Brüche fallende Menge weniger Recht zur Direction der Staatscompagnie habe, als die ganzen Actionairs.

5) Seite 503 war lediglich vom persönlichen Muth, Tapferkeit und Treue im Dienst und nicht von der mehrern, oder mindern Zahl Bewafneter, welche der Schneider oder der Herzog zur Vertheidigung des Vaterlandes beytragen sollen, die Rede.

6) Behauptet Herr M. Seite 504 ausdrücklich, das Recht der Menschheit habe die Criminalgesetze verwirrt.

Gegen diese sechs Puncte waren meine Zweifel gerichtet, und ich wage es, ohne noch meine Gründe weiter dargelegt zu haben, nochmahls im voraus zu behaupten, daß Herr D. Biester ohngeachtet der scharfsinnigen und gründlichen Bemerkungen und der unterrichtenden Winke, die er sowohl mir, als dem Publicum über diese Materie gegeben, meine Zweifel ebenfalls noch nicht aufgelößt hat. Und nun zu meinem Glaubensbekenntniß über die Haupsache. Sobald vom Recht des Menschen, also von sittlichen Verhältnissen die Rede ist, verstehe ich unter Menschen nicht jene grasfressende, zweybeinigte, aufgerichtsgehende Bestie mit einem unersättlichen Instinct, so wie ihn der Naturkündiger uns darstellt, sondern ein sittliches Wesen, von der Natur versehen mit einer Vernunft, vermöge deren er handlungsfähig ist und die seine unzubefriedigende Begierde leitet; und Menschheit ist nach meiner Vorstellung das sittliche Verhältniß, in welchem alle Menschen als han-

handelnde Geschöpfe gegen einander stehen. Recht der Menschheit heißt demnach ein solcher sittlicher Zustand der Menschen, vermöge dessen unter ihnen, als vernünftigen Geschöpfen, kraft der Natur ihrer Existenz, gewisse Rechte und Verbindlichkeiten ohne Rücksicht auf besondere Verabredungen, gesellschaftliche Verbindungen und derselben Verfügungen, gegen einander ewig obwalten, oder nach der populairen Sprache zu reden, ein Zustand, wo ich andern nicht thun darf, was ich nicht will, daß es mir wiederfahre, ohne mich durch die bürgerliche Gesellschaft dazu besonders anheischig gemacht zu haben. Dieser mit dem sittlichen Menschen und seiner Existenz unzertrennliche Zustand könnte nun in der bürgerlichen Gesellschaft entweder in seinem ganzen Umfang und in allen Fällen noch besonders verabredt, erläutert und erweitert worden seyn, oder nur zum Theil; in jenem Fall wäre der Mensch mit dem Bürger aufs genauste verwebt und man bedürfte sodann den Rücktritt in die bloße Menschheit nicht, in diesem Fall aber träte der bloße Mensch wieder hervor, da, wo die Verabredung schwiege. Weil aber jener Zustand, sowohl vor der Schließung des gesellschaftlichen Vertrags, als nach der Zeit in der wirklichen Welt in seinem ganzen Umfang und auf alle mögliche Fälle nicht nochmahls verabredt und sanctionirt warden konnte, so belegte der Sprachgebrauch nur den Zustand, wo der bürgerliche Vertrag schwieg und der Mensch gegen Mensch auftrat, im Gegensatz des bürgerlichen Rechts mit dem Namen, Recht der Menschheit. Nun fragt sichs, existirt dieser Zustand auch wirklich? Ich bin zwar kein Metaphysiker, denn ich habe in meinem Leben mich zuviel mit der concreten Welt

befassen müssen, als daß ich der abstracten viel Zeit hätte widmen können, doch hat mich der honnetteste und größte speculative Philosoph, den ich kenne, Kant, gelehrt, daß es, um uns von der Existenz einer Wahrheit zu überzeugen, nicht immer einer mathematischen Demonstration bedürfe, sondern es wäre Bedürfniß unsrer Vernunft und des darauf beruhenden moralischen Gefühls, etwas für so und nicht anders zu halten. So wie es sich mit der Existenz einer letzten Ursache verhält, eben so, denke ich, ist es mit dem Rechte der Menschheit. Es stoßen uns in unserm Leben so viele Begegnisse auf, die schlechterdings nicht nach dem bürgerlichen Vertrag zu beurtheilen sind, weil derselbe solche unmöglich voraussehen, mithin auch nicht bestimmen konnte, unsre Vernunft und unser dadurch geläutertes Gefühl findet dadurch ein Bedürfniß, daß auch ausser der gesellschaftlichen Verbindung dem Menschen Rechte ankleben müssen, Rechte, die bloß dem Menschen, ohne alle weitere Beziehung eigen sind. Und dies Bedürfniß oder Gefühl ist mehr, als Hypothese. Doch Beyspiele erläutern diese Voraussetzungen noch mehr:

Als Herr D. Biester nebst seinen beyden Freunden von einem protestantischen Geistlichen angeklagt wurde, als hätte er denselben zum verkappten Jesuiten öffentlich erklärt, beruhten die Entscheidungsgründe der abgewiesenen Klage in den preußischen Gesetzen, oder vielmehr in dem Recht, das unser fürtreflicher Biester noch bezweifelt, vermöge dessen nicht dem preußischen Bürger, sondern dem wachsamen mit den Welthändeln unterrichteten D. Biester und Nicolai es

zu-

zukam, nicht ihre Mitbürger, sondern die ganze denkende Welt für Jesuitenkniffe und verkappte Anhänger dieser löblichen Societät, solte auch ein protestantischer Generalsuperintendent darunter begriffen seyn, zu warnen? Oder wenn die Hirnfressenden Hunde, die Nachdrucker, so wie sie Blumauer betittelt, über die saure Arbeit den Anacharsis mit critischen Bemerkungen verdeutscht zu haben, herfallen und den geringen zu hoffenden Gewinn zu Wasser machen, aus welchem Rechtsgrund wolte wohl Herr D. Biester seine gerechte Beschwerde anbringen, vermöge des bürgerlichen Vertrags? Die auswärtigen Nachdrucker stehen mit Herrn D. Biester in keinem bürgerlichen Verhältniß; Mann gegen Mann tritt hier auf, wie würde sich wohl Herr Abbe Stratmann *) in Wien gebehrden, wenn es unserm Freund einfallen wolte, als preußischer Bürger um Abschaffung dieses Unfugs bey der Hofstudiencommißion nachzusuchen? Weg

*) Das Publicum wird wohl neugierig seyn, diesen Ehrenmann näher kennen zu lernen. Herr Stratmann also, der bey der königlichen Bibliothek in Wien angestellt ist, und sich durch mancherley Künste zum Mitglied eines sonst so ehrwürdigen Senats der Hofstudiencommißion, wo ein Birkenstock, Sonnenfels und Kramer glänzt, zu heben gewußt, war bey dem Vortrag über Abschaffung des Nachdrucks, dessen eifrigster Verfechter und zwar aus diesem überaus wichtigen Grund — (Welt erstaune, oder nie!) Würde der Nachdruck abgeschaft, so wäre es nicht möglich, sich eine vollständige Bibliothek zu sammlen. Solche Gründe können nur die Geburt einer Indigestion seyn, welche die wohlbesetzte Tafel des Edlen von Trattner veranlaßt.

mit dem preußischen Bürger würde dies honorable Mitglied der Hofstelle die Stimme erheben, aber für den denkenden gelehrten Mann D. Biester muß er doch Ehrfurcht haben, weil er sich schämen würde ein Ignorante zu seyn. Was anders, als das Recht der Menschheit verbindet den Sieger, die überwundnen Gefangenen nicht grausam zu behandeln? Mit welchen Augen würde der siegreiche Engländer den überwundenen Franzosen ansehen, wenn dieser durch ein je suis citoyen de France jenen zum Mitleid bewegen wolte? Und wozu sollen endlich die Millionen gedrückter Bürger ihre Zuflucht nehmen, wenn sie von Despoten gemißhandelt und wie Nullen weggeworfen werden, nachdem es ihrer Willkühr einfällt, (denn bekanntermaßen haben die sogenannten Herren Professores juris, den Satz erfunden, der Fürst ist an die Gesetze, welche er selbst giebt, nicht gebunden) als zu dem Recht der Menschheit, solten sie ihre angebohrnen Rechte auch mit Gewalt gegen den Tirannen und seine Werkzeuge, sie seyn meinetwegen Fürstl. Gnaden, Hochwürdige Herren oder Ritter vom heiligen Geist, goldnen Sporn, oder vom gehörnten Siegfried, geltend machen? O, bester Biester! ich wolte Ihrem tiefen Verstand so viele Fälle vorzählen, und Ihrem Herzen einen Spiegel von so viel Plackereyen der Menschen vorhalten, daß Sie mehr Ausnahmen als Regel in der wahren Welt finden, und vermöge Ihrer gesunden juristischen Hermenevtik deswegen, weil das bürgerliche Recht in facto die Ausnahme und das Recht des Menschen die Regel geworden, wider Ihre angenommenen Sätze gestehen würden, es muß doch ein Recht der Menschheit geben.

Doch

Doch wolte man auch noch immer an der wahren Existenz eines solchen Rechts zweifeln, und es für eine bloße Hypothese irgend eines Philosophen ansehen, so wollen wir doch alle ausrufen, Gott ehre uns den Mann, der einen solchen Satz erfunden hat, um der ganzen Menschheit frommende Folgerungen daraus herzuleiten. Diese Hypothese ist meines Erachtens mehr werth, als jene der Mathematik von der Linie, und doch hätte man den Sophisten für den abgeschmacktesten Narren gehalten, der diese für die edle Wissenschaft so wichtige Hypothese der Linie hätte wegraisonniren wollen. Aber ein solcher hocherleuchteter Wortkrämer galt für einen Philosophen, weil er denen, die weiter kein Gesetz, als Gewalt kennen willkommen war, den Tempel der Menschheit zu zerstören und ihre hohle Bicocque ihr tel est nostre plaisir darauf zu bauen. Armes Völkchen der edlen Schriftsteller! was soll aus dir werden, wenn irgend ein falscher Bruder aus deinen Mitteln sich die bübische Mühe nimmt, diese menschliche Hypothese wegzuraisonniren, wenn die Gewalt keine Rechte der Menschheit mehr respectirt, weil ein heuchlerischer Sophist alle Künste der Spitzfindigkeit aufgebothen, um die Existenz eines solchen Rechtes, der einzigen Barriere gegen zu harte Unterdrückung, abzuleugnen. Wie sehr bedaure ich den braven unermüdeten Biester und seine ehrwürdigen Mitarbeiter, die mit unabläßigem Eifer und angestrengter Spähkraft sogar die stinkenden Winkel aufsuchen, um die unerfahrne harmlose Menschheit dafür zu warnen, wenn die Gewaltigen alle Rechte der Menschheit ungescheut mit Füßen treten dürfen, und sogar diese superfeine Meynung, „Recht der Mensch-

heit ist ein leerer Schall des Worts und ein Wahn irgend eines gutherzigen Stubenphilosophens" eine Nationalmaxime wird. Beynahe überall in Deutschland legt man einem der wohlthätigsten Zweige des Rechts der Menschheit, nehmlich der Preßfreyheit, schwerere Fesseln an, nur unter dem Palladium ächter deutscher Freyheit, unter dem deutschen jetzt lebenden Carl, Herzog zu Braunschweig, darf diese wohlthätige Sonne noch scheinen.*) Soviel über die Existenz des Rechts der Menschheit.

Nun ist noch die zweyte Frage zu beantworten: Kann das Recht der Menschheit zum Grunde irgend einer Staatsverfassung gelegt werden? Oder vielmehr, muß das Recht der Menschheit nicht bey jeder Staatsverfassung zum Grund liegen? Herr D. Biester bezweifelt es Seite 210 und fügt seinem Zweifel noch die Behauptung bey: Recht der Menschheit und bürgerliche Verfassung haben ganz und gar nichts miteinander gemein.

Wie?

*) Es ist beynahe unglaublich, wie weit die träge Lauheit auch unsrer besten deutschen Schriftsteller selbst bey einem der vorzüglichsten Nationalvorfälle geht. Dieser als Held und Staatsmann schon längst berühmte erhabene Fürst, hat schon seit einiger Zeit auf die mehr oder weniger drückende Censur seinem großen Charakter gemäß in seinen Landen Verzicht gethan, und doch schwiegen, ob dieser erlauchten That Alle, bis auf den muthigen herzerhebenden Campe; wenigstens hat noch kein deutscher Barde, dieses wohlthätige Phänomen am deutschen Himmel besungen, und es ist noch kein guter vaterländischer Prosaist aufgetreten, dem-

Wie? wir solten durch den Eintritt in die bürgerliche Gesellschaft aufhören, Menschen, das heißt, moralische mit Verstand und Empfindungen begabte Wesen zu seyn, wir solten in dem Stall der bürgerlichen Verfassung alle unsre Neigungen verliehren? Gott bewahre uns für der elenden Mißgeburth, wozu uns ein so gesinnter bürgerlicher Gesetzgeber machen wolte; was wäre der Bürger für ein Unding, der mit dem Menschen nichts mehr gemein hätte, der seine Handlungen lediglich nach den bürgerlichen Gesetzen und nicht nach seiner innern Ueberzeugung und Gefühl einrichten wolte? wo solten die noch wenigen edlen gefühlvollen Menschen in der bürgerlichen Gesellschaft herkommen? Bester Herr Docter, Gesetze oder bürgerliche Verfassung haben viel Böses verhütet, aber noch keinen einzigen ächt edlen Menschen hervorgebracht. Und woran erkennen wir denn, ob die bürgerliche Verfassung gut eingerichtet ist, und wohl verwaltet wird? ob die Gesetze gut sind? Noch zur Zeit kenne ich kein sicheres und besser Criterion, als wenn die Constitution, die Gesetze mit der Natur des Menschen, seiner Vernunft, seinen Neigungen, dem Clima, wo der Mensch lebt, kurz seinem moralischen und physischen Zustand angemessen sind. Das größte Lob, das zweckmäßigen bürgerlichen Gesetzen bisher beygelegt wurde, bestand darin, daß sie menschlich waren.

Wie

demselben das ihm gebührende Denkmahl aufzustellen. Beynahe dürfte man sagen, die kalten Deutschen verdienen diese Wohlthat nicht!

Wie, wenn es einmahl einem Narren vom Gesetzgeber einfallen wolte, zu befehlen, seine Bürger solten nicht schlafen? bürgerlich wäre das Gesetz, aber warlich nicht menschlich, und eben deswegen würde die ganze Welt diesen unmenschlichen Gesetzgeber aufs äusserste verachten. Nein, nicht um deswillen krochen wir in den Stall bürgerlicher Verfassung, um aufzuhören Menschen zu seyn, das Recht der Menschheit nach oben erklärten Sinn ganz zu verliehren, oder uns in diesem Stall wie die Hunde peitschen, oder wie blödsinnige Schafe geduldig schlachten zu lassen, sondern um die Auswüchse des unersättlichen Instincts zu vertilgen, mehr von unsrer Vernunft als von Leidenschaften in Beziehung auf Andere beherrscht zu werden, und unsrer Existenz desto gesicherter zu seyn. Wir opferten der bürgerlichen Verfassung nur den Unrath unsers Instincts auf, um den größten Theil unsrer Menschenrechte, unser Leben, Vernunft, Empfindungen, Meynungen, auch unsern kleinen unschädlichen Eigensinn desto sichrer benutzen zu können. Hieraus folgt also ganz natürlich, daß eine wohleingerichtete bürgerliche Verfassung nicht nur das Recht der Menschheit zum Grund legen kann, sondern darauf fußen muß. Der Mensch war eher wie der Bürger, und die bürgerlichen Gesetze müssen sich schlechterdings nach dem Menschen und seinem angebohrnen sittlichen Zustand richten. Gewalt kommt hier gar nicht in Erwägung, diese ist ein physischer Zustand. Recht aber ist ein moralischer Begrif. Wenn also ein Stärkerer zehn Schwächere verdrängt, so ist es nicht menschlich, nicht natürlich, sondern es war die Folge des unersättlichen Instincts, worinne wir, wo nicht unter den andern Bestien

stehen,

stehen, doch wenigstens denselben vollkommen gleich sind; der Stärkere hörte auf ein moralisches Wesen zu seyn. Ich weiß zwar recht gut, daß, um die Rechte der Menschheit sowohl als bürgerliche Verfassung aufrecht zu halten, Gewalt das letzte Mittel seyn muß; aber Gewalt ist auch die einzige Ausnahme von der Regel, wenn alle Vernunftsgründe nichts fruchten, nun dann sind wir gezwungen, dem physischen Zustand des Beleidigers oder seinem Instinct das unsrige entgegen zu setzen. So wie bey einzelnen Menschen, so auch in der bürgerlichen Gesellschaft, die eben wegen einiger Aufopferungen unsers Instincts den Vortheil hervorbringen solte, daß nicht jeder einzelne physische Stärkere des Andern angebohrne Rechte durch seinen bessern physischen Zustand vernichten könnte; allein bey alledem ist die bürgerliche Gesellschaft der Regel nach zuförderst verbunden, durch Vernunftgründe den Beleidiger der menschlichen Rechte abzuhalten, und wenn diese nicht fruchten, eine Ausnahme von der Regel zu machen, und dem einzelnen Starken die ganze Masse vom physischen Zustand aller Glieder d. h. die Gewalt entgegen zu setzen. So haben noch mehrere Denker neben mir sich diese Verhältnisse in abstracto gedacht. So ereignete sichs auch in concreto in Frankreich.

Seit Ludwig des XIII. Zeiten war die französische Nation par plaisir bis aufs Blut gepeinigt worden, die *) Mazarins,

*) Zur Bestätigung dieser Wahrheiten will ich nur die einzige Anecdote des Herzogs Richelieu aus seinen Memoirs Seite 241 des 1sten Bandes ausheben, wo er erzählt, daß Lud-

zarins, Richelieus, Louvois und neuere Consorten hatten ohne alle Scheu und Achtung für Unschuld par le roi unschuldige oft ihren Absichten gar nicht entgegen handelnde Menschen heimlich hinrichten, vergiften und in der Bastille lebendig verfaulen lassen; die Controlleurs und Fermiers generaux nebst ihrem Commis hatten so manchen ehrlichen Bauer seinen mit sauern Schweiß erbauten Waitzen, Oliven und Wein, kurz den ganzen Ertrag seines Fleißes par Ordre du roi weggerissen, ihn halbtodt geprügelt, und dann aus besondrer Gnade dem armen Tropf sein krüplichtes, elendes Leben übrig gelassen; die Rotte der Fanatiker hatte so manchen ehrlichen Calas als Ketzer zum Schafot gebracht, Arm und Bein entzwey schlagen, und diese erbärmliche Kreatur unter freyem Himmel der Güte des allmächtigen Gottes überlassen, bis er sich erbarmen würde, seinen gränzenlosen Martern durch den Tod ein Ende zu machen; mit einem Wort, die Staatsverwüster mit und ohne Cardinalshut, mit und ohne Cordons, mit und ohne Tonsur, hatten unter dem Deckmantel bürgerlicher Verfassung alle Rechte der Menschheit so lange höhnisch mit Füßen getreten, bis es endlich 24 Millionen Menschen einfiel, hier ist kein Menschenkein bürgerliches Recht mehr, sondern bloßes Instinct, abscheuliches Instinct von 500,000 Menschen, die sich Ducs, Chevaliers, Marquis, Eveques und Gentil-hommes nennen, wir wollen doch diesen aufgerichtgehenden Thieren auch unsre

Ludwig XIV. nur gegen die Protestanten und Jansenisten 9000 lettres de cachet ausfertigen ließ. Wer bebt nicht für diese Greuel zurück?

unsre physischen Kräfte entgegen stellen, kurz, Gewalt mit Gewalt vertreiben. Dieses Vergessen der 24 Millionen, daß sie moralische Wesen waren, mußte auf einige Zeit nothwendig erfolgen, wenn sie nicht für immer auf Menschheit Verzicht thun wolten; wer getraut sich aber demohngeachtet, wenn einzelne erhitzte Leidenschaft gegen die nach einem System bisher aussaugenden Generalpächter wüthete, oder wenn ein unschuldiges Schlachtopfer unter dem unermeßlichen Vulkan menschlicher Leidenschaften begraben wurde, den ganzen Schritt zu tadeln, daß eine ganze Nation mit Gewalt ein unerträgliches Joch abschüttelte? Kaum aber war das System des Despotismus, der keinen Menschen, kein Menschenrecht, ja sogar noch weniger sein bürgerliches, selbstgegebenes Gesetz scheute, zu Boden gestürzt, so traten die Edelsten der Franzosen auf, und sagten: „ihr 24 Millionen Menschen habt den Riesenschritt, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, gethan, und euch in einen Zustand von Anarchie versetzt; seit diesen Augenblick habt ihr aufgehört, eine Nation zu seyn, ihr seyd jetzt nichts mehr als 24 Millionen Individuen, ohne Gesetze, als was die Natur euch zugeeignet, aber einerley Sprache, einerley Sitten, einerley Clima, und die einzige Uebereinstimmung, euch von den unerträglichen Lasten befreyt zu haben, hat euch alle zu Brüdern und zu einer Nation bestimmt, vereinigt euch wieder dazu, und baut als moralische Geschöpfe wieder eine neue bürgerliche Verfassung, wo jener sittliche Zustand, welchen der Sprachgebrauch **Recht der Menschheit** genennt hat, Zweck ist. Die Objecte, Actien und Waaren d. h. die Mittel dazu biethet euch euer schöner Himmel, euer fruchtbarer

Boden, euer aufgeklärter Verstand und euer unermüdeter Fleiß in jeder Wissenschaft, Kunst und Gewerbe, im reichen Maaße dar, ihr opfert zwar etwas von eurem Instinct, von eurem physischen Zustand auf, aber dafür genießt ihr auch den größten Theil eurer angebohrnen Rechte, eure Meynungen, ja selbst euren kleinen Eigensinn desto sichrer und mit Vernunft, dafür seyd ihr auch desto bessere bürgerliche Menschen, und nicht mehr jene bürgerlichen Mißgeburthen und Automaten, worein euch die vorigen Stallmeister des Augias mit ihrem tel est notre plaisir sperren, und Kraft desselben euch herumhetzen oder schlachten wolten." So denke ich mir es, und so war der Zustand von Frankreich unter mehr oder weniger verschiedenen Modificationen wirklich, als die Revolution ausgebrochen. —

Lieber Biester! ich wolte heute noch einen Eid de credulitate schwören, und mein halbes Vermögen dagegen setzen, daß die preußischen Gesetze und Verfassung, die mich lediglich aus besonderer Vorliebe hieher gezogen, meistentheils auf Recht der Menschheit beruhen, und daß die respectable Gesetzcommißion beym Entwurf neuer Gesetze warlich den Menschen als Menschen und seine Natur ohne Rücksicht auf Bürger zu Rath zieht. Und doch wolte man in Berlin, wo man in Deutschland zuerst angefangen, vernünftige und menschliche Gesetze zu geben, lächeln, daß Frankreich seine neue Constitution auf die Rechte der Menschheit (der Umfang des Daseyns eines solchen Rechts ist nie bestimmt worden) gründete, und es zuerst als ein Grundgesetz seines neuen bürgerlichen Vertrags niederschrieb?

in

in Berlin, wo aus dem Entwurf des neuen Gesetzbuchs überall Menschlichkeit athmet, in Berlin, wo jeder wahre preußische Patriot die Revolution und Nationalversammlung segnen solte, daß ganz Frankreich nicht mehr wie eine Provinz einer andern großen Monarchie (denn ohne Revolution und Nationalversammlung wäre es noch weiter gekommen) behandelt werden kann, wolte man höhnisch oder bedauernd lächeln, daß eine Nation bey ihren zu entwerfenden Gesetzen Menschheit zum Zweck macht, und diese Staatsmaxime vom König purement et simplement acceptiren läßt? Nun dann! wenn der Scepticismus so weit verleiten kann, so verdient auch dieser Sceptiker nicht getadelt zu werden, welcher den Mann geradezu für einen Ignoranten erklärt, der zuerst den Vorschlag bey der preußischen Gesetzcommission that, dem neuen Gesetzbuch die noch bis jetzt in keinem unter höchster Auctorität erschienenen Codice befindliche preißwürdige Rubrik:

Von den Pflichten des Staats gegen seine Bürger ꝛc.

laut pag. 13. des 1sten Theils des Entwurfs zu einem allgemeinen Gesetzbuch einzuverleiben. Die wohlverdiente Strafe dieses Sophisten überlasse ich dem arbitrio des Herrn D. B. aber dem Sceptiker, der über die ernsthafteste Sache von der Welt, wie die 16 Puncte der neuen französischen Staatsgrundgesetze, noch lächeln kann, dem wünsche ich von Herzen, daß ihn sein Verhängniß auf Reisen führe, und daß er auf seinem Wege in die Hände der Justiz eines Staats falle, wo man die Rechte der Menschheit nicht achtet.

Linguet der II.! wie würdest du überzeugend belehrt werden, wie gut es sey, ein Fremdling da zu heißen, wo Recht der Menschheit das erste Grundgesetz ist.

Wenn man sämtliche Gesetzbücher sogar barbarischer Nationen durchsieht, so findet man doch Spuren der Menschheit sowohl in ihren Criminal- als Civilgesetzen, daher so mancherley Verordnungen gegen Fremde, die man doch wahrhaftig nicht für Bürger, sondern purement et simplement für Menschen halten muß, daher bey den Römern res merae facultatis, daher bey den Atheniensern, welche sogar die Existenz ihrer bürgerlichen und politischen Freyheit zwang, Menschen zu kaufen, die menschliche Behandlung ihrer Sclaven die selbst in Gesetzen anbefohlen war, daher die Habeas Corpus und Rechtspetitionsacte in England.

Freylich war es nur den Franzosen allein vor allen alten und neuen bekannten cultivirten Völkern vorbehalten, den Satz:

> Daß Recht der Menschheit das erste Grundgesetz ihrer neuen Verfassung seyn solte,

zuerst öffentlich niederzuschreiben, und diesen heiligen Ausspruch vom König und der ganzen Nation mit dem ehrwürdigsten Eid, der noch je unter der Sonne geschworen worden, zu sanctioniren. Welch ein Text für das ganze Menschengeschlecht! O, ihr edlen, erhabenen Franzosen nicht euer Freyheitsamphitheater und euer marmorner Altar, was ihr der Huldgöttin Freyheit auf dem pariser Marsfeld aufzurichten

ten Willens seyd, (denn diese zerstören Wetter und Zeit) sondern das Andenken aller jetzigen und künftigen Generationen von Kamtschatka bis nach Otaheite und von Tibeth bis nach Lappland an euer schönes Meisterwerk verewigen eure großen Thaten, die ihr mit unverlöschlichen Flammen so tief in alle edle Herzen gegraben habt. —

Die (211) aufgeworfenen Fragen sind leicht zu beantworten. Zweifelt jemand an der Wahrheit des niedergeschriebenen Reichsgrundgesetzes in seinem Herzen oder privatim, so wird man schon in Frankreich so viel Großmuth besitzen, den armen Wicht auszulachen, steht aber ein französischer Bürger, der dies Gesetz mit beschworen, öffentlich auf, und behauptet, es existire kein Recht der Menschheit; so ist er nach meinen Begriffen ein eben so großer Staatsverbrecher als ein protestantischer Prediger, der öffentlich behauptete, die christliche Religion, wie sie uns die Bibel und symbolischen Bücher lehren, wäre als Religion wie alle Andere eine Zusammensetzung irgend eines lustigen Kopfs oder eines hypochondrischen armen Sünders.

Uebrigens muß ich in Betref des Aufsatzes über den neuesten Finanzzustand Frankreichs vom Nov. 1789, so wie in Rücksicht aller Abhandlungen dieses Gegenstands rühmen, daß sie besonders für Deutschland sehr unterrichtend sind, und von einem Mann herkommen, der das in ganz Europa bisher angenommene Finanzsystem genau kennt, aber ohngeachtet dieses großen Verdienstes enthalten diese Aufsätze und Demonstrationen, was von all den zu Wiederherstellung der

französischen Finanzen bisher angewandten Mitteln nicht seyn solte, und keinen einzigen reellen Vorschlag, wie den seit 180 Jahren zerrütteten Finanzen geholfen werden könnte. Ich glaube den Franzosen ist jetzt mit negativen Propositionen wenig gedient, sondern ein vollständiges, dauerhaftes Gebäude zu errichten, ist das große Nationalproblem. Wo findet man aber diesen Apollo? ich wolte ihm die Hände unter seine Füße legen, auf meinen Schultern von Petersburg nach Paris tragen, und noch überdem mein ganzes Vermögen gegen den Bettelstab mit meinen Kindern vertauschen, daß diesem großen Baumeister ja kein unreines Lüftchen anwehte, wenn er der Nationalversammlung die zweckmäßigsten Mittel zu Wiederherstellung ihrer Finanzen ohne Verletzung der Freyheit und Menschenrechte an die Hand gäbe. Aber leider! ist dieser Gott nicht in Deutschland, noch weniger in andern Staaten Europens gebohren. Ueberall haben die Finanzmänner an ihren armseligen Finanzetats so viel zu flicken, daß sie bald nichts mehr erfinden können, um die durch Caducitäten geschlagenen Wunden wieder zu heilen.*)

Was

*) Um die Wahrheit dieser Behauptungen anschaulich zu machen, betrachte man nur folgende Finanzrubriken, welche wörtlich und reell sowohl in Deutschland als andern Staaten aufgenommen worden. Les tailles, taillon, capitation, gabelles, aides, domaines, douanes, subsistances, sol pour livre, quartier d'hiver, garnisons, marques d'or, d'argent, d'étain & du papier timbré, contrôle, impot sur le tabac, regale, aisés, francfiefs, recherches de nobles & des financiers, droits sur les bois, sur les eaux &

Was Herr D. B. über Gleichheit der Menschen sagt, muß wohl unter folgenden Modificationen verstanden werden.

Ganz natürlich sind die Menschen in Rücksicht ihres physischen Zustandes sowohl als ihrer Fähigkeiten weder von Natur noch in bürgerlicher Gesellschaft einander gleich, daraus folgt aber noch nicht, daß keine Gleichheit der Rechte statt finden solte. Das ist eben einer der wichtigsten Folgerungssätze aus dem Recht der Menschheit, daß ich Niemanden für einen Schurken oder Dummkopf erklären darf, daß ich aber auch mit Recht fodern kann, mich nicht dafür zu halten; meine Schwäche giebt ja dem andern keinen Vorzug im Recht. Selbst nach Herrn D. B. Geständniß (Seite 210) macht Recht der Menschheit keinen Unterschied im Alter, Geburt, Amt oder Kräfte ꝛc. Und woher wissen denn die weisen Gesetzgeber, daß in der bürgerlichen Verfassung Gleichheit der Rechte statt finden muß, oder vielmehr woher haben sie diesen Satz abgeleitet, woher anders

 als

& forêts, ban & arrière ban, parties casuelles, tontines, emprunts, creations de rentes, altération des monnoies, ventes de charges, offices nouveaux, taxe sur les financiers, dixieme &c. &c.

Fürwahr ein herzbrechendes Stück Arbeit, nur eine solche Namenclatur zu erfinden, um wie vielmehr mit diesen Namen sogleich eine reelle Last zu verbinden, welche sämtliche Unterthanen Europens bisher mehr oder weniger haben tragen müssen. Und doch hat man alle diese Plackereyen als das fürtreflichste Finanzsystem ausgerühmt! Quae, qualis, quanta!

als aus dem ursprünglichen Recht der Menschheit, was du nicht willst das dir andre thun, das thue ihnen auch nicht! Die bürgerlichen Gesetze haben nur die Fälle der Gleichheit, die Rechte wo möglich genauer bestimmt, oder besser, sie hätten es thun sollen, denn bis jetzt sind manchmahl bey der Vertheilung der Gleichheit in der Justiz und Abgaben einige grobe Fäden des gewaltigen Instincts auf Kosten der Menschheit mit untergelaufen.

In Betref der politischen Freyheit habe ich noch folgendes zu erinnern. Wenn ich auf Gleichheit der Direction dringe, so setze ich folgende Distinction voraus: De jure muß eine vollkommene Gleichheit an der Direction des Staats Statt finden, das heißt, alle Bürger z. B. in Frankreich sollen ein Recht haben, Repräsentanten der Nation werden zu können, denn ein Volk muß aus gerechtem Nationalstolz und Ehrgefühl voraussetzen, daß kein einziger Bürger unter ihm lebt, der entweder aus Bosheit oder Schwäche des Verstandes den Staat übel dirigiren würde. Weil es aber in facto doch anders ist, so müssen auch in facto nur wenige nähmlich die Vernünftigsten und Redlichsten zur Direction kommen, ohne Rücksicht auf Stand und Geburt; denn schon der Gedanke an angebohrne Vorzüge bewirkt augenblicklich statum in statu nicht zu gedenken, daß an vielen Orten unter Leuten von sogenannter Geburt wenig Vernünftige zu finden, wenigstens sagen es viele Physiologen von Spanischen Granden, daß sie besonders deswegen unwissende und unvernünftige Menschen wären, weil ihr unerträglicher Hochmuth nicht zuließ, sich mit andern Nicht-

grandes

grandes oder Roturiers aber ganz gescheiten Leuten, zu vermischen. Die verfassungsmäßige Gleichheit an der Direction bringt selbst in facto die sonderbare Folge hervor, daß mehrentheils nur Männer von Verdienst, Talenten und Muth zur Direction gelangen. Noch ein Grund für die Gleichheit an der Direction fällt mir ein, daß nähmlich zehn verständige helle Augen besser und mehr sehen, als ein einziges, und daß zehn kluge und gute Menschen sich weniger irren, als einer. In Betref der Direction durch einen Einzigen beziehe ich mich nur auf den alleinigen Punct der Willkühr verbunden mit Macht, um das Resultat von besserer oder schlimmerer Regierungsform sich selbst zu wählen. Wenigstens ist es Geschichtskundig, daß an der Klippe der Willkühr auch die größten und besten Menschen gescheitert sind. Lolme sur la constitution de l'Angletterre hat pag. 141. des 1sten Bandes der zweyten Auflage darüber fürtreflich raisonnirt, und der schlaue Rousseau giebt uns pag. 90. im Contract scial Chap. VI. sur la monarchie nach der Zweybrücker Ausgabe noch mehrere Ursachen an. —

Bey der ganz eignen und neuen Darstellungsart des Herrn Moesers, die bürgerliche Gesellschaft mit einer Handlungssocietät zu vergleichen, habe ich zu erinnern:

1) Daß die Actien nur das Object oder die Mittel sind, wodurch man am ersten zur bürgerlichen Verfassung gelangt, und Landactien, wenn man will, die besten Mittel dazu sind; aber die Erhaltung unsrer Menschheit ist der Zweck und aus obigen Gründen von derselben unzertrennlich.

2) Daß die Europäer vom 15ten Jahrhundert an bis zu Zeiten Kayser Rudolphs keine Landactionairs, sondern Feudalisten waren, die ohne alle Vertheilung von Actien erndeten, wo sie nicht gesäet hatten. Beynahe alle Berge Deutschlands sind noch Zeugen und voll von den Trümmern alter Schlösser, welche ehemahls von Grafen und Baronen bewohnt waren, und κατ᾽ ἐξοχὴν nur Raubnester hießen, obgleich Kayser Rudolph 66 dieser Nester, der schwäbische Bund 140 und die ewigen Fehden unter sich wohl mehrere hundert zerstört hatten. Die bürgerliche Verfassung, Justizpflege, Gleichheit der Abgaben, muß damahls fürtreflich eingerichtet gewesen seyn, um jemanden zu bewegen, in dieser Hinsicht unsre Vorfahren so politisch glücklich zu preisen.

3) Muß man hiebey noch erwägen, daß die Besitzer mehrerer Actien auch weit mehr Vertheidigung, das heißt weit mehr Mittel ihre Actien zu sichern, bedürfen, als der Viertelactionair; gleichwohl muß dieser Letztere den Erstern mit übertragen helfen, wie es die Geschichte aller Zeiten bestätigt. Immer hat der Viertelsgewaarte die Besitzer mehrerer Waaren nicht nur vertheidigen, sondern auch retten müssen, obschon das Viertheil jener nicht in Gefahr war. Lassen wir also ja den Schneider und Herzog gar füglich im Felde beysammen stehen, jener opfert meistentheils nicht nur sein einziges Hunderttheilgen von Actie, sondern sogar seinen ersten Zweck, sein Leben für die Sicherheit der Waaren des Herzogs auf. —

Die

Die Maxime des Herrn D. B. (Seite 218) daß es gefährlich sey, sich bey sehr wichtigen Sachen mit Leuten einzulassen, welche nichts zu verliehren haben ist sehr richtig und wahr, aber eben so ausgemacht ist folgender Erfahrungssatz, daß es noch weit gefährlicher sey, sich mit Leuten einzulassen, deren Symbolum heißt: tel est notre plaisir. Gleichwohl nicht desto schlimmer für die französische Revolution, daß den ersten Anstoß dazu zerlumpte Bettler gaben, welche das saubere Finanzsystem dazu gemacht hatte. Sowohl das Benehmen dieser armseligen Bettler beym ersten Ausbruch der Revolution als auch derselben Folgen haben gezeigt, daß es jetzt in Frankreich nicht schlimmer als sonst hergeht. Bekanntermaßen hatten die zerlumpten Bettler zwey Tage gehungert, ihr erstes Bedürfniß war also Brod oder Geld, sich jenes zu verschaffen, sie fanden beydes zufälliger Weise, und thaten doch in diesem Augenblick Verzicht auf den heftigsten Antrieb ihres Instincts, lieber Biester! sie griffen lediglich um ihrer Brüder, der ganzen Nation Wohlfahrt zu retten nach den Waffen, gleich jenen edlen niederländischen Geusen, an denen die Macht des Ungeheuers Philipps des Zweyten scheiterte. Laßt uns doch gegen so evidente Thatsachen nicht blind seyn, um eine vorgefaßte Meynung zu souteniren, oder einigen erbärmlichen Menschen zu heucheln, denen, Gott weiß durch welchen Zufall, einige Macht in die Hände gefallen ist. — Ueber die Gleichheit der Criminaljustiz habe ich schon im vorigen Aufsatz meine Gründe angegeben. Ich füge nur noch zu Beantwortung der Seite 219 vorgetragenen Meynungen hinzu, daß wo man immer mehr einzelne Menschen zu Vertheidi-

gung des Ganzen nöthig hat, wo Hände und Fleiß ein eben so großes Capital als andre Actien ausmachen, und wo ein edler denkender Kopf, ohne Land- oder Geldwaare mehr werth ist, als zehn hartherzige oder blödsinnige ganze Actionairs, da muß soviel als möglich Gleichheit in der Criminaljustizpflege Statt finden, und dies ist wohl der Fall aller heutigen cultivirten Europäischen Staaten. Ein bettelnder, fremder Vagabond ist eine Ausnahme, denn eine gute politische Verfassung läßt wo möglich gar keinen oder doch sehr wenige Vagabonden über die Gränze, aber Nationalehre verpflichtete die Gesetzgeber, nur für die Bürger und nicht für fremde Vagabonden Criminalgesetze zu geben, wenn dann aber doch ein hereingeschlichener Vagabond ein Verbrechen begeht, so muß er doch als Mensch und nicht als Bürger, denn nur denen sind die Gesetze gegeben und von ihnen sanctionirt worden, bestraft werden. Wenn übrigens ein Besitzer von 100 Actien meinen Freund D. Biester ohne Actie an einen abgelegenen Ort hinlockte, die Thüre verschlösse, und mit noch 10 Banditen über meinen gelehrten, dem Staat und der Menschheit so nützlichen Freund herfiel, um ihn halbtodt zu prügeln und sich noch darüber quittiren zu lassen, oder wenn ihn derselbe so aus behaglicher Lust auf öffentlicher Straße niederschöße, so müßte nach meinen Rechtsbegriffen und ich glaube nach der Ueberzeugung aller denkenden Menschen dieser noble Actionair im ersten Fall auf die Schandbühne und im letzten aufs Schafot, wäre er auch aus Allerhöchstem Blut entsprossen, und das von Rechtswegen.

Joseph II. führte ich vormahls bloß um deswillen an, um zu zeigen, daß er sich auch bey Criminalfällen über gewisse Vorurtheile und angenommene Maximen einer gewissen Classe von Menschen wegsetzte, und ohne Ansehen der Person seine Gesetze geltend machte. Daß dieser Fürst es aber oft und vielleicht auch in diesen Fällen in der Methode versehen, und das gewünschte Gute nicht bewirkt, kann wohl seyn. —

Hier habe ich der Welt das Resultat meiner Gesinnungen vorgelegt, die freylich manchem Leser nicht recht behagen werden. Je nun, Hamlet sagt, wems jückt, der kratze sich. Dank sey es meinem günstigen Geschick, daß ich weiter keine Rücksicht brauche, als Wahrheit und Wünsche für das Wohl aller Menschen. Mein König wird mir dieses Aufsatzes wegen kein Leid thun, denn ich denke hierinne wie Mercier, dadurch, daß man die schlechten Könige, Fürsten und ihre doppeltzüngigen Rathgeber brandmarkt, ehrt man die Guten. Mein Wahlspruch ist und wird es ewig bleiben:

Malo periculosam libertatem, quam quietum servitium.

Berlin.

v. Clauer.

IV. Er-

IV.

Erzählungen.

(Aus Andrew's Anecdoten.)

Salomons Apophthegma „daß nichts Neues unter der Sonne geschehe" kann mit besonderer Paßlichkeit auf Erzählungen angewandt werden. Sie stammen eine von der andern in regelmäßiger Stufenfolge ab, und die Ebentheuer werden, mit kleinen Verschiedenheiten in den Sitten, die Unterhaltung folgender Geschlechter. Neulich gab sich ein französischer Sammler alter Mährchen die Mühe, einigen von ihnen bis zu unsern Zeiten auf der Spur nachzugehen, durch ein Dutzend Titel und noch einmahl so viel Bücher. — Der folgende Apolog, welcher einen Abschnitt der Edda, eines mythologischen Werks von hohem Alterthum, ausmacht, hat den Verfassern der Feenmährchen manchen Wink gegeben.

Thor und Loke (der Alcide und Merkur der Celten) zogen mit einem Gefährten, Thialfe, auf Ebentheuer aus. Sie fanden in einer Wüste einen Felsen, worin große Höhlen ausgewölbt waren; so meinten sie, aber es war, wie sie nachher gewahr wurden, nur der Handschuh, den ein Riese verlohren hatte. Nach mehrern solchen wundersamen Begebenheiten gelangten sie zu einer Stadt. Die Thore und Gebäude

bäude kündigten ihnen an, daß sie von ungeheuern Riesen bewohnt sey. Der König des Orts verlangte nach Sitte damahliger Zeit, daß jeder der drey Fremden eine Probe seiner Geschicklichkeit in irgend einer Kunst oder Fertigkeit geben solle. Loke wolte sein Vermögen im Essen erproben, aber er wurde von einem Gegner überwunden, der nicht allein das Fleisch, welches zu dem Streite herbeygeschaft war, sondern auch alle Knochen verzehrte. Thor prieß seine Kräfte im Zechen als unüberwindlich, allein er war nicht im Stande ein Horn mit Getränk, das man ihm reichte, zu leeren, und Thialse, Thors Begleiter, berühmt wegen seiner Schnelligkeit, wurde gar leicht von einem winzigen Gegner besiegt. Thor erfuhr noch zwey ungewöhnlichere Demüthigungen. Er war nicht fähig die Lieblingskatze des Königs vom Boden aufzuheben, und wurde im Ringen mit einem zahnlosen alten Weibe dahin gebracht, daß er ein Knie zur Erde beugen mußte.

Diese wiederhohlten Niederlagen der Gottheiten von so großer Macht würden ohne Hülfe der Magie unerklärlich gewesen seyn, und die Celten hielten die Magie der Gewalt der Götter gleich. — Der König der Riesen bewirthete daher die Reisenden, nachdem er sie weidlich lächerlich gemacht hatte, mit einem gastlichen Mahle, und da er sie unter dem Vorwande einer Ehrenbezeugung aus den Thoren der Stadt begleitet hatte, sagte er zu ihnen: „Nun ist es Zeit, alle diese Geheimnisse aufzuklären. Was euch betrift, Loke, so wundert euch nicht, daß ihr von eurem Gegner im Essen besiegt seyd. Es war Feuer, das mit

euch

euch im Schlingen wetteiferte, daher wurden ihm die Knochen so leicht zu verzehren, als das Fleisch. Ihr, Thialse, konntet unmöglich dem Gedanken vorlaufen, denn Gedanke war es, mit welchem ihr zu kämpfen hattet. Ihr, Thor, wußtet nicht, daß das Horn, aus dem ihr so tapfer zoget, von dem Meer unterstützt wurde, das in der That durch eure ungeheuern Züge nicht wenig vermindert wurde. In eurem zweyten Streite war das, was eure bezauberten Augen für meine Katze hielten, die Welt, welche durch eure gewaltige Stärke wirklich in Bewegung gesetzt wurde. Was das dem Anschein nach abgelebte alte Weib betrift, mit welchem ihr mit einigem Nachtheil ranget, so war es nichts anders, als der Tod, der vorher noch kein Wesen antraf, das seiner Macht widerstehen konnte."— Nach dieser Entwickelung fand der Zauberer es klüglich für gut zu verschwinden, mit seinem Gefolge, seiner Stadt, seinen Unterthanen und Allem, da er gewissermaßen fürchtete, daß Thor, der nicht mit sich scherzen ließ, und dessen Haß gegen das Riesengeschlecht bekannt war, durch Hülfe seiner Keule die Katastrophe zu ernsthaft machen möchte. —

Karl Reinhard.

V. Die

V.

Die Trennung.

Welch Schreckenbild, welch eine Mißgestalt
Geht dort hervor, mit scharfgewetztem Eisen?
O, rettet mich vor ihrer Allgewalt!
O, Brüder, wagt's, das Schreckbild abzuweisen!

Es kömmt, es kömmt! ich knie fr[illegible]htlos hin;
Ist dir kein Schmerz, sind dir nicht Thränen theuer?
Rührt dich kein Flehn, kein hofnungsloser Sinn?
Was drohst du mir, wer bist du, Ungeheuer?

O weh! ich kenn' an der Verzweiflung Wuth,
An deinem Gram, an der verbleichten Wange,
Am stummen Schmerz, und an der Thränenfluth
Des hohlen Aug's, Verderberin, dich lange.

Du bist es Trennung; ha! die dürre Hand
Seh ich voll Graus das wilde Schwert bekleiden,
Um Lieb' und Freundschaft, jedes heil'ge Band,
Das Menschen knüpft, allmächtig zu zerschneiden.

Was hab' ich dir, Verderberin, gethan?
Was hab' ich denn als Jüngling schon verbrochen?
Warum seh ich so oft dich gräßlich nahn?
Hab' ich vielleicht der Tugend Hohn gesprochen?

Hab'

Hab' ich voll List, mit räuberischer Hand,
Von Minna's Haupt der Unschuld Kranz gerissen?
Ist Haß und Neid in meiner Brust entbrannt?
Belastet Trug und Frevel mein Gewissen?

Hab' ich die Treu, die Redlichkeit verkannt?
Ach! oder wenn mein Freund im Unglück weinet,
Hab' ich mich kalt von ihm hinweggewandt,
Nicht seinen Schmerz mit meinem Schmerz vereinet?

O, hab' ich dies, so wüthe, Rächerin!
O, wüthe fort, und [illegible] meiner Schmerzen,
Und reiß hinweg, mit diamantnem Sinn,
Das Theuerste aus meinem wunden Herzen!

Ich schaue lächelnd auf die Wunde hin,
Und sehe sie verdient mit Gleichmuth bluten,
Und stähle den verzweiflungsvollen Sinn,
Ersticke gern der Thränen heiße Fluthen.

Ach, aber wenn, bey schwacher Kraft, mein Herz
Sich vor dem Kampf zum Guten nimmer scheute,
Wenn ich das Unrecht bald mit bitterm Schmerz,
Und, könnt' ich es, bald mit Ersatz bereute;

Was stehst du gegen mich, o Wütherin!
So gräßlich auf? Was zuckt dein blinkend Eisen
So furchtbar oft auf meinen Busen hin?
Hast du auf mich nur Vollmacht aufzuweisen?

Und

Und hätt' ich mehr als jene Thaten all
In meines Lebens Frühling schon verbrochen,
So hätte doch für meinen frühen Fall
Dein Mund zu hart das Urtheil ausgesprochen.

Ach, alle Lieben, die des Blutes Band
Dies heilige, dies ewig feste Siegel,
Mir gab, hast du tyrannisch mir entwandt,
Und über sie sinkt schon der Rasenhügel.

Oft hieng ich fest an einem treuen Freund;
Du aber schlugst in unsre Brust die Klauen,
Und rissest ihn, mit heißem Schmerz beweint,
Bald in das Grab, bald hin zu fernen Auen.

Einst wohnte Lieb' in meiner heißen Brust,
Um Minna's Herz vertauscht' ich eine Krone;
Du nahmst sie mir, mit schadenfroher Lust,
Und führtest sie zu einer fremden Zone.

Bald nimmst du auch, ich seh dein Schreckenbild
Von weitem schon, die trauligen Gespielen
Der Jünglingsjahre mir, und furchtbar wild
Wirst du die Brust mit neuem Schmerz durchwühlen.

Hier ist ein Kreis von Freunden fest vereint,
Ein Hauch wird ihn, wie herbstlich Laub, verwehen;
Viel sind der Thränen, die die Trennung weint,
Ich habe sie selbst zahllos fließen sehen.

O, mußtest du, bey so viel andrer Pein,
Der Erde Leben! auch die Trennung haben,
So laß uns härter, laß uns fühllos seyn,
Sonst wird ihr Schmerz das Grab uns früher graben.

Zu theuer wird der Freundschaft Hochgefühl
Von uns erkauft, uns armen Erdensöhnen;
Die Trennung steht voll Schadenfreud' am Ziel
Und wird das Band der treusten Freundschaft höhnen.

So höhn' uns dann, nimm die Geliebten hin;
Und wenn die Thrän' auch unversiegbar quölle;
Kurz ist dein Reich, einst weißt man, Wütherin!
Mit anderm Weh, auf ewig dich zur Hölle.

Benkowitz.

VI. Anec-

VI.

Anecdote von einer schönen Nachtwandlerin.

Ein junger, englischer Edelmann reiste vor einigen Jahren von London aus nach dem westlichen Theil von England; seine Absicht war einen sehr würdigen Mann, seinen Anverwandten, zu besuchen, der auf seinem Landgute lebte. Es ereignete sich, daß zu eben der Zeit, das Haus dieses Verwandten wegen einer darin gehaltenen Hochzeit voller Menschen war. Der Hausherr hieß ihn daher zwar herzlich willkommen, setzte aber hinzu: „Ich weiß nicht, wo ich Sie beherbergen soll, denn die Heyrath meiner Muhme hat mir auch nicht ein einziges Zimmer übrig gelassen. Ich habe zwar eins noch, dieses aber rechne ich nicht, denn es spukt darin; wenn sie jedoch damit vorlieb nehmen wollen, so will ich ihnen ein sehr gutes Bett und alle übrige Nothwendigkeiten dahin bringen lassen.“ Der Gast versicherte ihn, daß er ihm für das Anerbiethen sehr verbunden wäre, weil er sich schon oft gewünscht hätte, sich an einem Ort zu befinden, wo es spuckte. Dem Hausherrn war dieser Entschluß sehr angenehm; er ließ das Zimmer zurecht machen, und da es Winter war, ein großes Feuer im Camin anzünden.

Als die Schlafzeit gekommen war, führte man den jungen Edelmann in das für ihn bestimmte Zimmer; er be-

befahl sich dem göttlichen Schutz, und gieng zu Bette. Er blieb eine ziemliche Zeit wach, und da er kein Geräusch, noch überhaupt den geringsten Laut hörte, so schlief er endlich ein. Gegen drey Uhr des Morgens wurde er durch das Aufmachen der Thüre seines Zimmers aufgeschreckt. Er sahe jemand hereinkommen, dem Schein nach ein junges Frauenzimmer, die nichts als eine Schlafhaube und einen kurzen Unterrock anhatte; er konnte sie aber nicht recht in Augenschein nehmen, denn sein Licht war ausgebrannt, und das Feuer im Camin gab nur einen geringen Schein von sich. Dieser unbekannte Gast aber näherte sich dem Camin, und ergrif den Kohlenstachel, um das Feuer stärker zu machen. Vermittelst diesem stärkern Lichte sahe der junge Mann im Bette sehr deutlich die Gestalt eines jungen Frauenzimmers; ob sie aber von Fleisch und Blut, oder ein Gespenst war, das wußte er nicht. Diese reizende Erscheinung blieb einige Zeit vor dem Feuer stehn, als ob sie sich wärmen wolte, sodann gieng sie einigemahl im Zimmer auf und ab, und endlich näherte sie sich dem Bette, wo sie eine kleine Weile stehen blieb, hernach die Betdecke aufschlug und sich herein legte; sie deckte sich zu und lag ganz ruhig. Der junge Mann kam ein wenig ausser Fassung bey dieser unbekannten Schlafgesellin, er zog sich an den äussersten Rand des Bettes zurück, und wußte nicht, ob er aufstehn oder liegen bleiben solte. Er ergrif jedoch den Entschluß sich nicht zu rühren, bis er gewahr wurde, daß seine Schlafgesellin Athem holte. Nunmehr muthmaßte er, daß er Fleisch und Blut in der Nähe habe; er rückte daher nahe heran, fand sie warm, und war überzeugt, daß er mit kei-

nem Gespenst zu thun hatte. Er fühlte einen Ring an ihrem Finger, den er ganz sachte abzog. Da das Frauenzimmer während dieser ganzen Zeit beständig fortschlief, so ließ er sie liegen, ohne sie im geringsten zu stören. Auf einmahl sprang sie auf, verließ das Bette, gieng so wie vorher einigemahl im Zimmer auf und ab, sodann öfnete sie die Thür des Zimmers, gieng heraus, und schloß sie hinter sich zu. Der junge Mann muthmaßte nun, auf welche Weise dieses Zimmer in Gespensterruf gekommen war, er stand daher auf, verriegelte die Thür, und legte sich wieder nieder, da er denn ruhig bis an den Morgen schlief. Der Hausherr stellte sich bald ein, um sich nach seinen Befinden zu erkundigen, und ob er in der Nacht etwas gesehn hätte? der Gast gab ihm zur Antwort, daß eine Erscheinung bey ihm gewesen wäre, wobey er sich aber zur Gewogenheit ausbath, nicht weiter in ihm zu dringen, bis die ganze Familie versammlet seyn würde. Der Hausherr war damit zufrieden, und sagte ihm, daß er nur froh sey, ihn gesund und wohl gefunden zu haben.

Die Neugierde etwas Ausserordentliches zu erfahren, brachte bald alle Zweige der Familie zusammen. Nachdem sie alle in einem großen Saale sich versammlet hatten, hob der junge Edelmann an, daß er vor allen Dingen von den anwesenden Damen sich etwas zu erbitten hätte, und dieses wäre zu wissen, ob eine von ihnen ein Ring verlohren habe? Die junge Dame, eine Tochter vom Hause, von deren Finger er genommen worden war, hatte ihn bereits vermißt, und wußte nicht wie sie ihn verlohren hatte; sie gestand

stand daher frey, daß ihr einer fehle. Auf die Frage, ob es dieser sey, bejahte sie es, und empfieng ihn dankend von dem jungen Edelmann. Dieser wandte sich nunmehr zu dem Hausherrn, und sagte: „Nun, Sir, kann ich Ihnen die Versicherung geben, daß diese Dame, indem er sie bey der Hand nahm, „der liebenswürdige Geist ist, der in ihrem Zimmer gespuckt hat.“ Hierauf erzählte er das Vorgefallene. Keine Worte können die Verwirrung der jungen Dame ausdrücken, die da betheuerte, von alle dem nicht das Geringste zu wissen; sie glaubte jedoch, daß es wahr sey, wegen des Ringes, den sie sich sehr wohl erinnerte mit zu Bette genommen zu haben. Dieser Vorfall gab der ganzen Gesellschaft Stof zu vielen Scherzen, bis endlich der Vater erklärte, daß, da seine Tochter bereits zu seinem Vetter ins Bette gegangen sey, so solte es seine eigne Schuld seyn, wenn er nicht auch zu seiner Tochter ins Bette gienge, da er bereit sey, sie ihm mit einer guten Ausstattung zu geben. Dieses großmüthige Anerbiethen war so vortheilhaft, daß der junge Edelmann es mit Freuden annahm, und seine Schlafgesellin fand auch kein Bedenken ihn zu ihrem Manne anzunehmen.

XI.
Anhang.

No. 1.

In der Zeitungsdruckerey zu Bayreuth ist erschienen und auf allen Postämtern und in den meisten Buchhandlungen zu haben: Französisches Museum, oder I. die nützlichsten und unterhaltendsten Aufsätze aus den neuesten und besten französischen Zeitschriften. II. Kleinere vorzügliche Schriften und Auszüge aus den neuesten Hauptwerken der Franzosen. III. Litterärische, Kunst- und vermischte Nachrichten zur Schilderung des politischen, sittlichen und wissenschaftlichen Zustandes der französischen Nation, verdeutscht herausgegeben von Albrecht Christoph Keyser, hochfürstl. Thurn- und Taxischen Hofrath und Bibliothekar. Ersten Jahrgangs, erstes Heft. Dieses erste Heft enthält: Dedikation und Vorrede. I. Apollin Graf von Guibert. II. Erzählungen einer Abendgesellschaft von Marmontel. III. Bemerkungen über die Worte Beständig und Treu. IV. Bemerkungen über die Worte Empfindsam und Zärtlich. V. Auszug aus dem Briefwechsel des Marquis von Favras und seiner Gemahlin vor seiner Hinrichtung. VI. Arist und seine drey Söhne von Herrn Le Meteyer. VII. Memoires &c. Denkwürdigkeiten des Herzogs von Richelieu 2c. VIII. De la Metherie über Naturgeschichte, Naturlehre, Philosophie, Künste und Handwerker am Schlusse des Jahrs 1790. IX. Der Wolf und der Igel. Fabel des Herrn le Bailly. X. Gretry's Leben von ihm selbst beschrieben. XI. Die beyden Gutsherren oder der Alchemist, Lustspiel in zwey Aufzügen. XII. Ueber La Rochefoucault, La Bruyere und Saint Evremont. XIII. Bruchstück aus dem Leben eines fünf und dreyß-

ßigjährigen Gefangenen. XIV. Litterarische Nachrichten. A) Ueber die Englischen und Französischen Journale und Zeitungsblätter. B) Litteràrische Miscellaneen. XV. Kunstnachrichten. a) Kupferstiche: einzelne Blätter. b) Kupferstiche: ganze Werke. c) Portraite. d) Landcharten. e) Artistische Miscellaneen. XVI. Anekdoten. XVII. Räthsel.

2.

Folgende Verlagsbücher sind bey dem Universitäts-Buchhändler Georg Adam Keyser, in Erfurt in der Jubilate- und Michaelmesse 1790. herausgekommen.

Acta Academiae electoralis Moguntinae scientiarum, quae Erfurti est, ad. ann. 1788 et 1789. cum fig. 4. maj. 1 Rthlr. 12 gr.

Bellermann M. Joh. Joach. Handbuch der biblischen Litteratur, enthaltend: 1) Biblische Archäologie, 2) Geographie, 3) Chronologie, 4) Genealogie, 5) Geschichte, 6) Naturlehre und Naturgeschichte, 7) Mythologie und Götzengeschichte, 8) Alterthümer, 9) Kunstgeschichte, 10) Nachricht von den biblischen Schriftstellen, 2ter Theil, 8. 1 Rthlr. 4 gr.

Bertrandi, A. theoretisch-praktische Abhandlung von den Geschwüren, nach der mit Anmerkungen und Zusätzen von Penchienati und Brugnone, vermehrten Ausgabe, aus dem Italiänischen übers. nebst Noten des deutschen Uebersetzers, mit 3 Kupfern; samt einem Anhange einer anatomischen Beschreibung der Leber, aus dem Lateinischen, 8. 1 Rthlr. 10 gr.

Büchlein, ein, zu Beförderung einfältiger Lebensweisheit unter verständigen, ehrlichen Bürgern und Landleuten, von einem Oberdeutschen Landmann. Nebst einem Conterfey in Fine, 8. 12 gr.

Cham-

Anhang.

Chambon de Montaux, von den Krankheiten der Frauen, aus dem Französischen übersetzt, von Dr. C. H. Spohr. Zweyter Theil, 8. 16 gr.

Dorfgeographie, allgemeine von Deutschland, oder alphabetische Beschreibung der Dörfer, Flecken, Stifter, Klöster, Schlösser, Festungen, Herrschaften, Ritter- und Landgüter, Vorwerke, Meyerhöfe, Eisen- und Kupferhämmer, Salz- und Farbenwerke, Glashütten, Pappiermühlen, Fabriken auch einzeln liegenden Häuser und Schäfereyen ꝛc. nach ihrer Lage, wem und zu welchen Kreis, Aemtern oder Gerichten sie gehören. Zweyter Band, M bis Z. 8. 20 gr.

Fourcroy, des Herrn de, Handbuch der Naturgeschichte und der Chemie, nach der 3ten Originalausgabe mit erläuternden Anmerkungen von Joh. Christ. Wiegleb, ins Deutsche übersetzt, von Ph. Loos, gr. 8. 1 Rthlr. 4 gr.

Gernstein, J. P. neue Methode, die weitläuftigsten und beschwerlichsten Staffelrechnungen, ganz kurz, leicht und sicher abzuthun. Allen richterlichen Rechnungsstellern insbesondere, überhaupt aber allen Rechnungsbeflissenen zum Besten, mit den dazu erfoderlichen Tabellen und Beweisen herausgegeben, 8. 5 gr.

Gespräche über Gallicismen und Germanismen, nebst einer Vorrede, welche gelesen werden muß. Im Jahr I. nach der neuesten Gallischen Zeitrechnung, 8. 9 gr.

Haußchronika, meines Vaters, ein Büchlein zum Selbstbeschau, für männiglich. Zu Tage gestellt von Martin Sachs, 8. 1 Rthl. 4 gr.

Horrer, M. G. A. Handbuch zu Hübners biblischen Historien oder gemeinnützige Bearbeitung der wichtigsten Geschichten der Bibel, für Eltern und Schullehrer. Zweyten Bandes 1ster Theil, 8. 12 Gr.

Auch unterm Titel:

Horrer biblische Historien ꝛc.

Just,

Just, Creysamtmann in Tennstädt, über die öffentliche Gottesverehrung in geschlossenen Schulen, 8. 3 gr.

Nietsch, P. Fr. A. Beschreibung des häußlichen, wissenschaftlichen, sittlichen, gottesdienstlichen, politischen und kriegerischen Zustandes der Römer, nach den verschiedenen Zeitaltern der Nation. Zum Schulgebrauch und Selbstunterricht, nebst Grundriß von Rom. Zweyter Theil, 8. 1 Thlr. 8 gr.

Ebend. Die Theologie der Neuern, oder Darstellung der christlichen Glaubenslehre nach den neuesten Berichtigungen für die Religionslehrer unsers Zeitalters, 8. 18 gr.

Ramann, S. J. Moralischer Unterricht in Sprüchwörtern durch Beyspiele und Erzählungen erläutert, für die Jugend. Zweytes Bändchen, 8. 8 gr.

Remler, Joh Christ. W. Tabellen über den Gehalt der in neuern Zeiten untersuchten Mineralwasser nach Klassen und Gattungen. Zum Gebrauch für Physiker, Aerzte und Brunnenliebhaber, gros quer fol. 14 gr.

Ebend. Tabelle, welche das Verhältniß und die Menge der, in neuern Zeiten genauer untersuchten, Stein- und Erdarten, in 100 Granen bestimmt. Zur bequemen Uebersicht für Naturforscher, Mineralogen, Technologen und Naturliebhaber, gr. quer fol. 3 gr.

Stelzer, Chr. Ludw. Grundsätze des peinlichen Rechts, ein Handbuch für practische Rechtsgelehrten, 1ster Theil, 8. 16 gr.

Tromsdorf, J. B. chemische Zergliederung des stinkenden Asands, oder sogenannten Teufelsdrecks, gr. 4. 1789. 2 gr.

Weisheit und Thorheit, ökonomische, oder Journal von und für Oekonomen, Kameralisten, Haußmütter, Gartenliebhaber und Freunde der Stadt- und Landwirthschaftskunde, 3ter Theil, 8. 8 gr.

Kupferstich. Vorstellung des alten Roms nach seinen XIV Regionen und den dermaligen Gegenden der Stadt, gr.

gr. fol. 1790. auf holländ. Pap. 8. gr. auf Schreibpap. 6 gr.

Antihypochondriakus, oder etwas zur Erschütterung des Zwergfells und zur Beförderung der Verdauung, 10te Porzion, 8. 6 gr.

Hecker, D. A. F. deutliche Anweisung, die venerischen Krankheiten genau zu erkennen und richtig zu behandeln. Zur Empfehlung einer zweckmäßigen Kurart, und zur Verbannung einer groben Empirie, für angehende Aerzte und Unerfahrne in der Arzeney. Mit 1 Kupfer, 8. 16 gr.

Liebenroth, F. E. von, Beobachtungen über Natur und Menschen, besonders über mineralogische Gegenstände von verschiedenen Orten in Sachsen und andern Gegenden. Erste und zweyte Sammlung, 8. 8 gr.

Reinhardt, A. F. E. D. J. J. Planers Charakter und Verdienste, gr. 4. 3 gr.

Remler, J. Ch. W. Tabellen, welche das Verhältniß und die Menge der Bestandtheile, der in neuern Zeiten genauer untersuchten Erzarten, wie auch der brennbaren Mineralien, nach hundert Pfunden bestimmen. Zur bequemen Uebersicht für Naturforscher, Mineralogen, Metallurgen, Technologen und Naturliebhaber gros Folio 9 gr.

Zach, de, de vera latitudine et longitudine Geographica Erfordiae, cum fig. 4. maj. 3 gr.

3.

Von dem erst kürzlich in London erschienenen Roman: the Denial; or, the happy retreat, a Novel by Thomson, 3 Vol. 8. wird bald eine deutsche Uebersetzung veranstaltet, welches, Collision zu vermeiden, hiermit bekannt gemacht wird.

4. Freye

4.

Freye Plätze und sehenswürdige Gebäude in Frankfurt am Mayn, gezeichnet während der Wahl und Krönungsfeyer eines allerhöchsten Oberhauptes der Deutschen.

Meine Absicht ist, ein Werk zu liefern, welches den Wiener Prospekten, radirt und ausgemahlt von Schütz, zur Seite gestellt werden kann, ohne von jenen verdunkelt zu werden.

Wer diese vortrefliche Gemälde kennt, dem darf ich weiter nichts sagen, als daß jedes Blatt, welches nicht eben diesen Grad von Schönheit erlangt, vernichtet werden soll. Da aber bey weitem der größte Theil des Publikums diese Schützische Meisterstücke zu sehen keine Gelegenheit, so sey es mir erlaubt, mich etwas ausführlicher über meinen Plan zu erklären:

Ich lasse von dem Herzoglich Pfalz-Zweibrückischen Hofmaler, Herrn Schweyer, den Römerberg, den Liebfrauenberg, den Roßmarkt, den Platz an der Hauptwache und die Aussicht nach der Zeil u. s. w. auf das genaueste aufnehmen und nur im Kontour radiren.

Alle diese Plätze werden mit Gegenständen decorirt, welche die große Feyer der Wahl und Krönung darbiethet. Alles wird mit solcher Treue dargestellt werden, daß auch nicht die mindeste Verzierung eines Hauses vermißt werden soll, und daß man auf den ersten Anblick, an Verzierung und Farbe der Staatswagen und Livreen, jede Gesandschaft bestimmt bemerken könne.

Ich werde demnach nicht etwa mit Farben überstrichene Kupfer, sondern wahre Gemählde liefern, die nebst dem, ohnedies schon hinlänglichen Interesse: Vorstellung des Innern einer so berühmten Stadt zu seyn, auch noch den Vorzug haben, daß sie lange nachhero die angenehmste

Rück-

Rückerinnerung mancher Scenen dieses Festes der Deutschen erwecken, und in jedem Betracht die Wand in dem Hause des Mannes vom Stande nicht entweihen werden

Daß man nicht bloß glauben, sondern auch sehen möge was man erwarten dürfe, habe ich eine der gewöhnlichen Ausfahrten derer hohen Herren Wahlbothschafter auf den Römer, als einstweilige Probe nicht vorher radiren, sondern statt dessen nur tuschen und flüchtig mahlen lassen, und sie in Frankfurt in dem Lesekabinet des Herrn Eßlingers zur öffentlichen Beurtheilung ausgestellt.

Das Radieren giebt den dereinstigen Gemählden eine Kraft, die sich in eine Handzeichnung nicht hineinbringen läßt; und die Decoration, welche aus den grosen bevorstehenden Feste entlehnt wird, bringt der künftigen Arbeit einen so großen Vortheil, daß selbst diese Probe noch übertroffen werden muß. Die Größe eines Gemähldes wird 16 Zoll lang und 11 Zoll hoch seyn.

Alle Verehrer der Künste und Wissenschaften lade ich ein, Beförderer dieser Unternehmung zu werden.

Vorausbezahlung verlange ich nicht, sondern nur die Versicherung durch Unterzeichnung, daß ich diese für mich so angenehme Entreprise nicht ohne glücklichen Erfolg zu beginnen hoffen darf.

Es soll niemand gebunden seyn, alle Blätter zu nehmen, doch werden die Abonnenten aufs Ganze, und besonders diejenigen, welche zuerst unterzeichnen, durch die besten Abdrücke, und durch gelindere Preise, Vorzüge erhalten.

Ich werde genau darauf sehen, daß die Abdrücke gerade so vertheilt werden, wie die Liebhaber nach der Zeit-

folge

folge sich gemeldet haben — und jedermann weiß, wieviel auf die frühere oder spätere Abdrücke einer Platte ankommt.

Genau läßt sich jetzo der Preiß noch nicht bestimmen, doch wird eine Repräsentation etwa einen Conventionsthaler kommen. Das Verhältniß des Steigens und Fallens im Preiß bestimmt die Zahl der Theilnehmer, und Billigkeit soll mein Maaßstab seyn.

Da meine Liebe für dieses Geschäft der Hochachtung entspricht, welche ich für mein Publikum habe, so werde ich jedesmahl die Zeichnung acht Tage zur öffentlichen Schau ausstellen, und sie jedes Kenners Kritik unterwerfen; wann sie dann diese Feuerprobe ausgehalten hat, so wird sogleich zur Verfertigung geschritten werden, und ich hoffe sodann den 15. November das erste Blatt ausgeben zu können.

Die Namen der Gönner, die durch ihre Gnade und Gewogenheit dieses Unternehmen unterstützen, sollen, wenn Sie es zu erlauben geruhen, dem Werke vorgedruckt werden.

Ich darf es rühmen, daß dem Künstler vieles gezeigt worden ist, welches ihm seine Arbeit erleichtert; und da es ihm geglückt hat, Augenzeuge der Salbung und Krönung im Dohm und der Feierlichkeiten auf dem Römerberg zu seyn, da es ihm gestattet wurde, den so prachtvoll geschmückten Dohm ungestört bey verschlossenen Thüren aufzunehmen, und die Staatswagen abzuzeichnen, so wird er Meisterstücke liefern, die ihm als einen großen Künstler Ehre machen.

Man kann sich an Buchhandlungen und Postdirectionen adreßiren, die um die Mühe des Colligirens, gegen billige

billige Provision ersucht werden, directe aber auch, mit frankirten Briefen, nach Offenbach bey Frankfurt am Mayn

an

Carl Ludwig Brede,
Buchhändler.

5.

Bey Joh. Georg Fleischer in Frankfurt am Mayn ist zu haben:

Enslin Sammlung von Freymaurerliedern mit Melodien, 4. 1 Rthl. oder 1 fl. 30 kr.

Erholungen, von Carl Lang, für Leser und Leserinnen von Geschmack und Gefühl, 8. 1ter Band. 16 Ggr. oder 1 fl.

Euler, Martin, neues Handlungslexikon in deutschen, franz. und ital. Rubriken, für junge Kaufleute und Komtoristen, in zween Theilen, gr. 8. 2 Rthl. oder 3 fl.

Gedichte von Joh. Jacob Ihlee, mit Musik. 8. 16 Ggr. oder 1 fl.

Ebendieselben auf Druckpapier, 12 Ggr. oder 48 kr.

Lecture pour les jeunes gens qui apprennent le françois, par J. V. Meidinger, nouv. Edit. corrigée & augmentée. 8. 15 Ggr. oder 54 kr.

Meidinger, Joh. Val. praktische franz. Grammatik, wodurch man diese Sprache auf eine ganz neue und sehr leichte Art in kurzer Zeit gründlich erlernen kann, 6te verbesserte Ausgabe, mit Kurfürstl. Sächsischer Freyheit. 15 Ggr. oder 54 kr.

Mosche, D. G. Christ. Benj., Erklärung aller Sonn- und Festtagsepisteln, 2ten Theils 1ter Abschnitt, zweyte durchaus verbesserte Ausgabe, gr. 8. 1 Rthl. oder 1 fl. 30 kr.

— — Gedächtnißpredigt auf S. R. Kaiserl. Majestät Joseph den Zweyten. gr. 8. 3 Ggr. oder 12 kr.

Pal-

Pallas, P. S. Flora rossica, seu stirpium imperii rossici per Europam & Asiam indigenarum, descriptiones. Jussu & auspiciis Catharinae II. Tom. I. Pars II. 8 maj. 18 Ggr. oder 1 fl 8 kr. wird fortgesetzt.

Schlosser, J. G., fünfter Brief über den Entwurf des Preussischen Gesetzbuchs, insbesondere über dessen Apologie in den Annalen der preußischen Gesetzgebung. 8. 12 Ggr. oder 48 kr.

Schunk, Joh. Peter, Beyträge zur Mainzer Geschichte, mit Urkunden, 2ter Band, 1s bis 4tes Heft, und 3ter Band 1s Heft 8. jedes Heft 6 Ggr.

Le Vaillant Reise in das Innere von Afrika, vom Vorgebirge der guten Hofnung aus; in den Jahren 1780 bis 85. aus dem Franz. 2ter Theil, mit Kupf. gr. 8. mit Kurf. Sächs. Freyheit. 2 Rthl. 16 Ggr.

Ueber verschiedene Erfindungen, die Gebäude auf eine sehr einfache und wohlfeile Weise gegen Feuersbrünste zu sichern aus dem Franz. des Abbé Mann. gr. 8. 8 Ggr. oder 30 kr.

Vlacq, Adriani, Tabulae sinuum, Tangentium & Secantium & Logarithmorum sinuum, tangentium &c. Edit. auct. & correct. a J. J. Ebert. 8. 1 Rthl. oder 1 fl. 30 kr.

Ebendieselben deutsch, vermehrt und verbessert von Joh. Jacob Ebert. 8. 1 Rthl. oder 1 fl. 30 kr.

Ankündigung
eines Archivs der Erziehungskunde für Deutschland.

Das Erziehungsgeschäft hat seit 15 Jahren in Deutschland einen so glücklichen Fortgang genommen, daß es nicht nur Fürsten und Minister als einen Theil ihrer Sorge für das gemeine Wohl ansehen, und bey Schullehrern und Erziehern ein größerer Eifer für dasselbe rege geworden ist; sondern daß auch alle Patrioten, die Sinn und Gefühl für Veredelung des Menschengeschlechts haben, an den Schicksalen desselben eben so warmen Antheil als an andern öffentlichen Angelegenheiten nehmen. Und dieser vortheilhaften Stimmung unserer Zeitgenossen ungeachtet, fehlt es dennoch bis jetzt an einer Schrift, welche es sich zum **einzigen** Zwecke machte, die neuesten Begebenheiten aus der pädagogischen Welt mitzutheilen, und eine genaue Uebersicht von dem zu verschaffen, was bisher in unserm Vaterlande zur Verbesserung des Unterrichts und der Erziehung geschah, und was für dieselbe noch zu thun übrig ist. Eine Gesellschaft von Männern, deren Lieblingsfach die Erziehungskunde des Menschen ist, hat sich daher entschlossen, unter obigem Titel eine Quartalschrift herauszugeben, in welchen das Publikum alles finden soll, was nur über folgende wichtige Gegenstände Gutes geliefert werden kann. Sie wird nemlich enthalten:

I. die **pädagogische Geschichte** unsers Zeitalters, oder die neuesten Nachrichten von allem, was in den einzelnen Staaten Deutschlands von Regenten und Vorstehern des Schulfachs verordnet wird, um den öffentlichen Unterricht und die öffentliche Erziehung zweck-

zweckmäßiger einzurichten. Um diesen Artikel möglichst interessant zu machen, werden wir uns nicht mit einer bloßen Anzeige davon begnügen; sondern wir werden solche jederzeit mit Raisonnement verbinden, und unsere Stimme laut erheben, wenn sowohl die Hofnung besserer Zeiten durch wahre Verbesserung mehr Land gewinnen sollte, als auch da, wo sie durch unreife Entwürfe und zweckwidrige Verordnungen Gefahr läuft, von ihren gemachten Eroberungen wieder etwas zu verlieren.

II. **Pädagogische Geographie von Deutschland.** Unsere Absicht hierbey ist, dem Publikum nach und nach einen kurzen und dabey befriedigenden Abriß von dem jezzigen Zustande der vornehmsten Schulen und Erziehungsanstalten zu verschaffen. Wir werden dabey jederzeit eine kleine Musterung über den Unterricht und die Behandlungsart anstellen, das Eigenthümliche jeder Anstalt besonders beleuchten, und auch die vorhandenen Mängel nicht verschweigen. Auf diese Weise werden wir unsere Leser in den Stand sezzen, richtig beurtheilen zu können, wie weit man in der Erziehungskunst gekommen ist; und uns dadurch um allegute Schulen und Erziehungsanstalten verdient machen, die leider oft nicht so gekannt und geschäzt werden, als sie es billig verdienten. — Aber wir werden uns nicht bloß auf Schulen für die höhern Klassen einschränken; sondern mit der Zeit auch Rücksicht auf die Schulen der untern Stände nehmen, wobey wir dennoch werden kurz seyn können, weil diese in jedem Staate und oft in mehrern zugleich nach einem Schnitte geformt sind.

III. **Kritik der Pädagogik**, in einzelnen Aufsätzen über die wichtigsten Gegenstände derselben, welche entweder noch nicht zum Vorwurfe genauer Untersuchun-

suchungen gemacht worden sind; oder über welche man noch nicht befriedigende Erläuterung erhalten hat; oder die auch einer neuen Revision bedürfen, weil man im Eifer für das Gute zu voreilig über sie dekretirt hatte. Dahin gehören auch sorgfältige Prüfungen der Gedanken, Wünsche und Vorschläge, welche neuere Pädagogen in Umlauf zu bringen suchen.

IV. Pädagogische Litteratur. Unpartheiligkeit soll unser erstes Gesez seyn; das zweyte, die Rezensionen der neuesten Schriften so zu verfassen, daß durch die, in denselben aufgestellten Ideen, der Gang und die Grenzen genau bezeichnet werden, welche der schriftliche Unterricht nehmen und beobachten muß, wenn er den gerechten Forderungen unsers Zeitalters entsprechen soll. Wir werden dabey thätige Schriftsteller zuweilen auf die noch nicht genug bearbeiteten Fächer aufmerksam machen, und manchen Plan zu nützlichen Werken mittheilen.

V. Pädagogische Erfahrungskunde. Hierher gehören interessante Anekdoten von Schulmännern; Skizzen aus der Erziehungsgeschichte mancher Jünglinge, und lehrreiche Erfahrungen, welche Erzieher in ihrem Amte zu machen Gelegenheit hatten. Wir hoffen hierdurch, theils manche pedantische Schwachheit zu kuriren; theils die Kenntniß des jugendlichen Herzens und seiner Verirrungen allgemeiner zu machen, da sie für den Erzieher eben so nothwendig ist als Physiologie und Pathologie dem Arzte.

Ueberdies werden wir auch noch kurze Nachrichten von den Schicksalen angesehener Schulmänner, von pädagogischen Schriften, welche künftig erscheinen werden rc. unsern Lesern mittheilen.

Alle

Alle Vierteljahr erscheint ein Bändchen von 16 Bogen in Octav, welches 12 Groschen kosten soll. Herr **Friedrich Severin** in Weißenfels hat den Verlag unserer Quartalschrift übernommen und wird für gut Papier und saubern Druck möglichst Sorge tragen; auch hat er uns versprochen die Namen der Herren Beförderer und Subskribenten jedesmal in alphabetischer Ordnung beyzudrucken. Dies gewährt zugleich eine Uebersicht von Männern die sich mit der Erziehung beschäftigen, oder thätigen Antheil daran nehmen. Wir bitten dahero um zeitige postfreye Bestellung. Wer 10 Exemplare nimmt erhält das 11te frey und zwar auf Schreibpapier gedruckt. Ausserdem kostet 1 Exemplar auf Schreibpapier 16 Gr.

Zum ersten Heft wird das in Kupfer gestochene Monument des in allem Betracht unvergeßlichen Basedow kommen, welches ihm in Magdeburg gesetzt werden soll. An genannten Herrn **Friedrich Severin** bitten wir die Nachrichten und Aufsätze zu senden, welche **erfahrne** Schulmänner und Erzieher in unserer Quartalschrift mittheilen wollen. Da wir kein Monopolium treiben wollen, so soll jeder von ihnen an unserm Unternehmen thätigen Antheil nehmen können, und wir versprechen auch wesentliche Erkenntlichkeit.

Im November 1790.

Die zur Herausgabe des
Archivs vereinigte Gesellschaft
praktischer Erzieher.

Der Herr Domprediger M. Förster in Naumburg, dessen Schriften insgesamt mit dem besten Beyfalle vom Publikum aufgenommen worden sind, hat sich, auf das anhaltende Zureden einiger seiner Gönner und Freunde, entschlossen, einen **Jahrgang** Predigten über die gewöhnlichen Sonn- und Festtags-Evangelia in zwey Octav-Bänden herauszugeben, und in dieser Absicht aus den verschiedenen Jahrgängen seiner gehaltenen Predigten diejenigen auszuwählen, welche für einen jeden Christen, der vernünftige und christliche Erbauung liebt, das meiste Interesse haben können. Das Ganze wird in 75 Predigten bestehen, und damit das Publikum von dem Inhalte einigermaßen urtheilen kann, so folgen hier die

Themata:

1) Am Neujahrstage. Lebe weise, so wirst du in diesem Jahre ruhig und glücklich leben.
2) Am Sonntage nach dem neuen Jahr. Wie wenig man ängstlich für sein Leben zu sorgen habe, wenn Gott für dasselbe sorgt.
3) Am Feste Epiphanias. Der Mensch, als der Schöpfer seines eignen Unglücks.
4) Am ersten Sonntage nach Epiphanias. Von dem Werthe der Neigung, gern da zu seyn, wo man Erweckungen zur Verehrung Gottes findet.
5) Am andern Sonntage nach Epiphanias. Von der Unentbehrlichkeit des göttlichen Segens zur häuslichen Glückseligkeit.
6) Am dritten Sonntage nach Epiphanias. Von dem Werthe einer stillen geräuschlosen Wohlthätigkeit.
7) Am vierten Sonntage nach Epiphanias. Das stille Warten der Frommen auf die Hülfe ihres Gottes in den Gefahren dieses Lebens.
8) Am Feste Mariä Reinigung. Die beständige Aufmerksamkeit auf eine jede günstige Gelegenheit, wo man etwas Gutes thun, und seine Gemüthsruhe befestigen kann.
9) Am fünften Sonntage nach Epiphanias. Von der Festigkeit eines Christen in seinem Glauben bey den verschiedenen Meinungen anderer in Ansehung der Religion.
10) Am sechsten Sonntage nach Epiphanias. Von dem frohen Wiedersehen frommer Freunde in dem ewigen und bessern Leben.
11) Am Sonntage Septuagesimä. Gott, als ein gerechter und gütiger Gott in der Austheilung des Lohns für die Arbeiten dieses Lebens.
12) Am Sonntage Sexagesimä. Von den verschiedenen Wirkungen der Religion nach der verschiedenen Beschaffenheit der menschlichen Gemüther.
13) Am Sonntage Estomihi. Würdige Beschäftigungen eines Christen in der Zeit, welche dem Andenken an das Leiden Jesu gewidmet ist.
14) Am Sonntage Invocavit. Die Versuchung Christi als eine Quelle der Weisheit und des Trostes für uns in unsern Versuchungen.
15) Am Sonntage Reminiscere. Von dem wahren Glauben und seinen herrlichen Wirkungen.

16) Am Sonntage Oculi. Von dem weisen Verhalten eines Christen gegen die ungleichen Urtheile der Welt.
17) Am Sonntage Lätare. Von der rechtmäßigen und unrechtmäßigen Besorgniß für das künftige Auskommen.
18) Am Sonntage Judica. Der Einfluß der Lehre von unserer Unsterblichkeit in unser thätiges Christenthum.
19) Am Sonntage Palmarum. Die erhabene Seelengröße Jesu auf dem Wege zu seinem Leiden und zu seinem Tode,
20) Am Feste Mariä Verkündigung. Das Glück einer Familie, die mit Ueberzeugung sagen kann: Der Herr ist mit uns!
21) Am grünen Donnerstage. Das heilige Abendmahl als eine sehr ehrwürdige und heilsame Stiftung Jesu.
22) Am Charfreytage. Weise Absichten Gottes bey dem Tode seines Sohnes Jesu Christi.
23) Am ersten heiligen Ostertage. Trost wider die Furcht für den Gräbern am Grabe Jesu.
24) Am andern heil. Osterfeyertage. Von der rechten Art, Religionszweifeln zu begegnen.
25) Am dritten heil. Osterfeyertage. Von dem Aberglauben in der Religion.
26) Am Sonntage Quasimodogeniti. Von der Verbindlichkeit der Christen nach einer richtigen Erkenntniß in der Religion zu streben.
27) Am Sonntage Misericordias Domini. Das große Glück wahrer Christen in der Vereinigung mit Jesu.
28) Am Sonntage Jubilate. Von der weisen Einrichtung Gottes in dem beständigen Wechsel von Traurigkeit und Freude in dieser Welt.
29) Am Sonntage Cantate. Weise Absichten Gottes bey der unvollkommenen Erkenntniß, welche er uns von der eigentlichen Beschaffenheit unsrer künftigen Seligkeit gegeben hat.
30) Am Sonntage Rogate. Von den Gebeten im Namen Jesu.
31) Am Feste der Himmelfahrt Christi. Ein aufmerksamer Blick auf das ganze Werk Jesu.
32) Am Sonntage Exaudi. Von der beständigen Erinnerung an gefaßte Wahrheiten des Christenthums, als eins der besten Hülfsmittel zur wahren Frömmigkeit.
33) Am ersten heiligen Pfingstfeyertage. Von dem heiligen Geiste und seinen Wirkungen zu unsrer Heiligung.
34) Am andern heiligen Pfingstfeyertage. Was von Seiten des Menschen geschehen muß, wenn der heilige Geist zu seiner Heiligung wirken soll.
35) Am dritten heil. Pfingstfeyertage. Leben und volle Gnüge für alle wahre Christen aus der Ankunft Jesu in die Welt.
36) Am Trinitatisfeste. Von dem Werth religiöser Gespräche.
37) Am ersten Sonntage nach Trinitatis. Reichthum und Armuth in der Hand des Menschen, entweder als Mittel zu seinem ewigen Glück, oder als Ursache seines ewigen Verderbens.
38) Am andern Sonntage nach Trinitatis. Von dem Leichtsinne in der Religion.
39) Am Feste Johannis des Täufers. Von dem Werthe der wahren Freundschaft.
40) Am dritten Sonntage nach Trinitatis. Bewegungsgründe für Sünder, ihren sündlichen Zustand zu verlassen, und sich zu Gott zu bekehren.
41) Am Feste Mariä Heimsuchung. Der hohe Werth eines dankbaren Herzens gegen Gott.
42) Am vierten Sonntage nach Trinitatis. Mit eben dem Maaße, mit welchem wir messen, wird man uns wieder messen.
43) Am fünften Sonntage nach Trinitatis. Weise Benutzungen des Unsegens oder Segens bey unsern Arbeiten zum Heil unsrer Seele.
44) Am sechsten Sonntage nach Trinitatis. Von dem Vorzuge der christlichen Tugend vor der bloß natürlichen.

45) Am siebenten Sonntage nach Trinitatis. Von der ruhigen Ergebung an Gott in solchen Umständen, welche uns manche Besorgnisse verursachen.
46) Am achten Sonntage nach Trinitatis. Von der Vorsichtigkeit des Christen bey der Uebung seines Christenthums.
47) Am neunten Sonntage nach Trinitatis. Ernstliche Ueberlegungen mit sich selbst, beym Andenken an die künftige letzte Rechenschaft.
48) Am zehnten Sonntage nach Trinitatis, Mangel an Religion und Gottesfurcht, als eine Hauptursache des Verfalles der häuslichen und gesellschaftlichen Glückseligkeit.
49) Am eilften Sonntage nach Trinitatis. Von der wahren christlichen Buße.
50) Am zwölften Sonntage nach Trinitatis. Gesunde Sinne als große aber nicht genug erkannte und geschätzte Wohlthaten Gottes.
51) Am dreyzehnten Sonntage nach Trinitatis. Von der unerwarteten Hülfe Gottes in solchen Umständen, wo keine Hülfe weiter vorhanden zu seyn scheint.
52) Am vierzehnten Sonntage nach Trinitatis. Von dem weisen Verhalten gegen die Macht der Beyspiele.
53) Am funfzehenten Sonntage nach Trinitatis. Die frohe Erinnerung an eine gesegnete Ernte, als ein starker Antrieb Gott mit Freuden zu dienen.
54) Am sechzehnten Sonntage nach Trinitatis. Von dem weisen Verhalten eines Christen bey der Ungewißheit seines bevorstehenden Todes.
55) Am Michaelisfeste. Von der nothwendigen Vorsichtigkeit, niemand in seinem Leben ärgerlich zu werden.
56) Am siebzehnten Sonntage nach Trinitatis. Der Christ im Umgange mit falschen Freunden.
57) Am achtzehnten Sonntage nach Trinitatis. Von der Wichtigkeit aller Gebote Gottes.
58) Am neunzehnten Sonntage nach Trinitatis. Von der unedlen Neigung vieler Menschen, immer nur arges von andern zu denken.
59) Am zwanzigsten Sonntage nach Trinitatis. Wie ein jeder bey der Ausübung seiner Religion hauptsächlich dafür zu sorgen habe, daß er damit vor Gott bestehe.
60) Am ein und zwanzigsten Sonntage nach Trinitatis. Das Bild eines guten Hausvaters.
61) Am zwey und zwanzigsten Sonntage nach Trinitatis. Das große Gesetz des Christenthums: Seyd barmherzig, wie euer Vater im Himmel barmherzig ist.
62) Am drey und zwanzigsten Sonntage nach Trinitatis. Zwey Hauptgrundsätze der Religion Jesu zur Bildung guter Bürger des Staats.
63) Am vier und zwanzigsten Sonntage nach Trinitatis. Von den Beruhigungen der Frommen in ihren häuslichen Leiden.
64) Am fünf und zwanzigsten Sonntage nach Trinitatis. Von den zeitlichen Strafen der Sünde.
65) Am sechs und zwanzigsten Sonntage nach Trinitatis. Von den ewigen Strafen der Sünde.
66) Am sieben und zwanzigsten Sonntage nach Trinitatis. Von der weisen Vorbereitung auf die Ewigkeit.
67) Am ersten Adventssonntage. Von den segensvollen Absichten der Ankunft Jesu in die Welt.
68) Am zweyten Adventssonntage. Von der Zukunft Jesu zum letzten Weltgericht.
69) Am dritten Adventssonntage. Das wohlthätige Leben Jesu auf Erden.
70) Am vierten Adventssonntage. Bereitet den Weg dem Herrn.
71) Am ersten heil. Weihnachtsfeyertage. Die gerechte Freude der Christen über die Geburt des Welterlösers.
72) Am andern heil. Weihnachtsfeyertage. Von den unbegreiflichen Leiden mancher guten Menschen.

73) Am dritten heil. Weihnachtsfeyertage. Die Kindschaft der Gläubigen bey Gott, als eine wichtige Wohlthat, die sie Jesu zu verdanken haben.

74) Am Sonntage nach Weihnachten. Eine ernstliche Erwägung der Unbeständigkeit aller irdischen Dinge zu einer desto festern Richtung des Gemüths auf dauerhaftere Güter.

75) Am Bußtage. Eine Ermunterung zur sorgfältigen Betrachtung unsrer Wege.

Wir haben der Predigten so viel, daß jetzt schwerlich ein Verleger auf Gewinn rechnen kann. Dem ohngeachtet zweifle ich nicht an der guten Aufnahme dieser in allem Betracht schätzbaren Auswahl von Predigten; und ich habe mich, damit sie sich auch der weniger bemittelte Mann anschaffen kann, entschlossen, solche möglichst wohlfeil zu liefern. Ich wähle dahero, und um zu wissen wie viel ich davon wohl abdrucken lassen kann, den Weg der Subskription. Wer binnen jetzt und Neujahr Bestellung darauf macht, erhält das ganze Werk von 75 Predigten in gr. 8. mit grober leserlicher Schrift gedruckt für 1 Thlr. 12 Gr. Conventions-Münze; und wer 10 Liebhaber sammelt bekömmt ein Exemplar auf Schreibpapier gedruckt gratis. Die Zahlung wird für das ganze Werk auf einmal aber nicht eher geleistet, als bis der erste Theil abgeliefert ist. Der nachmahlige Preiß ist 2 Thlr. Ein Exemplar auf Schreibpapier hingegen kostet 2 Thlr. 12 Gr.

Um aber auch denen, welche dieses Werk schon in dem nächstkommenden Jahre bey jedem einfallenden Sonn- und Festtage zu ihrer Erbauung gebrauchen wollen, gefällig zu seyn, werde ich diese Predigten in monatlichen Lieferungen ausgeben, so daß die resp. Herren Interessenten im Monat December dieses Jahres die Predigten des Monats Januar, im Januar die Predigten des Februars u. s. w. erhalten. Wem diese Art beliebt, der ist so gefällig, es bey der Subskription anzuzeigen, und bey dem Empfang jedes Monats 3 Gr. zu bezahlen.

Die Namen der resp. Herren Interessenten werden dem Werke beygedruckt, weshalb ich bitte Namen und Charakter leserlich zu schreiben, und so zeitig als möglich einzusenden.

Den 1. Novemb. 1790.

Friedrich Severin,
Buchdrucker und Buchhändler
zu Weißenfels.

Bücheranzeige No. IV.

In der Gräffschen Buchhandlung in Leipzig sind folgende neue Bücher erschienen, die in allen Buchhandlungen zu finden sind:

1) Richardsons Clarissa, neu verdeutscht und Ihro Majestät der Königin von Großbrittannien zugeeignet von Ludwig Theobul Kosegarten. 1. 2. 3r Band. 8. Schreibpap. 3 Rthlr. 20 Gr.

Mehrere kompetente Richter versichern, daß dies allgemein bekannte klassische ausländische Werk, das eines neuen Uebersetzers bedurfte, an Herrn K. den rechten Mann gefunden habe, und ein urtheilsfähiger Recensent sagt darüber: „Keinem Kenner des Originals werden die Schwierigkeiten unbekannt seyn, die Richardson einem Uebersetzer macht. Herr K. hat sie meistens glücklich überwunden, durch den Gebrauch einer gewissen Freyheit im Uebersetzen, die der Treue keinen Eintrag thut, und zu welcher jeder berechtigt ist, der da weiß, daß zu einer guten Uebersetzung keine schulmässige Wortaufzählung erfordert wird. Er hat nicht nur die verschiedne Manier der Schreibart der drey Hauptpersonen, sondern auch der Nebenpersonen (m. s. den letzten Brief im 2. Bande) glücklich nachgeahmt und dargestellt; bey dem Dialog aber alles Unnatürliche, Erkünstelte und Gesuchte, das in mehrern deutschen Dialogen jetzt den ächten Geschmack beleidigt,

* sorg-

sorgfältig vermieden, und die erste lesbare und des Originals würdige Uebersetzung eines Werks geliefert, dessen Vorzüge und Schönheiten selbst durch die ältere Uebersetzung nicht ganz verstellt werden konnten." Ein anderer unpartheyischer Mann sagt: „Herr K. hat nicht blos einzeln durch seine feurige Phantasie kräftige und treffende Ausdrücke erhascht, sondern auch auf das Ganze alle die Aufmerksamkeit und Sorgfalt verwandt, welche Richardson's Feinheiten, verwickelte Perioden, häufiger Dialogismus und die Nüanzen in der Schreibart seiner drey Hauptpersonen erforderten."

2) Die Kunst zu lieben, ein lyrisch-didaktisches Gedicht in drey Gesängen von Publius Ovidius Naso. Metrisch verdeutscht und mit Anmerkungen erläutert. Mit Vignetten. 8. 1 Rthlr.

Weil diese Ovidische Kunst — Genuß zu erwerben, und sich des Erworbenen zu versichern, seit ihrer ersten Erscheinung, und nicht von Keuschheitspedanten allein, verschrieen und verdammt ist, so geht des Uebersetzers Vorrede zunächst von der Absicht aus, sich über seine Verdeutschung bestmöglichst zu rechtfertigen, und sich nicht als Theilnehmer einer Schändlichkeit anplerren zu lassen, womit er keinesweges seine Feder und sein Gewissen zu beschmutzen gemeint ist. Er bemüht sich, eine bessere Meinung für dies Ovidische Stück zu erregen, und versichert, hier sey kein Bokaz und Lafontaine, kein Grecourt und Crebillon, welche unsre Mi-

liusse

lusse sogar zum Theil verdeutscht haben; hier seyen keine schlüpfrige Gemälde, keine brennende Wollustfarben, keine buhlende Grazien, sondern durchweg rede ein kühler Dozent, der sich blos bisweilen in die Höhe zu schwingen scheine, um seine poetischen Künste zu zeigen. Ueberhaupt giebt er einen Gesichtspunkt an, aus welchem Ovid wohl anzusehen sey, und will, wiewohl dieser nirgends äußert, daß er aus demselben angesehen seyn wolle, dennoch diesen und keinen andern für seine Vollmetschung festgesetzt wissen. — Die Anmerkungen machte der Uebersetzer, um die antiken Maschinerien und den fremden Bilderkreis seines Dichters dem blos modernen Leser zu erläutern, und hin und wieder sich mit den Herren Grammatikern und Kritikern ein wenig zu unterreden. — Eine kurze Lebensbeschreibung des Ovid beschließt die Vorrede. Auch ist eine Erklärung der drey Vignetten, die allegorisch sind, beygefügt, und wovon die erste die Rolle des Liebhabens in ihrem ersten Akt — die Zeit des Werbens, die zweyte den beglückten Liebhaber im Triumph seiner Herrschaft, und die dritte endlich gegentheils die Macht des Weibes in ihrem höchsten Triumphe — darstellt. Man wird nicht in Abrede seyn können, daß der Uebersetzer Talent und Geschmack genug besitze, um Anspruch auf den Beyfall des Kenners machen zu dürfen.

3) Szenen in Paris, während und nach der Zerstörung der Bastille u. s. w. Mit Kupfern, die interessantesten Szenen darstellend. Vierte Sammlung, nebst Szenen aus Versailles vom October 1789. 8. 20 Gr.

Der größeste Theil der Vorrede enthält eine Vertheidigung des Verfassers, gegen eine äußerst unreine Rezension in der Jenaischen Allg. Litt. Zeit. über die erste Sammlung dieser Szenen. Wenn jener Rezensent nicht alles Ehrgefühl verlohren hat, so müssen diese Vertheidigung, vorzüglich aber die acht verschiedenen Rezensionen — alles Aussprüche von unpartheiischen und redlichen Männern — die der Verfasser anführt, und ihm entgegenstellt, ihn ins Innere seiner Seele sich schämen lehren. — Zur Belehrung, Notification rc. des Publikums, und der Schriftsteller und Buchhändler ist diese Vorrede noch besonders unter dem Titel: Antwort des Verfassers der Szenen in Paris rc. auf eine Rezension in der Jenaischen Allg. Litt. Zeit. abgedruckt, und wird in den ansehnlichsten Buchhandlungen Deutschlands unentgeldlich ausgegeben.

Uebrigens hat der Verfasser es sich angelegen seyn lassen, auch diese Sammlung so unterhaltend und unterrichtend, wie möglich, für das Publikum zumachen, und wir dürfen mit Zuversicht erwarten, daß der billigdenkende Theil desselben überall dieß gerne bestätigen werde. Der Aufruhr in Versailles im October vorigen Jahres, da die Königin in Gefahr stand, auf

die

die grausamste Weise umgebracht zu werden, hätte nicht der bekannte Gardist so tapfern Widerstand vor ihrem Schlafgemach geleistet, wird vorzüglich lebhaft geschildert.

4) M. Tullii Ciceronis de Officiis libri III. cum delectu commentariorum in gratiam juventutis. 8. 1 Rthlr.

Sehr selten ist der Fall, daß unsre studirenden Jünglinge auf Gymnasien und Universitäten, wenn sie einen alten lateinischen oder griechischen Schriftsteller gründlich für sich lesen wollen, oder auch selbst angehende Lehrer derselben, im Stande sind, sich die besten vorhandenen Kommentare über denselben zu ihrer Erleichterung anzuschaffen. Und wo auch etwa der Fall ist, da fehlt es öfters wiederum an Zeit und Lust, sich durch den für sie wenigstens zum Theil unnützen Schwall von kritischen und philologischen Anmerkungen, die höchstens nur dem Gelehrten en gros interessant seyn können, mit saurer Mühe hindurchzuarbeiten, und das für sie in ihren jetzigen Umständen Nützliche und Brauchbare herauszufischen. Eine solche Ausgabe, die das Beste aus den bisherigen vorzüglichsten Kommentaren über einen solchen Schriftsteller zum genauern und bequemern Verstehen desselben enthält, kann ihnen daher nicht anders als sehr willkommen seyn. Und in dieser Rücksicht verdient denn ohnstreitig die gegenwärtige Ausgabe von Ciceronis Officiis, einem Buche, das, wie überhaupt unter den lateinischen prosaischen

Scribenten, so auch selbst unter den übrigen Ciceronischen Schriften, vorzüglich werth ist, gelesen zu werden, allen Jünglingen und angehenden Lehrern derselben bestens empfohlen zu werden. Für einen geringen Aufwand von Geld und Zeit finden sie hier aus den Kommentaren des Grävius, Manutius, Weinrichs, der Heusinger, Ernesti's und mehrerer andrer alles, was sie aus denselben zum bessern und schnellern Verständniß dieser goldenen Abhandlung des Cicero wünschen werden und bedürfen.

5) Ländliche Gesänge deutscher Dichter, gesammlet von Joh. Friedrich Bramigk. Erste Sammlung. Taschenformat. 10 Gr.

Herr B. liefert hier nach dem Beyspiel eines Ramler und anderer, eine Sammlung ausgewählter Gedichte der vorzüglichsten Dichter, die mannigfaltige Gegenstände der schönen ländlichen Natur behandeln. In dieser ersten Sammlung findet man eine Auswahl aus Geßners, Hölty's, Matthißon's und Hagedorn's Gedichten, und von jedem Dichter ist eine kurze Nachricht vorgesetzt, zur Belehrung derer, die wenig bekannt mit ihnen sind. Sowohl die Wahl der Stücke, als Format und Druck dürfen sich wohl den Beyfall des Publikums versprechen.

6) Zwey Anakreontische Lieder, zergliedert und beurtheilt. Eine Vorlesung von Friedr. David Gräter. 8. 3 gl.

Als Herr G. seine Vorlesungen über den Anakreon schloß, und einige seiner Zuhörer das Gymnasium verließen, wollte er sie nicht von sich ziehen lassen, ohne ihnen ein immerwährendes Andenken mitzugeben. Dazu wußte er nichts schicklicheres als den Abdruck seiner letzten Vorlesung. „Vielleicht," sagt Herr G. in der Nachschrift an das gelehrte Publikum, „ist ihr Gegenstand auch andern jungen Anfängern, die nicht blos der Sprache wegen, sondern vorzüglich zur Bildung des Geschmacks die alten Dichter studieren wollen, anziehend und nützlich. Ausführliche Kritiken über einzelne kleine Gedichte der Alten sind ohnehin keine so alltägliche Erscheinung, daß man schon aufhören könnte, sie zu wünschen."

Binnen kurzem (spätestens in den ersten Tagen des Decembers 1790.) wird bey uns erscheinen:

7) Der Rathgeber junger Leute beyderley Geschlechts, von Christ. Gottfr. Böckh, Diakonus an der Hauptkirche in Nördlingen. 1sten Bandes 1s Stück. 8.

Der Plan des Herrn B. ist, in diesem Rathgeber seinen Lesern und Leserinnen 1) gute Rathschläge zu ertheilen, zur Aufklärung des Verstandes, zur Bildung ihres Herzens und ihrer Sitten überhaupt, dann insbesondere zur Menschen- und ihrer Selbstkenntniß; zur Vorbe-

bereitung auf ihre künftige Bestimmung; zum recht- schaffenen und anständigen Betragen und Fortkommen in der Welt; zur Erhaltung und Förderung ihrer Gesundheit; zur Vermeidung der mancherley Klippen, an denen die Wohlfahrt junger Leute an Seel und Leib schon in der Jugend anzustoßen beginnt; zum Behuf ihrer Studien und Erwerb nützlicher und nöthiger Kenntnisse; zum freundschaftlichen und geselligen Umgang und Benutzung desselben; zur Einrichtung ihrer Lektüre, Kenntniß der besten Bücher für dieselbe, und Warnung vor den schlechten, Geist und Herz verderbenden Schriften. Alle diese Rathschläge werden nach der Lage und den Bedürfnissen unsers Zeitalters, und den Verhältnissen, in welche junge Leute kommen können, angelegt und dargestellt.

2) Wird Hr. B. zu diesen Rathschlägen aus den ältern und neuern Weltbegebenheiten, aus der Geschichte der Menschheit, aus zeitigen Vorfällen und Erfahrungen, Biographien und Anekdoten den Stoff nehmen, und sie damit anschauend und belebt machen. Auch wird er sich gern von seinen Lesern und Leserinnen um Rath fragen lassen, und ihnen in seiner Schrift antworten. Er wird kein trockner, gebieterischer, sondern freundlicher, wohlmeinender Rathgeber seyn, und seinem Vortrag Anmuth, Unterhaltung und Abwechslung zu geben sich beeifern.

Alle Vierteljahr erscheint ein Stück von 12 bis 14 Bogen.

Neue Litteratur und Völkerkunde,

Für das Jahr 1790.

No. XII.

December.

Leipzig, bey G. J. Göschen.

Neue Litteratur und Völkerkunde.

Für das Jahr 1790. No. XII.

December.

Inhalt.

Neue
Litteratur und Völkerkunde.

Für das Jahr 1790. No. XII.

December.

I.

Rede am Geburtstage des Königes von Preussen Friedrich Wilhelm im Joachimsthalischen Gymnasium gehalten von Villaume. Am 25. September 1790.

Es giebt der Lobreden auf Fürsten so mancherley, daß der Titel einer solchen Schrift sowohl für den ernsten Leser als für den Lesedilettanten schon hinreichend ist, sie undurchblättert bey Seite zu legen. Ja man kann dreust behaupten, daß wenn solche ihrer Natur nach von Lob strotzende Rede sich nicht durch eine seltene Beredsamkeit und durch die Vortreflichkeit der Diction auszeichnet, sie ganz und gar nicht gelesen wird; druckt man eine von der gewöhnlichen Art, so müssen die wenigen Exemplare verschenkt werden; denn selbst die Höflinge, ja nicht einmal die Lieblinge des Fürsten, denen sein Lob ein Fest seyn solte, geben sich die Mühe so etwas zu lesen. Wo solten sie auch die Zeit dazu hernehmen? In auswärtigen Ländern, die auch alle samt und son-

sonders von Titusse und Trajanen beherrscht werden, kann man noch weniger erwarten, daß deren Einwohner im Genuß ihres Glücks, sich mit dergleichen Lobreden fremder Fürsten befassen solten. Gegenwärtige ist jedoch von einer sehr originellen Art, und verdient gewiß auch ausserhalb den Preußischen Staaten gelesen und aufbehalten zu werden.

v. A.

Da die Wohlfahrt des Landes in der vollkommensten und beständigen Harmonie des Regenten und der Unterthanen mit einander besteht; da die Regierung umsonst, mit weiser unermüdeter Sorgfalt, die Glückseligkeit der Nation zu befördern streben würde, wenn das Volk nicht, in beständiger Hinsicht auf den Souverain, sich dessen Gesetze, dessen Absichten und Entwürfe zur unabänderlichen Richtschnur alles seines geselligen Thuns und Lassens machte; und da nur auf diese Art, Sicherheit, Ruhe, Flor der bürgerlichen Gesellschaft entstehen und fest gegründet werden kann: so folgt daraus, daß die Nation den Souverain, dessen Gesetze, Absichten und Verfügungen beständig vor Augen haben muß; damit nicht die Bürger, des Ganzen bald vergessend, auf gerathewohl handeln, und vielleicht gar, entweder sich abgesondert denken und fühlen, und ihre ganze Thätigkeit in sich verschließen, oder ihre Person zu dem Mittelpunkt alles dessen machen, was sie umgiebt, und alles nach dieser Fodrung zu drehen suchen.

Der Mensch übersieht gar bald, was ihn nicht unmittelbar betrift. Eine Menge Bedürfnisse und Gefühle fodern

seine Aufmerksamkeit auf, und rufen ihn beständig in ihn selbst zurück, wenn er zuweilen ausser sich strebt. Das Gemeinwesen, mit dem wir nur durch feine Bande verbunden sind, die dem blöderen Auge entgehn, und nicht so eng sind, als es zu wünschen wäre: das Gemeinwesen, sage ich, verschwindet bald vor unsern Augen. Durch die Einrichtung der Dinge zu sehr isolirt, zu anhaltend in uns selbst gekehrt und beschränkt, vergessen wir gar zu leicht des großen Ganzen, dessen wir ein Theil sind; die Sphäre unsrer Vorstellungen verengt sich, unser Herz schrumpft zusammen; und mitten in dem Gewühle und Gedränge der Gesellschaft, denken, fühlen wir uns allein, und handeln, als wenn wir, in Wäldern zerstreut, in dem erdichteten Stande der Natur lebten.

Daher wäre es in dem bürgerlichen Stande zu wünschen, daß das Volk oftmals, solte es auch nur durch bloße Ceremonien seyn, an das Gemeinwesen erinnert würde. Es ist gut, daß man in allen Staaten, gewisse Tage, als Feste des Regenten feyert; und wenn darin gefehlt wird, so ist es, nicht daß zu viel, sondern daß zu wenig geschieht. An solchen Tagen solten alle Versammlungsorte geöfnet, und alle Bürger dahin eingeladen werden. Da müßte man dem Volke, die Pflichten, die Geschäfte des Regenten erklären, damit es von der Wichtigkeit und den Beschwerden der Regierung einen Begrif bekäme, der es Gerechtigkeit, Schonung und Ehrfurcht gegen den Regenten lehrte: da müßte man dem Volke die edlen Gesinnungen, die weisen Grundsätze und Absichten, den Eifer, die Tugenden, die großen

Thaten des Regenten erzählen. Nicht eben, wie viele Schlachten er gewonnen, wie viele Feinde er geschlagen, wie viele Eroberungen er gemacht, wie viele Länder er verwüstet; sondern, wie er den Frieden zu erhalten wußte; wie er durch weise Gesetze und Gerechtigkeit sein Volk beglückte; wie er, ohne die Bürger zu drücken, Schätze für den Nothfall sammelte, und sie als ein Pfand heilig hielt. An solchen Tagen müßte man allen Versammlungen sagen, wie der Fürst für seine Unterthanen väterlich sorgt; wie er keine heiligere Pflicht kennt, als die Beförderung und die Erhaltung der allgemeinen Glückseligkeit, kein anderes Interesse hat, als das Wohl der Nation, von keinem dringenderen Geschäfte weiß, als die Besorgung der Wohlfahrt seiner Kinder; wie er, wachsam, thätig, unermüdet, seine Lebenszeit, seine Kräfte verwendet, seine Ruhe, seine Neigungen, seine liebsten Genüße aufopfert, sobald das Wohl des Volks, oder des Einzelnen ihn dazu auffodert: mit einem Wort, wie er, nicht der Mann für sich, sondern der Mann der Nation, nur für die Nation lebt.

Dieses Bild des guten Fürsten ist es, welches man an solchen Tagen, wie der heutige ist, der Nation vor Augen stellen solte, damit die Nation dem vortreflichen Fürsten dankte, ihn liebte, ihn verehrte, und ermuntert würde, dessen Leitungen zu folgen, und dessen wohlthätige Absichten zu erfüllen.

Und dieses Gemälde solte es seyn, daß ich Ihnen, meine Herren, heut vor die Augen stellte. Allein, ich werde es nicht thun. Nicht, daß ich die erhabene Schönheit desselben

selben nicht fühlte; o, ich bin davon durchdrungen, und der Gedanke an die bloße Möglichkeit dieses großen Bildes, setzt meine ganze Seele in Bewegung. Ach, wie gern hätte ich es entworfen; ich versuchte es, allein ich empfand bald, daß ich es nicht ausführen konnte.

Nein, ich traue es mir nicht zu, das Bild eines guten Fürsten aufzustellen. Zu wenig mit dem Innern der Staatsverwaltung bekannt, was würde ich anders, als unbestimmte Allgemeinheiten sagen? Und dann ist es so schwer, Fürsten zu beurtheilen! Zu beurtheilen, sage ich; denn Lob und Tadel sind gleich schwer, ob es gleich etwas sehr gemeines ist, Fürsten zu loben und zu tadeln.

Diese Schwierigkeit der Beurtheilung der Fürsten ist es, meine Herren, womit ich Sie in dieser Stunde, mit Ihrer gütigen Erlaubniß, zu unterhalten gedenke. Es ist freylich das nicht, was eigentlich und zunächst hierher gehört. Allein, da ich das Wesentliche nicht leisten kann, muß ich aus dem Beyläufigen etwas wählen, das mit der Hauptsache in naher Verbindung steht; und da ich das Lob zu entwerfen nicht im Stande bin, doch wenigstens vom Lobe reden.

Solte es mir gelingen, einen oder den andern gutmüthigen, aber unglücklichen Lobredner, von einem Gegenstande abzuschrecken, der, vermöge seiner Schönheit, eine gefühlvolle Seele leicht hinreißt; wegen seiner Schwierigkeit aber nicht Jedermanns Sache ist: solte es mir glücken, die Fluth gutgemeinter aber mißrathener Lobreden einigermaßen zu vermindern, und einige von den Ehrengemälden, die ihr

Urbild weder erreichen noch treffen, die den Gelobten nicht ehren, und den Zuhörer nicht erfreun, zu unterdrücken; so dächte ich unsre Feyer nicht ganz zwecklos begangen zu haben.

Was aber noch besser, als die Vermindrung mißverstandner Lobeserhebungen seyn würde, und wozu ich, wenn es mir gelänge, mir Glück wünschen möchte, wäre dieses, daß einer oder der andre leichtsinnige Tadler der Könige und Fürsten seinen Leichtsinn in Schranken halten lernte. — Denn, ob es gleich ein unwidersprechliches Recht der Menschheit ist, ihre Führer zu beurtheilen, und gleichsam zur Verantwortung zu ziehen; und so heilsam es ist, daß Regenten und Große, durch laute Beurtheilung ihres Betragens, in den Schranken des Rechts und der Gerechtigkeit erhalten werden; so schädlich ist es auch, daß die Führer des Volks einem leichtsinnigen Tadel ausgesetzt seyn.

Das Lob eines Privatmannes ist bald gemacht. Man redet von seiner Herzensgüte, von seiner Bescheidenheit, von seiner Gastfreundschaft und Redlichkeit. Hat man dergleichen nichts vorzubringen; so spricht man von seiner Geburt und Erziehung, von seinem Vater und dessen Voreltern. Allenfalls mag man von seiner Schönheit und Stärke, oder von seiner Geschicklichkeit, ein Stück Wildes zu erlegen, oder wovon man sonst will, sprechen, und die Lobrede ist fertig. Ganz anders ist es mit dem Lobe eines Fürsten beschaffen. Denn wenn der Lobredner die Absicht nicht hat, durch Schmeicheley die Gunst seines Fürsten zu erschleichen; sondern bloß dahin sieht, den Regenten in seiner wahren

Größe vorzustellen, um das Volk zur Liebe und Verehrung gegen denselben zu erwecken; was wird er vorbringen müssen?

Gesetzt er fienge an, die große Geschicklichkeit eines Cyrus des jüngeren zu rühmen, der der beste Trinker in der großen Persischen Monarchie war; oder er rühmte den Cäsar, als den Mann aller römischen Damen; oder er zählte mit Emphase alle Könige und Fürsten her, die von dem Achilles oder dem Herkules an, in gerader Linie, das Geschlechtsregister des Fürsten verherrlichen; was möchte das Volk zu allen diesen glänzenden Lobsprüchen sagen? Mich deucht, ich höre die Versammlung dem Redner zurufen: Freund, deinen Cyrus und deinen Cäsar mögen wir nicht! Die Ahnherren unsers Fürsten sind nicht unser Fürst; und wir sind hier, um von unserm Fürsten zu hören. Sage uns also, daß unser Fürst weise ist, erzähle uns, was er thut die Nation zu beglücken. Das Uebrige magst du für dich behalten.

Der Redner wird also von dem Regenten in seiner Lobrede nichts anders vorbringen dürfen, als was das ganze Volk und die Wohlfahrt des Staates angeht. Denn nichts anders kann die Nation interessiren, nichts anders die Liebe, das Vertrauen, die Verehrung derselben gewinnen. Der Fürst wird, eben deßwegen, weil er ein guter Fürst ist, noch viele andre vortrefliche Eigenschaften und Verdienste haben. Der Lobredner wird dieselben aber nur allenfalls im Vorbeygehen berühren dürfen; weil es Tugenden des Men-

schen, nicht aber des Fürsten sind, und weil er hier den Fürsten eigentlich, als solchen, vorstellen muß.

Und dies wird nicht ohne Schwierigkeit seyn, weil die Tugenden des Fürsten fast immer ganz anders als die Eigenschaften des Menschen, und diesen nicht selten gerade entgegengesetzt zu seyn scheinen. In der That, die Eigenschaften, die wir an dem Menschen schätzen, weil sie den größten Einfluß auf unser Wohl und Weh, auf die Annehmlichkeit in dem geselligen Leben haben, sind Güte, Leutseligkeit, Milde, Wohlthätigkeit, Freundschaft, Gefälligkeit. Nun aber dürfen alle diese Eigenschaften kaum zu den Zügen in dem Lobe eines Fürsten gerechnet werden. Warum? weil sie unmöglich die ganze Nation und den Staatskörper betreffen können. Der Fürst kann ja nicht gegen alle Bürger Leutseligkeit, Gefälligkeit, noch weniger aber Freundschaft, und was man Wohlthätigkeit nennt, bezeigen. — Noch mehr; diese Eigenschaften, die bey den übrigen Menschen so angenehm, so nützlich sind, und allenfalls Tugenden genannt werden mögen, sind bey einem Regenten, zum mindesten, zweydeutig, und können gar zu leicht in Fehler ausarten. Die Wohlthätigkeit, z. B. kann der Regent nie anders, als auf Kosten der Nation ausüben; die Milde und Güte kann dem Laster und Verbrechen Ungestraftheit gewähren; Gefälligkeit kann den Fürsten von seinen edlen Absichten und weisen Entwürfen abführen; Freundschaft — ach, die Freundschaft des Regenten, wie sehr kann sie gemißbraucht werden!

Mit Furcht wage ich hier einen Satz, den ich vorzutragen habe; weil er anscheinend hart, der allgemeinen Vor-

stellungs-

stellungsart und dem Gange unsrer Empfindungen nicht ganz angemessen ist. Dennoch kann ich ihn, meiner innigsten Ueberzeugung nach, weder mildern noch verschweigen. Hier ist er: Ein Fürst darf nie nach Gefühlen handeln. Nur überlegte Grundsätze, nur geprüfte Absichten, nur wohldurchdachte Plane, dürfen nächst den Gesetzen, die er nie nach der Laune des Augenblicks ändern kann, alle seine Handlungen, in so fern sie den Staat betreffen, bestimmen.

Denn er ist der Mann des Volks, nicht für sich, sondern für die Nation da; Sorge für das allgemeine Wohl, ist seine erste Pflicht; und Gerechtigkeit, die Alle, in sofern ihre Verdienste gleich sind, mit strengster Gleichheit behandelt, seine Haupttugend, der jede andre, so sehr sie gepriesen werden mag, ohne Anstand weichen muß. Die ausübende Gerechtigkeit aber ist keine Sache des Gefühls; sie wägt Gründe und Gegengründe, Hindernisse und Hülfsmittel, Personen und Umstände, Schwachheit und Versuchungen, Beweggründe und Reize gegen einander ab; und Gefühle möchten nur zu oft ihre Waage schwankend machen. Die Gegenstände der Regierung, Nation, allgemeine Wohlfahrt, Zukunft mit ihrer Ungewißheit, Gleichheit Aller, sind kein Vorwurf der Sinne, folglich auch des Herzens nicht; nur eine hellsehende Vernunft, nur der Verstand mit Wahrheit und erhabenen Grundsätzen erleuchtet, ist vermögend diese Gegenstände zu fassen, und unverwandt vor Augen zu halten.

Alle Gefühle, so edel sie immer seyn mögen, haben zwey Charactere, welche sie von der Zahl der Regententugenden auf ewig ausschließen. Diese sind ihre Eingeschränktheit, und daß sie immer nur auf den gegenwärtigen Gegenstand wirken.

Der erste Character, sage ich, ist ihre Eingeschränktheit. — Beschauliche Gefühle, — verzeihen Sie, M. H. diese etwas auffallende Wortfügung; beschauliche Gefühle, sage ich, können sich allenfalls wohl über einen großen, den Sinnen unerreichbaren Gegenstand erstrecken. Die Menschenliebe, z. B. als ein bloßes Gefühl, von Grundsätzen und Thätigkeit abgesondert betrachtet, mag wohl die ganze Menschheit umfassen; was dennoch immer schwer auszumachen bleiben wird. Dann aber ist sie mehr ein Gemüthszustand als ein Gefühl, als eine Regung des Herzens, welche im Stande wäre, uns zur Thätigkeit zu beleben. — Thätige Gefühle hingegen, müssen jederzeit nothwendig auf einem einzelnen, besondern Gegenstand eingeschränkt seyn; da sie, um Leben zu bekommen, des Eindruckes eines Gegenstandes bedürfen. Und da dieser Gegenstand die alleinige Quelle ihres Lebens ist, so richtet er ihre Thätigkeit auf sich allein, und macht jedes Andre vergessen und verabsäumen.

Nun aber wird ein guter Regent diese Einschränkung seiner Fürsorge auf Einen Gegenstand, und diese Ausschliessung aller übrigen sich niemals erlauben, weil er sich als den Mann für Alle betrachtet, und die gleiche Ansprüche

aller

aller Bürger auf seine Fürsorge anerkennt. Folglich wird er sich auf die Regungen seines Herzens nie verlassen, und seinen Gefühlen zwar als Triebfedern zur Thätigkeit, niemahls aber als Beweggründe seiner Handlungen, geschweige denn als Führer seines Thuns und Lassens, wirksam zu seyn erlauben.

Und zwar um desto weniger, da nun vollends das Gefühl nur immer auf den gegenwärtigen Gegenstand wirkt, woraus eine unsägliche Menge nachtheiliger Folgen entsteht. Die in den Regierungsangelegenheiten so wichtige Sache, die Zukunft; jener wahre, einzige Gegenstand der Fürsorge des Fürsten, die Nation und ihre Wohlfahrt, werden übersehen, wenn Gefühle die Richtschnur des Fürsten sind. Bey den Eingebungen des Gefühls wird nur das Bedürfniß des Gegenwärtigen gesehen; die grössere Noth der tausend Abwesenden wird nicht gefühlt; jenem wird abgeholfen, und diese vielleicht vergrössert. Das Gefühl wird gegen den Schuldigen, der da steht, und vor Furcht vor der gerechten Strafe in Thränen und Angstgeschrey ausbricht, Gnade aussprechen; die Beleidigten aber, die nicht zugegen sind, werden ohne Genugthuung abgewiesen werden. Der zudringliche Begierige wird Gnadenbezeugungen erhalten. Kurz, alles wird für den seyn, der den Augenblick zu ergreiffen wissen wird. Ach, das Herz, das so hochgepriesene Gefühl, ist eine mißliche Sache!

Sie sehen, M. H. die Irrungen, selbst eines guten, menschenfreundlichen Herzens; was aber dabey noch schlim-

mer ist, das ist, daß derjenige, welcher keine andre Leitungen, als die seines Herzens kennt, diese Irrungen nicht einsieht, und sich bey seinen Thaten völlig beruhiget. Er kennt keine andern Tugenden, — lassen sie uns einmahl diesen Namen, obgleich nicht mit völliger Richtigkeit, so brauchen; er kennt, sage ich, keine andern Tugenden, als die Tugenden des Herzens; und da er diesen Genüge thut, so glaubt er alles gethan zu haben, was Tugend und Gerechtigkeit von ihm fodern können. Wohlthun, gefällig seyn, sind ihm der Inbegriff aller menschlichen Pflichten; und er hat Wohlthaten gethan und sich gefällig gegen Andre bewiesen. Was kann man von mir mehr fodern? denkt er bey sich selbst.

Lassen Sie uns aber, meine Herren, von diesen Allgemeinheiten auf die besondre Betrachtung unsers Gegenstandes übergehen. Auf wen werden alle Herzenstugenden eines Fürsten sich wirksam beweisen? Auf die Gegenwärtigen; auf die, welche zunächst um ihn sind. Und wer sind diese? Die Großen, die Mächtigen, die, welche als Gehülfen der Regierung, um den Fürsten seyn müssen, um seine Befehle zu erhalten, um seinen Leitungen zu folgen, und ihm von jedem Schritt, den sie thun, Rechenschaft zu geben. Will der Fürst, ausser diesen, noch Mehreren den Zutritt zu seiner Person verstatten, so kann er nur solchen diese Gnade gewähren, welche durch Ansehen, Reichthum, Bildung, den Glanz seines Hofes vermehren. Das rohe Volk, der arme Bürger, der fleißige Handwerker können zu dem Throne nur dann, wann keine andre Zuflucht für

sie

sie mehr offen steht, folglich nur selten zugelassen werden. Nach dem Gesetze der Gefühle also, wer wird die thätige Fürsorge des Fürsten auf sich lenken? Die Großen, die Mächtigen und Reichen, die schon mit Gütern versehen, von dem Volke geehrt, kaum des Schutzes des Regenten bedürfen. Der ärmere, der schwächere, und bey weitem der größte Theil der Nation; derjenige, auf welchen allein Noth und Bedrückung fallen können; derjenige, der ohne den mächtigen Schutz des Fürsten, kaum seines Daseyns in Sicherheit genießt: der bleibt von den wohlthätigen Blicken des Regenten entfernt. Wenn also der Regent nach Gefühl handelt, so trift sein Schutz, sein Wohlthun, seine Gnade, gerade auf diejenigen, die es nicht bedürfen, und das Volk, das von dem Schutz des Fürsten seine Sicherheit, seine nothdürftige Wohlfahrt, und beynahe möchte man sagen, seine Existenz erwartet, ist des Schutzes beraubt; ja noch mehr; alle die Wohlthaten, die der Fürst ausübt, mit welchen er sein Herz befriedigt, seine Pflichten zu erfüllen vermeint, und den Namen eines guten Regenten erkauft, werden dem verlassenen Volke zu einer neuen Last, und das beklagenswürdige Volk leidet nicht allein von den Fehlern seines Fürsten, sondern noch von dessen vorgeblichen Tugenden.

Wenn dem so ist, M. H. können wir da die Gefühle zu den Tugenden eines Fürsten rechnen, und in eine Lobrede, worin wir ihn der Liebe und der Verehrung des Volkes empfehlen wollen, als Hauptzüge, oder auch nur als preiswürdige Eigenschaften aufnehmen? Und wer will

es

es wagen, eine solche Lobrede zu entwerfen? Denn vorerst wird sichs der Redner wohl zutrauen, in einem Unternehmen, das von dem gewöhnlichen Gange des menschlichen Verstandes und Herzens so weit abgeht, mit gehörigem Scharfsinn die Wahrheit zu fassen, und unverwandt bey derselben zu bleiben? Wird nicht sein Blick zuweilen schwanken; sein Herz ihn von dem Zweck abführen? Und dann, wird er denn auch — denn alle Versammlungen sind nicht so wie diejenige, zu welcher ich in diesem Augenblick zu reden die Ehre habe; wird er auch von seinen Zuhörern verstanden werden? Nein, M. H. das Geschäft ist zu schwer, und scheint mir nur von solchen unternommen werden zu dürfen, die die mütterliche Natur mit höheren Fähigkeiten begabt hat.

Doch die Gegenstände des Lobes wären noch wohl herauszufinden; aber wie nun mit dem Maaße der Lobenswürdigkeit? Nicht jede gute That, nicht jede auch allgemein nützliche Wirksamkeit verdient Lob: und besonders, wenn von Königen und Fürsten die Rede ist, muß das Lob wahr und strenge seyn. Dieses behaupte ich aus inniger Verehrung gegen die edlen Fürsten, die das Wohl der Völker machen. Die Schmeicheley aber liegt überall im Hinterhalte, und lauert jeder Gelegenheit auf; sie schleicht sich gar zu leicht in die Wahrheit mit ein; ja weil dies bekannt ist, so ist auch schon jedes Lob der Schmeicheley verdächtig, und macht, wenn es nicht offenbar das Gepräge der Wahrheit an sich trägt, dem Gelobten keine Ehre. Was sage ich, keine Ehre? Der Verdacht der Schmeiche-

ley

ley erweckt den Muthwillen; und indeß der wohlmeinende Redner alles aufsucht, seinen Helden zu erheben, sucht mit schalkhaftem Blick der Zuhörer alles auf, was mit Recht oder Unrecht den gepriesenen Helden herabsetzen kann, und lächelt höhnisch zu den gutherzigen Bemühungen des Lobredners. Ist nun gar das Lob falsch, übertrieben? dann wird jeder Zug desselben in dem Herzen des Zuhörers zur Satyre; und der unbesonnene Lobredner schadet seinem Helden, indem er ihn zu erheben gedenkt. Fürsten müssen verehrt und mit Behutsamkeit behandelt werden. Den Schaden einer schlechten Lobrede auf einen lebenden Regenten, wird man mit vielen guten Anstalten nicht wieder tilgen können.

Lassen sie uns also, M. H. jederzeit mit solchem Lobe behutsam verfahren, und ja nichts erheben wollen, was nicht in der That lobenswürdig ist. Nun aber kann bey Fürsten, wie bey allen Menschen, nichts Lob verdienen, was nicht mit einiger Anstrengung der Kräfte, mit Nachdenken, Weisheit, Vorsicht begleitet, nach einem richtigen Plan unternommen, und mit Standhaftigkeit ausgeführt wird. In der That, werden wir eine, obgleich gute und nützliche Handlung rühmen können, die nur eine Aufwallung des Herzens, oder ein augenblicklicher Einfall der Laune, oder eine vorübergehende Anwandlung von tugendhafter Gesinnung ist? Werden wir das loben, was die Nothwendigkeit, das eigene Interesse jedem Menschen gebiethen? oder angefangene nützliche Unternehmen, die niemahls ihre Vollendung erreichen werden? Nein, sie verdienen kein Lob;

der

der Mann von Wahrheit würde erröthen, sich über solcher Schmeicheley zu betreffen; und der gute Bürger würde sich fürchten, die Ehrerbiethung, die er für seinen Fürsten im Herzen trägt, dadurch zu verletzen.

Also wird der Lobredner sich wohl vorsehen, nichts anders vorzutragen, als was in dem Thun des Fürsten auf das Gemeinwohl Einfluß hat, und nach wohlüberlegtem Plane mit Weisheit und Standhaftigkeit ausgeführt wird. Aber auch hierin wird er sich hüten müssen, nichts zu übertreiben.

Denn es ist auch hierin zwischen einem Fürsten und einem Privatmanne ein großer Unterschied; und in der Wahrheit muß die Wirksamkeit beyder ganz verschiedentlich beurtheilt werden. Der Privatmann thut gemeiniglich alles, was er thut, mit eignen Kräften; nicht so der Fürst, und man kann von diesem sagen, daß es ihm leicht ist, lobenswürdige und selbst große Thaten zu thun. Alle Kräfte einer ganzen Nation, der Reichthum des Staats, die Einsichten der Weisen, stehen ihm zu Gebote. Er darf nur einen Willen vermuthen lassen, sogleich ist alles in Bewegung, denselben auszuführen. Er darf sich nur den Zweck in der allgemeinsten Unbestimmtheit denken, so sind Köpfe da, die denselben für ihn bestimmen, den Plan zur Erreichung entwerfen, und die Mittel auffinden; es sind Arme da, welche die Arbeit übernehmen, die Beschwerden tragen, die Entwürfe ausführen. Seinen Dienern und dem Volke kann ein Fürst sogleich alles überlassen, wenn er nur befohlen hat, was geschehen soll: und allenfalls darf er nur mit einem

einem Blick darauf sehen, wenn er sich eines glücklichen Ausganges dabey versichern will.

Das muß so seyn, wenn das Regierungsgeschäft, nicht allein seinen wohlthätigen Fortgang haben, sondern nur möglich seyn soll. Deßwegen aber müssen wir auch nicht jede nützliche Einrichtung dem Fürsten so anrechnen, als wenn er alles selbst und mit eigenen Kräften gedacht, gethan und ausgeführt hätte; als wenn es ihn die größte Anstrengung kostete, und von ihm alle die Opfer seiner selbst foderte, die es von dem Privatmanne fodern würde. Ueberall müssen Wahrheit und Gerechtigkeit herrschen. Dem Fürsten alles zuschreiben, was unter seiner Regierung geschieht, das hiesse ihn so behandeln, wie jenes knechtische Volk seinen Despoten behandelt, indem es sich an denselben wendet, um Regen und gedeyhliches Wetter von ihm zu erhalten. Welcher Fürst wird diese unsinnige Schmeicheley dulden? und welcher Bürger wird stirnlos genug seyn, um seinen Fürsten so zu mißhandeln?

Wie sehr aber wird dadurch das Lob der Fürsten erschwert? In der That, ich kenne kein schwereres Geschäft, als eine gute Lobrede auf einen Regenten zu machen.

Aber so wie das Lob der Fürsten, eben so ist auch der Tadel gegen dieselben bedenklich. Damit will ich nicht sagen, daß sie niemahls fehlen, oder daß man ihre Versehen nicht bemerken und beurtheilen dürfe. Die Fürsten sind Menschen, und zollen der menschlichen Unvollkommenheit;

und sind noch grösseren Versuchungen, als die übrigen Menschen ausgesetzt. Die Völker haben um so mehr das Recht, die Unvollkommenheiten ihrer Regenten zu bemerken und zu beurtheilen, da sie selbige fühlen, und da die Fürsten nichts versehen können, ohne daß die Völker darunter leiden. Nur Sklavensinn kann es für ein Verbrechen erklären, wenn der Bürger die Spuren der Menschheit an dem Fürsten wahrnimmt: nur knechtische stumpfsinnige Neger sind im Stande, es als ein Majestätsverbrechen mit dem Tode zu ahnden, wenn unglücklicherweise der Unterthan seinen Despoten über die Befriedigung menschlicher Bedürfnisse betrift, und ihn essen oder trinken sieht. — Alle Liebe und Ehrfurcht, die ein guter Bürger gegen seinen Landesverweser hegt, können sein Auge nicht blenden, seine Vernunft nie so verdunkeln, und seinen moralischen Sinn nie so abstumpfen, daß er an dem verehrten Gegenstande keinen Fehler sehen solte? Stillschweigen können Ehrfurcht und Klugheit ihm gebieten, um des Fürsten bey dem Volke zu schonen, und dessen Ansehen zu erhalten; das Urtheil in seiner Seele aber, können sie nicht verhindern.

Allein, so wie beym Lobe die Schmeicheley zu besorgen steht, so muß man auch bey dem Tadel vor der Lästersucht auf seiner Hut seyn. Von jeher ist das Volk gegen seine Führer zum Tadel, wie der Mensch gegen Gott und die Fürsehung zur Unzufriedenheit aufgelegt. Die Vorzüge der Großen, der Glanz, welcher sie umgiebt, erweckt den Neid der Kleinern, die sich durch Tadel und hartes Urtheil gleichsam zu trösten und schadlos zu halten gedenken. Die

Un-

Unbekanntschaft mit den Verhältnissen, mit den Pflichten, Beschwerden und Gefahren der höhern Stände; die Unwissenheit der Erforderniße der Regierung, und der Schwierigkeiten in der Verwaltung des Staates, die beym Volke leider! bis zum Erstaunen weit gehen; erzeugen unendlich viele schiefe Urtheile, die alle, und nicht selten mit dem größten Unrechte, auf den Fürsten fallen. Das unwissende Volk sieht manches, das es nicht versteht; manches, das anders ist, als es sich dasselbe denkt und wünscht; und da es, in dem Gebrauch der Vernunft nicht so weit gekommen ist, zu vermuthen, daß noch wohl, ausser der Sphäre seiner Einsichten, etwas wahres und gutes und gerechtes seyn kann; so spricht es seine Verdammungsurtheile über alles aus, was es nicht einsieht: also daß man die Stimme des Volkes, in Betracht auf seine Fürsten, nicht jederzeit für die Stimme Gottes halten darf; denn es ist nicht unmöglich, daß gerade das, worüber am lautesten geklagt und am bittersten geurtheilt wird, eine weise und wohlthätige Anstalt sey.

Doch, dieß ist noch nicht genug. Denn auch das, was in der That nicht gut seyn mag, kann deswegen, weil es nicht gut ist, dem Fürsten nicht immer zur Last gelegt werden. Er thut ja nicht alles, was unter seiner Führung und seinem Namen geschieht; und manches mag in seinem Namen geschehen, was er nicht befiehlt, wovon er nichts weiß, oder was wohl gar seinen Absichten und Verordnungen geradezu entgegengesetzt ist. Vieles bleibt ihm verborgen, weil sein Auge nicht allenthalben hinreicht, und sein Geist nicht alles umfassen kann; vielleicht mag man ihm

zuweilen etwas verbergen, zuweilen ein wenig anders vorstellen, als es in der That ist. Er kann fast nichts, als durch fremde Augen sehen; und jedes Mittel erschwert das Anschauen. Der Fürst ist ein Mensch; wollen wir ihm einen Vorwurf daraus machen, daß er ein Mensch, daß sein Auge nicht allsehend, sein Geist nicht allwissend ist? Freylich muß er um sich schauen; allein die größte Anstrengung und Wachsamkeit können ihm nicht alles entdecken. Der Fürst kann nicht alles thun, und muß nicht alles thun wollen: denn über das Selbstthun würde er nothwendig die Beobachtung seiner Diener, die Uebersicht des Ganzen, die Gründe und Absichten des großen Plans verabsäumen; und so würden, indem der Fürst das Eine, durch eigne Handanlegung, zur Vollkommenheit brächte, vielleicht tausend andre, auch wichtigere Dinge, die er dabey übergehen müßte, in Unordnung und Verfall gerathen. Er muß also bey der Uebersicht des Ganzen, und bey der Leitung stehen bleiben, und die ganze Ausführung denen überlassen, denen er selbige anvertrauen zu können glaubt. Nur zweyerley kann man von ihm fodern; die Anordnung des ganzen Plans, und die gute Wahl derer, die ihn nach seiner Leitung ausführen sollen. Alles Uebrige steht nicht in seiner Macht.

Wenn dem so ist, M. H. ist es nicht billig, in dem Urtheile über Regenten, selbst wenn es Dinge betrift, die wirklich nicht gut und zweckmäßig sind, mit der strengsten Behutsamkeit zu verfahren? Entscheiden Sie selbst, würde es nicht äusserst hart seyn, wenn man einem Hausvater, alles, was in seinem Hause vorgehen könnte, eben so zurechnen

nen wolte, als wenn er es gebilliget oder befohlen, oder gar selbst gethan hätte? Nein, das wäre ungerecht: wie viel nngerechter aber wäre es, einen Regenten für alles das anzusehen, was in einem weitläuftigen Staate vorgeht? und wenn der Hausvater sich zuweilen damit von der Schuld lossprechen kann, daß es ihm unmöglich ist, alles zu thun, alles zu sehen, auf alle seine Hausgenossen unabläßig zu wachen; so gilt diese Entschuldigung mit ungleich mehrerem Rechte von einem Fürsten, der ein ganzes Volk regiert. Man kann ihm also nicht alles zur Last legen, was in der Regierung wirklich mangelhaft und vielleicht zweckwidrig seyn mag; und derjenige, welcher sich eines leichtsinnigen Tadels gegen Regenten schuldig macht, verräth wenig Einsicht in die Erfordernisse und Schwierigkeiten der Regierung in einem großen Staate.

Ja ich wage es, noch ein mehreres zu behaupten; nehmlich, daß man, mit Gerechtigkeit, dem Fürsten nicht alle die Fehler, die er wirklich selbst begehen mag, mit völliger Strenge, wie einem Privatmanne, anrechnen kann, und daß man ihn ganz anders, als die Privatpersonen beurtheilen muß. Nicht eben aus Schonung oder aus Ehrfurcht; nein, aus Gerechtigkeit. Denn ob man dem Menschen gleich, nach den Grundsätzen des Rechts, jede That, die er bey gesunden Körper und ungetrübten Sinnen, mit äusserer Freyheit thut, nach ihrem moralischen Werthe zurechnen kann; so lehrt uns doch die Billigkeit, bey dem Urtheil über dessen Vergehen, auf die Schwierigkeiten der Pflicht und die Reizungen zu Fehltritten zu suchen; und

 das

das Gefühl unsrer eignen Schwachheit macht uns daraus ein Gesetz, dessen Beobachtung wir selbst bedürfen, und von andern zu fodern, uns berechtigt zu seyn glauben.

Diesem Gesetze der Billigkeit und der Nothwendigkeit zufolge, können wir dem Fürsten ein gelindes Urtheil seines Verhaltens nicht versagen. Denn, M. H. wenn je ein Mensch auf Nachsicht gerechte Ansprüche hat, so ist es ein Fürst; weil er, in Betracht der Tugend und Moralität, sich in der bedenklichsten Lage befindet, in die je ein Mensch versetzt werden kann.

Vorerst sind die Fodrungen der Tugend an die Fürsten von solcher Art, und von dem Gange aller gewöhnlichen Kräfte der Menschen so sehr entfernt, daß sie, um diesen Fodrungen Genüge zu leisten, beynah die Menschlichkeit ablegen, und sich über dieselbe erheben müßten. Bedenken Sie, M. H. ich bitte, welch eine wachsame unermüdete Thätigkeit dazu gehört, um unabläßig auf alles zu sehen, und alles zu besorgen, was das Wohl des Gemeinwesens betreffen kann! Welch ein Geist! der alles zu überschauen, und die großen verwickelten Plane, die zur glücklichen Verwaltung der Souverainetät nothwendig sind, zu entwerfen und zu erwägen, die tausenderley sich kreuzenden Theile desselben, so in einander zu fügen im Stande ist, daß aus diesen ungleichartigen Stücken ein harmonisches Ganze entstehe, worin alles seinen Ort und das richtige Verhältniß zu dem Uebrigen behaupte! Welch ein Umfang, welch eine Mannigfaltigkeit der Kräfte, um so verschiedene Angelegenheiten und so

un-

ungleichartige Geschäfte zu besorgen! Welch eine Standhaftigkeit, um sich niemahls von seinen Grundsätzen und Planen abführen und irre leiten zu lassen! Welch eine Erhabenheit der Seele, um nicht von eigensüchtigen Begierden und Leidenschaften sich hinreissen zu lassen, und dem Wohl des Ganzen vor dem Privatnutzen jederzeit den Vorzug zu geben! Wie! und man solte sichs erlauben, einen Fürsten, dem unter dieser Bürde zuweilen der Muth sinkt, die Kräfte ermüden, und der Blick schwankt, mit strengem Tadel zu belegen, und ihm vorzuwerfen, daß er sich in dieser übermenschlichen Höhe nicht immer zu erhalten wußte? M. H. diesen Tadler wollen wir zu unserm Fürsten nicht haben. Er würde, ich sehe es seiner Unbesonnenheit und seiner Scheelsucht an, das, was er von Andern fodert, weniger als diese, leisten.

Vor allem Uebrigen setzt mich dieses jederzeit in Verwundrung und Erstaunen; nehmlich, die unermüdete, sich immer gleich bleibende Arbeitsamkeit. Denn so thätig auch ein Mensch seyn mag, und hätte er es auch darin so weit gebracht, daß die Arbeit ihm, wie Nahrung und Ruhe, zum Bedürfniß geworden wäre; so fühlt er doch zuweilen Ermüdung, und wünscht dann und wann Entlassung von dem täglichen Joche. Verlangt man von ihm unabläßige Thätigkeit, so muß man ihn sich selbst nicht ganz überlassen, und ihn in beständiger Aufsicht und Zwang erhalten. Wie nun aber der Fürst? Das Wohl des Volkes fodert von ihm rastlose, und was noch mehr ist, gleichmäßige Thätigkeit, weil die Wohlfahrt des Staates auf ihm beruht, und

er durch einen Andern, eben so wenig, als ein Vater durch einen gedungenen Verpfleger ganz ersetzt werden kann. Diese so wichtige und nothwendige Thätigkeit aber, ist der Willkühr des Fürsten ganz überlassen; niemand ist da, der ihm sagen könnte: du mußt! oder: warum versäumest du dieses! Der Nothwendigkeit der Dinge weiß man sich zu entschlagen, sobald ihr Einfluß nicht uns selbst trift. Die Vergnügungen, die nur auf den Wink des Fürsten warten, sind furchtbare Reize, um ihn von der ernsten Arbeit abzulocken! Freylich soll er ihnen widerstehen; allein es ist doch auch gewiß, das der Sieg nicht leicht seyn muß.

Der Fürst handelt nicht nach Gefühlen, M. H. das ist unumstößlich wahr; aber es ist zum Erschrecken. Der Mensch, er mag noch so verständig und so gebildet seyn, ist doch immer mehr Gefühl als Verstand. Die Gefühle sind seine Triebkräfte, die Gefühle machen seinen Genuß und seine Leiden, kurz die Gefühle sind sein Leben; wie soll er ihnen entsagen? wie ihnen widerstehen? der Fürst thut es. Dem Mitleiden, das der Schöpfer, dem Unglücklichen zum Trost, zur Lindrung, zur Rettung, in die Herzen der Menschen mit väterlicher Hand gepflanzt hat, gebietet er mit festem Sinn Stillschweigen, weiset den unglücklichen Verirrten, der vor ihm jammert, unerhört ab, und verurtheilt ihn, mit Widerwillen, aber mit weiser Festigkeit, zu der Strafe, die das Gesetz verordnet; denn er weiß, der einsichtsvolle Fürst, daß Ein begnadigter Verbrecher durch die Hofnung der Straflosigkeit Mehrere ins Verderben stürzt; und daß er, als Oberrichter, mehrere Strafurtheile sprechen

müßte,

müßte, wenn er nicht das erste spräche. Wohlthaten, in so fern er Wohlthaten thun kann, gewährt er nie anders, als nach Grundsätzen und Plan, nicht dem, der ihn darum bittet, sondern dem, der gerechte Ansprüche darauf hat, er mag darum ansuchen oder nicht, und gegenwärtig oder abwesend seyn. Den Lockungen des Vergnügens weiß er zu widerstehen, sobald die ernsten Geschäfte der Regierung ihn rufen. Auf seine Größe, auf seine Macht, auf den Glanz seines Namens, auf das, was man das Interesse seines Hauses nennt, sieht er nur in so fern, als es ein Mittel zum Flor des Staates und zur Wohlfahrt der Nation ist. Freundschaft weiß er zu schätzen; er fühlt in seinem Herzen das Bedürfniß, seine Seele in eine vertraute Seele zu ergießen; versagt sich aber diese innigste Glückseligkeit; weil er weiß, daß die Freundschaft eines Regenten zu leicht gemißbraucht wird. Kurz, er ist der Mann, der sich über die Menschheit erhebt. Dank und Verehrung von dem ganzen Volke, Hochachtung und Ruhm in der ganzen Welt seyen sein Lohn; er verdient es. Allein, wenn irgend einer der Fürsten, denen die Nationen ihre Wohlfahrt anvertraut haben, seine Größe nicht erreichen kann, so wollen wir bedenken, daß diese Größe die höchste Stufe der Menschheit ist; und daß es nicht in den Kräften Aller steht, selbige zu erreichen.

Große übermenschliche Tugenden sollen die Fürsten ausüben; und gerade sind sie's, gegen die sich von allen Seiten, die schwersten Versuchungen vereinigen. Denken Sie sich, meine Herren, einen Mann, dem die schwersten Tugenden,

Selbstverleugnung, Ueberwindung aller Gefühle, und selbst derer, worin andre Menschen ihren Ruhm und ihre Tugend zu setzen pflegen; unabläßige Wachsamkeit, Anstrengung aller Kräfte, als seine ersten Pflichten obliegen: einen Mann, dem es nichts hilft, alle guten und liebenswürdigen Eigenschaften zu haben, welche den guten Menschen von gewöhnlicher Art zieren: einen Mann, dem es schon als ein Vergehen angerechnet wird, wenn er in der Ausübung jener Tugenden ermüdet, und sich nicht beständig über die Menschheit erhebt; — denken Sie sich diesen Mann in einer Lage, wo alle Leidenschaften und Begierden der Menschen, durch die ganze Beschaffenheit der Umstände, aufs lebhafteste gereitzt werden; bey einer Lebenseinrichtung, welche vor der Zeit die Sinne weckt, wo kaum einige Hindernisse die ausbrechende Sinnlichkeit beschränken, wo fast keine hinreichende Autorität den Lauf der Leidenschaften hemmt; setzen Sie dazu, daß alle Mittel zur Hand sind, jeden Einfall auszuführen, jede Begierde zu sättigen, ohne ihr einmahl die Zeit zu lassen, zur Leidenschaft zu reifen: und was noch mehr ist, denken Sie, daß unter den Menschen, welche den Mann umgeben, und die sonst bey einem Privatmanne, den Leidenschaften und deren Ausbrüchen Schranken zu setzen pflegen; nicht selten sich welche finden, die aus allerley Absichten, die Leidenschaften dieses Mannes reitzen, Begierden, die bey ihm schlafen, zu wecken suchen, ihn mit allen Künsten der Verführung belagern, ihre Plane dazu von fernher unmerklich anlegen, und alle ihre Verschlagenheit aufbiethen, ihn von der Tugend abzuwenden; weil sie bey seinen Fehltritten und Schwachheiten ihren Vortheil finden; — denken Sie

sich

sich dieses alles zusammen, und sagen Sie, ob man sich dabey mit der Hofnung schmeicheln darf, daß der Mann, unter solchen Umständen, den großen Fodrungen seiner Lage Genüge leisten wird? sagen Sie, ob es billig wäre, ihn mit der Strenge zu beurtheilen, mit welcher man die Menschen in ihren gewöhnlichen Verhältnissen beurtheilen kann? und ob man berechtigt ist, ihm alles zuzurechnen, was er versäumt, versieht, verfehlt, oder bey guten Absichten, anders macht, als es wohl gefodert werden könnte?

Und doch soll dieses, wie die Geschichte uns lehrt, die Lage mancher Fürsten gewesen seyn. Der Glanz des Hofes, der sie alle umgiebt, ist blendend; der Ueberfluß, in welchem sie leben, läßt es nicht zu, daß sie sich von den Bedürfnissen des Volkes einen Begrif machen; die Verehrung der Menschen, deren sie schon in der Wiege genießen, hebt sie zu hoch über die Schicksale, die Gefühle und die gewöhnliche Denkungsart der Menschen; gar zu früh lernen sie sich als Wesen von einer höheren Gattung ansehen. Aber was ist das gegen das Verbrechen eines schändlichen Dubois, der seinem fürstlichen Zöglinge schon in der ersten Jugend solche Grundsätze beybringt, die alle Moralität vernichten; der ihn früh lehrt, daß Tugend, Recht und Gesetze nichts sind, als was die Fürsten hierüber zu verordnen belieben; der bey seinem Zögling der Natur voreilt, und ihn vor der Zeit mit den schmutzigsten Lüsten der Sinne bekannt macht; der ihn über alle Schaam hinwegsetzt, um seine Gunst zu gewinnen, und einen großen Einfluß bey ihm zu haben? Ohne diesen niederträchtigen Wüstling, was wäre Philipp von Orleans

nicht

nicht gewesen? Kann man es Frankreichs Verweser ganz zurechnen, daß er ein Wollüstling war, und daß er in der Königsstadt, wonicht die Sitten zu Grunde richtete, doch wenigstens die äussere Anständigkeit verscheuchte?

Und solche Versuchungen sollen manche Fürsten ihr ganzes Leben hindurch umgeben haben. Alle Macht, alle Schätze in ihren Händen, die Zudringlichkeit, die Schmeicheley, die Kunstgriffe aller Art — sind gefährliche Lockungen. Man suchte ihnen die Geschäfte aus den Händen zu spielen, sie durch Vergnügungen zu beschäftigen, oder auf andere Dinge zu lenken, um die Macht an sich zu reißen, sich unentbehrlich zu machen, und sich bey Ansehen zu erhalten. Erinnern sie sich, meine Herren, eines Louvois und des Fensters zu Trianon. Gewiß haben Sie die schrecklichen Worte nicht vergessen: **Er muß einen Krieg haben; und, bey Gott, er soll ihn bekommen.** Denken Sie an einen Le Tellier — doch — was soll ich Sie mit bekannten Dingen unterhalten?

Hab' ich die Schwierigkeit, einen Fürsten recht zu beurtheilen getroffen? Wenn das ist, so hab' ich mich auch völlig gerechtfertiget, daß ich das Lob unsers menschenfreundlichen Friedrich Wilhelms nicht versucht habe. Das aber kann ich thun, daß ich Sie über die Fortdauer des Friedens zur Freude und zum Dank gegen den auffordere, der uns den Frieden erhalten hat; das kann ich, daß ich in den Wunsch Ihrer Herzen mit einstimme, der alle guten Fürsten segnet, die den Frieden unter den Menschen wieder herzu-

stellen

stellen oder zu erhalten suchen. Der Himmel lasse sie lange des Friedens und der Verehrung der Völker genießen!

Fenêtre de Trianon. (Mémoires de Duc de St. Simon Lond. 89. Tom. 1. p. 22. suiv.)

La guerre de 1688 (entre la France et la Hollande) eut une étrange origine, dont le récit est si propre a caractériser le Roi (Louis XIV.) et Louvois. — Louvois à la mort de Colbert avoit eu la surintendance des bâtimens. Le petit Trianon de porcelaine, fait autrefois pour Mad. de Montespan, ennuyoit fort le Roi, qui vouloit des palais partout. Il s'amusoit fort à ses bâtimens. Il avoit aussi le compas dans l'oeil pour la justesse, les proportions, la symetrie; mais la goût n'y répondoit pas. — Le chateau ne faisoit que sortir de dessous terre, lorsque le Roi s'apperçut d'un défaut à une croiseé. — Louvois, naturellement brutal et gâté jusqu'à souffrir difficilement d'être repris de son maitre, disputa opiniâtrement et soutint que la croisée étoit bonne. Le Roi lui tourna le dos. — Le lendemain il rencontra Le-Nôtre, bon architecte. Lui ayant demandé s'il avoit été à Trianon, il répondit que non. Le Roi lui expliqua ce qui l'avoit choqué et lui dit d'y aller. Le lendemain, même question, même rèponse; le jour d'après autant. Le Roi vit bien que Le-Nôtre n'osoit s'exposer à trouver qu'il eût tort, ou à blâmer Louvois; il se

fâcha,

fâcha, lui ordonna d'aller le lendemain à Trianon où il se trouva avec Louvois. — Louvois disputa; Le-Nôtre ne disoit mot. Le Roi lui ordonna de mesurer: Louvois en fureur, grondoit tout haut et soutenoit avec aigreur que cette fenêtre étoit en tout pareille aux autres. Le Roi ordonna à Le-Notre de parler; Le-Nôtre balbutia; le Roi se mit en colère et lui ordonna de parler net. Alors Le-Nôtre dit, que le Roi avoit raison. Là-dessus le Roi dit à Louvois, qu'on ne pouvoit tenir à ses opiniâtretés; que sans sa remarque, il auroit fallu tout abbattre quand le bâtiment auroit été achevé; et le reprit fortement. — Louvois outré rentra chez lui, où il trouva quelques amis. „C'en est fait, leur dit il, je suis perdu auprès du Roi, de la façon dont il vient de me traiter pour une fenêtre. Je n'ai de ressource qu'en une guerre, qui le détournera de ses bâtimens et qui me rendra nécessaire; et *parbleu, il l'aura.*" — En effet, quelques mois après il tint parole; et malgré le Roi et les autres puissances, il rendit la guerre générale, et cette guerre ruina la France.

II.

Beschreibung der Insel Madagaskar, aus verschiedenen sowohl ältern als neuern Reiseberichten.

Die Gewährsmänner nachstehender Nachrichten sind vorzüglich, Flacourt, Souchu de Rennefort und Sonnerat. Ausserdem hat man sich auch noch eines Briefes bedient, welchen der Herr von Barry, der sich von 1760 bis 1762 auf dieser Insel befand, an einen seiner Freunde, einem Mitgliede der Pariser Academie schrieb, und worin er demselben seine während seines dortigen Aufenthalts gemachte Bemerkungen mittheilte. Da dieser Brief nicht mehr als einen gedruckten Bogen füllt, und eben nicht zu den bekanntesten Schriften über Madagaskar gehört, auch sich über verschiedene merkwürdige Gegenstände verbreitet, deren kein einziger obgedachter Reisebeschreiber so umständlich Erwähnung thut, so haben wir für gut gefunden, ihn nachstehender Erzählung ganz einzuverleiben.

Madagaskar, die größte der africanischen Inseln, liegt nach dem Parisischen Mittagszirkel zwischen dem zwölften und fünf und zwanzigsten Grad der südlichen Breite und dem ein und vierzigsten und acht und vierzigsten Grad der östlichen Länge. Sie wird durch den Kanal von Mozambik von Africa's östlichen Küsten getrennt, und ihr Flächeninhalt

halt wird auf 10,500 Quadratmeilen angegeben. Die Portugiesen entdecken sie im Jahr 1506 und gaben ihr den Namen, St. Lorenzinsel, weil sie solche eben an dem Festtage dieses Kirchenheiligen zuerst erblicken. Auch waren sie die ersten Europäer die sich hier niederließen, und ihrem Beyspiel folgten bald nachher die Engländer, Holländer und Franzosen, welche um das Jahr 1665 an der mittäglichen Küste der Insel landeten. Die letztern nannten sie dem damahligen Dauphin zu Ehren die Dauphininsel, so wie die Eingebohrnen solche gewöhnlich Madekasse zu nennen pflegen.

Die Luft dieser Insel ist sehr ungesund. Eine Menge Wälder, voll hoher dickbelaubter Bäume, das durch die Hitze zur Fäulung gebrachte Regen- und Quellwasser, und die vielen schlammigten mit Krokodillen angefüllten Flüsse machen dieses Land zu dem ungesundesten Aufenthalt für die Europäer, besonders in der Zwischenzeit vom Monat Oktober bis zum May als dem dortigen Frühling und Sommer. Auch wirkt hier die Hitze bey Nacht weit heftiger als bey Tage. Der Aufenthalt in den Wäldern und Gebüschen ist wegen der ungesunden Dünste höchst schädlich, dahingegen sind die Ufer des Meeres, wo die Seelüft frey und ungehindert streichen kann, für die an das dortige Clima ungewohnten Fremden noch am wenigsten gefährlich.

Dem allen ungeachtet findet man hier Pomeranzen, Citronen und Granatbäume; desgleichen weißen Pfeffer, Cardamom, Ingwer, Tobak und eine Menge andrer Pflanzen und Bäume. Hingegen bringt, dem Bericht des Herrn von Barry zufolge, dieses Land nur wenig gute Früchte hervor,

vor, unter welchen noch die Bananas die besten und häufigsten sind.

Nirgends wird man wohl Hornvieh, vorzüglich Ochsen und Kühe, in grösserer Menge antreffen, als in Madagaskar. Es giebt hier von diesen Thieren dreyerley verschiedene Arten. Einige haben Hörner wie die europäischen Ochsen, bey andern hängen sie herab, und noch andre haben gar keine; bey allen diesen drey Gattungen aber bemerkt man durchgehends zwischen den Schultern und dem Halse einen Höcker von Fleisch. Der Schwanz der dortigen Schafe ist einen halben Fuß breit, und schleppt ihnen auf der Erde nach. Ueberall findet man eine große Menge wilder und zahmer Schweine, auch viel Ziegen und Zicklein. Vor allen aber zeichnet sich besonders ein gewisses dieser Insel eignes Thier aus, welches viel Aehnlichkeit mit einem Wolf hat, aber noch weit gefräßiger ist. Die Einwohner fürchten sich sehr dafür, und unterhalten daher sowohl bey Tage als bey Nacht Feuer, um es von ihren Hütten zu verscheuchen. Auch giebt es in einigen Gegenden dieser Insel sehr viele bösartige Affen, vor welchen man sich ohne Gewehr nicht gut blicken lassen darf. Wilde Hunde, Katzen und Stachelschweine findet man gleichfalls häufig, so wie auch Papagayen, Rephühner, Holztauben, Turteltauben, indianische Hühner, und eine Menge andrer Thiere und Vögel, die Flacourt in seiner Geschichte dieser Insel sehr umständlich beschreibt. Nicht weniger trift man hier Chameleons, Eidechsen, Krokodillen und große Schlangen an; desgleichen Seidenwürmer, glänzende Mücken und noch viele andre

andre Insekten, die den Insulanern große Beschwerden verursachen.

Das Innere der Insel, sagt Barry, ist bis jetzt nur wenig bekannt. Man giebt vor, daß dort weiße Menschen wohnen, die man für Abkömmlinge der Araber hält. Auch behauptet man, obgleich mit wenig Grund, daß man in diesem innern Theil des Landes Goldbergwerke antreffen soll. Weit gewisser aber ist es, daß man dort Eisen finden muß, weil die Insulaner es zu bearbeiten verstehen. Dieses Eisen ist weich und geschmeidig. Der Bergkrystall ist ebenfalls hier sehr gemein. Barry brachte eine daraus verfertigte Nadel mit sich nach Europa zurück, die er seinem Freund, an den er seinen Reisebericht schrieb, schenkte. Rennefort sagt, daß man in dieser Insel bleiche Rubinen, Topasen, Opalen, Amethysten und andre Edelsteine mehr antrift, die aber in Indien nicht sehr geschätzt werden.

Die Küsten von Madagaskar werden von Negern bewohnt, die von den guineischen Negern sehr verschieden sind, denn sie haben bey weitem keine so dicke Lippen und breite Nasen wie jene; auch sind ihre Haare viel länger. Man nennt diese Negern Madegassen nach dem Namen des Landes. Ueberhaupt werden die Einwohner in verschiedene Völkerschaften eingetheilt, deren jede für sich besonders in großen Flecken und Dörfern wohnt. Die Volksmenge eines solchen Wohnplatzes erstreckt sich gemeiniglich auf sieben bis achthundert Seelen, die in der gröbsten Unwissenheit und ohne allen äusserlichen Gottesdienst ihre Tage durch-

durchleben. Dem ohngeachtet haben sie einige, obgleich dunkle, Begriffe von einem wohlthätigen und einem bösen Wesen, halten viel auf Wahrsagen und Vorbedeutungen, und sind überhaupt sehr abergläubisch. Sonst leben sie gänzlich blos nach dem Gesetz der Natur, worauf sowohl ihre Staats als bürgerliche Verfassung gegründet ist, und genießen vorzüglich das Eigenthumsrecht in seinem ganzen Umfang. Dieses Vorrecht wird so heilig gehalten, daß derjenige, der einem Insulaner oder auch selbst einem Fremden das Geringste stiehlt, auf der Stelle sein Sclave werden muß. Ein vortrefliches Gesetz, welches, wie Barry mit Recht anmerkt, zu gleicher Zeit von diesem Laster zurückhält, es bestraft, und den leidenden Theil entschädiget.

Die Vermögensumstände dieser Insulaner sind sehr ungleich. Die Vornehmen haben eine Menge Sclaven, Viehheerden, Reißfelder, Häuser und Hütten; das gemeine Volk hingegen ist in der äussersten Dürftigkeit und muß bloß von seiner Handarbeit leben. Sowohl die Gerechtigkeitspflege als auch die Policey ist einzig und allein in den Händen der Oberhäupter der Nation. Ihre Würde ist gemeinhin erblich; zuweilen werden sie aber auch durch Mehrheit der Stimmen förmlich gewählt. Ein jeder, der durch Verstand oder Reichthum vor den großen Haufen sich auszeichnet, gelangt von selbst, gleichsam durch eine stillschweigende Billigung zur Herrschaft über einen Theil seines Volks. Der erste von allen diesen Oberhäuptern wird als König der ganzen Völkerschaft angesehen. Die Regierungsform aber ist, wie bey allen ungebildeten Völkern, durchgehends aristocratisch.

Die Mannspersonen sind fast alle groß, wohlgebaut und behende; aber dabey auch äusserst feige und gewaltige Faullenzer. Industrie ist bey ihnen ein ganz unbekanntes Wort, und Nichts thun wird für eine Ehre gehalten. Das weibliche Geschlecht ist, ohngeachtet der schwarzen Farbe, im ganzen genommen wohlgebildet. Es giebt unter ihnen wahre Schönheiten, sowohl in Rücksicht auf die Regelmäßigkeit ihrer Gesichtszüge, als auch wegen der Feinheit der Haut und der blendenden Weiße ihrer Zähne. Ihre schwarze Farbe selbst hat für Augen, die daran gewöhnt sind, nicht das geringste beleidigende. Auch verstehen sie die Kunst, sich noch ausserdem durch einen sehr ins Auge fallenden Haarputz zu verschönern, indem sie ihre Haare bald in Kronen, bald in kleine Büschel und Pyramidenförmig zusammenflechten. Ihre Zähne reiben sie eben so wie die Mannspersonen mit einem gewissen Kraut, wonach sie zwar anfänglich schwarz, nachher aber vollkommen weiß und glänzend werden. Die europäische Ankömmlinge pflegen sich sehr leicht in diese Weiber zu verlieben. Auch weiß man kein Beyspiel, daß jemahls eine Insulanerin von Madagaskar dem weißen Fremdling die Befriedigung seiner Wünsche abgeschlagen haben solte.

Diese Völker haben überhaupt für Keuschheit keinen Sinn; daher es denn kommt, daß man höchstselten bey ihnen ein Mädchen, die über acht Jahre alt ist, noch als Jungfer antrift. Zwar ist der Ehstand unter ihnen eingeführt, aber die Dauer der ehlichen Verbindung ist bloß willkührlich, und man trennt sich sobald es dem einen oder

dem

dem andern gefällt. So lange indeß diese Verbindung besteht, sind alle Kinder, die während derselben gebohren werden, rechtmäßige Erben ihrer Eltern. Keine Frau darf ohne Einwilligung ihres Mannes, sich einem andern überlassen; doch ist diese Einwilligung eben nicht schwer zu erhalten, wenn der Liebhaber ein Anverwandter, ein Freund des Hauses, oder auch nur ein Mensch ist, der Lust hat, die Gunstbezeugungen der Schönen mit klingender Münze oder Geschenken zu bezahlen. Derjenige hingegen, der die Frau eines andern hinterlistig zu seinem Willen verführt, wird angehalten, dem beleidigten Ehmann, eine von diesem zu bestimmende Geldbusse zu entrichten, ohne daß dadurch das gute Vernehmen der beyden Ehegatten im geringsten gestört werden solte.

Indeß giebt es doch zuweilen Weiber unter ihnen, die des höchsten Grades von Zärtlichkeit und Treue fähig sind. Rennefort erzählt einen Vorfall, der wenigstens von der Anhänglichkeit dieser Insulanerinnen an diejenigen, die sie lieben, zum Beweise dienen kann. Der französische Kommandant von der St. Marieninsel hatte eine Negerin von Madagaskar geheirathet, die er eines Tages in den Armen eines ihrer Landsleute überraschte. Voll Wuth über diese Beschimpfung befahl er seinen Leuten den unglücklichen Liebhaber an einen Baum zu binden und mit tausend Lanzenstößen zu durchbohren. Sein Befehl wurde pünktlich vollzogen, und alle hielten den Neger für wirklich todt, ohne sich weiter um ihn zu bekümmern. Diese Nachläßigkeit benutzte die Gemahlin des Kommandanten, die von ih-

rem Mann zu sehr geliebt wurde, als daß er sie für ihre Untreue gleichfalls hätte strafen sollen. Auf ihren Befehl wurde der dem Anschein nach entseelte Körper losgebunden und dessen Zustand sorgfältig untersucht. Man fand wirklich noch einiges Leben in ihm, und vermittelst des Brustfleisches von einem lebendig gerupften Huhn, welches man in seine Wunden that, wurde er glücklich gerettet. Auch liefern die Annalen dieses Volks mehrere Beyspiele von Weibern, die sich durch Muth und Tugend einen berühmten Namen machten; z. B. eine Dian Rena, die sich die Oberherrschaft über die ganze Insel durch ihre Herzhaftigkeit verschafte, und eine Dian Nong, Gemahlin des la Case, eines französischen Offiziers, deren Geschichte bekannt gemacht zu werden verdient. Ihr Leben liefert tausend Beyspiele von Edelmuth und einer Kühnheit, die ihrem Geschlecht sonst selten eigen zu seyn pflegt. Mehr als einmahl rettete sie das Leben ihres Gemahls, sicherte ihn für Meuchelmörder, und einstens wurde sie sogar in seiner Vertheidigung hart verwundet. Die Insulaner — fährt Rennefort fort — sind gegen Weiber sehr gefällig. Nie werden sie in ihrer Gegenwart eine zornige oder betrübte Miene annehmen. Ihre Gesellschaft ist ihnen vielmehr eine wahre Quelle der Freude. Gerne berauschen sie sich in derselben, und Spiel, Gesang und Tanz verbannen alsdann allen Mißmuth aus dem Herzen der Männer.

Es herrscht in dieser Insel eine ansteckende Krankheit, die viel Europäer wegraft. Sie besteht in einem Faulfieber. Der Kranke bekommt anfänglich starke Kopfschmerzen, und

und verfällt nachher in eine Schlafsucht, die sich nur mit dem Tode endiget. Ich habe bemerkt — sagt Barry — daß die Wundärzte, die viel zur Ader ließen, besonders am Fuß, fast alle ihre Kranken tödteten. Man öfnete den Leichnam eines dieser Verstorbenen, und fand das Gehirn ganz ausgetrocknet. Doch habe ich auch jemand gekannt — fährt Barry fort — der durch einen in dieser Art von Krankheiten sehr erfahrnen Wundarzt glücklich gerettet wurde. Oefteres Purgiren, heilsame Tränke und spanische Fliegenpflaster, die man ihm ins Genick legte, rissen ihn nach einer funfzehn Tage lang anhaltenden Schlafsucht gänzlich aus der Gefahr. Doch währte es noch geraume Zeit, bis er völlig wieder hergestellt wurde, und selbst nachher fühlte er noch von Zeit zu Zeit öfters fieberhafte Anfälle.

Die Madegassen sind dieser Krankheit nicht unterworfen. Sie werden gewöhnlich sehr alt. Ihre vornehmste Nahrung ist Reiß, und das Wasser, worin er gekocht wird, dient zu einem Universalmittel in allen ihren Krankheiten, besonders beym Durchfall, der unter ihnen sehr gemein ist. Sobald sie eine Unpäßlichkeit verspüren, beschmieren sie sich aus Aberglauben das Gesicht mit weißer Farbe, legen sich alsdenn auf einer Matte nahe ans Feuer, trinken Reißwasser und lassen die Natur wirken. Die Mäßigkeit dieses Volks im Essen rührt nicht sowohl aus Mangel an Rindfleisch und Flügelwerk her, welches die Insel, wie bereits oben erwähnt worden, im Ueberfluß besitzt, sondern weil das meiste Vieh gewöhnlich den Reichen zugehört, die

es sorgfältig für ihre europäische Gäste aufheben, und an sie für baares Geld, Feuergewehr, Pulver und Munition, blaue indische Leinwand und andre dergleichen Nothwendigkeiten, die ihr Land nicht hervorbringt, zu geringen Preisen überlassen. Bloß bey festlichen Gelegenheiten, bey Hochzeiten, oder wenn das Oberhaupt eines benachbarten Districts einen Besuch bey ihnen ablegt, tödten die Vornehmsten des Orts einen oder zwey Ochsen, die, ohne daß man ihnen die Haut abzieht, voneinander gehauen, und die Stücke unter ihre Anverwandten und Freunde vertheilt werden.

Das gemeine Volk hingegen muß sich, so oft ihre Reißfelder von Orcanen verheert werden, mit Erdwurzeln behelfen, die im höchsten Grade eben so eckelhaft als ungesund sind. In dieser Zeit der Noth sieht man den für Hunger halb todten Armen zu seinem reichen Nachbar eilen, dem er für das bloße Mitessen willig seine Freyheit verkauft. Die Erde bringt wenig gute Früchte hervor. Die beste von allen, und die man noch am häufigsten antrift, ist die Bananas; eine Frucht, die hier oft das Rettungsmittel für den Hunger der dürftigern Volksklasse wird. Auch hilft den armen Insulanern der Fischfang. An den östlichen Küsten der Insel giebt es viele Wallfische, die zwar bey weitem nicht so gut sind, wie die, welche bey Grönland gefangen werden, dem allen ohngeachtet aber für diese arme Leute immer einen wahren Leckerbissen ausmachen. Der Fang ist mit ausserordentlich vieler Mühe verknüpft und die Freude jederzeit ausnehmend groß, so oft sie eine aufs Fischen ausgegangene Pirogue, die einen gefangenen

Wallfisch wie im Triumph hinter sich herschleppt, zurückkehren sehen. Ein solcher Tag wird bey ihnen für sehr glücklich gehalten und mit vielen und großen Feyerlichkeiten begangen. Das Ungeheuer wird, sobald es ans Ufer gebracht ist, unter lautem Zujauchzen des versammleten Volks in Stücken gehauen und regelmäßig unter die Umstehenden zu gleichen Theilen vertheilt. Das Fleisch wird nachher geräuchert und die Fresserey währt zwey oder drey Tage, worauf denn gewöhnlich ein eben so langes Fasten erfolgt. Weniger Faulheit und mehr Vorsorge würde all diesem Uebel bald abhelfen. —

Wir sehen uns genöthiget hier die Erzählung des Herrn von Barry auf eine kurze Zeit zu unterbrechen, um nach Flacourt und Rennefoet einige Civilgebräuche der Madegassen anführen zu können, wovon jener würdige Offizier keine Erwähnung gethan hat.

*Die madegassische Sprache scheint zwar mit den übrigen in Ostindien üblichen Sprachen in Verbindung zu stehen, doch kann man nicht behaupten, daß sie aus irgend einer derselben herzuleiten sey. Man spricht sie durchgehends in der ganzen Insel; doch mit kleinen Veränderungen, die von der Verschiedenheit der Aussprache der Insulaner herrühren. Sie hat zusammengesetzte Wörter nach der griechischen Methode und die Conjugation der Wörter ist sehr regelmäßig. Auch sind das Activum und Passivum, so wie die Modos und Tempora wohl von einander unterschieden. In der Histoire générale des Voyages werden nach Flacourt

mehrere bekannte christliche Gebethsformeln in madegassischer Sprache angeführt, die, da dieses Werk in vielen Händen und auch noch ausserdem, wie bekannt, übersetzt ist, sehr leicht von Neugierigen zu Rath gezogen werden kann.

Aus der Rinde eines gewissen Baums verfertigen die Einwohner eine Art von Papier, aus dem Saft eines andern Dinte, und Federn aus Schilf. Doch besitzen diese Kunst nur die Ombiassen allein; eine Benennung, worunter man, Flacourt und Rennefort zu Folge, die Gelehrten einer jeden Völkerschaft, das heißt diejenigen versteht, die sich durch das Studium der unter ihnen üblichen wissenschaftlichen Kenntnisse über den gemeinen Haufen erhoben haben.

Die Madegassen begraben ihre Todten, und zeigen viel Ehrerbiethung gegen die Gräber der Verstorbenen. Doch vereinigen sie mit diesen traurigen Pflichten nicht die geringsten religiösen Ceremonien. Sie haben weder Tempel noch eigentliche Götzenbilder; indeß erzeigen sie doch in ihren Häusern einer Art von Feldgrille göttliche Verehrung. Sie füttern solche mit der äussersten Sorgfalt auf dem Boden eines sauber gearbeiteten Korbes, worin sie zugleich ihre besten Kostbarkeiten legen. Alles dieses was ein solcher Korb enthält nennen sie Oly. Mit einer Art von wilder Begeisterung tanzen sie um denselben herum und bilden sich alsdenn ein, daß dies Oly ihnen alles eingebe, was sie thun sollen, welches sie denn auch jederzeit standhaft auszuführen suchen.

So

So sehr sie aber auch immerhin bloß nach den Gesetzen der rohen Natur leben, so sind sie doch, wie bereits bemerkt worden, in sehr vielen Fällen höchst abergläubisch. Alles was ihnen nur begegnet, ihre Träume, sogar ihre Einbildungen müssen nach ihren plumpen Begriffen durchaus mit der Zukunft in Verbindung stehen. Fragt man sie über ihre Meinung vom ersten Ursprung der Welt und des Menschengeschlechtes, so erzählen sie eine Menge der ungereimtesten Fabeln. Indeß giebt doch die unter ihnen allgemein eingeführte Beschneidung zu erkennen, daß entweder Juden oder auch Muhamedaner ehemals auf dieser Insel gelandet seyn müssen, die hier einige Spuren ihrer Religion zurückgelassen haben. Diese Ceremonie, die man nur alle drey Jahre einmahl feyerlich zu begehen pflegt, ist höchst sonderbar und verdient daher wohl einer umständlichern Erwähnung.

In jedem Wohnplatz wird eine Art von Halle gebaut, die auf hölzernen Pfeilern ruht, und mit einer Verzäunung von Pfählen umgeben ist. Nachdem das Oberhaupt des Districts einen Stier geschlachtet und dessen Blut mit einem dem Meth ähnlichen Getränke, welches man hier verfertiget, vermischt hat, sprengt er diese Mixtur überall herum, und öfnet alsdenn die Verzäunung. In diese Oefnung pflanzt er einen Bananasbaum, der Blätter hat und Früchte trägt, und hängt über demselben einen mit dem Blut des nehmlichen Stiers besprengten Schurz auf. Von diesem Augenblick an ist dieser Ort einem jeden Madegassen heilig. Keiner naht sich demselben anders als mit Ehrerbietung und auch nicht einer wagt es das Innere des Heiligthums zu betreten.

Die

Die Väter derjenigen Kinder, die beschnitten werden sollen, müssen die ersten acht Tage des Märzmonats strenge fasten. Am letzten Tage sind sie verpflichtet ihre Kinder, in ihre Pagnes eingewickelt, öffentlich auf den Schultern durch alle Straßen ihres Wohnorts herümzutragen. Diesem Zug folgen die jungen unverheyratheten Leute. Sie sind mit ihren Sagayen bewafnet und machen allerley drohende Gebehrden, als wenn es zur Schlacht gehen solte. Nachdem sie auf diese Weise dreymal um das Heiligthum herum gezogen sind, bleiben sie gegen der Oefnung über stehen, und theilen sich in zwey Haufen. Alsdenn tummeln sie sich einander in verstellten kriegerischen Angriffen so lange herum, bis sie für Müdigkeit auf die für sie schon zurechtgelegten Matten niederstürtzen. Den Morgen darauf läuft ein Ombiassa, dessen Geschäft es ist, den bösen Geist aus den Leibern dieser Kinder zu vertreiben, wie ein Unsinniger in jede Hütte hinein, wo er den Geist beschwört, und alsdenn vorgiebt, daß er ihn gezwungen habe in ein junges Huhn zu fahren, welches zu diesem Behuf an der Thüre des Oberhaupts des Orts in einem Korbe angebunden ist, und nachher von demselben zerschmettert wird. Hierauf gehen die Väter und Mütter zu dem Oberhaupt des Districts, überliefern ihm eben so viel Ochsen und schwarze Hühner, als Kinder da sind, und bitten ihn, den Tag der Beschneidung zu bestimmen. Sobald dieser Tag erschienen ist, setzt sich das Oberhaupt auf einer mit Pagnes bedeckten Tafel am Eingang der Halle und nimmt die ihm von den Eltern der Kinder dargebrachten Geschenke an. Hierauf geht er in das Innere hinein und stellt sich in die Mitte, wo er die Beschneidung vollzieht, indem

ihm

ihm die Väter auf einen wohlpolirten Stein ihre Kinder vorhalten. Alsdenn erwürgt ein jeder Vater sogleich sein mitgebrachtes schwarzes Huhn, dessen Blut er über die Wunde seines Kindes hinlaufen läßt, die Mutter hingegen taucht etwas Baumwolle sowohl in das Blut des Huhns, als auch in das Blut des ebenfalls geschlachteten Ochsen und verbindet damit die Wunde.

Die französische Ostindische Compagnie treibt Handlung längst der östlichen Küste von Madagaskar, wo sich ihre Schiffe mit allen Bedürfnissen zugleich versehen. Die beträchtlichsten Seehäfen der Insel sind: das Fort Dauphin, Foule pointe, die Insel St. Marie, Tamakawe, und der Hafen Choiseuil. Ausser Reiß und Fleisch werden hier auch noch eine Menge Sclaven für die Inseln Frankreich und Bourbon aufgekauft. Der gewöhnliche Sclavenpreiß ist zwanzig bis dreyßig Piaster, und für eine Flinte mit etwas Pulver und Bley kann man den besten Ochsen von ihnen erhalten. Reiß, Brennholz und Federvieh wird gegen blaue Leinwand vertauscht. Die Negern, die man zur Arbeit braucht, werden entweder mit Brantewein, den sie sehr gerne trinken, oder auch mit Schießpulver und Leinwand bezahlt. Zuweilen glückt es ihnen auch einige Piaster zu erhaschen, vorzüglich die Weiber, die viel Geld von den verliebten Europäern verdienen.

Der größte Theil des Silbergeldes, den die Negern verdienen, wird in schwere Halsketten, und andern Weiberschmuck, als Ohrgehenke, Armbänder u. s. w. umgeschaffen.

Doch

Doch erhalten die Europäer auch viel von ihrem ausgegebenem Gelde wieder zurück, für Flinten und andre Dinge, die sie besonders verkaufen. Der Ueberrest wandert gemeiniglich in das Innere des Landes, wo es, wie man vorgiebt, von den dort befindlichen weißen Menschen zu ihrem Handel mit den Arabern verbraucht wird.

Aus dem was nur eben gesagt worden, läßt sich schließen, daß die Madegassen bey aller ihrer übrigen Unwissenheit doch einige Kenntnisse von der Goldschmiedekunst besitzen müssen. Aber demohngeachtet sind die Fortschritte, die sie sowohl in dieser als auch in allen übrigen Künsten gemacht haben, bis jetzt nur noch sehr unbedeutend. Ausser ihren Goldarbeitern haben sie auch Schmiede, welche ihnen Waffen und verschiedene andre Geräthschaften von Eisen verfertigen; doch verstehen sie nichts vom Poliren. „Die Blasebälge — sagt Sonnerat — deren sie sich bey ihren Feueressen bedienen, bestehen aus zwey hohlen zusammengebundenen Baumstrünken; unten daran sind zwey eiserne Röhren, und inwendig in jedem Baumstrunk ein statt des Wergs mit Raphia umwundener Pumpstempel. Der die Maschine in Bewegung setzende Lehrbursche stößt wechselweise den einen Stempel hinein, während daß er den andern empor hebt. Auf diese Weise haben sie es zwar so weit gebracht, daß sie alle zu einer Flinte gehörigen Stücke machen können; aber das Bohren des Laufes bleibt ihnen noch immer ein Geheimniß.“

Die Madegassen verfertigen auch eine Art sehr feiner Leinwand von verschiedenen Farben, worein sie ihren Leib

einzuhüllen pflegen, denn hierin besteht ihr einziges Kleidungsstück. Diese Leinwand wird Pagne genannt und sieht sehr gut aus. Die auf der Insel wohnenden Europäer bedienen sich derselben gleichfalls zu ihrer Kleidung.

Die mehresten ihrer Sclaven sind Gefangene, die sie in den kleinen Kriegen, die sie unter einander führen, dazu gemacht haben. Diese Kriege sind überhaupt mit gar keinem oder doch nur mit sehr wenigem Blutvergiessen verknüpft. Herr von Barry, der sich bey diesem Gegenstand mehr als irgend ein andrer Reisebeschreiber aufhält, entwirft nachstehende sehr interessante Schilderung von der Kriegsverfassung dieser Insulaner.

In ältern Zeiten, ehe und bevor die Europäer den Madegassen Feuergewehre lieferten, waren die einzigen Schutz- und Trutzwaffen dieses Volks, die Sagaye, eine Art von Wurfspieß, und ein runder Schild von Büffelleder. Gegenwärtig bedient sich ein jeder, der nur einigermaßen wohlhabend ist, der Flinte, und nur die Aermsten aus dem gemeinen Volk behelfen sich im Kriege mit Sagayen.

Ihre Kriege werden gemeinhin zwischen den Bewohnern der Küsten und den Bewohnern des innern Theils der Insel geführt. Jene suchen Streitigkeiten an diese, um Sclaven zu machen, und diese ihrerseits wieder an jene, um nur dadurch Gelegenheit zu erhalten, sich den Seeküsten zu nähern und mit den Europäern Handel treiben zu können.

Sobald man einen Krieg unternehmen will, versammlen die Oberhäupter ihr Volk und ihre Bundsgenossen. Es

ist

ist ein höchst interessantes Schauspiel im ofnen Felde, in der glühendsten Sonnenhitze, eine unzählige Menge Negern auf ihren Fersensitzen zu sehen. Alle zusammen formiren einen ungeheuren Zirkel, in dessen Mitte sich ihre Anführer befinden. Diese halten lange Reden an die Versammlung, in einem festen pathetischen Ton; untersuchen alsdenn den Vortheil, der aus dem vorhabenden Kriege für die allgemeine Wohlfahrt entspringen könnte; bestätigen neue Bündnisse, indem sie das Fleisch oder auch nur die Leber von einem gebratenen Ochsen miteinander verzehren; ermahnen einen ungetreuen oder verdächtigen Bundsgenossen zu Erfüllug seiner Pflicht, und nehmen überhaupt hier einmüthig alle zu Ausführung ihres Vorhabens dienende Maaßrezeln. Ich war — fährt Barry fort — bey einer dieser Versammlung zugegen. Ob ich gleich die Sprache der Redner nicht verstand, so fand ich doch in ihren Stellungen, ihren Gebehrden, und in den verschiedenen Abänderungen, die sie ihrer Stimme gaben, viel Ausdruck und eine edle Simplicität, die mich ganz bezauberte. Ein Dollmetscher erklärte mir den Sinn ihrer Unterredung und ich bemerkte mit Vergnügen eine vollkommene Uebereinstimmung zwischen ihren Gedanken und der Art womit sie solche auszudrücken suchten. Mit einem Wort, es war die ungekünstelte Beredsamkeit der Natur, die vielleicht die einzige wahre ist. Ihre Mundart ist sehr sanft und ich kenne keine Sprache mit welcher sie Aehnlichkeit haben solte. *)

So-

*) Herr von Barry verstand vermuthlich kein Arabisch. Aus den madegaßischen Uebersetzungen, die in der allgemei-

Sobald nun der Krieg beschlossen ist, begiebt sich jedermann mit Reiß, Pulver und Kugeln wohl versehen, nach dem bestimmten Sammelplatz. Um die Anzahl der Streiter genau zu erfahren, setzt der Heerführer vor der Thür seiner Hütte einen Korb, wo hinein denn ein jeder, der mitziehen will, einen kleinen Holzspan werfen muß. Soviel Späne man also in diesem Korb findet, auf soviel Soldaten kann auch der Feldherr rechnen. Ein Haufen von zweytausend Mann gilt auf dieser Insel schon für eine beträchtliche Armee. Trift es sich zufällig, daß sie einen oder zwey Europäer bey sich haben, so halten sie sich vollends für ganz unüberwindlich.

Ist das Heer beysammen, so dringt es unverzüglich in das feindliche Gebieth ein, wo man denn alles verheert und die Reißfelder sowohl als die Wohnplätze in Brand steckt. Aller Orten wird das Vieh fortgetrieben und Männer, Weiber und Kinder zu Sclaven gemacht, bey welchen Vorfällen doch nie ein Mensch ums Leben kommt. Ist der Feind nicht in der Verfassung sich zu widersetzen, so flieht er in die Wälder; ist er aber stark genug seinen Gegnern Truz zu bieten, so geht er ihnen auf den Leib und lagert sich denselben gerade gegen über. Ihre ganze Lagerkunst besteht bloß darin, daß sie sich mit einer ungeheuren Menge von Pfählen verschanzen, hinter welchen sie auf alles

meinen Geschichte der Reisen aufbehalten sind, sieht man wie sehr die Sprache dieser Insulaner mit der arabischen Sprache übereinkömmt.

les Feuer geben, was sich nur vom Feinde im freyen Felde blicken läßt. Nach und nach kommen sie sich näher, wobey denn immer die stärkste Parthey sich zuerst in Bewegung setzt. Die Muthigsten von beyden Theilen fordern sich nun mit großem Geschrey zum Kampf heraus. Sie geben unaufhörlich Feuer auf einander, aber doch wohlbedächtlich in einer großen Entfernung, wodurch denn sowohl, wie durch ihre Ungeschicklichkeit alle ihre Schüße ohne Wirkung bleiben. Sobald nun auf diese Weise beyde Läger so dicht zusammengerückt sind, daß man sich einander gut verstehen kann, betragen sich beyde Theile beynahe so wie vorher. Die Krieger treten hinter ihre Verpfählung, überhäufen sich einander mit Vorwürfen und Schimpfwörtern, und fahren fort ihre Gewehre aufs Gerathewohl abzuschießen. Auf diese Weise bringt man ganze Monate zu, bis endlich diejenige Parthey die am schlechtesten mit Kriegs- oder Mundvorrath versehen, am wenigsten disciplinirt, oder auch am übelsten angeführt ist, den Platz räumt, und ohne alle Ordnung die Flucht ergreift. Dieses ist nun der Augenblick des Sieges. Die Ueberwinder, oder vielmehr diejenigen, die am längsten ihren Posten behauptet haben, setzen den Flüchtigen nach und machen alle, die sie einholen zu Sclaven, wobey sie denn niemahls den geringsten Widerstand antreffen. Die Sieger kehren hierauf triumphirend zurück und schleppen ihre Gefangenen mit sich fort, die sie nachher an die Europäer verkaufen. Ein solches Ende nehmen gewöhnlich diese kleinen Kriege, bey welchen es denn sehr natürlich zugeht, daß nie oder doch nur höchst selten ein Tropfen Blut vergossen wird.

Die

Die Tänze der Madegassen sind weder unangenehm noch unanständig. Sie singen entweder dabey, oder bedienen sich auch einer Trommel, die von Baumrinde gemacht und mit einer Ochsenhaut überspannt ist. Diese Insulaner haben eben so gut ihre eigenthümliche Nationalmusik, wie alle übrige Völker der Erde. Die Melodie ist traurig und eintönig, und steigt nur höchstens bis zur Quinte. Auch die Harmonie ihrer Musik ist sehr eingeschränkt, denn sie bedienen sich keiner andern Accorde, als der Terze und Quinte. Ihre Lieder sind weiter nichts, als ein Gemengsel sinnloser Worte. Sie setzen alles in Musik, was ihnen nur vorkommt und begleiten ihre Gesänge mit einem Instrument, welches sie **Bambus** nennen, weil es aus einem Rohr dieses Namens gemacht ist, worauf fünf dicke Fäden statt der Saiten aufgespannt werden. Auf diesem Instrument spielt nun Jung und Alt, und hierin besteht die ganze Instrumentalmusik der Madegassen.

Geräth ein Insulaner in Verdacht, irgend ein grösses Verbrechen, als zum Beyspiel: Mord oder Verrätherey ausgeübt zu haben, oder daß man ihn auch zum Geständniß eines wichtigen Geheimnisses bringen will, so muß er sich der **Tanginprobe** unterwerfen. Das Tangin ist eine Mandelähnliche Frucht und eines der tödtlichsten Gifte wenigstens in diesem Lande. Man läßt es bloß in zweifelhaften Fällen, wo keine deutlichen Beweise vorhanden sind, die Schuldigen verschlingen. Doch werden nur eigentlich reiche Leute, die Sclaven- und Viehheerdenbesitzer dieser Probe unterworfen, deren Vermögen alsdenn natürlicherweise fast jederzeit die Richter bereichert.

Diese Probe wird mit vieler Feyerlichkeit angestellt. Das Volk versammlet sich in einem Gehölze, wo man denn das Tangin sorgfältig zubereitet und mit verschiedenen Kräutern vermischt klein stößt. Die Vornehmsten aus den benachbarten Dörfern werden zu dieser Ceremonie ebenfalls eingeladen und sind dabey gegenwärtig. Alsdenn wird der Verbrecher auf das schärfste wegen der ihm angeschuldigten That befragt. Leugnet er es und behauptet, daß er unschuldig sey, so läßt man ihn das Tangin verschlucken und von der Wirkung des Tranks hängt sodann seine Ueberführung oder Rechtfertigung ab. Stirbt der Angeklagte, so hält man ihn für schuldig; stirbt er nicht, so wird dieses als ein unzubezweifelnder Beweiß seiner Unschuld angesehen. Gewöhnlich aber sterben alle diejenigen, die gezwungen werden, dieses Gift zu verschlucken, und nur wenige sind so glücklich dem Tode zu entgehen, obgleich auch bey diesen ein siecher Körper die natürliche Folge dieser grausamen Behandlung ist. Barry versichert, daß zu Foulepointe eine Negerin nach überstandener Tanginprobe noch verschiedene Jahre in dem beklagenswürdigsten Zustande gelebt habe. Alle Reichthümer eines auf diese Weise angeklagten und überführten Verbrechers fallen gleich nach seinem Tode dem Oberherrn des Orts zu.

Ausser dieser Prüfung ist auch noch die Wasser- und Feuerprobe bey diesen Völkern üblich. Die erste besteht nach Sonnerats Bericht darin, daß der Angeklagte auf nachstehende Weise bey den Kaymans schwören muß. „Wer sich — sagt dieser Reisebeschreiber — der Wasserprobe unter-

terwirft, muß durch einen Fluß waten, worin sich eine grosse Menge dieser Thiere befindet, und eine gewisse Zeitlang in der Mitte desselben still stehen bleiben. Greifen ihn dort die Kaymans nicht an, so hält man ihn für unschuldig. Die Bewohner des südlichen Theils der Insel haben eine andre Wasserprobe. Um diese vorzunehmen wartet man bis die See äusserst stürmisch ist. Während eines solchen Sturms, setzt man den Schuldigen auf einen ausser dem Fort Dauphin liegenden Felsen. Verschonen ihn dort die Wellen, so wird er für unschuldig erklärt. Die Feuerprobe besteht darin, daß man ein glühendes Eisen dem Beklagten über die Zunge zieht; und da es unmöglich ist, daß dieselbe nicht dabey verbrannt werde, so hält man auch diejenigen, die sich dieser Probe unterwerfen, allemahl für schuldig.“

Wir wollen diesen Aufsatz mit nachstehenden Bemerkungen beschließen, die ebenfalls aus Sonnerats Reisebeschreibung entlehnt sind. „Noch bis jetzt“ — sagt dieser Reisende — „sind die Franzosen auf dieser Insel eben nicht sehr glücklich gewesen. Einigemahl haben sie ihre Factoreyen selbst verlassen müssen; oft sind sie auch daraus verjagt worden. Es ist sogar noch eine Frage, ob sie sich jemahls daselbst auf eine dauerhafte Art werden festsetzen können; denn die Bewohner der Insel wollen mit Gelindigkeit behandelt werden, und die Franzosen scheinen sich nicht daran gewöhnen zu können, Geschöpfe, deren Haut schwarz ist, für Menschen zu halten. Ehe die Madegassen mit ihnen bekannt wurden, lebten sie in jener behaglichen Unwissen-

heit von Laster und Tugend, die sich nur bey der Unschuld der ersten Menschen finden kann. Sie wurden mit ihnen bekannt, und nun folgten sie bald dem Beyspiel einer Nation, die, ihrer Meynung nach, aus der Sonne heruntergestiegen war, ihnen Gesetze zu geben. Aber wir Europäer steckten sie nicht ungestraft mit unsern Lastern an. Wir waren die Stifter ihrer Verdorbenheit und auch die ersten Schlachtopfer derselben; sie lernten von uns rauben und morden, und bedienten sich dann dieser Kunst gegen ihre eignen Herren." —

F.

III.

Ueber Bestimmung des Menschen, Wildheit und Cultur.

Wenn man in Stunden des Nachdenkens in der Welt umherschaut, und über die verschiedenen Stufen der Cultur und Vollkommenheit, worauf die Menschheit steht, nachsinnt, wenn man dabey fragt: auf welcher solte sie stehen, auf welcher würde sie am glücklichsten seyn? so geräth man in ein Labyrinth, in welchem man sich vergebens nach dem wohlthätigen Faden Ariadnens sehnt. Der Mensch ist hier auf die Erde gesetzt, wie ein Baum, der stark und frisch in seiner natürlichen Gestalt fortwachsen, aus dem man aber auch einen schönen vaticanischen Apoll schnitzen kann. Soll er Baum bleiben oder Apoll werden; wann ist er am glück-

lichsten?

lichsten? Wer löst uns dies große Räthsel? Auf beyden Seiten stoßen wir auf Unbequemlichkeiten, die sich mit der Bestimmung des Menschen nicht vertragen, und die uns noch tiefer in das Labyrinth hineinführen. Der Wilde, (denn wir müssen einen Naturmenschen nehmen, wie er wirklich vorhanden ist; der idealische Naturmensch existirt nur in Büchern) der Wilde lebt mit seiner Familie in einer Hütte, die er mit eigner Hand erbaute, ist Zimmermann, Baumeister, Töpfer, Kürschner, alles zugleich; er ernährt sich entweder von seinem Vieh, das um sein ambulatorisches Zelt her weidet, oder er geht des Morgens auf die Jagd und holt Nahrung für den übrigen Tag. Dabey ist er stark, gesund und heitern Muthes. Geistesbedürfnisse kennt er nicht. Er hört keine Oper vom Ritter Gluk, kein Schauspiel von Sheakespear, kein Concert von vierhundert gleichrauschenden Instrumenten, aber er sehnt sich auch nach allen dem nicht, und bringt seinen Nachmittag und Abend am knisternden Feuer oder auf einer Thierhaut in ruhiger Unthätigkeit zu. Wer keinen Capwein und keine indische Vogelnester kennt, schläft ganz ruhig, ohne sich am Abend davon gesättigt zu haben. Sage dem Wilden: Elender! Du jammerst mich bey deiner armseligen Milch an deinem Kohlfeuer! Sieh mich an! Ich speise heute Abend an einer Tafel die mit Gerichten aus allen vier Welttheilen besetzt ist; mein Monarch winkt mir dabey freundlich zu; ich wiege mich dann in wollüstigem Tanz am Arm einer Göttin, und schlafe auf seidenem Pfühl, um Kraft zu neuen Vergnügungen zu schöpfen. Er wird dich anlächeln, wird nicht begreifen können, warum du ihn elend nennst; denn ihm

hat seine Milch ganz vortreflich geschmeckt und er wird ebenfalls unbeschreiblich süß darnach schlafen. So leicht läßt sich der Wilde nicht unglücklich machen. Er kennt keine ruhetödtende Ehrsucht, keinen Gram des verkannten Verdienstes, keine quälende Furcht, vor der Welt zu Schanden zu werden; ihn macht kein ungnädiger Blick seines Monarchen, seines Ministers oder seines Vorgesetzten unglücklich; er hat keine schlaflose Nacht, wenn man ihm in dieser Gesellschaft den Witz und in jener den Verstand abgesprochen hat; er ringt nicht verzweifelnd die Hände, wenn sein Project, an dem Schweißtropfen von vielen Monathen hängen, verächtlich verworfen wird; kurz, er hat nicht die tausend offenen Zugänge, wodurch er unglücklich gemacht werden kann, wie der cultivirte Mensch. Er ist unverwundbar am ganzen Leibe, wie Achilles; nur an der Ferse ist eine schwache Stelle, und so ein Fleck wird selten getroffen. Nimm ihm sein Weib, sein Vieh, sein Zelt; erst dann ist er unglücklich. Der cultivirte Mensch hingegen jagt sich oft mitten im Schooße des Ueberflusses und der Hoheit eine Kugel durch den Kopf. Er kennt nicht deine feinen, raffinirten Freuden, aber er besitzt ein gewisses negatives Glück – er ist nicht unglücklich. Unbeschreiblich viel für ein Geschöpf, von dem Rousseau mit vieler Wahrheit sagt: souffrir est la premiere chose qu'il doit apprendre, et celle qu'il aura le plus grand besoin de savoir *).

So

*) Leiden ertragen ist das erste, was der Mensch lernen soll, ist das, was er am meisten zu wissen nöthig haben wird.

So weit alles ganz vortreflich bey dem Wilden, ganz seiner Bestimmung gemäß; nun wollen wir ihn aber auch von einer andern Seite betrachten. Sein Geist ist in seinem starken und gesunden Körper äusserst klein und schwach. Er ist ein Kind am Verstande und oft eben so hülflos. Der boshafte Affe deckt in der Nacht seine ärmliche Hütte ab, und giebt ihn allen Ungemächlichkeiten des Wetters preis, ohne daß er sich gegen seine Angriffe schützen kann. Dabey ist er rachgierig und blutdürstig, und martert den gefangenen Feind unter der gräßlichsten Pein zu Tode. Sein Gott ist ein Popanz, eine Schlange, ein alter Mann, der auf einem Berge wohnt, und zu dem er nach dem Tode hinkömmt, wenn er viele Feinde erlegt hat. Er kennt nicht die edelsten Freuden des Lebens; er kennt nicht den Planeten, auf dem er wohnt, und ist unfähig seine herrlichsten Geschenke zu genießen; er krümmt sich in seiner Enge, wie ein Wurm, der auf einem schönen Fruchtbaum wohnt und nur an seinen Blättern nagt. Nehmt ihm noch ein klein wenig von seinen geistigen Vollkommenheiten, und er ist ein abscheulicher Affe, der in den Wäldern wohnt, und auf vier Füßen herumläuft. Ein kleiner Schritt ist zwischen ihm und dem Pavian.

Ist dies die Bestimmung des Menschen? Ist dies die Stufe der Vollkommenheit auf der er stehen soll? Unmöglich, unmöglich! In dem Thier solte die Kraft wohnen ein Halbgott zu werden, und es solte Thier bleiben? Welch ein Widerspruch! Kommt, laßt uns ihn auf einer andern Stufe suchen!

Tritt also hervor, schön geschnitzter Apoll, feiner Mann der Welt, Zögling der höchsten Cultur! Lehre uns, ob diese hohe Stufe deiner Bildung die wahre sey, worauf die Menschheit stehen soll; aber täusche uns nicht durch eine blendende Oberfläche, gieb uns Wahrheit! Dein äusseres Glück ist herrlich und groß! Mit Ehrfurcht nahen wir uns deinem Palast, in dem Schönheit und Bequemlichkeit in gleichem Maaß verbreitet sind; du aber selbst bist die höchste Zierde darin. Das Ebenmaaß deines Körpers wird durch ein reizendes Gewand unbeschreiblich erhöhet; dein wohlgeformtes Haar entwickelt neue Schönheiten in deinem Gesicht. Dein Geist aber ist noch weit vollkommner. Er überschaut mit hellem Blick die Schönheiten der Natur, die Einrichtung des Weltgebäudes, empfindet die sanften Freuden des Lebens, der Wohlthätigkeit, der Freundschaft, der Liebe in vollem Maaß. O, Zögling der Cultur, wie schön bist du am Körper und Geist! Und dieser schöne Sterbliche wird seinem Werthe gemäß behandelt. Er ruht auf seidenen Polstern, ißt die feinsten, die schmackhaftesten Speisen, trinkt die süßesten und reizendsten Getränke, arbeitet nur mit diesem hellen, weitumfassenden Geist, und sein schöner Körperbau wird ohne Gefahr und Ermüdung auf weichen Sitzen von einem Ort zum andern bewegt.

Das heißt leben, und das Leben genießen! Aber wenn unser Blick uns nicht täuscht, so ist deine Wange bleich und dein Auge ohne Lebenskraft. Woher diese Blässe, diese sichtbare Schwäche bey einem so herrlichen Leben? O traurige, o schreckliche Erfahrung! Eben dies herrliche

Leben

Leben trinkt die besten Kräfte deines Körpers, eben diese weichen Polster machen ihn schwach und elend, eben diese lieblichen Speisen sind ein unmerklicher Gift, die ihm tausend Krankheiten und Schmerzen verursachen, eben diese reizenden Getränke stumpfen ihn gräßlich ab, eben dies helle, tiefe Denken des Geistes ermattet ihn, raubt ihm die Heiterkeit und reibt den Körper auf; kurz, seine ganze hohe Verfeinerung macht dem Elende Thür und Thor auf, um von tausend verschiedenen Seiten bey ihm einzuziehen.

Du hast einen Handel gemacht, du hast seidene Polster, eine herrliche Mahlzeit, eine süße Behaglichkeit, um Stärke des Körpers und Gesundheit erkauft; du hast für einen tiefforschenden, feinempfindenden Geist, Heiterkeit und Ruhe des Herzens gegeben. Unglücklicher! du bist schrecklich übervortheilt! Thue den Kauf zurück, wenn du kannst! Du hast für einen glänzenden Schein wahres Glück gegeben! Dein Tausch wird ein sieches Leben und einen frühen Tod dir bereiten.

Solte dies die Bestimmung des Menschen, solte dies die wahre Stufe des Glücks und der Vollkommenheit seyn, auf der er stehen soll? Soll er die edelsten Güter des Menschen: Stärke, Gesundheit und Heiterkeit für seine Cultur vertauschen? Unmöglich, unmöglich!

Unmöglich riefen wir schon einmahl, als wir das geistige Elend des Wilden sahen; so rufen wir auch jetzt beym Anblick des körperlichen und geistigen Elends des cul-

tivirten

tivirten Menschen. Eine schreckliche Wahl bleibt uns nur: Vollkommenheit des Körpers oder des Geistes. Wonach sollen wir greifen? Tausende höre ich hier schreyen: nach Vollkommenheit des Geistes! Aber was ist ein hochgebildeter Geist in einem elenden und geschwächten Körper? Ueberall Widerspruch! Der Mensch ist zum Denken bestimmt, und wenn er diese Bestimmung recht eigentlich erfüllt, so reibt er sich selbst auf. Die herrlichsten und lieblichsten Speisen sind für ihn da, und wenn er sich recht an ihrem Genusse laben will, so schwächen sie sein Wesen und vergiften seine Kräfte. Die Liebe ist sein feurigstes, sein mächtigstes Gefühl, das ihm die Erde zum Himmel machen könnte; und wenn er diesen Trieb recht wie er's dürstet befriedigt, so raubt er ihm die Lebenskraft und begräbt ihn vor der Zeit.

Armer Sterblicher, du bist hier auf diese Erde hingestoßen, wo nirgend ein behaglicher Ort für dich ist! Wenn du auf dieser Seite wohl ruhest, so wird die andere von Dornen zerritzt; wenn du den Geist zur Vollkommenheit bildest, so zertrümmerst du unmerklich deinen Körper. Unseliges Loos der Menschheit! Was soll der arme Sterbliche thun? Soll er gedankenlos hinter seinem Vieh hergehen und heitern Geistes seyn, oder die Entfernungen der Sterne berechnen, und voll schwarzer Melancholie die Hände ringen? Soll er in seiner Hütte von gedörrten Fischen leben, und stark seyn wie ein Riese, oder in Wein nach der Mahlzeit ein Vomitiv nehmen, um von neuem essen zu können, und dabey an Koliken sterben? Hier höre ich

wieder

wieder unbeschreiblich viele Stimmen schreyen: keins von beyden, die Mittelstraße! Das klingt schön; aber giebt es eine Mittelstraße in der Cultur? Bleibt der Mensch auf irgend einer mittlern Stufe derselben stehen? Der Naturmensch allein bleibt was er ist; der Beduine in Arabien ist noch jetzt, was er vor Jahrtausenden zu den Zeiten Ismaels war. Wenn er aber nur auf der ersten Stufe der feinern Cultur steht, so steigt er ins Unendliche fort, ohne sich um die Mittelstraße zu bekümmern. Die Römer waren vielleicht zu der Zeit, als ihre Feldherren in Friedenszeiten hinter dem Pflug hergiengen, auf einer mittleren Stufe der Cultur; aber blieben sie es? Blieb es irgend ein Volk in der Welt? Der Staatsbürger, der zu Heinrichs IV. Zeiten seine Henne im Topf hatte, wird bald einen Truthahn darin haben wollen, und aus diesem Truthahn wird endlich ein Fasan werden. So steigt der Mensch von Nothdurft zu Bequemlichkeit, von Bequemlichkeit zu Luxus; und bey jedem Schritt sprießt neues Elend unter seinem Fuß hervor.

Wohin soll also der arme Sterbliche sich wenden? In jede Form hier auf der Erde paßt er nur halb, in keine ganz. In dieser wird sein Körper zerdrückt, in jener sein Geist. Armes, verwaistes Geschöpf ohne bleibende Stätte, ohne Vaterland! Jedes Thier ist auf der Erde an seinen Ort; der Mensch, das vorzüglichste Thier, nicht. In welches Labyrinth führt uns dies? Wo finden wir uns heraus? Wo ist ein leitender Faden? Giebt es einen leitenden Faden? Es giebt einen, er heißt: Unsterblichkeit.

O,

O das lindert, das tröstet, das führt hinaus aus dem schrecklichen Labyrinth. Die Formen, worein wir passen, werden nicht hier gegossen; dort, dort sind sie. Hier ist keine Endbestimmung, kein Ziel für den Menschen; hier ist Mittel, hier ist Weg. Paßten wir ganz in die Formen hier auf der Erde, wer würde sterben wollen? Der Gedanke, daß wir einmahl diese herrliche Lage, woran wir sogar nichts auszusetzen hätten, verlassen müßten, würde uns von Jugend an quälen. Bestimmung des Menschen hier auf der Erde ist: sich vorzubereiten für jene Formen, die uns dort erwarten. Und dies können wir auf jeder Stufe, als Hurone, und als feingebildeter Hofmann.

Dorthin also soll der verwaiste Sterbliche schauen, wenn er im Erdenleben auf Widersprüche stößt, wo diese Widersprüche sich lösen. Da findet er einen Vater und ein Vaterland. Der gute Krieger wird gern einige Stunden auf einem unbehaglichen Posten stehen, wohin ihn sein Feldherr gestellt hat, solte er auch nicht wissen, wozu dies gerade nützt; er wird dies um so eher thun, wenn er schon von weiten ein schönes Land sieht, wo er bald einrücken, und in Ruhe und Ueberfluß leben soll.

Aber auch das ewige, gedankenlose Hinschauen nach jenem Lande, wenn wir nun einmahl in diesem sind, wäre schwach. Sogar die Magd lacht über den alten Weltweisen, der unverwandt nach den Sternen schaut, und darüber auf der Erde in eine Grube fällt. Wir haben um uns her gar viel zu betrachten, das uns nützt und frommt.

Laßt

Laßt uns so gut als möglich in die Form zu passen suchen, die uns die nächste ist. Vielleicht können wir mehr als halb, vielleicht Zweydrittel darein passen. Der ist gewiß der vollkommenste Mensch, der in die ihm angewiesene Form, er stehe auf welcher Stufe er wolle, mit Leib und Seele am besten hineingeht. Das ist ein herrliches Augenmerk hier auf der Erde! Und der Mensch kann viel. Er kann selbst auf der höchsten Stufe der Cultur und des Luxus, wo beyde in das Reich der Thorheit hinüberschwindeln, mit ihnen einen gewissen Reiz, eine gewisse Schönheit verbinden, die sie verzeihlicher macht. Ein Beyspiel davon mag diesen Aufsatz, der seinen Gegenstand nicht erschöpft, der nur mageres Scelet ist, und eine vollkommnere Hand verlangt, um seine ganze Stärke zu erreichen, beschließen. Man erinnere sich aber, daß die folgende Anecdote sich nicht auf die ganze Abhandlung beziehen, sondern nur einen Beweis liefern soll, wie der Mensch selbst auf der höchsten Stufe der Cultur, wohin er am wenigsten zu gehören scheint, den Luxus erträglich machen kann.

Ein Britte nöthigte eine Anzahl seiner Freunde auf ein Glas Punsch. Statt sie in einen Saal zu führen, als sie erschienen, führte er sie hinaus in seinen großen und prachtvollen Garten. Hier finden sie unter dem Schatten verschlungener Bäume ein großes Marmorbecken, das statt des Quellwassers bis an den Rand mit Punsch angefüllt ist. In der Mitte dieses köstlichen Sees steht ein silberner Kahn, worin ein reizender Knabe, mit Flügeln, mit Köcher und Bogen, kurz, wie Amor gekleidet, herum-

schwimmt.

schwimmt. Er trägt in der Hand, statt des Ruders, einen goldnen Punschlöffel. Mit diesen fährt er rings bey den Gästen herum, und füllt ihre Kristallbecher, so oft sie geleert sind, von neuem. So handelt der Britte.

Der Perser löst Perlen in Weineßig auf und trinkt sie. Der Römer läßt Schüsseln von Pfauenzungen auf seine Tafel tragen. Wo ist der Luxus reizender? Wo macht er der Cultur mehr Ehre?

C. F. Benkowitz.

IV.

Mad. von Keralio Bemerkungen über einige Artikel des Planes der französischen Constitution von Herrn Mounier.

XXIII. Artikel.

„Die Preßfreyheit ist die festeste Stütze der allgemeinen Freyheit. Die Gesetze müssen sie aufrecht halten, aber auch zugleich die rechten Mittel damit verbinden, denjenigen zu strafen, der sie durch Bekanntmachung aufrührerischer Schriften, oder Lästerungen einzelner Individuen mißbraucht.“

Wir müssen bestimmen, was wir unter aufrührerischen Schriften verstehen. Alle unsere Despoten gaben vor, daß die Schriften, die nur auf die entfernteste Art von ihren Ungerechtigkeiten sprachen, aufrührerisch wären; Schrif-

ten,

ten, die Thatsachen anklagen, dürfen nicht verboten werden, ausgenommen von angeklagten Personen, die ihre Zuflucht zu den Gesetzen nehmen können.

(Hier wird eine lange Stelle aus Blackstone, 4 Theil, p. 151 bis 153 angeführt.) Laßt uns also der vollen Preßfreyheit nicht die geringsten Fesseln anlegen; laßt sie uns nie den Vorurtheilen, Meynungen, der Besorgniß oder der Gewalt eines oder einer ganzen Classe Menschen anvertrauen. Laßt Gedanken frey seyn, und laßt die Gesetze ihren Mißbrauch verhindern, wie sie den Rasenden verhindern Waffen zu führen. Ein friedlicher Mann ist nicht entwafnet, weil er andere mit seinem Schwert verwunden möchte; das Gesetz kann nur das Vergehen vorhersehen; vorher verdammen kann es den Verbrecher nicht. Die Presse ist eine nützliche und nothwendige Wehr in den Händen der Vernunft, der Klugheit und der Freyheit; laßt uns keinen vorher verdammen, der sie mißbrauchen möchte; laßt sie uns auf keine Art einschränken. Aber auf alle wirkliche Mißbräuche laßt uns schwere Strafen setzen; laßt uns durch diese Strafen die Ehre unserer Mitbürger, die öffentliche Ruhe, die gute Ordnung im Staate, die Achtung für Religion und Sitten sicher stellen, so wie wir das Leben und Eigenthum durch Gesetze gegen Diebe und Mörder sichern. Es ist nicht hinlänglich Gesetze gegen den Mißbrauch der Presse festzusetzen; laßt sie uns auch ausüben, und durch keine Rücksichten vereiteln. Dann kann keine Einschränkung zugelassen werden; sie würde dem Verbote des Gebrauches des Feuers, aus Furcht vor einer Feuersbrunst gleichen.

Da Minister und Beamte, die von der ausübenden Gewalt gewählt worden sind, Rechenschaft ablegen müssen, so können öffentliche Anklagen eben so wenig für Schmähschriften angesehen werden, als Anklagen, die mit Beweisen begleitet sind, welche der Kläger zu sammeln im Stande war, oder wenigstens mit Vermuthungen, die wichtig genug sind, den Richter zur Untersuchung der Beweise und zur Eröfnung des Gesetzbuches zu bewegen; denn auch der Angeklagte, der gleichfalls unter des Richters Schutze steht, hat das Recht, seine Rechtfertigung auf dieselbe Art bekannt zu machen, und seine Kläger vorzufodern, wenn sie eine falsche Klage entweder absichtlich oder unüberlegt angebracht haben.

XXVIII. Artikel.

„Der König ist die Quelle der Ehrenstellen; er hat die Vertheilung der Gunstbezeugungen und Belohnungen in den Händen; so wie die Ernennung zu Würden und Aemtern, sowohl zu den kirchlichen, als bürgerlichen und militärischen.“

Nach der Bemerkung, daß das Wort Gunstbezeugungen soviel als Ungerechtigkeiten bedeute, und auf immer verbannt werden müsse; daß die ausübende Gewalt Personen, die einer Belohnung würdig wären, auszeichnen und vorschlagen möchte, daß aber die Belohnung solcher Personen, von der gesetzgebenden Macht, der alle Minister wegen der ihnen anvertrauten Summen Rechenschaft ablegen müßten, zugestanden und gebilligt werden solten, fährt Mad.

Ke.

Keralio also fort: Die Engländer haben ihrem König die unumschränkte Gewalt gegeben, Pensionen und Geschenke zu ertheilen; sie sind in den Händen des Ministerium Werkzeuge der Bestechungen geworden, und werden dazu gemißbraucht, Sclaven zu erkaufen. Dieser große Mißbrauch ist zu einleuchtend, als daß er nicht von den aufgeklärtesten Politikern dieser Nation solte bemerkt werden; er wird einstens einmahl aufgehoben werden,*) bis jetzt haben es die Umstände noch nicht erlaubt. Man sah dies Uebel in England ein, hob es aber aus Furcht vor größern Uebeln noch nicht auf. Da es die Repräsentanten der französischen Nation ganz in ihrer Gewalt haben, es zu vermeiden, so werden sie es gewiß nicht in unsre Constitution einschleichen lassen.

Die Engländer haben ihrem König die Gewalt Kriege zu machen anvertraut; aber zugleich haben sie ihm auch die Hände gebunden, weil sie sich das Recht die Kosten des Krieges herzugeben, vorbehalten haben. Dieses Vorrecht ist daher nur täuschend. Wir sahen deutlich, daß sie durch politische Rücksichten bewogen wurden, dem Scheine nach einzuräumen, was sie wirklich versagten. Es ist unter der Würde eines ganz freyen Volkes, wie die Franzosen jetzt sind, ihrem Könige ein täuschendes Vorrecht zu geben.

*) Die schöne Schriftstellerin irrt sich hierin. Durch eine neuerliche Acte ist es festgesetzt, daß der König keine Pension über 300 Pfund auf das Jahr ohne Einwilligung des Parlaments vergeben darf, und die ganze Summe der Pensionen ist eingeschränkt.

Die Engländer haben sich wirklich das Recht Kriege zu machen vorbehalten, weil sie sich die Gewalt vorbehielten, die Mittel dazu herzugeben. Dieses Recht gebührt unstreitig der gesetzgebenden Gewalt; sie allein muß über das große Interesse der Nation, wozu der Krieg gehört, entscheiden. Wann die gesetzgebende Gewalt den Krieg für nöthig erklärt und den Feind angezeigt hat, dann fängt augenblicklich die ausübende Macht an zu handeln. Und dies besteht darin, daß sie alle nöthige Zurüstungen macht, daß sie die Zahl der Truppen bestimmt, die Generale ernennt; aber wegen aller dieser Maaßregeln muß sie durch ihre Minister den Repräsentanten der Nation Rechenschaft ablegen.

XXXIV. Artikel.

„Der Regent kann nie die Vormundschaft über den König haben; sie soll denen anvertraut werden, die im Testamente seines Vorgängers bestimmt sind. In Ermangelung einer solchen Anordnung, soll die Vormundschaft über einen König während seiner Minderjährigkeit, der Königin Mutter zu kommen; die Vormundschaft über einen König, wenn er wahnsinnig werden solte, soll seiner Königin gehören; in Ermangelung beyder sollen die Repräsentanten der Nation die Person wählen, der dieses Amt anvertraut werden soll. Der Regent soll auf eben die Art erwählt werden, wenn kein so naher Anverwandter des Königs da ist, daß er ein Recht der Succeßion hat.“

Der König ist unter der Vormundschaft der Nation; sie kann nicht durch das Testament eines sterbenden Mannes

nes verändert, noch der Königin Mutter anvertraut werden; sie gebührt der Nation, und der Regent muß der Nation wegen der Ausübung derselben Rechenschaft ablegen. Der König ist ein Bürger, und die Vormundschaft eines Bürgers gehört der Nation; dies ist der erste Artikel des bürgerlichen Vertrages. Einen Bürger also einem Manne unter die Aufsicht geben, oder den König seiner Gemahlin, das heißt die Grundsätze ganz umstürzen.

XXXV.

„Die Regenten, die im Falle des Wahnsinnes ernannt worden sind, können nichts ernennen oder bewilligen noch irgend wozu eine Einwilligung geben, das der König im Falle seiner Wiedergenesung, oder sein Nachfolger nicht alles wieder aufheben könnte.“

Die Regenten, die im Sterbefalle oder im Falle des Wahnsinnes ernannt sind, vertreten die Stelle des Königs; sie sind durch dieselben Pflichten gebunden, und müssen eben so wie der König durch ihre Minister der Nationalversammlung Rechenschaft ablegen; der König tritt wieder in seine vollen Rechte, wenn er wieder geneset.

V.

Historisch critische Bemerkungen über die große Schlacht bey Torgau und deren Veranlassung für militärische und unmilitärische Leser.

Der durch mancherley Schriften bekannte General Warnery hat durch seinen Rang viele Leser geblendet, die daher seine unverschämten Behauptungen wie Orakelsprüche betrachtet haben. Ich selbst habe das Schicksal gehabt, daß Recensenten meiner Geschichte des siebenjährigen Kriegs zur vermeintlichen Berichtigung gewisser Thatsachen, mich gutmüthig auf diesen Autor verwiesen haben, von dem es schwer ist zu sagen, ob seine Unwissenheit allgemein bekannter Begebenheiten, oder sein lächerlicher Eigendünkel, oder seine durch Rache gegen den König Friedrich erzeugte Bosheit die geschehenen Dinge vorsetzlich zu verdrehen, größer ist; daher seine sinnlose Behauptung über die Veranlassung des siebenjährigen Kriegs, seine so authentisch wiederlegte Nachricht von dem geheimen Befehl des Königs die schwer verwundeten Soldaten aus der Welt zu schaffen, und viele andre gleich falsche Erzählungen. Hier ist das Urtheil über einen dieser militärisch-historischen Fechterstreiche des Warnery, von dem großen Tactiker, Oberst v. Tempelhof, von dem wir, ausser seiner vortreflichen Kriegsgeschichte, die jedem Krieger, der sich in den Kenntnissen seines Standes unterrichten will, unentbehrlich ist, noch ein ausserordentli-

ches

ches Originalwerk über die Tactik zu erwarten haben, das in dieser Wissenschaft Epoche machen dürfte.

Hiebey gebe ich zugleich dem Publicum Nachricht, daß meine ausführliche Geschichte des siebenjährigen Kriegs für alle Volksclassen in zwey Octavbänden im Lauf des künftigen Jahres 1791 vollendet seyn, und im Verlage der Spenerschen Buchhandlung erscheinen wird. Ich bin dabey weit über meine Erwartung mit Beyträgen von Männern, respectabel durch Rang und Talente, großmüthig unterstützt worden, habe von mehr als hundert Augenzeugen Berichte gehört, und verglichen, habe Vorfälle, die allen Kriegen gemein sind, mehrentheils ganz weggelassen, oder doch nur kurz berührt, und nur bloß das Seltene, das Auszeichnende, das Characteristische beybehalten, habe eine Menge Briefe an entlegene Oerter geschrieben, um wegen zweyfelhafter Dinge gewiß zu seyn, und überdem alle gedruckte existirende Quellen von irgend einer Erheblichkeit mit der größten Anstrengung des Geistes und des Körpers genutzt, daher ich mich unterstehe zu sagen, daß in Ansehung der Thatsachen von einiger Wichtigkeit, keine beträchtlichen Zusätze zu dieser Geschichte gemacht werden können; das heißt in soferne diese Zusätze nicht bloß militärisch sind, sondern zur Volksgeschichte gehören; gleichviel wer der künftige Geschichtschreiber dieser Epoche ist, und ob die etwan verborgen gebliebenen Manuscripte einzeln oder Dutzendweise entdeckt werden. Die Volkslectüre war hiebey mein beständiger Gesichtspunct, nicht die Auseinandersetzung der angewandten Tactik; hierin hat der Oberst Tempelhof fast

nichts zu wünschen übrig gelassen. Eine Geschichte mit weniger militärischen Raisonnements wie die seinige, würde für den Krieger nicht belehrend seyn, so wie die meinige, mit mehr Tactik als man schon in dem kleinen Buche hat, den Endzweck verfehlen würde.

v. A.

Hier sind Tempelhofs Bemerkungen:

„Wo der König in diesem Feldzuge (1760) selbst gegenwärtig gewesen war, hatte sich das Glück zuletzt allemahl für ihn erklärt, wenn es ihm gleich dabey sehr beschwerliche Arbeiten auflegte. Die ungeheuern Armeen der Oesterreicher und Russen, welche in diesem Feldzuge Schlesien gewiß zu erobern glaubten, waren nicht im Stande gewesen, sich eines einzigen haltbaren Orts in diesem Lande zu bemächtigen, und kamen in solche Verlegenheit, daß sie zu einer Diversion in der Mark ihre Zuflucht nehmen mußten, um nur den Feldzug mit ihnen zu schließen. Und auch diese verschafte ihnen keine andern Vortheile, als das traurige und unmenschliche Vergnügen, dem Könige eine Strecke Landes verwüstet, seine Hauptstadt gebrandschatzt, seine Lustschlösser geplündert, die darin mit vieler Mühe gesammelten Meisterstücke der Kunst, des Alterthums und der neuern Zeiten, zerstümmelt, hin und wieder völlig ruinirt, und seine Fabriken zu Grunde gerichtet zu haben. Dies entschied aber im Wesentlichen nichts, und foderte den König nur zur Rache und zur Ausübung des Vergeltungsrechts auf, dessen Opfer nothwendig das arme Sachsen werden

mußte,

mußte, weil dessen Beschützer nicht Muth und Entschlossenheit genug zeigten, es gehörig zu decken. Schon war der Anfang mit der Wiedereroberung dieses Landes sehr glücklich gemacht, und der Rückzug der Reichsarmee versprach dem König den ganzen übrigen Theil auf dem linken Ufer der Elbe, sobald der Feldmarschall Daun genöthigt werden konnte, den Posten bey Torgau zu verlassen. Dies war auch das Einzige, aber auch das Schwerste, was dem König zu thun übrig blieb, und die gegenwärtige Lage erfoderte nicht allein, daß es geschehen, sondern daß es auch bald geschehen mußte. Denn die Stellung, welche die Russische Armee nach dem Rückzug von Frankfurt genommen hatte, zeigte offenbar, daß ihre Generale nur auf die Wendung warteten, welche die Angelegenheiten der Oesterreicher in Sachsen nehmen würden, um zu entscheiden, ob sie die Winterquartiere in den Preußischen Provinzen nehmen könnten, oder, wie gewöhnlich, wieder nach Pohlen zurückgehen müßten.

Diese Armee hatte nehmlich in der Neumark längs der Oder und Wartha seit dem 20. September Cantonirungsquartiere bezogen, so daß der rechte Flügel des ersten Treffens in Soldin, und der linke an Landsberg an der Wartha, der rechte des zweyten Treffens an Arenswalde, und der linke an Drossen stieß, die leichten Truppen aber bis Dam, Königsberg und Küstrin standen. Der König hatte überdies sehr sichre Nachrichten *), daß die Rußischen Generale gesonnen wären, wieder nach der Mark Brandenburg

*) Oeuvres posthumes de Frédéric II. Tom. IV. pag. 126.

burg zurückzukehren und mit den Oesterreichern zugleich die Winterquartiere längs der Elbe zu nehmen, wenn diese in Sachsen die Oberhand behielten, oder der Feldmarschall Daun sich nur bey Torgau behaupten könnte. Auf diese Art wäre der König von Schlesien, Pommern und Berlin abgeschnitten gewesen, und ihm nichts übrig geblieben, als seine Winterquartiere hinter der Mulde, Pleiße, Saale, Elster und Unstrut, im Sächsischen, Halberstädtschen und Magdeburgischen zu nehmen. Eine so kleine Strecke Landes konnte der Armee nicht einmahl den hinlänglichen Unterhalt während des Winters liefern. Wo hätte man also Magazine zum künftigen Feldzuge hergenommen? Wo wären die nöthigen Recruten hergekommen? Wo hätte man die Armee bekleiden wollen, wenn man nicht im Besitz von Berlin war? Man braucht eben keine tiefen militärischen Einsichten zu besitzen, um sich zu überzeugen, daß der König auf diese Art der Willkühr seiner Feinde völlig überlassen gewesen wäre, und nichts schlimmeres konnte ihm begegnen, was auch der Erfolg seiner fernern Unternehmungen seyn mochte."

„Der Feldmarschall Daun mußte daher von Torgau vertrieben werden, es koste auch was es wolle. Die Frage war nur noch, wie dies am besten zu bewerkstelligen wäre; durch eine Schlacht oder durch geschickte Manoeuvres? Diese aber konnten nur zweyerley zum Gegenstand haben. Der König konnte gerade nach Dresden marschiren, und dem Feldmarschall Daun Besorgniß wegen dieser Stadt geben, oder bis an die Elbe vorrücken und ihm die Lebensmittel abzuschnei-

zuschneiden suchen, welche er auf diesem Fluß zur Armee zog. Dies verdient eine etwas genaue Untersuchung. Dresden ist zwar keine Festung von Wichtigkeit, sie war aber mit einer Garnison versehen, die sich doch wenigstens acht Tage halten konnte; denn sobald die Reichsarmee von dem Abmarsch des Königs Nachricht erhielt, detachirte sie den 11ten die vier Bataillone, Lucani, Clerici, Macquire, Blau Würzburg, nebst ihren Grenadierkompagnien, 200 Croaten, 300 Husaren und das Nikolas-Esterhazysche Regiment, das bey dem Gefechte bey Strehlen so viel gelitten hatte, nach Dresden, die Besatzung zu verstärken. Der König hatte zwar Belagrungsgeschütz bey sich, nehmlich schwere 12pfündige Canonen; allein diese waren nur für den Feldetat mit Munition versehen, die nicht einmahl zu einer Belagerung von zwey Tagen hinreichend ist. Wir wollen indeß die Armee des Königs vor die Thore von Dresden setzen, und nun fragen wo der Unterhalt für sie herkommen solte? Der König hatte kein anderes Magazin in Sachsen, als das, was er in aller Eil in Düben angelegt hatte. Dies konnte er in dieser Stadt nicht lassen, weil Daun ein Mann ohne allen Kopf hätte seyn müssen, wenn er es nicht weggenommen hätte; er mußte es daher näher an Dresden zu schaffen suchen. Wo hätte er aber dazu das nöthige Fuhrwerk hernehmen sollen? und wenn dies auch aus dem Lande zusammen gebracht werden konnte, was würde dies nicht für Zeit erfodert haben? Das bey der Armee befindliche schwere Proviantfuhrwerk konnte nur auf neun Tage Mehl mitführen; wenn daher auch die Armee auf neun Tage Brod empfangen hätte, so konnte sie doch

von

von dem Tage, da sie von einem gewissen Puncte abhieng, an gerechnet, nicht länger als 18 Tage unterhalten werden. Feldmarschall Daun konnte sie also ruhig nach Dresden marschiren lassen; denn sie brauchte wenigstens 4 Tage, um dahin zu kommen, und in dieser Zeit konnte der General Beck, der mit seinem Corps bey Kosdorf stand, auch noch zur Verstärkung der Besatzung da seyn, wenn auch nicht mehrere Infanterie dahin detachirt wurde."

„Ich frage nun, ob es nicht die größte Unbesonnenheit gewesen wäre, mit einem so geringen Vorrath von Lebensmitteln, sich in eine Unternehmung einzulassen, deren üblen Ausgang ein jeder vernünftige Mensch vorhersehen konnte? Denn wenn der König auch nur 4 Tage vor Dresden paradirte, so mußte seine ganze Armee zu Grunde gehen, weil er alsdann nur noch auf acht Tage Brod und kein näheres Magazin als das in Magdeburg hatte, nach welchem er sich schwerlich anders als über Leipzig zurück ziehen konnte, und daher einen Marsch von 27 Meilen machen mußte. Und würde der Feldmarschall Daun dabey immer ruhig bey Torgau geblieben seyn? würde er nicht Leipzig wieder weggenommen, und dem König den Rückzug völlig abgeschnitten haben?"

„Ein Marsch nach Dresden konnte also zu nichts Wesentlichem führen, wenn man nicht annehmen will, daß der Feldmarschall Daun sich durch Gespenster schrecken ließ. Wir wollen nunmehr sehen, was der König durch einen Marsch an die Elbe ausgerichtet haben würde, und da fällt

sogleich

sogleich in die Augen, daß der Oesterreichische Feldherr die Gemeinschaft mit Dresden ganz gelassen aufgeben konnte, weil er Herr von dem rechten Ufer der Elbe war, und daher ihn nichts hinderte, alle seine Lebensmittel auf der Achse kommen zu lassen. Ehe aber der König einmahl zur Ausführung dieses Entwurfs schreiten konnte, hätte er das Magazin in Düben, so wie vorhin, erst weiter schaffen müssen, wenn es dem Feinde nicht in die Hände fallen solte. Brachte er aber auch wirklich dies Magazin an einen andern sichern Ort, so verlohr er durch jede Stellung, die er zwischen Dresden und Torgau nehmen konnte, die Gemeinschaft mit Leipzig und Magdeburg, ohne daß der Feldmarschall Daun genöthigt war, mit der Hauptarmee die mindeste Bewegung zu machen; denn seine leichten Truppen konnten das ganze Land auf der linken Flanke und im Rücken des Königs überschwemmen und unsicher machen."

„Aus diesem kurzen, einfachen, und wie ich glaube, überzeugenden Raisonnement sieht man leicht, wie gründlich Warnery das Betragen des Königs bey dieser Gelegenheit beurtheilt *)."

„Dieser Monarch, sagte er, hatte gar keine Ursach zu schlagen. Er konnte den Feldmarschall Daun von Dresden und seinen Magazinen abschneiden, weil er sich zwischen Torgau und Dresden setzen, oder Brücken über die Elbe schlagen, sie mit starken und festen Schanzen decken, und ihm auf diese Art alle Gemeinschaft mit Dresden längs diesem

*) Campagnes de Frédéric. pag. 432.

diesem Fluß abschneiden konnte; Daun wurde dadurch sofort genöthigt seine Stellung zu verlassen, ohne sich schlagen zu lassen, oder selbst eine Schlacht zu liefern, wozu er aber keine Lust hatte. Der König konnte sogar Miene machen, auf Dresden loszugehen; kurz es ist ausgemacht, daß sich Daun nicht lange in seinem Lager halten konnte. Man muß daher gestehen, daß der König sich der Gefahr aussetzte geschlagen zu werden, und seine Armee zu Grunde gerichtet zu sehen, ohne etwas zu gewinnen; das will sagen, er ließ sich betrügen, denn diese Schlacht verschafte ihm keine andern Vortheile, als die er schon in Händen hatte, nehmlich den Feldmarschall Daun zum Rückzug zu bewegen. Er hätte dadurch vielen braven Leuten, die ihm sehr nöthig waren, das Leben erhalten."

„Dies ganze Geschwätz des Warnery, das durch gar keine Gründe unterstützt wird, ist ein Beweis, daß der Herr General sehr schlechte Einsichten in der Kunst Armeen zu führen, ihre Operationen gehörig und zweckmäßig zu entwerfen, zu beurtheilen, zu lenken, und keine Beurtheilungsfähigkeit gehabt hat, das Donquischottsche bey Unternehmungen von dem zu unterscheiden, was ein Zusammenfluß besonderer Umstände bey den mannigfaltigen und so oft abwechselnden Lagen des Krieges einem Feldherrn oft zur Pflicht macht, gesetzt auch, es wäre im höchsten Grade verwegen. Mit dem größten Recht entschloß sich der König, sein Schicksal durch eine Schlacht zu entscheiden."

VI. Ueber

VI.

Ueber die Würde des Schriftstellers und über ein Gedicht von Hrn. Schiller.*)

Wenn man die Wichtigkeit und Würde eines Menschen nach seinen Wirkungen, nach seinem Einfluß auf andere bestimmen wolte, so würde der Schriftsteller auf der ersten Stufe unter den Sterblichen stehen. Der Mensch, mit Sprachorganen und mit Handlungsvermögen begabt, wirkt durch beyde auf den Zirkel derer, die um ihn sind, unmittelbar; der Einfluß davon verbreitet sich dann mittelbar weiter, und verliehrt sich endlich in der ringsum wimmelnden Menge der Menschen. Der Schriftsteller aber wirkt unmittelbar auf Tausende, die er nie gekannt, nie gesehen hat, und dieser unmittelbare Einfluß verliehrt sich oft in Jahrtausenden nicht. Er spricht mit Menschen, die hundert, vielleicht tausend Meilen von ihm sind, spricht selbst oft nach dem Tode noch: mit mehreren Personen, als er im Leben je gesehn hat, und lebt jetzt schon für künftige Generationen.

Von

*) Man wird sich vielleicht wundern, daß dies Gedicht, das schon so lange im zweyten Heft der Thalia erschien, noch jetzt beurtheilt wird. Es läßt sich aber hoffen, daß es bey den Verehrern alles Schönen noch im frischen Andenken seyn wird; und überhaupt läßt sich über manche Sachen erst nach einiger Zeit wenn man andrer Urtheil darüber gehört hat, am besten sprechen.

Anm. des Verf.

Von dieser Seite betrachtet ist die Würde des Schriftstellers größer, als irgend eine andere Würde im Staat, sein Wirkungskreis ausgebreiteter als der des Monarchen, die Rede seines Mundes lauter und gewaltiger, als die des größten Redners. Er spricht, und seine Stimme schallt über ein ganzes Land; sein Volk horcht auf und hört seine Worte oft in den fernsten Provinzen zugleich. Von seinem einsamen Zimmer aus dominirt er über die Seelen Tausender, und bestimmt zum voraus, was sie denken und empfinden sollen. Er mahlt die Wohlthätigkeit mit liebenswürdigen Zügen; nach Jahren vielleicht lesen es Tausende an tausend verschiedenen Orten. Aller Seelen werden, wenn auch von fern nur, in die Stimmung versetzt, die der Mann auf seinem einsamen Zimmer hatte. Hier erhebt sich vielleicht von den Tausenden in der Rührung seines Herzens einer, geht hin, erquickt eine leidende Familie, und verwandelt ihre Thränen in Jauchzen und Frohlocken; dort erinnert sich vielleicht ein andrer an einen unglücklichen Freund, der seines Trostes bedarf, geht hin und erquickt sein Herz; dort wird vielleicht noch eine andre gefühlvolle Seele für das ganze Leben zum Wohlthun gestimmt. Der Schriftsteller schildert im Feuer seiner Einbildungskraft Dankbarkeit, Vaterlandsliebe, Heldenmuth, Redlichkeit, Menschenliebe, Gerechtigkeit; alle die ihn lesen werden zu diesen Tugenden hingerissen, werden geneigter und williger, wenn die Gelegenheit sich beut, sie zu üben. Er sucht im Drange seines Herzens Trostgründe bey einem unglücklichen Leben hervor, sucht Gründe für Unsterblichkeit der Seele, für ein künftiges, glücklicheres Leben, und mahlt

sie

sie in lebendigen Farben aus; Tausender Herzen werden erquickt, fühlen die Last des Lebens leichter auf ihren Schultern, und die Hofnung einer glücklichen Zukunft wird ihre Begleiterin durch dies Leben. Seine Schilderung ist lebhaft, ist belustigend und scherzhaft; Tausende werden aufgeheitert, gehen in den Zirkel ihrer Freunde, ihrer Familie, und heitern in dieser fröhlichen Laune auch alles um sich her auf. Wie unbegrenzt ist solch eine Wirkung! Wie unendlich solch eine Herrschaft in Körper- und Geisterwelt! Und dies waren dennoch nur die nächsten unmittelbaren Wirkungen; die fernern mittelbaren verliehrt das Auge. Der Schriftsteller ist einem gesunkenen Wurfe im Wasser gleich; die Schwingungen von ihm verbreiten sich ringsum über das Erdenrund. Eine Periode von seinen Schriften kann Einfluß auf eine Welt haben, ein Blatt Wirkungen für Tausende in die Ewigkeit.

Das Gemählde braucht der Vollendung nicht. Diese wenigen hingeworfenen Züge, die der Ausmahlung auf Bogen noch fähig wären, reichen schon zu, die so wenig beherzigte Würde des Schriftstellers dem Auge etwas näher zu bringen.

Aber wenn diese Würde entweiht, wenn sie zum Nachtheil der Menschheit angewandt würde? Wer ahndet hier nicht mit Schrecken, daß sie dann eben so viel Unheil in Körper- und Geisterwelt hervorbringen, eben so viel Elend, als die unentweihte Glück, verbreiten könne? Der talentvolle übeldenkende Schriftsteller kann, wie ein mächti-

ger, schadenfroher Dämon in der sichtbaren und unsichtba-
ren Natur tausend Arten von Unheil erschaffen. Er kann das größte moralische Ungeheuer auf der Erde werden. Mit hellem Colorit übertünchte Wollust, gleichgültige Darstellung des menschlichen Elends, (denn es giebt warlich Schriftsteller, die die schreklichsten Qualen eines Menschen mit henkersmäßiger Kälte, mit ruhigem Lächeln schildern können, und dadurch das menschliche Herz, das so leicht einen Callus annimmt, noch mehr härten) wie Schlangen gewundene Schlüsse wider Vorsehung und Unsterblichkeit der Seele, Schonung und Bemäntelung des Lasters, alle diese Züge in dem Werk eines talentvollen Schriftstellers und tausend andere können unendlichen und nahmenlosen Jammer in der ganzen lebenden Schöpfung verbreiten, und das menschliche Geschlecht würde vielleicht nach Jahrtausenden noch ein entsetzliches Weh über einen solchen Schriftsteller ausrufen, wenn es nicht zu blödsichtig wäre, um alles das geheime Verderben zu durchschauen, was von ihm über die Schöpfung ausfloß. Und weh einem solchen Schriftsteller! Wenn die Handlungen der Menschen nach ihren Folgen beurtheilt werden; so ist der Missethäter, der unter stundenlangen Martern auf dem Rabensteine stirbt, ein Seraph gegen ihn. Heil uns, daß es von dieser Gattung nur wenig giebt, daß sie sich unter den Edleren verliehren, wie die Giftpflanzen unter den andern tausend Heil und Leben bringenden Kräutern!

Wer solte nicht zittern nur einen Gedanken nieder zu schreiben, der mit dem Glück der Menschen nicht bestehen

stehen kann? Dieser Gedanke kann allgegenwärtig unter ein ganzes Volk umherfliegen und an ihrer Ruhe nagen. Der Monarch, der über Millionen gebeut, kann einen Befehl, der seinen Unterthanen nachtheilig war, zurücknehmen; der Schriftsteller selbst ein Wort nicht. Dies ist ein Same, aus dem Heil oder Unheil für die Ewigkeit hervorwachsen kann.

Ich gehe von diesem allgemeinen Gegenstand zu einem besondern, von den Schriftstellern im Ganzen zu einem Individuum über; zu einem Schriftsteller, dem Clio, Melpomene, Thalia, Eratho und Polymnia vereint einen unverwelklichen Kranz flechten, der auf der Bühne und im einsamen Zimmer zugleich hinreißt, gleich bewundert wird, kurz, einer von denen, die im Anfange dieses Blattes geschildert wurden. Dieser große Schriftsteller indessen hat in gewissen Stunden der Laune und der Begeisterung das Eigene, daß er mit dem, was den Menschen am wichtigsten, am heiligsten ist, wie mit einem Federball, spielt. Vorzüglich thut er dies in ganz vortreflichen, man möchte sagen, unnachahmlichen Gedichten. Aber um so gefährlicher ist diese sonderbare, diese ihm nur eigene Spielerey. Herr Schiller würde es keinem verdanken, der ihm im Capwein unmerklich ein Succeßionspülverchen beybrächte; eben so wenig verdanken wir es ihm, wenn er uns in einem herrlichen Gedicht eine Moral einflößt, die unserer Ruhe, unsern Sitten und unserm Glück gleich gefährlich ist. Und diese Moral liegt bey genauer Entzifferung unwidersprechlich in dem schönen Gedicht: Die Resignation.

Vor des Dichters Phantasie nemlich steigt ein Sterblicher auf, der nach einem in Enthaltsamkeit und genußlos vollbrachten Leben zur Ewigkeit kömmt, und das Glück, das er in diesem Leben nicht fand, von ihr fodert. Dann ein Götterkind, das man ihm Wahrheit nannte, hatte ihn darauf verwiesen, und er hatte ihr seine süßesten Freuden geopfert:

„Ich zahle dir (sagte sie zu ihm) in einem andern Leben,
Gieb deine Jugend mir,
Nichts kann ich dir als diese Weisung geben."
Ich nahm die Weisung auf das andre Leben
Und meiner Jugend Freuden gab ich ihr.
„Gieb mir das Weib, so theuer deinem Herzen,
Gieb deine Laura mir.
Jenseits der Gräber wuchern deine Schmerzen."
Ich riß sie blutend aus dem wunden Herzen,
Und weinte laut und gab sie ihr.

Die Welt hohnlächelte über seine Schwachheit und sagte:

Die Schuldverschreibung lautet an die Todten,
Die Lügnerin, gedungen von Despoten,
Hat für die Wahrheit Schatten dir geboten,
Du bist nicht mehr, wenn dieser Schein verfällt.

Auch die Spötter witzelten laut über seinen Glauben, und riefen ihm zu:

„Vor einem Wahn, den nur Verjährung weiht,
Erzitterst du? Was sollen deine Götter,

Des

Des kranken Weltplans schlauerdachte Retter,
Die Menschenwitz des Menschen Nothdurft leiht?"

„Ein Gauckelspiel, ohnmächtigen Gewürmen
Dem Mächtigen gegönnt,
Schreckfeuer angesteckt auf hohen Thürmen u. s. w.

„Ein Lügenbild lebendiger Gestalten
Die Mumie der Zeit
Vom Balsamgeist der Hofnung in den kalten
Behausungen des Grabes hingehalten,
Das nennt dein Fieberwahn — Unsterblichkeit?"

„Für Hofnungen — Verwesung straft sie Lügen —
Gabst du gewisse Güter hin?
Sechstausend Jahre hat der Tod geschwiegen,
Kam je ein Leichnam aus der Gruft gestiegen,
Der Meldung that von der Vergelterin?"

So spotteten sie über seinen frommen Wahn; er aber blieb unerschütterlich fest in seiner Hofnung, kömmt nun am Ende seiner Laufbahn zur Ewigkeit und spricht:

All meine Freuden hab' ich dir geschlachtet,
Jetzt werf ich mich vor deinen Richterthron
Der Menge Spott hab' ich beherzt verachtet,
Nur deine Güter hab' ich groß geachtet,
Vergelterin, ich fodre meinen Lohn.

So ruft der arme Sterbliche, und nun? Nun höre man den Lohn der ihm wird;

„Mit gleicher Liebe lieb' ich meine Kinder,
Rief unsichtbar ein Genius,
Zwey Blumen, rief er — hört es Menschenkinder —
Zwey Blumen blühen für den weisen Finder,
Sie heißen Hofnung und Genuß.

„Wer dieser Blumen eine brach, begehre
Die andre Schwester nicht.
Genieße wer nicht glauben kann. Die Lehre
Ist ewig wie die Welt. Wer glauben kann, entbehre.
Die Weltgeschichte ist das Weltgericht.

„Du hast gehoft, dein Lohn ist abgetragen,
Dein Glaube war dein zugewognes Glück.
Du konntest deine Weisen fragen,
Was man von der Minute ausgeschlagen
Giebt keine Ewigkeit zurück.

So endigt sich dies vortrefliche Gedicht. Aber wie schrecklich werden wir in diesem vortreflichen Gedichte überrascht! Wie heftig wird unser Gefühl auf der empfindlichsten Seite erschüttert! Wir sind in einem schönen Irrgarten herumgeführt, und finden endlich in der Mitte desselben, wo wir die größte Schönheit erwarteten, den Minotaur mit aufgesperrtem Rachen; er hat eben einen armen Sterblichen verschlungen, und die Reihe wird bald auch an uns kommen.

Und nun die Moral von diesem schönen Gedicht. Wenn man nicht ganz andere Ideen mit den Worten verbindet, wie man nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch

thun darf, so lautet sie offenbar folgendermaßen: Es giebt keine Zukunft; alles was wir bey unserm Daseyn genießen wollen, müssen wir in unserm jetzigen Erdenleben suchen. Genieße deshalb jeder darinn so viel er kann und darf; wer Stärke genug hat, eine Zukunft zu glauben, der begnüge sich mit dieser süßen Hofnung, sie ist das einzige, was ihm bey seinem Daseyn beschieden war.

Arme Sterbliche! ihr seyd sehr stiefmütterlich von der Natur zum Daseyn ausgestattet, wenn man auf diese Moral fußen kann! Sie hat euch einen heißen, schmachtenden Durst gegeben, und giebt euch dabey einen kleinen unmerklichen Tropfen, diesen Durst zu stillen, oder vielmehr ihn zu reizen. Weh uns, wenn dies unser beschieden Theil ist!

Und der Genius, der uns diesen schrecklichen Glauben predigt, spricht von Liebe, spricht von Blumen, die er seinen Kindern giebt? Der Grausame! Er zerknickt beide Blumen, indem er sie uns reicht. Die eine davon Hofnung, raubt er uns durch seinen eignen Ausspruch; er leugnet ja ein künftiges Glück, worauf diese Hofnung sich gründen kann. Und Genuß? Ach, auch der Genuß wird verbittert, wenn ein Tag uns bevorsteht, der uns ihn auf ewig zu rauben droht. Dem Missethäter, dessen Todestag in einem Jahre bestimmt ist, schmeckt schon heute selbst ein köstliches Mahl nicht mehr. Aber es sey; wir wollen einmal annehmen, es sey wahrer Genuß bey diesem Glauben möglich: was wird aus dem Menschen werden?

Ein ungezügeltes Roß, das die Leidenschaften so gewaltig spornen, bis es ausser Athem niederstürzt. Was würde heilig seyn auf der Erde? Welches Gesetz würde der Mensch nicht mit Füßen treten, so lange ihn nur die kurzsichtige menschliche Gerechtigkeit nicht erreichen könnte? Götter thut einen Blick in eine Welt, wo dieser Glaube herrscht, und spricht:

Ich seh die Bande der Natur
Zerrissen; Redlichkeit im Staube; Unschuld, Ehre
Verbannt; zertrümmert die Altäre
Der Freundschaft; und gebrochen Pflicht und Schwur.
Ich seh den Untergang der edelsten Geschlechter,
Verruchte Väter, Mütter ohne Scham,
Zu frechen Künsten auferzogne Töchter,
Und Männer ohne Bart, gebohrne Haremswächter,
In denen nie der Mann zur Reife kam;
Ich seh die Ruh der schönsten Ehe
Durch einen Lovelace gestört;
Ein junges, schwaches Weib, durch Leidenschaft bethört,
In einem Augenblick von ihrer Tugend Höhe
Herabgestürzt, in Thränen schwimmen; sehe
Verführter Jungfraun Angst; sie schreyen wehe! wehe!
Und zucken einen Dolch, den Zeugen ihrer Schmach,
Unwiederbringlich ist ein ganzes Volk verlohren,
Vertrocknet seine Kraft, als wie ein Regenbach.
Die Tugend flieht, und seufzt noch einmahl: Ach!
Und steigt empor zu ihrer Freunde Chore.
Siegprangend zieht das Laster durch die Thore,

Und Elend, sein Gefolge, wimmeln nach.
Banditen, Phrynen, Räuber und Gitone
Sind nun ein freyer Staat; u. s. w.

O wahrlich, wahrlich, die Welt würde ein Zusammenfluß von Abscheulichkeit, ein unförmlicher Klumpen voll Widerspruch, und endlich ein weites Grab des armen Menschengeschlechts seyn, wenn der schreckliche Genius, der von Liebe spricht, Recht hätte:

Ist seine Lehre wahr, daß, wenn mein Leib zerfällt,
Mein Geist, der kaum sich selbst, kaum Gottes Welt erblicket,
Mit ihm zugleich vergeht, so ist in dieser Welt,
So unaussprechlich schön sie auch ihr Antlitz schmücket,
So vielen Zauber auch ihr Wesen in sich hält,
Für mich kein wahres Glück zu finden,
So seh ich Schlangen sich um meine Speisen winden,
So regt bey jedem Glück, bey jeder sanften Lust,
Der Schreckgedanke sich in der geengten Brust:
Du stirbst in kurzer Zeit, bald wird die Lust verschwinden,
Bald wirst du nicht mehr seyn; wie kannst du Lust empfinden?
So mischt sich Wermuth in den Wein,
So kann für keine Lust mein Geist empfänglich seyn,
So ist mein Loos dem Loos des Missethäters ähnlich,
Der keine Ruhe fühlt, den keine Freude weckt,
Weil immer ihn das Ziel des nahen Todes schreckt,
So wünscht mein Geist zur Ruhe nichts so sehnlich
Als: nicht zu denken, nein, nur zu empfinden bloß,

So bin ich klagenswerth selbst in des Glückes Schooß,
So kann ich jedem Schmerz erliegen,
So hab' ich nicht den Muth, die Leiden zu besiegen,
So wird das Elend eisern mir,
So ruht bey jeder Noth Verzweiflung vor der Thür,
So ist der Leidende zu seiner Qual gebohren,
So ists sein größter Feind, der ihn zum Seyn erkohren,
So wünscht' ich nicht zu seyn, so würd' ich gern ein Thier,
So wäre jeder Wurm weit glücklicher als wir.

Manche werden vielleicht finden, daß ich über diesen Gegenstand zu ernsthaft urtheile; man verzeihet so leicht einem schönen Gedicht, wenn auch weder Verstand noch Herz damit recht zufrieden seyn will. Aber wir sind hier wirklich von einer zu empfindlichen Seite angegriffen, von einer Seite, auf der das Glück unsers Lebens beruhet. Welcher Thor würde einen Löffel voll Honig nehmen, der ihm auf der Zunge süß schmeckte, aber nachher Bauchgrimmen, oder gar ein sieches Leben verursachte. Herr Schiller sagt zwar in einer Note unter dem vorhergehenden Gedicht: „Freygeisterey der Leidenschaft," er erwarte von dem billigen Leser, daß er bey den folgenden Gedichten eine Aufwallung der Leidenschaft nicht für ein philosophisches System, und die Verzweiflung eines erdichteten Liebhabers nicht für das Glaubensbekenntniß des Dichters ansehen werde. Aber zum Unglück paßt diese Anmerkung bloß auf das erste Gedicht, und schlechterdings nicht auf das zweyte. In diesem ist weder Aufwallung der Leidenschaft, noch Verzweiflung eines Liebhabers;

habers; im Gegentheil herrscht durchgängig darinn ein ruhiger, kalter und philosophischer Ton eines armen Sterblichen, der an der Ewigkeit steht, und mit vielem Nachdruck ein lang erwartetes Glück fodert. Von dieser Seite also kann man unmöglich die gefährliche Moral dieses Stückes entschuldigen. Vielleicht aber kann man dies von Seiten der Aesthetik eher; vielleicht konnte ein so hoher Grad von dichterischer Schönheit nicht erreicht werden, wenn die Moral minder gefährlich war? Warum aber nicht? Der anstößige Punct kömmt ja erst ganz zuletzt, als der Genius auftritt und uns so empfindlich überrascht. Alle Schönheiten waren vorher schon in reichem Maaß verschwendet, und es brauchte der Ueberraschung oder der Erschütterung zu einem schönen Ausgange gar nicht.

Wir würden es Herrn Schiller sehr verdanken, wenn er uns in einem so schönen Gedicht eine gleich schöne Moral gegeben hätte. Und wie leicht war dies nicht? Nur eine andere Wendung in den letzten drey Versen, nur gerade das Gegentheil von den Worten des Genius. Aber es gefiel dem Dichter nun einmahl, uns einen schönen Leckerbissen mit einem sehr bittern Nachgeschmack zu geben; man weiß freylich nicht eigentlich warum? Oder solte es dem Herrn Schiller wirklicher Ernst mit dieser Lehre seyn? Solte sein Glaube mit den Worten des Genius übereinstimmen? In diesem Fall müßten wir ihn inständigst bitten, unserer Schwachheit zu schonen; und solte er vielleicht selbst stark genug seyn, diese Lehre zu ertragen, so braucht er nur einen Blick

um

um sich her zu thun, um tausend und aber tausend zu finden, die dabey die Ruhe ihres Lebens einbüßen würden. Herr Schiller wird also gewiß aus Menschenliebe schon diese Lehre wenigstens für sich behalten, und weder in Prosa noch in Versen Proselyten zu machen suchen.

C. F. Benkowitz.

Register

Register

des zweyten Bandes

der neuen Litteratur und Völkerkunde.

Julius.

August.

August.

September.

VI. Mo-

Oktober.

November.

December.

Österreichische Nationalbibliothek
+Z157622105

Österreichische Nationalbibliothek
+Z157622105

Österreichische Nationalbibliothek
+Z157622105

Digitized by Google

Österreichische Nationalbibliothek
+Z157622105

Digitized by Google